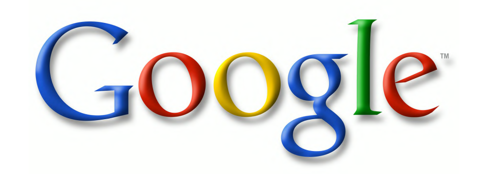


Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Dritter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1851.

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In fünfzehn Bändchen.

Dritter Theil.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Neunte vermehrte Ausgabe
in fünfzehn Bändchen.

Dritter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1851.

Inhalt.

Ein Narr

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Vorläufige Nachrichten.

Auf meiner letzten Reise im Norden unsers Vaterlandes ließ ich mich einen kleinen Umweg nicht gereuen, um meiner Lieblinge einen aus dem goldenen Zeitalter des Lebens einmal wieder zu sehen. Man erlaube mir indessen nur, in der folgenden Erzählung Namen von Gegenden, Ortschaften oder Personen zu verschweigen oder zu verstellen. Die Geschichte ist darum nicht weniger wahr, wie unwahrscheinlich sie auch Vielen vorkommen mag.

Jener Liebling also war der Freiherr Olivier von Flyeln, mit dem ich auf der Göttingischen Hochschule zugleich den Wissenschaften angehört hatte. Er war damals einer der trefflichsten Jünglinge und zugleich einer der geistreichsten jungen Männer gewesen. Die Liebe der römischen und griechischen Schriftsteller hatte uns zusammengeführt und verbunden. Ich nannte ihn nur meinen Achilles, er mich seinen Patroklus. Aber er hätte in der That jedem Künstler zum Urbild eines Achilles dienen können. In Gestalt und edler Haltung einem jungen Halbgott ähnlich, Trotz und Güte im dunkeln Feuer seines Blicks, gelenk und gewandt wie Keiner, der kühnste Schwimmer, der schnellfüßigste Renner, der wildeste Reiter, der anmuthigste Tänzer, hatte er dabei das edelmüthigste und furchtloseste Herz. Sein Edelmuth verwickelte ihn eben in mancherlei unangenehme Händel, weil er sich oft ungerufen der Unterdrückten annahm. Er mußte sich dabei mehrmals mit Andern schlagen; er scheute die besten Fechter nicht; ging in den Kampf wie zu einer Lustparthie, ward dabei niemals verwun-

det, als wäre er am ganzen Leibe gefeiet, ließ aber Keinen ungezeichnet von sich.

Seit unserer Trennung hatten wir uns mehrmals geschrieben; aber wie es denn so geht, wenn man in den Wogen des Lebens auseinander kömmt; wir vergaßen zwar uns nie, aber zuletzt doch den Briefwechsel. Ich wußte endlich von ihm nur, daß er Hauptmann bei einem Infanterieregiment gewesen war. Jetzt mochte er etwa fünfunddreißig Jahre alt und im Range vorgerückt sein. Sehr zufällig erfuhr ich auf der Reise den Standort seines Regiments, und das verleitete mich, wie gesagt, zu dem Umweg.

Der Postknecht fuhr mit mir in die Straßen der alten, weitläufigen, reichen Handelsstadt ein, und hielt vor dem angesehensten Gasthof. Sobald ich vom Aufwärter mein Zimmer angewiesen erhalten hatte, fragte ich ihn, ob beim Regiment in hiesiger Besatzung nicht ein Freiherr von Flyeln sei?

„Sie meinen den Major?“ fragte der Aufwärter.

„Major kann er wohl sein. Ist seine Wohnung entfernt von hier? Trifft man ihn um diese Zeit an? Es ist schon spät; aber ich wünsche, daß mich Jemand zu ihm führe.“

„Verzeihen Sie, der Herr ist nicht mehr beim Regiment, schon lange nicht mehr. Er hat den Abschied genommen oder nehmen müssen.“

„Müssen? Warum?“

„Er hat allerlei Geschichten getrieben, wunderliches Zeug; ich weiß selbst nicht was? Er ist zuletzt nicht recht im Kopf gewesen; überschnappt, verrückt geworden. Man sagt, er habe sich um den Verstand studiert.“

Die Botschaft erschreckte mich so, daß ich die Fassung und die Frage verlor.

„Und wie denn?“ stammelte ich endlich, um doch etwas zu fragen und Genaueres zu vernehmen.

„Verzeihen Sie," sagte der dienstfertige Aufwärter: „was ich weiß, hab' ich nur vom Hörensagen, denn er ist früher weggeschickt, als ich in dies Haus kam. Man erzählt aber noch viel von ihm. Zum Beispiel hat er mancherlei Händel mit Offizieren gehabt, und jeden Du geheißen, sogar den General, jeden, er mochte sein wer er wollte. Als er eine reiche Erbschaft von seinem Oheim in Empfang genommen hatte, bildete er sich ein, er sei bettelarm geworden, könne seine Schulden nicht zahlen, und verkaufte, was er um und an sich hatte. Er soll auch gotteslästerliche Reden in seinem Wahnsinn ausgestoßen haben. Das Lustigste aber ist, daß er seiner Familie zum Trotz ein unehrliches Mädchen, ein Gaunerkind, geheirathet hat. Auch sein Anzug soll zuletzt gar toll gewesen sein, gar hanswurstmäßig, so daß ihm alle Gassenbuben nachliefen. Man hat ihn in der Stadt sehr bedauert; denn er war vorher allgemein geliebt, und muß, so lange er noch den Verstand hatte, ein vortrefflicher Herr gewesen sein."

„Und wo befindet er sich jetzt?"

„Ich kann es nicht sagen. Er hat die Stadt verlassen. Man hört und sieht nichts von ihm. Vermuthlich hat ihn seine Familie irgendwo untergebracht, um ihn heilen zu lassen."

Mehr wußte der Aufwärter nicht zu berichten. Ich hatte schon zuviel gehört. Ich warf mich wie erlahmt in einen Sessel. Ich dachte mir noch die Heldengestalt des geistvollen Jünglings, von dessen Zukunft ich hohe Erwartungen gehegt hatte; der sowohl durch seinen Stand, als durch seine großen Familienverbindungen Ansprüche auf die ersten Stellen im Heer oder im Staate hätte machen können; der durch seine Kenntnisse, durch seine seltenen Geistesgaben zu allem Großen berufen zu sein geschienen, — und der nun war einer der Unglücklichen, vor deren Anblick die Menschheit mitleidig zurückschaudern muß! Hätt' ihn doch der Engel seines

Lebens lieber aus der Welt hinweggerückt, denn ihn zum traurigen Schauspiel, als klägliches Zerrbild, stehen gelassen!

Wie gern ich den guten Olivier gesehen hätte, war mir's nun doch lieb, ihn nicht mehr in der Stadt zu wissen. Ach, er wäre ja doch nicht mehr Olivier, nicht mehr mein herrlicher Achilles gewesen, sondern ein kläglicher, unkenntlicher Torso! Ich wollte ihn nicht sehen, auch wenn es mir leicht gewesen wäre, ihn zu finden. Dann hätt' ich meinen Göttingischen Achilles im Gedächtniß auswechseln müssen mit der Gestalt eines Wahnsinnigen; das hätte mir eine der liebsten und anmuthigsten Erinnerungen geraubt. Ich wollte ihn aus demselben Grunde nicht wiedersehen, wie ich keinen meiner Freunde im Sarge betrachten mag, weil ich nur die Gestalt des Lebendigen in Gedanken bewahren will; oder wie ich's meide, Zimmer, die ich vor Zeiten bewohnte, die nun von Andern bewohnt werden, die nun ganz anders eingerichtet sind, wieder zu besuchen. Das Ehemals und Jetzt verwirrt sich immer in meinen Vorstellungen auf eine unausstehlich-peinliche Weise.

Ich war noch in allerlei Betrachtungen über die Natur des menschlichen Wesens verloren, und wie derselbe Geist, welcher die Räume des Weltalls mißt, das Höchste ahnet — durch Druck oder Verletzung eines unsichtbaren Theils seines Nervengewebes zum widerlich verstimmten Saitenspiel werden muß, sich und der übrigen Welt ein unverständlicher Fremdling: da trat der Aufwärter herein und rief zum Nachtessen.

Die Wirthstafel im hellerleuchteten Speisesaal war von vielen Gästen besetzt. Es traf sich, daß mir ein Platz in der Nachbarschaft einiger Offiziere der hiesigen Stadtbesatzung angewiesen ward. Natürlich leitete ich das Gespräch, sobald es einmal unter uns angeknüpft war, auf meinen Freund Olivier. Ich gab von ihm die genauesten Einzelnheiten an, so viel ich deren wußte, um jede

Verwechslung der Personen zu verhüten. Denn es war ja möglich, und ich glaubte die Möglichkeit, daß der wahnsinnige Freiherr von Flyeln ein ganz anderer, als mein Achilles von Göttingen sein konnte. Allein Alles, was ich sagte, Alles, was ich dagegen hörte, bestätigte zu sehr, daß hier keine Verwechslung stattfinde.

„Es ist jammerschade um den Baron!“ seufzte einer der Offiziere: „Jedermann hatte ihn gern. Er war einer der Bravsten beim Regiment, ein verwegener Teufel. Das sahen wir beim letzten Feldzug in Frankreich. Was Keiner von uns wagte, das wagte er spielend. Aber es glückte ihm auch Alles. Denkt nur an die Batterie bei Belle-Alliance! Wir hatten sie verloren. Der General riß sich die Haare aus dem Kopf. Flyeln rief: Wir müssen sie wieder nehmen, sonst ist Alles dahin! Drei Angriffe hatten wir vergebens gethan. Da geht Flyeln mit seiner Kompagnie noch einmal vor, nimmt's mit einem ganzen Bataillon Garden auf, und bei Gott, schlägt in gräßlicher Metzelei durch; nimmt die Batterie!“

„Aber es kostete auch die halbe Kompagnie!“ rief ein alter Hauptmann neben mir: „Ich war Augenzeuge. Er kam, wie gewöhnlich, ohne Schramme davon. Ungeheures Glück begleitete den Menschen. Der gemeine Soldat läßt sich's jetzt noch nicht ausreden, der Baron habe sich hieb-, stich- und kugelfest machen können.“

Ich hörte mit wahrer Wollust dem lobreichen Gespräch über den guten Olivier zu. Ich erkannte ihn wieder an allen seinen Tugenden. Man pries besonders seine wohlthätigen Handlungen. Er war der Gründer und Verbesserer einer Schule für Soldatenkinder, und hatte dafür großen Aufwand gemacht. Er hatte im Stillen viel Gutes gewirkt; immerdar ein einfaches, eingezogenes Leben geführt; nie zu dem Muthwillen, nie zu den Ausschweifungen sich geneigt, zu welcher Jugend, Schönheit, Kraftfülle und Reichthum so leicht verlocken. Ja, die Offiziere gestanden mir, daß der Frei-

herr bedeutenden Einfluß auf Veredlung des Tons unter dem Offizierkorps, auf die ernstern Sitten desselben und auf dessen wissenschaftlichere Bildung gehabt. Er selbst habe Vorlesungen über verschiedene, dem Krieger nützliche Gegenstände gehalten, bis es untersagt worden sei.

„Und warum untersagt?“ fragte ich verwundert.

„Eben in diesen Vorlesungen,“ antwortete mir einer meiner Tischnachbarn, „offenbarten sich die ersten Spuren seiner beginnenden Geisteszerrüttung. Kein Jakobiner im Pariser Nationalkonvent hat jemals rasender gegen unsere monarchischen Einrichtungen gewüthet, und gegen die verschiedenen europäischen Höfe und ihre Politik, als er zuweilen. Er sagte geradezu, die Völker selber würden früh oder spät sich helfen, sich und den Königen, gegen Ministerwillkür, Priesterherrschaft und Handelsbedrängung. Er meinte auch, die Revolution werde unvermeidlich von Volk zu Volk mild oder stürmisch übergehen, und werde binnen einem halben Jahrhundert die politische Gestalt Europa's verändern. Genug, die Vorlesungen wurden ihm untersagt, und billig und mit Recht. Eben so toll deklamirte er zuweilen auch gegen den Adel und dessen Vorrechte. Wenn man ihn dann erinnerte, daß er ja selbst Baron wäre, antwortete er: „Ihr habt die Thorheit, mich so zu nennen; ich bin ein vernünftiger Mensch und von Geburt eben so viel, wie unser Profos.“

„Das waren aber doch nur erst Vorspuren der Geisteszerrüttung!“ rief ein junger Lieutenant, „allein der erste Akt seiner Narrheit war, als er den Oberstlieutenant von Berken anfiel, mit Maulschellen bewirthete und die Treppe hinunterwarf, nachher aber die Herausforderung nicht anzunehmen wagte, und bei der Gelegenheit das ganze Offizierkorps beleidigte.“

„Er war doch sonst ein guter Fechter, der eben die blanke Klinge nicht fürchtete!“ sagte ich.

„Wir kannten ihn bis dahin auch als solchen. Aber wie gesagt, seine ganze Natur änderte. Als er auf den Platz kam, wo er sich schlagen sollte, erschien er ohne Degen, bloß mit einer Ruthe in der Hand, und sagte in unser aller Gegenwart zum Oberstlieutenant mit lachendem Munde: Du verächtlicher Bock, wenn ich dich wirklich mit dem Degen zerfetzte, würdest du darum mehr werth sein? Und als der Oberstlieutenant seinen Zorn nicht mehr mäßigen konnte und den Degen zog, entblößte der Major kaltblütig seine eigene Brust, und hielt sie ihm hin und sagte: Hast du Lust, Meuchelmörder zu werden: stoß zu! — Wir wollten uns hinein mischen in den Wortwechsel, ihn zwingen, sich mit dem Oberstlieutenant zu schlagen, wie Pflicht und Ehre geboten. — Da nannte er uns allesammt Narren, die mit ihren Grundsätzen von Ehre ins Irrenhaus oder ins Zuchthaus gehörten. Nun konnten wir bald merken, daß es nicht mehr ganz richtig bei ihm im Oberstübchen wäre. Einige unter uns schimpften ihn. Daraus machte er nichts, sondern lachte. Wir begaben uns zum General, wir erzählten demselben offenherzig den ganzen Vorfall. Der General ward sehr verdrießlich, um so mehr, da er an demselben Tage für den Major den Orden vom Hofe erhalten hatte. Er bat uns, ruhig zu sein; er wolle Alles vermitteln, der Major müsse Genugthuung geben. Folgendes Morgens bei der Parade überreichte der General, laut Vorschrift, mit einer angemessenen Rede dem Major den Orden. Der Major nahm ihn nicht an, sondern antwortete in den ehrerbietigsten Worten die unehrerbietigsten Dinge, des Inhalts: „Er habe für das Vaterland, und nicht für ein Stückchen Band gegen Napoleon gefochten. Habe er einiges Lob verdient, so wolle er's nicht vor Aller Augen an der Brust umher zur Schau tragen." Der General war außer sich vor Schrecken. Keine Bitten, keine Drohungen konnten den Major bewegen, das königliche Gnadenzeichen anzunehmen. — Nun traten die Offiziere vor und machten

die Erklärung, sie könnten nicht mehr mit dem Major dienen, wenn er nicht Genugthuung leiste. — Die Sache kam zur Untersuchung; der Major in Verhaft; vom Hofe die Entlassung des Majors. Nun brach die volle Narrheit erst aus. Er ließ sich den Bart, wie ein Jude, wachsen; trug lächerliche Kleider; heirathete seinen Verwandten zum Trotz ein ganz gemeines, übrigens hübsches Mädchen, ein Findelkind, wegen dessen er schon mit dem Oberstlieutenant Händel gehabt hatte; hielt sich eine Zeit lang für blutarm und beging so vielerlei Thorheiten, daß er endlich auf königlichen Befehl unter Aufsicht gestellt und nach seinen Gütern verwiesen wurde."

„Wo lebt er jetzt?" fragte ich.

„Auf seinen Gütern noch, zu Flyeln, im Schlosse seines verstorbenen Oheims; ungefähr zehn Meilen mögen es von hier sein. Ein Jahr lang durfte Niemand ohne Erlaubniß zu ihm, sogar die Verwaltung seines Vermögens ward ihm entzogen. Sie ist ihm jetzt wieder überlassen, doch muß er jährliche Rechnung stellen; auch darf er sich keinen Schritt über die Grenzen seiner Gerichtsherrlichkeit entfernen. Er dagegen hat die ganze Welt feierlich in Bann gethan, und läßt weder Verwandte noch Bekannte, noch Freunde zu sich. Man hat schon seit Jahr und Tag nichts mehr von ihm vernommen."

Der Besuch.

Aus allen Erzählungen der Offiziere leuchtete hervor, daß der unglückliche Olivier, nach Verlust seines Verstandes, doch immer ein gutmüthiger Narr geblieben sei, und daß wahrscheinlich das deutschthümelnde Wesen, welches vor einigen Jahren Modesucht geworden, ihn etwas über Gebühr ergriffen, oder seinem Wahnsinne wenigstens die Farbe gegeben habe.

Alles das hatte mich tief erschüttert. Ich konnte lange des Nachts den Schlaf nicht finden. Als ich am andern Morgen erwachte, war es schon spät; aber ich fühlte mich erquickt und gestärkt. Die Welt erschien mir in viel heitererm Licht, als den Abend zuvor, und ich beschloß, meinen bedauernswürdigen Freund in seinem Verbannungsorte zu besuchen.

Nachdem ich noch flüchtig die Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt hatte, warf ich mich in den Wagen, fuhr bis in die Nacht und folgenden Tages nach Flyeln, in der Nachbarschaft eines Seestädtchens. Das Dorf Flyeln liegt noch zwei Meilen hinter dieser Stadt. Der Postmeister, als er hörte, wohin ich wollte, lächelte und meinte, ich werde wohl eine vergebliche Reise thun. Der Baron lasse sich nicht vor Fremden sehen. Auch erfuhr ich, daß sich sein Gemüthszustand nicht gebessert habe, sondern der gute Mensch von der festen Vorstellung behaftet sei, die ganze Welt wäre seit Jahrhunderten närrisch geworden, und die Heilung müsse von Flyeln ausgehen. In diesem Prozeß, da die Welt ihn, und er die Welt für närrisch halte, sondere er sich von allen Menschen ab. Seine Bauern, deren Grundherr er ist, befinden sich übrigens sehr wohl dabei, denn er thut viel für sie. Aber dafür müssen sie seinen Grillen in allen Kleinigkeiten gehorchen, Schifferhosen und lange Jacken, runde Hüte tragen, sich den Bart lang wachsen lassen, und alle Leute, wenigstens auf Flyelnschem Grund und Boden, sogar ihren Oberherrn duzen. Abgerechnet diese seine Sparre, wäre er der vernünftigste Mann von der Welt.

Ungeachtet der Warnung des Postmeisters machte ich doch den Versuch, und fuhr hinaus gen Flyeln. Was lag mir doch daran, zwei Meilen vergeblich zu fahren, nachdem ich, Oliviers willen, mich so weit vorgeabenteuert hatte? Und ich fand keine Ursache zur Furcht, von ihm abgewiesen zu werden, weil er nicht am Gedächtniß gelitten. Es war freilich ein erbärmlicher, selten be-

fahrener Weg, der bald durch tiefen Sand, bald durch ausgetret Bäche und versumpften Boden, bald durch Kieferngestrüpp fortz und meinem Wagen ein paar Male den Umsturz drohte. E Stunde von Flyeln aber erhob sich das Land, und eine schöne br Fahrstraße, auf beiden Seiten mit Obstbäumen bepflanzt, verk dete die Nähe eines reichen Gutsbesitzers. Die Felder standen der weiten Ebene trefflich gebaut; rechts dehnte sich in der Fe ein hoher Eichenforst mit dunkelm Grün, wie ein ungeheures La gewinde; links das unendliche Meer, ein wallender, weiter Spie der mit glänzenden Wolken am Rand des Gesichtskreises zus menrann. Flyeln, das Dorf, zeigte sich zwischen Fruchtbäum Weiden und Pappeln vor mir; seitwärts erhob sich ein groß alterthümliches Gebäude, das Schloß, wie aus einem Wald wilden Kastanien hervorsteigend. Abwärts, dem Meere näher, das Dorf Niederflyeln, ebenfalls zu Oliviers Herrschaft hörig, malerisch an schroffe Felsen gelehnt, die zuletzt, als büschte Klippen, wie kleine Inseln weit ins Meer hinaus ging Einige Fischerboote, mit Segeln, schwärmten um die Gest auf der Höhe des Meeres erblickte man ein reisendes Schiff; weißen Möwen flatterten schaarenweis in den Lüften.

Je näher ich dem Dorf und dem Schlosse kam, je maleri und freundlicher ward die Umgebung. Es lag in ihr der ei thümliche Reiz einer Seegegend, welcher aus der Paarung Ländlich-Anmuthigen mit der Majestät des unübersehbaren Oze des Geborgenen und Friedlichen einfacher Hütten mit dem w stürmischen Leben des tückischen Elementes, erwächst. In j Fall ist der Verbannungsort meines Freundes reizend genug, man dafür ohne Gram die Freiheit, in lärmerischen Städte wohnen, aufopfern kann.

Sowohl auf den Feldern als in einigen Gärten sah ich die angekündigten „Flyeler Bärte.“ Auch der Wirth,

dessen Schenke ich hielt und abstieg, war reichlich geschmückt mit Haarwuchs um Kinn und Mund. Er erwiederte meinen Gruß freundlich, und schien dabei doch über meine Ankunft verwundert. „Willst du etwa den Gutsherrn besuchen?“ fragte er mich höflich. Ich ließ das etwas auffallende Du lächelnd durchgehen und bejahte es. „So bitt' ich um deinen Namen, Stand und Wohnort. Das muß dem Herrn Olivier gemeldet werden. Er nimmt ungern Reisende an.“

„Aber mich nimmt er gewiß an. Laß Er seinem Herrn nur melden, es wünsche ihn einer seiner ältesten und besten Freunde im Vorbeireisen auf ein paar Stunden zu sehen. Mehr lasse Er ihm nicht sagen.“

„Wie du willst,“ erwiederte der Wirth, „aber ich kann dir die abschlägige Antwort voraussagen.“

Während der Wirth einen Boten suchte, ging ich langsam durchs Dorf in geradester Richtung gegen das Schloß, zu dem mich ein Fußweg hinzuleiten schien, der zwischen Häusern und Baumgärten lief. Er führte mich aber irre zu einem Gebäude, das ich für ein Waschhaus hielt. Seitwärts, jenseits einer Wiese, floß ein ziemlich breiter Bach, hinter welchem sich die hohen dunkeln Wildkastanien des alterthümlichen Stammhauses der Freiherren von Flyeln schattig erhoben. Ich beschloß das Wagestück, mich bei Olivier unangemeldet einzuführen. Ich hatte dem Wirth absichtlich meinen Namen verschwiegen, um, wenn mich Olivier vor sich ließe, zu sehen, ob er mich erkennen würde? Ich ging über die Wiese, fand nach langem Suchen weiter abwärts über den Bach Steg und Weg, die mich zwischen Buschwerke gegen die Wildkastanien zurückführten. Diese beschatteten einen geräumigen, mit grünen Rasen bedeckten runden Platz neben dem Schlosse. Ringsum zog sich im Innern ein breiter mit Sand bedeckter Weg, links und rechts standen artige Ruhebänke unter den breiten Zweigen

der Bäume, und auf einer der Bänke saß, ich war nicht we
überrascht, Olivier. Er las in einem Buche. Zu seinen Fü
spielte ein dreijähriges Kind im Grase. Neben ihm saß ein b
schönes Frauenzimmer, mit einem Säugling an der Brust.
Gruppe hatte etwas Wunderbarliches. Ich stand still, halb
Gesträuch verdeckt. Keiner sah nach mir auf. Meine Augen
gen nur an dem guten Olivier. Selbst der schwarze Bart,
sich ihm um Kinn und Lippen kräuselte, und durch den Bac
bart mit den finstern Locken seines Hauptes zusammenhing, st
ihm wohl an. Seine übrige Tracht hatte etwas Eigenes und
nicht Befremdendes. Auf dem Kopfe trug er eine Art Baret
Vorschirm gegen die Sonne; die Brust offen, mit weit überleg
Hemdkragen; eine grüne weite Jacke, vorn über einander gekni
mit bis gegen das Knie reichenden vorn ganz zusammengehe
Schößen, weiße weite Matrosenhosen, Halbstiefeln. Es war
gefähr dieselbe Tracht, welche ich an den Bauern gesehen ha
nur die seinige feinern Stoffs und geschmackvoller. Seine M
war ruhig und nachdenkend. Auch als Mann, der den Vierzi
entgegen ging, konnte er noch schön heißen. Sein Bart gab
ein heldenartiges Wesen und Ansehen. Es kam mir vor, als
ich eine edle Gestalt aus dem Mittelalter.

Indem trat der Bote meines Schenkwirths vom Schloß
den Kreis der Bäume. Der junge Bursch zog den kleinen
filz ab, und sagte: „Herr, es wünscht dich ein Fremder au
Durchreise zu sprechen. Er sagt, er sei einer der ältesten
besten Freunde.“

Olivier sah auf und fragte: „Durchreise? ist er zu Fuß

„Nein, er kam mit der Post.“

„Wie heißt er? Woher ist er?“

„Das will er nicht sagen.“

„Er soll mich ruhig lassen. Ich will ihn nicht sehen!

Olivier, und machte dem Jüngling eine Bewegung mit der Hand, sich fortzubegeben.

„Aber du mußt mich doch sehen, Olivier!“ rief ich, und trat hervor und verneigte mich mit einer Entschuldigung gegen das Frauenzimmer. Er, ohne sich zu bewegen, ohne meinen Gruß zu erwiedern, drehte verdrießlich den Kopf nach mir, musterte mich eine Weile mit scharfem Blick, ward ernster, legte das Buch weg, trat näher gegen mich vor, und sagte: „Mit wem habe ich zu sprechen?“

„Wie, Achilles kennt seinen Patroklus nicht mehr?“ entgegnete ich ihm.

„O Popoi!“ fuhr er hochbestürzt auf, indem er die Arme auseinander breitete: „Sei willkommen, mein edler Patroklus im französischen Frack und gepuderten Haar!“ — Damit lag er an meiner Brust. Trotz seiner sarkastischen Anrede wurden er und ich bewegt und zu Thränen weich. In dieser Umarmung verschwand ein Zwischenraum von zwanzig Jahren. Wir athmeten wieder wie an den Ufern der Leine, wie zu Bovenden, Norten und auf den Schloßtrümmern von Gleichen.

Darauf führte er mich mit freudeleuchtenden Augen zu der reizenden jungen Mutter, die verschämt erröthete, und sagte zu ihr: „Sieh', dies ist N o r b e r t, du kennst ihn ja aus mancher meiner Erzählungen!“ und zu mir: Das ist mein liebes Weib.“

Sie lächelte mich mit einem wahrhaften Engelslächeln unter ihren Locken an, und sagte mit einer Miene und einer Stimme, in der noch unendlich mehr Güte lag, als in ihrem Worte: „Edler Freund meines Oliviers, sei mir recht sehr willkommen. Ich habe lange schon das Vergnügen Deiner persönlichen Bekanntschaft gewünscht.“

Ich wollte etwas Verbindliches erwiedern, aber ich gestehe, das überraschende trauliche D u, welches mir Unbekannten von so

lieblichen Lippen und so unbefangen hingesprochen, entgegenkla stieß mich einen Augenblick lang aus aller Fassung.

„Meine Gnädige," stammelte ich endlich: „ich habe mit i Umweg von mehr denn zwanzig Meilen das Glück nicht zu theuer kauft, Sie und Ihren Herrn Gemahl, meinen ältesten Freund —

„Holla, Norbert!" unterbrach mich Olivier lachend: „ gleich beim Anfang ein vorläufiges Wort, eine Bitte: nenne m Frau, wie du deinen Gott nennst, einfach Du. Störe die schl ten Sitten von Flyeln nicht mit den Schnörkeln deutscher Z monien- und Komplimentenmeister; das gäbe unleidlichen M klang in unsern Ohren. Bilde dir jetzt ein, du seiest von Deut land und Europa zweitausend Jahre oder zweitausend Meilen geschieden, und lebest wieder in einer ganz natürlichen Welt, et wenn du willst, im Zeitalter des vielweisen Odysseus."

„Also, Olivier," sagte ich, „und du begreifst es, mit e so liebenswürdigen Frau Du und Du zu sein, läßt man sich zweimal bitten: also Frau Baronin, Du — — —"

„Noch einmal halt!" rief Olivier lautlachend dazwischen. „D Baronin steht zum Du, wie dein französischer Frack und der ra Bart zum Patroklusnamen. Meine Bauern sind nicht mehr eigene, sondern Freiherren; ich und meine Frau sind aber mehr und nicht minder Baronen, als es meine Bauern sind. N meine Amalia, wie sie hier Jeder nennt, Mutter — der e Namen des Weibes, — oder Frau."

„Es scheint," versetzte ich, „ihr lieben Leute habt hier ten im Königreiche eine neue Republik gegründet und allen abgeschafft."

„Richtig, allen, bis auf den Adel der Gesinnungen!" wortete Olivier. „Und daraus siehst du, wir sind hier zu noch unendlich aristokratischer, als in euerm Deutschland. bei euch dort trägt der Gemüthsadel wahrhaftig wenig ein,

der Geburtsadel sinkt auch in den Koth, wohin er von Rechts-wegen gehört."

„Um Verzeihung, du bist etwas jakobinisch gelaunt!" entgegnete ich. „Wer sagt dir, daß der Geburtsadel bei uns in der öffentlichen Meinung fällt?"

„O Popoi!" rief er: „muß ich denn dich noch belehren! Ich kannte vor Jahren noch einen armen, lumpigen Juden, den eure frommen Christen lieber ungeboren als geboren gesehen hätten. Er schacherte sich aber so viel zusammen, daß er bald Briefe von der Post mit dem Prädikat Edelgeboren erhielt. Nach einigen Jahren war er ein reicher Mann; und die höflichen Deutschen begriffen sogleich, daß der Mann von äußerst guter Geburt sein müsse. Alles schrieb ihm von da an sogleich als einem Wohlgebornen Herrn Banquier. Der Banquier half aber mit seinen Dukaten Finanzministern und völkerbeglückenden Kriegsministern aus der Geldklemme. Auf der Stelle ward der nützliche Millionär ein Hochwohlgeborner Herr Baron von und zu. — Diese Aufklärung der Deutschen, dieser Spott mit dem Adelwesen führt in wenigen Jahrhunderten weiter als du glaubst. Ich hoffe aber, ist der Geburtsadel bei euch null, wird der Gemüthsadel sich wieder gültig machen."

Die Baronin, um ihren Säugling in Ruhe zu bringen und mein Zimmer zu ordnen, verließ uns mit den Kindern. Olivier führte mich durch seinen Garten, dessen Beete mit den schönsten Blumen gefüllt waren. Um einen Springbrunnen standen auf hohen Sockeln von schwarzem Gestein weiße marmorne Brustbilder mit goldenen Unterschriften. Ich las da: Sokrates, Cincinnatus, Columbus, Luther, Bartholomeo des las Casas, Rousseau, Franklin, Peter der Große.

„Ich sehe, du liebst noch gute Gesellschaft!" sagte ich: „Kann man unter den Lebendigen Liebenswürdigere finden, als dein nied-

liches Weib mit den beiden Amoretten, und unter den T
Ehrwürdigere, als diese da?"

„Hast du an meinem guten Geschmack gezweifelt?" antwo
Olivier.

„Das eben nicht; aber, Olivier, du ziehst dich doch, höre
von aller Welt sonst zurück!" versetzt' ich.

„Eben weil ich nur gute Gesellschaft liebe, die nirgends we
in Europa daheim ist, als in der Gesellschaft von gutem To

„Doch wirst du zugeben, lieber Olivier, daß auch außer F
noch gute Gesellschaft möglich sei."

„Allerdings, Norbert, nur möchte ich keine Jahre und
summen verschwenden, um sie zu suchen. Laß uns davon abbre
Ihr Europäer seid von der heiligen Einfalt der Natur, wi
Wichtigsten, so im Geringsten, so ungeheuer abgewichen, seit
tausenden zu solchen verkünstelten Thieren verartet, daß euc
Unnatur zur vollen Natur geworden ist, und ihr einen schli
Menschen gar nicht mehr versteht. Ihr seid Zerrbilder des m
lichen Geschlechts geworden, von außen und von innen, daß
gesunden Wesen mitten unter euch grauen muß. Nein, du eh
Norbert, brechen wir davon ab. Du würdest mich gar nicht vers
wenn ich redete. Ich schätze dich, ich liebe dich, ich bedaure

„Bedauern? Warum das?"

„Weil du unter Narren lebst, und wider dein Wisse
Narr sein mußt."

Bei diesen Worten Oliviers merkte ich, daß er zu seine
Idee überging. Es ward mir unheimlich bei ihm. Ich
ihn auf andere Gegenstände leiten, sah ängstlich umher, u
an, da mir eben sein Bart wieder auffiel, seinen Bart zu
und wie er ihm so wohl stehe. „Seit wann läßt du ihn
sen?" fragte ich.

„Seit ich zur Vernunft zurückkehrte, und den Muth

vernünftig zu sein. — Gefällt er dir auch wirklich, Norbert? Warum trägst du ihn nicht auch?"

Ich zuckte die Achseln und sagte: „Wenn's allgemeine Sitte wäre, ich trüge ihn mit Freuden."

„Da haben wir's! Weil also die Narrheit Sitte ist, die Natur mit dem Barbiermesser auch am Kinn des Mannes mit Stumpf und Stiel auszurotten, hast du nicht einmal den Muth, auch nur in dieser Kleinigkeit vernünftig zu sein. Diesen Schmuck des Mannes gab Mutter Natur so wenig vergebens, als die Locken des Hauptes. Aber der Mensch in seinem Wahnsinn bildete sich ein, weiser als der Schöpfer zu sein, und schmierte Seife ums Kinn, und glättete es mit dem Messer. So lange die Nationen nicht ganz von der Natur abgefallen waren, behielten sie noch den Bart bei. Trotz dem, daß ihn noch Christus und die Apostel trugen, erklärte ihn erst Papst Gregor VII. in den Bann. Und doch behielten ihn die Geistlichen am längsten bei, wie heut' noch die Kapuziner. Aber als alte Gecken begannen, sich ihres grauen Haares zu schämen, fingen sie an, es am Kinn zu vertilgen, und auf dem Kopf unter Perrücken zu verstecken. Weil man sich gegenseitig in Allem zu belügen gewohnt war, suchte man sich auch um das Alter zu belügen. Greise hüpften mit blonden Haupthaaren und glattem Kinn, wie weibische Jünglinge, und das machte auch ihre Gemüthsart weibischer. Und alle Andern folgten, weil sie zur Wahrheit keinen Muth hatten. Stelle mir neben die Heldengestalt eines Achilles, Alexander oder Julius Cäsar einen unserer heutigen Generalfeldmarschall-Lieutenants in ihrer geschmacklosen Uniform, einen unserer Elegants mit dickem Halstuch und Zierbengel im Tanzmeister-Schritt neben einen Antinous; dich, Herr Geheimerath von Norbert, neben einen Senator des alten Griechenlands oder Roms, muß man da nicht über unsere Karrikaturen aus vollem Halse lachen?" —

„Du hast Recht, Olivier, sagte ich verlegen, „und wı
läugnen, daß die altrömische oder griechische Tracht edlı
die unsrige sei? Allein bei uns im Norden, wir Europäe
mer der festanschließenden Kleider gewohnt und bedürftig, '
uns bei dem malerischen Faltenwurf der Orientalen und E
der etwas unbehaglich fühlen."

„Sieh mich an, Norbert!" sagte Olivier lächelnd, stel
vor mich hin, drückte das Baret auf seinem Kopf ein wen
wärts, stemmte keck die linke Hand auf seine Hüfte und
„Ich, Nordländer, in meiner anschließenden, bequemen uı
fachen Tracht, würd' ich neben einem altrömischen Bürger
übel stehen? Warum gefällt uns noch immer die spanischı
lienische und deutsche Tracht des Mittelalters? Weil sie, ı
nordisch, schön ist. Ein österreichischer Reiter im Helm,
der Husar, würden heut' noch dem Blick Julius Cäsars gı
Warum, ihr andern steifen Herren, folget ihr nicht dem !
nach, wie unsere Frauenzimmer schon begonnen haben, seit
Schleppen und gepuderten Toupés ablegten? Würdet ih
einmal schämen, von außen Karrikaturen zu sein, vielleicht
ihr dann auch von innen aufs Natürlichere kommen. Eı
etwas Wahres in dem Sprüchwort: Kleider machen Leute.
ich sage dir, Norbert, meine Amalie hat mich hübscher gef
seit ich den Bartwuchs nur leicht mit der Scheere mir stutzte
nicht vertilgte; ja, ich glaube, es ist seitdem in ihrer Zun
etwas Inbrünstigeres erregt, seit sie ihre Wange nicht m
ein glattes Weibergesicht, sondern an das männliche lehnt.
das Weib will den männlichen Mann!"

Indem Olivier so sprach, war er ganz Feuer. Er stı
der That vor mir, wie ein kräftiges Heldengebilde aus f
Jahrhunderten, wie aus einem alten Gemälde lebendig l
gegangen; wie einer aus einer Welt, die nicht mehr

Welt ist, und die wir nur bewundern, aber nicht wieder herstellen können.

„Wahrhaftig, du könntest mich," sagte ich zu ihm, „zum ehrlichen Bart bekehren, und ich gewänne dabei noch, daß ich allwöchentlich dreimal der Folter des Bartscheerers entginge."

„Freund," rief Olivier lachend, „dabei könnte es nicht bleiben. Der Bart zieht viel Anderes nach sich. Denke dir deine Figur im krausen Bart, und dazu den dreieckigen Schnabelhut auf dem Kopf, wie ein Jude; das gepuderte Haupt mit dem Rattenschwänzlein im Nacken; und den französischen Frack mit Rockschößen, die dir hinten wie ein Bachstelzen- oder Schwalbenschwanz stehen. Fort mit den Narrheiten! Kleide dich bescheiden, schamhaft, warm, bequem, aber geschmackvoll, daß es auch dem Auge wohlthut, und die erhabene Menschengestalt nicht verzerre. Alles Zwecklose verbanne! Eben das Zwecklose ist das Unvernünftige, eben das Unvernünftige ist das Unnatürliche!"

Als wir noch über diesen Gegenstand unsern Wortwechsel fortsetzten, ließ uns die Baronin durch einen Diener zum Mittagessen rufen. Ich ging neben Olivier schweigend hin, und hatte den Kopf voller Gedanken, die ich leider nicht aussprechen durfte. Es war mir ganz wunderlich zu Muth und ich mußte den Baron ein paar Mal seitwärts ansehen. In meinem Leben war mir's nicht geworden, einen Narren so philosophiren zu hören. Ich war auch gar nicht im Stande gewesen, seinen Bemerkungen über die europäische Kleidertracht gründliche Einwendungen entgegenzustellen. Was er sagte, schien mir richtig. Hier ließ sich mit Recht anwenden: Kinder und Narren reden die Wahrheit.

Das Gastmahl.

Bei Oliviers Vorliebe zu den alten Römern und den h
rischen Griechen ward ich auf dem Hingang zum Schlosse ein w
wegen des Gastmahls bekümmert. Denn von seinem Bart, A
und übrigen Anzug zu schließen, konnte ich nichts anderes,
eine für mich höchst unbequeme Haltung am Tisch erwarten,
ich entweder altrömisch auf Polstern der Länge nach hingela
oder wohl gar schneidermäßig, auf gut orientalisch, die B
kreuzweis untereinander geschlagen, die Suppe zu mir ne
müsse.

Die liebenswürdige Baronin kam uns entgegen, und führt
ins Speisezimmer. Meine Sorge ward sogleich durch den A
europäischer Tische und Stühle gehoben. Es waren zwölf
decke auf dem runden Tische. Die Gäste fanden sich auch bald
es waren Mägde, Knechte, Schreiber des Barons. Ein a
junges Stubenmädchen blieb ohne Stuhl und bediente, als
beim patriarchalischen Mahle. Der Baron verrichtete, eh
uns setzten, ein kurzes Gebet. Dann ging's zur kräftigen S
Die Speisen waren vortrefflich zubereitet, doch einfach. Ic
merkte nur, daß außer dem Wein alle Gerichte aus Erzeug
des eigenen Bodens und benachbarten Meeres bestanden; da
sogar alle fremden Gewürze fehlten, selbst der Pfeffer, deren
Salz, Kümmel, Fenchel u. s. w. einnehmen mußten.

Die Unterhaltung ward heiter und allgemein; sie betra
stens ländliche Geschäfte oder Ereignisse der Umgebungen von F
Die Leute betrugen sich in Gegenwart ihrer Herrschaft weder
noch unbescheiden, sondern mit vielem Anstand. Ich kam m
ter diesen hübschen bärtigen Männern in ihrer schlichten T
mit ihrem brüderlichen und doch ehrerbietigen Du, — ich
fast sagen, etwas albern, oder lächerlich vor, und saß da mi

nem Puderkopf, steifen Zöpfen, Frack und geglätteten Kinn mitten in Europa, wie in einem fremden Welttheil. Es war mir recht wohlthuend, daß, so sehr ich auch von Allen abstach, und so häufig mir auch zwischen dem Du, besonders wenn ich damit die reizende Baronin anreden sollte, ein Sie durchschlüpfte, doch Niemand zum Lachen gereizt ward.

Nach einer halben Stunde ließ uns die Dienerschaft allein; wir drei Andern aber pflogen des Mahles und wurden beim alten goldenen Rheinwein traulicher im Gespräch.

„Ich sah dir's wohl an," sagte die Baronin lächelnd zu mir, indem sie einige Leckereien von Backwerk aufstellte, „du vermissest in Flyeln die Hamburger oder Berliner Küche."

„Und ich sehe es meiner liebenswürdigen Freundin an," versetzte ich, „daß sie der Küche von Flyeln noch das gebührende Lob schuldig geblieben hin, das ich selbst auf Unkosten der Berliner und Hamburger Küche zollen kann, ohne eine Schmeichelei erborgen zu müssen. Nein, ich bekenne dir, zum ersten Mal in meinem Leben lernte ich bewundern, welch' eine leckere Kost unser heimathlicher Boden auftischen kann, und wie leicht wir sogar der Molukken entbehren können!"

„Setze hinzu, Freund Norbert," sagte Olivier," „und mit den Molukken auch die Ueberreizungen unserer Nerven und die fremden Laster, die sich aus den überreizten oder abgereizten Nerven im krankhaften Leib entwickeln. Ohne gesundes Fleisch und Blut kein gesunder Sinn und Muth! Die meisten Europäer sind heut zu Tage Selbstmörder, Leibes- und Seelenmörder zugleich, vermittelst ihrer Kochkünste. Was eure Rousseau's und Pestalozzi's gut machen wollen, tödtet ihr wieder mit Kaffee, Thee, Pfeffer, Muskatnüssen, Zimmet. Lebet einfach, lebet natürlich, und ihr könnet zwei Drittel eurer Predigten, Moralbücher, Zuchthäuser und Apotheken ersparen."

„Ich geb' es zu," sagte ich, „und man wußte das schon allein . . . ."

„Nun denn!" rief er: „eben darin besteht die bis jetz lose Narrheit der Europäer. Sie wissen das Bessere und : es; sie verabscheuen das Schlechtere und suchen es. Sie ve ihre Speisen und Getränke mit theuern Giften und halte toren und Apotheker, wieder genesen zu können und die ? tung zu erneuern. Sie befördern die vorschnelle Reife der K und Mädchen, und jammern hintennach erschrocken über der wilderte Triebe. Sie ermuntern durch Gesetze und Belohn ohne es zu wollen, das Sittenverderben, und strafen es hint mit Galgen und Schwert. Sind sie nicht allesammt den . häuslern gleich?"

„Aber, lieber Olivier, das war doch wohl von jeher so

„Ja, Norbert, von jeher, das heißt, so bald und so Menschen sich einen Schritt weiter von der Natur entfernt Barbarei herüber. Wir aber, durch den Schaden der Väte lich gewarnt, sollen nicht nur wissensreicher, als sie, s auch weiser sein. Wozu sonst unser Wissen? Denjenigen ich für den Vernünftigsten, welcher mit der Unschuld und L reinheit der Naturkinder die mannigfaltige Kenntniß und G bildung des Zeitalters vereinen kann. Gibst du dies zu, Norb

„Wie sollt' ich nicht?"

„Wie, du gibst dies zu? und machst in deinem Hause u deinem Innern nicht den Anfang des Bessern?"

„Es könnte doch unter gewissen Umständen möglich we Indessen bekenne ich dir, Olivier, wir Kunstmenschen so gut je die einfachsten Naturmenschen, hangen in den schwer zer lichen Banden der Gewohnheit. Unser gekünsteltes Sein i sich selbst schon wieder eine Art Natur geworden, die wir ungestraft plötzlich ablegen können."

„Vormals dacht' ich gleich dir, Norbert. Ich habe mich des Gegentheils aus Erfahrung überzeugt. Es gehörte nur ein einziger schwerer Augenblick dazu, ein starkes Herz, den ersten Kampf zu bestehen mit der Raserei der Welt, um zur Glückseligkeit und Ruhe durchzubrechen. Ich schwankte lange; ich kämpfte lange vergebens. Ein bloßer Zufall entschied mein Glück, und das Glück meiner sämmtlichen Angehörigen."

„Und dieser Zufall? Erzähle mir auch den," sagt' ich, denn ich war begierig, das kennen zu lernen, was unmittelbar auf Gemüth und Verstand meines Freundes so mächtig eingewirkt hatte, ihn zu den seltsamsten Grillen und zu der schwärmerhaftesten Lebens- und Handlungsweise überzulocken.

Er stand auf und verließ uns.

„Nicht so, lieber Norbert, sagte die Baronin, indem sie mich eine Weile schweigend anblickte, und es lag in dem zärtlichen Lächeln ihres Auges eine tiefe Frage an mein Herz: „du fühlst Mitleiden mit meinem Manne?"

„Nur mit den Unglücklichen, nicht mit den Glücklichen, sollen wir Mitleiden haben!" versetzte ich ausweichend.

„Vielleicht weißt du's, er ist verabscheut von seinen Verwandten, verachtet von seinen ehemaligen Bekannten, und wird von aller Welt als Verrückter behandelt."

„Liebenswürdige Freundin, vielleicht einiges abgerechnet, was mir wohl Uebertreibung scheint, die mit kluger Umsicht zu meiden wäre, um nicht anstößig zu werden, — dies abgerechnet, bekenne ich, fand ich bisher an Olivier nichts, was des Abscheues oder der Verachtung werth wäre. Doch ich kenne ihn noch viel zu wenig."

„Lieber Freund," fuhr sie fort, „und gilt dir die Stimme der öffentlichen Meinung nichts?"

„Wenigstens noch über meinen Olivier nichts," erwiederte ich, „denn ich weiß gar wohl, daß die öffentliche Meinung Jerusalems

einst zur Kreuzigung der Unschuld rief; daß die öffentliche
nung Völkerverwüster groß nannte; daß sie Weise für Wahn
hielt, und Priester der Thorheit und Ueppigkeit mit dem Bei
der Göttlichen schmückte."

„Ich freue mich!" sagte die Baronin mit einiger Lebl
keit: „du wirst meinen Olivier liebgewinnen; du bist ein
Mann, seiner Freundschaft würdig. Glaube mir, Olivier
Engel, und man stößt ihn von der menschlichen Gesellschaft
wie einen Verbrecher oder Tollhäusler."

Als wir noch so mit einander redeten, trat Olivier wiel
uns. Er trug in der Hand ein kleines Buch. Mit dem w
sich in seinen Sessel und sprach: „Sieh hier des Zufalls od
himmlischen Vorsehung Werkzeug zu meiner Genesung von Sch
und zum Erwachen vom Wahnsinn. Es ist ein unbedeutendes
der Verfasser ungenannt und unbekannt; es sagt viel Gem
und Alltägliches, aber es hat zwischenein ganz unerwartete
blicke. Selbst der Titel „Träumereien eines Menschenfreun
verspricht nicht viel. Ich fand es eines Tages, da ich no
Garnison lag, auf dem Tische eines Bekannten, und steckte e
mir, um allenfalls etwas lesen zu können, da ich mich im f
Grünen vor den Stadtthoren ein wenig ergehen wollte. Al
draußen im breiten Schatten eines Ahorns lag und über manch
Verkehrtheiten des Lebens ärgerlich war, schlug ich mein
auf und es fiel mir ein Abschnitt mit der Aufschrift in die Hä
Fragmente aus der Reisebeschreibung des jüngern
theas nach Thule."

„Laß hören," sagte ich, „was der alte Grieche aus Mas
von unserm Norden zu erzählen weiß. Er soll Zeitgenosse
Aristoteles gewesen sein."

Er las:

Fragmente aus der Reisebeschreibung des jüngern Pytheas nach Thule. (Aus dem Griechischen.)

— — — Ich rede aber die Wahrheit, o Freunde, wenn schon sie auch unglaubhaft scheinen wird. Doch bedenket, daß in jenen rauhen Gegenden des Nordens die Natur selbst den Menschen durch unfreundliche Härte von sich zurückdrängt, und durch Versagungen zwingt, mancherlei Erfindungen zu machen, um das Leben erträglicher zu stellen. Denn dessen bedürfen wir in unserm Vaterlande nicht, wo die Natur gütiger gegen die Sterblichen ist, und wir Winters und Sommers im Freien wohnen, und was zur Fristung und Anmuth des Daseins nöthig ist, ohne Mühe gewinnen. Jene aber, die in Strenge eines halbjährigen Winters seufzen, müssen darauf sinnen, wie sie in geheizten Häusern einen künstlichen Sommer erschaffen. Und weil sie von der Natur zurückgestoßen und in sich selbst hineingebannt sind, werden sie mehr, denn wir, zur Beschäftigung des Geistes mit eiteln Träumen, schönen Entwürfen, die sie nie ausführen, und zur Erforschung alles Wissenswerthen hingetrieben. Daher sind sie kenntnißreich und in allerlei Dingen vielwissend, die weder zur Weisheit noch Glückseligkeit nützen, und schreiben sie große Bücher von nichtswürdigen Sachen, die bei uns weder geachtet, noch kaum dem Namen nach bekannt sind. Ja sie haben dafür besondere Schulen und Lehrstühle errichtet — —

— Aber die Witterung ist auf jener mitternächtlichen Seite der Welt also beschaffen, daß Wärme und Frost, Tage und Nächte von einem Aeußersten zum andern Aeußersten übergehen, daß kaum ein angenehmer Mittelzustand eintritt, welcher dem Geiste und dem Leibe zuträglich ist. Denn in ihren Sommern leiden sie eben so große Hitze, als in ihren Wintern tödtliche Kälte; eine Hälfte des Jahres haben ihre Tage fast die Länge von achtzehn Stunden und in der andern Hälfte kaum die Länge von sechs Stunden.

Eben so unstät und ausschweifend ist auch daselbst das G
des Menschen, und veränderlich wie ihre Witterung. Fe
der Denkart und des Willens gebricht fast allen. Sie habe
Jahr zu Jahr neue Kleidertrachten, neue Dichtungsarten und
Weltweisheiten. Diejenigen, welche gestern die Tyrannei
ten, begeben sich, nachdem sie das Glück der Freiheit mi
Munde priesen und mit dem Leben mißbrauchten, morgen
willig in die Knechtschaft zurück. — —

— Also ist bei jenen Barbaren die größte Ungleichheit in
Dingen. Ein Theil des Volkes, aus wenigen Familien beste
besitzet jede Bequemlichkeit und den größten Reichthum,
schwelget im Uebermaße; aber weitaus die Mehrheit ist arm
von der Gunst der Reichen in großer Abhängigkeit. Eben so
zwar Einzelne im Besitze der Schätze des Wissens, aber die M
des Volks wohnt in Finsterniß der Unwissenheit. Sowohl Fi
als Priester finden solche Unwissenheit für ihr eigenes An
zuträglich und halten den Pöbel in derselben fest, welcher
ohnehin durch Armuth und Trägheit geneigt ist. Daher lieb
Pöbel bei jenen Völkern die gewohnte Weise seiner Vorfahr
allen Gebräuchen, Einrichtungen und übrigen Dingen, welche
Geist betreffen, und ist nur in Sachen körperlichen Genusses
Veränderlichkeit geneigt. Doch pflichtet er jeder Neuerung
sie möge gerecht oder ungerecht sein, wenn sie ihm Geld
häuslichen Gewinn bringt. Denn Geld und hitziges Getränk
bei jenen Barbaren über Gewohnheit, Ehre und Götterfurcht

Bei den Völkern in Thule ist die Freiheit unbekannt,
welche sie vor Zeiten besessen haben mögen, die ist ihnen nach
nach durch Gewalt oder Schlauheit der Großen genommen w
den. Sie werden von Königen beherrscht, welche vorgeben,
seien Söhne der Götter, und die Könige und ihre Satrapen w
den eben so oft von Beischläferinnen oder Lieblingen beherrs

als von ihren Rathgebern. Das Volk ist in erbliche Kasten getheilt, wie bei Indern und Aegyptern. Zur ersten Kaste gehören die Könige selbst und ihre Kinder. Zur zweiten gehören die Großen, deren Kinder beim Kriegsheer und im Staat, auch beim Altar der Gottheiten die vornehmsten Aemter verwalten, ohne Rücksicht auf ihre Würdigkeit. Denn was unglaublich für uns ist, das ist bei jenen Barbaren ein Herkommen, daß die Kaste oder die Geburt höher geachtet wird, als alles andere Verdienst. In der dritten Kaste leben die geringen Beamten, die Handwerker, Kaufleute, gemeine Krieger, die Hirten und Ackerleute, desgleichen die Künstler, Gelehrten und gemeinen Priester. In der vierten Kaste sind die Leibeigenen oder Sklaven, welche man wie anderes Hausvieh verkaufen oder verschenken kann. Bei einigen Völkerschaften, die ihre erste Rohheit schon zum Theil abgelegt haben, fehlt jedoch schon die vierte und letzte von den Kasten; eben so findet man einzelne Völkerschaften, wo gute Fürsten, welche die Gewaltthätigkeit ihrer Großen erkannten, keine Gesetze mehr geben, als mit Einstimmung eines Senats, aus den verschiedenen Kasten des Volks gewählt.

Die Könige in den Ländern von Thule leben unter einander in fast immerwährender Feindschaft. Die Schwächern sind nur sicher durch den gegenseitigen Neid der Stärkern. Wo aber die Stärkern solche Eifersucht unter sich verlieren, fallen sie die schwächern Staaten, unter schlecht ersonnenen Vorwänden, mit Krieg an, und vertheilen sie unter sich. Dafür lassen sie sich den Titel der Gerechten, der Väter des Vaterlandes, oder der Helden beilegen, wie denn dergleichen eitle Beinamen überall und von jeher bei den Barbaren beliebt gewesen sind. So oft aber die untere Kaste in irgend einem Lande, Gebrauch machend von ihren bessern Einsichten, sich gegen die unmäßigen Vorzüge der obern Kasten auflehnt, setzen alle Fürsten und höhern Kasten der übri-

gen Reiche ihre besondern Streitigkeiten beiseite, und ver
sich zur Herstellung der vorigen Ordnung auf fremdem
oft auf sehr uneigennützige Weise. Ein solcher Krieg w
den Barbaren immer als ein heiliger angesehen, weil sie gl
daß die Könige und die Rangordnung der Kasten von den G
selbst eingesetzt worden seien.

Unter allen öffentlichen Ausgaben ist diejenige zur Unterh
der Pracht an den Höfen die größte, und nächst dieser ist di
gabe für das Heer, selbst in Friedenszeiten, die wichtigste
den Unterricht des Volks, für den Landbau und Alles, w
Glückseligkeit der Menschen befördert, wird das Wenigste ge
In den meisten Ländern von Thule, wo die gewerbtreibende
die zahlreichsten Pflichten und die wenigsten Rechte hat, mu
durch Abgaben fast allgemein den Aufwand und die Bedü
des gemeinen Wesens befriedigen.

Was die Religion dieser Barbaren betrifft, behaupten si
von einer und derselben zu sein, und alle rühmen sich ei
desselben Urhebers ihrer Lehre. Allein die Arten ihres G
dienstes sind mannigfaltig verschieden, so wie die Meinunge
die Person ihres Religionsstifters. Deswegen feinden sich di
teien mit großer Erbitterung an. Sie verfolgen und ver
sich. Im Ganzen findet man bei allen Parteien vielen Abe
ben, den die Priester befördern. Vom höchsten Wesen ha
unwürdige Vorstellungen, denn sie eignen ihm sogar mens
Leidenschaften zu. Und wenn die Könige ihre Völker gege
ander in den Krieg führen, wird auf beiden Seiten den Pr
geheißen, das höchste Wesen anzurufen, die Gegner zu verd
Nach erfochtenem Siege danken sie dem höchsten Wesen fü
ihren Feinden gestiftete Verderben.

Ihre meisten Geschichtbücher verdienen kaum gelesen zu
den; denn dieselben enthalten gewöhnlich keine Nachrichten v

Nationen, sondern nur von ihren Königen und deren Heirathen, Erbfolgen, Kriegen und Gewaltthaten. Die Namen der nützlichsten Erfinder und Wohlthäter werden kaum berührt, aber die Namen der verwüstenden Feldherrn stehen überall voran, gleichsam als wenn sie die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts wären. Auch sind die Geschichten dieser Völker, wegen ihrer von den unsrigen abweichenden Sitten, schwer zu verstehen. Denn bei ihnen ist weder zu allen Zeiten, noch auch zu einer und derselben Zeit, in allen Ständen einerlei Begriff von Ehre und Tugend zu finden. In den höhern Kasten kann Unzucht, Ehebruch, Verschwendung, Spielwuth, Mißbrauch der Gewalt löblich genannt werden, oder als anmuthige Schwäche erscheinen, was in den untern Kasten, als Laster oder Verbrechen, mit Tod und Kerker bestraft wird. Wider Betrug und Diebstahl hat das Gesetz für die untern Kasten die härtesten Bußen angeordnet; wenn aber ein Großer mit Klugheit das Land betrügt, und sich auf Kosten seines Fürsten bereichert, wird er sehr häufig in Ehren erhöhet oder mit Gnadengehalten entlassen. Gleichwie in Tugenden und Lastern, ist es auch in der Ehre gehalten. Die Mitglieder der obern Kasten bedürfen keiner andern Ehre, als ihrer Geburt, alle Vorzüge zu verdienen; die Wenigsten in den untern Kasten können nur selten durch Tugenden dem Ansehen jener Günstlinge des Zufalls gleichkommen. Die Ehre aber, welche durch Zufall der Geburt entsteht, kann eben so zufällig durch ein bloßes Schimpfwort vernichtet werden. Der, welcher mit einem Wort die Ehre verletzt hat, und der, welchem sie verletzt worden ist, begegnen sich nach vorgeschriebenen Ordnungen wie Rasende mit Waffen, und suchen einander zu verwunden. Sobald nun eine Wunde oder der Tod beigebracht worden ist, gleichviel welchem von beiden, glauben sie aufrichtig, die Ehre sei wieder hergestellt.

Uebrigens haben die Barbaren mit einander gemein, daß sie

insgesammt auf Gewinn erpicht sind, und dafür Leben, n
gend wagen. Es gehört zu den Seltenheiten, welche Er
und Gelächter erregen, wenn einer dem andern unentgeld
beitet, oder sein Hab und Gut dem Wohl des gemeinen
aufopfert. — Sie reden übrigens viel von edlen Gesinnung
großmüthigen Handlungen; doch sieht man dieselben nur
Schaubühnen unbespottet erscheinen. Die Einwohner von
gleichen aber fast alle den Schauspielern, und sie haben
Kunst, etwas anderes vorzustellen, als sie sind, große Fer
Keiner von ihnen spricht leicht gegen andere so, wie er
Daher nennen sie Menschenkenntniß die schwerste Kunst, und
klugheit die höchste Weisheit.

Inzwischen können sie sich doch nicht so sehr verberger
man nicht ihre Schalkheit oder Unbehilflichkeit erkennen
Denn weil sie mit der menschlichen Vernunft im beständigen
spruch leben, anders lehren und anders handeln, anders em
und anders reden, und zu ihren Zwecken oft die widersin
Mittel wählen, wird ihre Rohheit offenbar. Um zum Acker
ermuntern, belasten sie den Landmann mit den schwersten Ab
und der größten Geringschätzung; um den Verkehr und Han
spornen, errichten sie zahlreiche Zollstätten und Waarenve
um fehlbare Menschen zu strafen und zu verbessern, sperren s
selben in öffentliche Zwangshäuser zusammen, wo sie sich g
seitig mit Lastern noch ärger vergiften, und von wo sie als
endete Verbrecher in die Gesellschaft der Menschen zurückke
um ihres gesunden Leibes zu pflegen, verkehren sie die Ord
des Lebens: einige wachen in der Nacht und schlafen am
andere zerstören die Säfte ihres Lebens mit hitzigen Getränke
Gewürzen, die sie um große Summen aus Indien erkaufen,
daß kaum eine arme Haushaltung zu finden ist, welche sich
der Frucht ihres Feldes oder ihrer Heerde begnügt, ohne Get

aus Arabien oder Gewürze aus Indien und Fische aus entfernten Meeren hinzuzuthun. — — — — —

Die Wirkung der Fragmente des jüngern Pytheas.

Hier endete Olivier die Vorlesung. Er sah mich mit fragenden Blicken an.

Lächelnd sagte ich: „Man muß gestehen, der Ton darin ist gut gehalten. Ungefähr so würde einer der alten griechischen Weisen von den barbarischen Nationen Asiens seiner Zeit gesprochen haben, wenn er sie besucht hätte. Recht brav! Selbst der edeln Steifheit der Schreibart merkt man an, daß diese Fragmente nur Uebersetzung sind. Indessen glaube ich doch nicht an ihre Aechtheit. Wir haben nichts von Pytheas, meines Wissens, als . . .“

Es unterbrach mich Olivier mit unmäßigem Gelächter, und rief: „O du Kind des achtzehnten Jahrhunderts, der du immer nur an der Schale der Dinge herumtastest, und den Kern darüber vergissest; der du immer mit dem Schein zu schaffen hast, und nicht in das Wesen dringest, siehst du und hörst du denn nicht, daß du selbst ein Bürger von Thule bist? — Was? Asien? Nein, so würde ein Weiser der griechischen Vorwelt von euch Europäern geredet haben, wenn er euch zu seiner Zeit hätte besuchen können!“

„Du hast Recht, Olivier; du ließest mich nur nicht zu Ende kommen. Ich wollte noch hinzusetzen, es sind diese Fragmente eine Art lettres persannes. Die Rede ist von uns. Die treffende Wahrheit ist unverkennbar.“

„Ich verstehe dich nur halb, dich Kunstmenschen. Nicht so, du beurtheilst die Kunst des Verfassers, ob er die Wahrheit getroffen habe? Oder meinst du, die Wahrheit habe dich getroffen?“

„Beides! Doch auf dich, lieber Olivier, machte sie schm
lichere Eindrücke, wie du vorhin erzähltest; du lagest mit die
Buche im Schatten eines Ahorns. Erzähle weiter."

„Gut, da lag ich. Wie ich die Fragmente gelesen hatte,
ich das Buch von mir, sank mit dem Haupte ins Gras zur
starrte über mir in die dunkle Bläue des ewigen Himmels hin
hinaus in die Tiefen des nirgends umuferten Weltalls, und d
Gott den Alleserfüllenden, Alles mit Liebe und Herrlichkeit D
bringenden; und dachte an die Ewigkeit meines Daseins in d
Unendlichkeit; und verstand in dem Augenblick dieser erhab
Vorstellungen viele Worte Christi besser, des Wiederoffenb
der göttlichen Verhältnisse unserer Geister: In unsers Vaters
sind viele Wohnungen. Oder: wenn ihr nicht werdet wie die
schuldigen, natürlichen Kindlein u. s. w. Oder: wer mein Jü
sein will, der verläugne die Thorheiten der heutigen Welt,
nehme mein Kreuz muthig auf sich. — Und ich sah die Göt
keit Christi nie heller als damals. Ich dachte an die Entartu
des Menschengeschlechts, wie dasselbe von Jahrtausend zu
tausend aus der Wahrheit, Einfalt und Seligkeit der Natu
mer weiter abgeirrt ist zum thierischen, verkünstelten, wahn
gen, schmerzensvollen Leben. Ich flog in meinen Gedanken
in die Urwelt, zu den ersten Völkern, zu den einfachen Denk
der hohen Alten. Ich seufzte; ich fühlte Thränen in meine
gen. Ich ward in meinen Gedanken wieder ein Gotteskind. W
kann ich nicht wahr fühlen, wahr denken, wahr reden,
handeln wie Jesus Christus? Kann ich nicht die Fesseln de
wohnten abstreifen? Was hindert mich, als dumme Scheu,
Wahnsinnigen, unter verkehrten Barbaren ein Vernünftige
Gottesmensch zu sein? So sprach ich. In meiner Einb
war ich's nun schon. Ich schloß die Augen. Ich empfan
unaussprechliche Seligkeit, frei von der in ihrer Verthierun

quälenden Welt, mit Gott, mit der Natur, dem Weltall, der Ewigkeit, wieder versöhnt und eins zu sein. So lag ich lange; denn als ich die Augen öffnete, war die Sonne verschwunden und das Abendroth umschwamm und vergoldete Alles."

„Ich kenne diese heiligen Zustände!" sagte die Baronin.

„Da ich mich erhob, um in die Stadt zurückzukehren," fuhr Olivier fort, „und meine Uniform an mir erblickte, durchzuckte es mich, wie ein Blitz. Ekelhaft lag die Welt mit allen ihren Thorheiten, mit allen ihren Widersinnigkeiten vor mir da; nie heller sah ich den gräßlichen Abfall der Menschheit von dem Ewigen, Wahren und Heiligen, als in jenem Augenblick. Ich erkannte, daß Sokrates, lebte er heut', noch einmal den Giftbecher trinken müßte; daß Christus, lebte er heut', in jeder Stadt sein Jerusalem wieder finden, von den christlichen Sekten einstimmig zum Kreuz geführt, von den Fürsten als Feind der alten guten Ordnung, als Volksverführer, als Schwärmer verurtheilt werden müßte. — Ich schauderte. Da fragte ich mich mit lauter Stimme: „Hast du Muth?" — Der feste Wille durchdrang mich. Ich antwortete mit lauter Stimme: „Ich habe Muth. Es soll sein. Ich will vernünftig werden, erfolge daraus, was wolle."

„Am andern Morgen — ich hatte einen erquickenden Schlaf gethan und fast Alles, was ich den Abend vorher gedacht, vergessen — fiel mir dies Buch wieder in die Augen. Ich erinnerte mich meines Entschlusses. Nun erkannte ich das Gefährliche meines Wagstücks. Ich ward schwankend. Und doch mußte ich die Wahrheit meiner gestrigen Ueberzeugungen anerkennen. Wer mein Jünger sein will, soll Alles verläugnen. Ich durchdachte meine häuslichen und öffentlichen Verhältnisse. Ich kam mir vor, wie der reiche Jüngling im Evangelium, der traurig von Christo schied. Da fragte ich mich wieder: „Hast du Muth?" — Und mit lauter Stimme antwortete ich: „den will ich haben." — Und so be-

schloß ich von Stund an vernünftig zu handeln, im Kleinsten w
im Wichtigsten. Nur den ersten Schritt gethan und den Ho
der Menschen nicht geachtet, wird jeder folgende Schritt leich

„Ich zittere für dich, du edler Schwärmer!“ rief ich und drü
ihm die Hand: „Nicht so, du erzählst mir doch den Ausga
deines Wagestücks?“

„Warum nicht? Aber so etwas muß im Freien geschehen,
term Himmel, unter den Bäumen, im Anblick des weiten Meeres
sagte Olivier: „Denn, lieber Norbert, in der Stube, zwisc
Wänden und Mauern sieht Manches vernünftig aus, was in
freien Natur, wo sich die Seele gleichsam in das große, r
All auflöset, gar hirngespinnstig und träumerisch erscheint.
umgekehrt findet man draußen in den Umgebungen der Got
schöpfung, wo das Ewige und Wahre bleibend steht, daß M
ches vollkommen richtig sei, was inner den Wänden einer W
stube voller häuslichen Rücksichten, oder inner den Wänden e
philosophischen Lehrsaales, eines Audienzzimmers, eines Ballsa
eines prunkvollen Gesellschaftszimmers, wie überspanntes We
wie Albernheit, wie Schwärmerei oder Verrücktheit erscheint.
komm ins Freie!“

Er nahm mich beim Arm. Die Baronin ging zu ihren
dern. Olivier führte mich durch den Garten auf einen Hü
wo wir im Schatten eines Felsen lagerten. Ueber uns schw
men im weiten Luftmeer die zarten Zweige der Birken; unter
die blitzenden Wogen des Ozeans ins Unendliche.

Olivier erzählte dann ungefähr folgendermaßen:

Oliviers Erzählung.

Das Schicksal begünstigte mich eben damals, als es mit
ner Vernunft zum Durchbruch kam, ganz vorzüglich. Mein V

dessen Vermögensumstände durch unmäßigen Aufwand zerrüttet worden waren, hatte mir nach seinem Tode nur ein mäßiges Erbtheil hinterlassen. Allein ich hatte die Aussicht, nach dem Tode meines Oheims ein sehr stattlicher Gutsbesitzer zu werden. Diese Aussichten waren aller Welt bekannt. Dazu kam noch, daß ich mit der Baronesse von Mooser, der Tochter des Kammerpräsidenten, verlobt worden. Sie war eine der ersten Parthien im Lande, wie man so etwas zu nennen pflegte, das heißt, sie war sehr hübsch, sehr reich und Nichte des Kriegsministers. Die Heirath wurde von meinen Verwandten und dem alten Oheim eingefädelt; ich mußte, dem Lauf der Welt gemäß, einwilligen. Nur die Kränklichkeit meines Oheims, der bei mir Vaterstelle vertrat, verzögerte die Vermählung. Major war ich schon; bei der nächsten Beförderung sollte ich Oberstlieutenant werden. In ein paar Jahren konnte mir das Regiment nicht fehlen.

So standen die Sachen zu jener Zeit. Ich fand nun freilich, nach meiner Genesung zur Vernunft, daß die Sachen scheinbar widerlich standen. Es ward mir unbehaglich, daß ich freier Mann mein Dasein durch Verwandte, an ein Mädchen, wegen Geldes, Herkunft und Protektionen hatte verkuppeln lassen, ohne zu wissen, ob das Mädchen mit seinen Eigenheiten, Ansichten, Fehlern und Neigungen zu mir gehören könne? Die Baronesse war allerdings hübsch und gut, allein nicht um ein Haar anders, wie Frauenzimmer von eben solcher Erziehung sind und sein können: gutmüthig von Natur, aber durch Verkünstelung eitel, lebenslustig, leichtsinnig, stolz auf Verwandtschaft, auf Rang, auf Schönheit, witzig, und witzig auf Unkosten des Besten in der Welt; in Allem mehr französisch, als deutsch. Ob sie mich wirklich liebe, wußte ich nicht; daß ich für sie nicht mehr, als für jedes andere gebildete und hübsche Frauenzimmer fühlte, das wußte ich.

Ein Brief durch Eilboten forderte mich zu meinem kränklichen

Oheim. Ich erhielt Urlaub vom General; schied von meiner V
lobten und ihren Aeltern und reisete ab. Als ich ankam,
der Oheim schon gestorben und begraben. Ein alter Verwa
übergab mir die Schlüssel zu den Schränken, und das Testam
Ich entrichtete die wenigen kleinen Legate an die Dienerschaft,
den Verwalter in mein Geheimniß, und erklärte mich öffent
arm, alles Vermögen meines Oheims mit Schulden bedeckt.

So kehrte ich in meine Garnison zurück und machte mein M
chen bekannt. Es war mir nur darum zu thun, die Denkart me
Verlobten zu prüfen, und ob sie Muth genug haben werde,
meiner Seite der Welt zu entsagen und zu werden, wie ich.
Um die Sache noch auffallender zu machen, verkaufte ich, was
entbehren konnte, um meine eigenen Schulden in der Stad
bezahlen, denn ich hatte deren in der That, alte und neue,
ziemliche Menge. Meine Kameraden lachten mich aus, und
sonders wenn ich vorgab, wenigstens ein ehrlicher Mann zu blei
Selbst der Kammerpräsident und seine Gemahlin riethen mir's
ich müsse keinen Eclat machen, ich blamire mich und ihr H
ich gäbe mir und ihnen ein Ridicule u. s. w.

Ich blieb bei meinem Sinn: Redlichkeit gehe über Glanz,
Armuth sei keine Schande. Wer viel entbehren könne, sei reich
Diese Redensarten, wie man es nannte, gefielen am allerwe
sten der Baronesse. Ihre Aeltern gaben mir zu verstehen, ihr
sei an gewisse Aisances gewöhnt, sie selbst wären nicht
genug, noch während ihres Lebens mir und der Tochter ein
ständiges Sort zu machen. Kurz, nach wenigen Tagen t
man ganz unumwunden meinem eigenen Zartgefühl zu, daß ic
Verbindung freiwillig aufgeben werde. Ich nahm gar keinen
stand, es zu thun, und zu erklären, ich fände es billig, weil
keine gegenseitige Wahl der Herzen, sondern nur eine Ueberein
und Geldabrechnung der Verwandten stattgefunden habe.

Meine vorgebliche Armuth hatte aber noch ganz andere Wirkungen guter Art; nämlich die alten Freunde und lustigen Brüder suchten mich weniger auf. Doch that mir's wohl, daß mich einige ihrer Hochachtung noch immer werth hielten. Die meisten wurden kälter und seltener. Also mit dem Gelde hatte ich für sie das höhere Interesse verloren. Desto besser! dachte ich: und desto wahrer darfst du reden und sein.

Ich machte aber, und das war vorauszusehen, mit der Wahrheit so wenig Glück, wie jeder Andere vor mir. Seit einigen Wintern pflegte ich dem Offizierkorps Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände zu halten. Ich war noch jetzt daran, sprach nun aber frei mein Inneres aus. Als ich aber mit folgenden Sätzen hervortrat: Jeder Krieg, der nicht für Unabhängigkeit und Sicherheit des Vaterlandes gegen fremde Unterdrücker geführt werde, sondern für persönliche Launen des Fürsten, Intriguen der Minister, Ehrgeiz der Höfe, um zu erobern, um sich in die Angelegenheiten anderer Völker zu mengen, um eine Rache zu üben, sei ungerecht; stehende Heere seien die Plage der Länder, der Ruin der Finanzen, die Kerkerknechte des Despotismus, wo der Fürst Despot sein wolle; — der Soldat sei Bürger; — der Erb- und Briefadel heut' Unsinn, der nur unter Wilden und Barbaren eine Art Sinn gehabt habe; — ich hoffe noch die Zeit zu erleben, daß alle Könige Europens durch ein Konkordat sich über Aufhebung der ungeheuern Zahl stehender Heere verständigen, und hinwieder alle waffenfähigen Bürger zu Soldaten machen werden; — Duellanten gehören ins Irrenhaus oder Zuchthaus; — als ich mit diesen oder ähnlichen Sätzen hervortrat und ihre Richtigkeit erwies, an welcher der gesunde Menschenverstand nicht zweifeln könne, wurden die Vorlesungen verboten und der General gab mir einen derben Verweis. Ich widersprach und bekam Arrest.

Das Alles that mir nicht weh; denn ich hatte es erwartet.

Doch überall vollstreckt' ich meine Pflicht. Seit der Ungnade, die ich beim General gefallen war, fingen auch die bessern Offizie an, sich von mir zurückzuziehen. Man lachte und spöttelte vi Einige der witzigsten hielten mich für verrückt und meinten, das die Folge des Schreckens, den ich bei meiner vereitelten Hoffnu auf die große Erbschaft gehabt haben sollte. Bald ward ich verlassen, daß selbst mein bisheriger Bedienter nicht mehr bei r bleiben wollte, weil ich mich und ihn mit zu karger Kost nähr den Kaffee abschaffte, selten Wein nahm, und ihm statt der b herigen reichen Livrée eine einfache, bequeme Tracht machen la wollte, ungefähr wie die, in der du mich jetzt siehst.

Dagegen erhielt ich zu derselben Zeit einen Brief, der für Alles Ersatz bot. Ich hatte nämlich vor Jahren ein ar Bettlermädchen weinend vor der Scheuer eines Bauernhauses funden. In der Scheuer lag auf Heu die Mutter des Mädch sterbend, in Lumpen. Ich erfuhr von dem sterbenden Weibe, selbst noch sehr jung war, es sei aus dem südlichen Deutschla von armen, aber rechtschaffenen Aeltern, in den Dienst einer rei Herrschaft getreten, dort vom Sohn des Hauses verführt, t mit einem Stück Geld aus dem Hause gewiesen worden; l nach ihrer Entbindung Dienst gesucht, aber wegen des Ki nirgends langen Unterhalt gefunden, sei immer umhergestric habe zuletzt nur von Almosen gelebt, und könne nun für Tochter nur noch beten. — Ich lief in das Bauernhaus, ihr frischungen zu kaufen, denn der Bauer hatte ihr kaum den R platz in der Scheuer gestatten wollen. Als ich zurückkam zu lag sie schon entseelt auf dem Heu, und das kleine Mädchen mernd über dem Leichnam der Mutter. Ich tröstete so gu konnte; bestritt die Begräbnißkosten, und schickte das verwa Mädchen, welches nicht einmal den Geschlechtsnamen seiner M kannte, besser gekleidet in eine weibliche Erziehungsanstalt

Kastrow. Es hieß Amalia, ich gab ihm zum Almosen noch den Beinamen Scheuer, nach dem Fundort.

Jetzt eben, da Alles von mir wich, erhielt ich aus der Anstalt Kastrow von dieser Amalie Scheuer einen Brief, der noch zu meinen Kleinodien gehört. Du sollst ihn lesen. Er rührte mich damals zu Thränen. Der Inhalt war ungefähr: Sie habe mein Unglück vernommen, und glaube nun ihrem Vater, so pflegte sie mich zu nennen, nicht länger zur Last sein zu müssen. Sie werde suchen, als Erzieherin in einem guten Hause, oder durch Stickerei, Putzmachen, Unterrichten im Klavierspiel, oder auf irgend eine Art ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Ich möge für sie unbekümmert sein; nun sei die Reihe an ihr, Kummer für mich zu haben. Du mußt den Brief selbst lesen mit den schönen Ausbrüchen von Dankbarkeit. Es ist die Abspiegelung der frömmsten, reinsten Seele. Sie bat noch um die Erlaubniß, ein einziges Mal ihren Wohlthäter zu sehen, dessen Bild ihr nur dunkel im Gedächtniß schwebe seit dem Todestag ihrer Mutter. — Ich schrieb ihr zurück, lobte ihre Gesinnungen, aber versicherte, sie habe nicht Ursache, sich zu übereilen; ich würde für sie sorgen, bis sie einen angemessenen Platz habe.

Eines Tages, da ich von der Wachtparade zurückgekommen, ward an die Thür meines Zimmers gepocht. Ein unbekanntes Frauenzimmer trat herein, ein liebliches Gesicht. Lilien und Pfirsichblüthen mischten die Farben im Strauße nie schöner, als auf diesem Antlitz unter einer Lockenfülle des Haares. Sie fragte mit Erröthen und zitternder Stimme nach mir; dann fiel sie in Thränen zerfließend nieder, umarmte meine Knie, und da ich erstaunt sie aufrichten wollte, bedeckte sie meine Hand mit ihren Küssen. Was mir ahnete, bestätigte endlich ihr Ruf: „O mein Vater! o mein Schutzgeist!“ Ich beschwor sie, aufzustehen. Sie bat mich, sie

in dieser längst ersehnten Stellung verharren zu lassen, und sag
„Ach, ich bin so selig, daß mein Herz bricht!“

Es währte lange, ehe sie sich erholte und aufstand. Dann sc
ich sie an mein Herz, drückte einen Kuß auf ihre helle Stirn,
befahl ihr, mich als Vater zu betrachten und Du zu heißen.
gehorchte. Aber mir hatte der väterliche Kuß etwas die Si
verwirrt. Sie war in einem Gasthof abgetreten. Dort ließ
sie einige Tage; aber diese Tage waren genug, über meine
müthsruhe zu entscheiden. Als Amalia in ihre Anstalt zurückre
wollte, gab ich ihr den Rath, in einer bürgerlichen Wohnung
Stadt zu bleiben, und Stickereien um Geld zu unternehmen.
war mir zu schwer, mich von ihr zu trennen. Aber ihr verrat
daß ich reich sei, wollte ich auch nicht. Ich mußte sie prüfen.
miethete ihr einige Zimmer, nahm eine Magd zu ihrem Di
versorgte sie mit Flügel, Harfe, Büchern, nach wenigen T
auch mit Aufträgen zu Stickereiarbeiten, freilich alle auf ei
Kosten, unter Vorgeben, sie kämen von fremder Hand. Ic
suchte sie wöchentlich nur ein- oder zweimal, um Aufsehen
üble Deutung zu meiden.

Jeder Besuch war mir ein Fest. Du kannst dir's denken,
süß es mich durchdrang, zu wissen, es lebe unterm Mond
Wesen, das mir Alles schuldig sei, das Keinem zugehörte i
Welt, als mir, das von meiner Fürsorge Alles erwarte: und
Wesen sei von Allem, was die Natur mir jemals Schönes, L
mes, Edles, gewiesen, das Auserlesenste. — Amaliens Schi
und demüthiger Stand waren bald in der Stadt kein Gehei
Sie zog die Blicke auf sich. Man sprach mir davon, und ic
hehlte nicht, daß ich ihr Pflegevater sei, und sie ein armes
von unehelicher Geburt. Man brachte ihr bald Arbeiten übe
beiten, denn ich hatte ihr untersagt, je in ein fremdes Ha

g[illegible]. [illegible]uenzimmer kamen zu ihr, weniger der Stickereien wegen, als die [illegible]priesene in der Nähe zu sehen.

Eines [illegible], da ich Amalia besuchte, hörte ich, indem ich vor der Thür ihres Zimmers stand, daß sie mit einem Mann in heftigem Wortwechsel war. Ich erkannte die Stimme meines Oberstlieutenants. Als ich die Thür öffnete, wollte er ihr einen Kuß rauben. Ich warf ihm sein unanständiges Betragen vor, und da er Umstände machte, flog er unter meinen Händen zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Er glaubte, ich habe seine Ehre beschädigt, und forderte mich zum Duell. Ich wies ihn mit seiner Narrheit ab. Das Korps der Offiziere drohte, nicht mehr neben mir dienen zu wollen, weil ich ein Feiger wäre. Das war ich nicht, ging auf den bestimmten Kampfplatz wehrlos, und sagte dem Narren, wenn er Lust habe zum Meuchelmord, so gebe ich ihm Erlaubniß dazu. Jetzt wurden er und die Offiziere pöbelhaft. Sie glaubten, nach ihren barbarischen Vorstellungen, meine Ehre tödtlich verwundet, wenn sie sich selbst durch Pöbelei entehrten. Ich fragte sie dagegen, ob Gassenbuben, die einen achtbaren Mann auf der Straße mit Koth bewürfen, dadurch achtbar, hinwieder der achtbare Mann dadurch ein Gassenbube würde?

Am andern Morgen bei der Parade übergab mir ganz unerwartet mit zierlicher Rede der General einen vom Hofe ertheilten Orden. Dieser war noch Spätfrucht meiner ehemaligen Verbindungen mit der Baronesse von Mooser, und das Werk ihres Oheims, des Kriegsministers. Ich konnte das Bändlein, nach meinen Begriffen von Verdiensten gar nicht annehmen. Und hätte ich wirklich ein Verdienst um den Staat gehabt, würde ich mich geschämt haben, die Belobung desselben alle Tage prahlerisch mit mir umherzuschleppen. — Meine standhafte Weigerung, das Läppchen mit dem Sternlein anzunehmen, war in den Jahrbüchern der Monarchie unerhört. Meine Aeußerung: Pflicht und Tugend lassen sich nicht

belohnen, sondern nur anerkennen; aber auch nicht anerkannt, t
der Biedermann seine Pflicht; am wenigsten lasse er sich zwing
vor andern Leuten mit dem, was er geleistet, groß zu thun;
diese Aeußerung galt für Jakobinerei und Unsinn. Der Gen
ward wüthend. Nun traten die Offiziere wegen ihrer, wie
meinten, schadhaft gewordenen Ehre auf. Ich bekam Verh
und nach einigen Wochen Abschied vom Regiment.

Deß war ich wohl zufrieden. Jetzt kleidete ich mich bürger
wie ich wollte; eben nicht nach der herrschenden welschen Mode,
bescheiden, bequem, naturgemäßer, wie du uns hier alle in Fl
siehst. Die Leute sperrten die Augen auf und hielten mich
närrisch, und das um so mehr, als sie erfuhren, ich sei n
weniger denn arm, sondern einer der begütertsten Männer
Landes. Nur Amalia wußte, warum ich so handle. Ich h
sie mit meinen Ansichten der heutigen Welt vertraut gemacht
mit meinen Grundsätzen. Sie selbst ein Naturkind, einfach
geistvoll, billigte meinen Sinn und lebte ganz in demselben.
lich auf Malchens Urtheile konnte ich nicht stolz sein, denn
waren nur meine eigenen. Sie dachte, sie empfand nichts,
was ich; ihr Wesen war aufgelöset in dem meinigen. Ihre
furchtsvolle, töchterliche Liebe war ohne ihr Wissen in die re
schamvollste und innigste der Jungfrau übergegangen, und ich
lich schien mir selbst für die Vaterrolle etwas zu jung.

Als ich eines Tages ihr davon sprach, daß ich auf meine G
zurückzugehen gedenke, bat sie, mir folgen zu dürfen; sie
glücklich, mir dort als Magd dienen zu dürfen. Und als ich sto
sagte, ich gedenke mich zu vermählen, senkte sie mit gefal
Händen ihr Haupt, und sie sprach: „Desto besser, deine
mahlin wird keine getreuere Dienerin finden, als mich.“ —
sagte ich, meine künftige Gemahlin denkt schon jetzt nicht so
theilhaft von dir, als du verdientest. — „Was habe ich be

schon verschuldet?“ antwortete sie mir mit aufgehobenem Antlitz und allem Stolz der Unschuld. „Zeige mir deine Braut, ich werde um ihre Huld und Achtung werben.“ — Ich führte Malchen vor den großen Spiegel des Zimmers, zeigte hinein und sagte stammelnd: da siehst du sie. — Sie machte bei diesen Worten eine Bewegung des Schreckens, sah mich erblassend mit ihren großen, blauen Augen an, worin eine Frage erstarb, und sagte dann zitternd: „mir ist nicht wohl!“ sie sank todtenhaft nieder. Ich rief der Magd. Ich war vom Entsetzen gelähmt.

Als Amalia genas und sich nach dem Schlummer der Ohnmacht ihre Wangen färbten, und sie die Augen aufschlug, war ihr Erstes ein sanftes Lächeln gegen mich, dann Verwunderung über meinen und der beschäftigten Magd Kummer. Erst allmälig kehrten ihre Erinnerungen zurück. Sie glaubte geschlafen zu haben. Ich wagte kaum von dem Vorgefallenen zu reden. Als wir wieder allein waren, sagte ich: „Amalia, warum erschrakst du vor dem Spiegel? Warum darfst du nicht meine Braut sein? Rede offen, ich bin gefaßt, Alles zu hören.“ — Sie erröthete, war lange stumm, den Blick am Boden. — „Warum darfst du nicht?“ fragte ich noch einmal. Da seufzte sie und sah zum Himmel: „Dürfen? o Gott, dürfen? Was darf ich noch anders, als was du willst? Kann ich denn selig sein, kann ich denn athmen, ohne dich? Ob deine Magd, ob deine Braut, Alles eins, denn ich habe nur eine Liebe für dich.“

Während ich in den Vorhallen des Himmels lebte, war die Stadt vor Erstaunen außer sich; waren meine Verwandten väterlicher und mütterlicher Seits in Grausen und Verzweiflung, als ich die nahe Vermählung mit Amalien ankündete. Ein Freiherr, aus altadelichem Geschlecht, dessen Altvordern im Dienst der Könige die höchsten Würden bekleidet hatten, ein hof-, turnier, und stiftsfähiger Baron, mit den ersten Familien des Landes blutsverwandt,

geht die heilloseste Mesalliance ein, nicht einmal mit einer Bri
adelichen, nicht einmal mit einer vornehmen Bürgerlichen, ni
einmal mit einer ehrlichen Handwerkstochter, nein, mit einem B
telmädchen von unehelicher Abkunft! — Man schrieb mir Drohbri
aus meiner ganzen Verwandtschaft, man werde sich meiner öffe
lich schämen, mich von künftigen Erbschaftsfällen ausstoßen, n
durch Verwendungen beim allerhöchsten Ort zu zwingen wissen.
kam Alles zu spät, denn nach vierzehn Tagen schon war mir A
lia förmlich vor dem Altar angetraut worden.

Was soll ich dir von den Thorheiten erzählen, welche die M
schen, behaftet mit Vorurtheilen, begannen, sobald ich's da
anlegte, als ehrlicher, natürlicher Mensch zu leben, streng,
Wahrheit gemäß, mit Verbannung aller Schnörkeleien, aller T
meisterhöflichkeiten, aller Ausländereien, aller sogenannten K
venienzen, ohne jedoch deswegen ein würdiges und anständiges
tragen aus den Augen zu setzen. Mein einfaches Du, mit
ich Jeden anredete und von Jedem angeredet zu werden bat, schr
sogleich Jeden von mir, als wäre ich mit Pestbeulen bedeckt. M
Bart wurde zum Gespötte; mein freundliches Grußerwiedern
spießbürgerliches Hutabziehen auf den Gassen hieß Grobheit.
ließ mich nicht irre machen. Einmal mußte Bahn gebrochen
den. Ich wollte sehen, ob es im neunzehnten Jahrhundert
laubt sei, in einer europäischen Stadt mit Wegwerfung aller Sch
ren, aller verschrobenen Begriffe zu leben? Weit entfernt,
manden durch irgend eine Unart zu kränken, Jemanden wegen se
Vorurtheils, seines Wahns, seiner moralischen Verzerrung
würfe zu machen, ward ich gefälliger gegen Jeden. Ich s
die Menschen, von welchen ich äußerlich so sehr verschieden
wie ich es schon in meinem Innern gewesen, durch Güte,
Wohlthun mit mir zu versöhnen. Es war fruchtlos.

Ich begab mich auf meine Güter hieher nach Flyeln. Ich

Vergnügen daran, mit meinen Angehörigen bekannt und vertraut zu werden. Sie waren damals Halbwilde; sie waren Leibeigene. Sie krochen vor ihrem Erbherrn sklavisch. Keiner konnte lesen und schreiben. Sie waren träg und unsittlich. Faullenzen, Saufen, Raufen schien ihr Himmel. Aberglaube war ihre Religion; todte, abgöttische Werkheiligkeit ihre Religiosität; und Betrug und Lug ihre Klugheit. Ich beschloß, aus diesem Vieh Menschen zu schaffen. Ich ließ die Gefängnisse verbessern, und ein großes Schulhaus bauen; ich und Amalia besuchten alle Hütten; es waren kothige Ställe. Ich gebot, bei schwerer Strafe, die strengste Reinlichkeit. Wer nicht gehorchte, kam in den Kerker, hinwieder den Gehorsamen beschenkte ich zur Aufmunterung mit Tischen, Spiegeln, Sesseln und anderm Hausgeräth. Bald war Alles in den Häusern wohlgeordnet und sauber. Ich verbot Kartenspiel, Branntewein, Kaffee, Rauferei, Fluchen und Schwören u. s. w. Wer fehlte, ward herbe gezüchtigt; wer gehorchte und einen Monat lang nie Ursache zum Tadel gab, dem erließ ich Frohndienste. Ich gab dem alten Pfarrer einen Gnadengehalt; wählte einen jungen, gelehrten, trefflichen Geistlichen, der ganz in meine Idee eintrat, an die Stelle des vorigen; ernannte einen im wechselseitigen Unterricht geübten, in der Schweiz bei Pestalozzi erzogenen Jüngling zum Schulmeister mit gutem Gehalt, und vollendete mit diesen beiden Gehilfen die Reformation. Ich selbst hielt wöchentlich zweimal Schule, aber mit erwachsenen Jünglingen und jungen Männern; Amalia mit den Jungfrauen; des Pfarrers Frau mit den Müttern. Ich ließ alle Kinder neu kleiden auf meine Kosten, so wie du sie noch jetzt siehst. Auf unsere Kosten änderte Amalia die ungestalte Tracht der Mädchen.

Schule und Gefängniß wirkten; noch mehr der Eigennutz. Sich bei mir einzuschmeicheln, ließen die jungen Männer den Bart wachsen. Ich verbot das den Leibeigenen; nur den Freien war

erlaubt, den Bart zu tragen. Sklaven mußten barbirt gehen. ⁞
that die Pforte zur Freiheit auf. Wer seine Felder nach mei
Vorschrift am besten baute, erhielt dieselben Ende Jahres ge
geringen, doch loskäuflichen Bodenzins, zum Eigenthum und d
Befreiung vom Frohndienst. Wer im zweiten Jahr der Sparsam
Fleißigste, Verständigste war, empfing seine Freiheit, sein Ha
eigen, einen Vorschuß an Geld, ein Ehrenkleid, nach meiner Tra
gemodelt, er durfte den Bart wachsen lassen. Schon am Ende d
ersten Jahrs hatte ich Anlaß und Recht, ja sogar Verpflichtun
mehrere ausgezeichnete Familien frei zu sprechen; sie gehört
schon vor meiner Ankunft zu den bessern. Dies erweckte bei Viel
Neid, bei Allen Anstrengung zur Nacheiferung, um so mehr,
ich von den Freien an Gerichtstagen zu mir sitzen und sie über
Fehlbaren mitrichten ließ. Die Beisitzer des Gerichts wurden a
der Mitte der Freien von ihnen selbst erwählt.

Während ich mich hier um die übrige Welt wenig bekümmer
bekümmerte sich diese desto mehr um mich. Ganz unerwartet
schien auf ministeriellen Befehl, den meine Verwandten bewi
hatten, eine außerordentliche Kommission, meine Gesundheits- u
Vermögensumstände zu untersuchen. Man hatte mich für wah
sinnig ausgeschrien und als verschwende ich mein gesammtes V
mögen auf die tollste Weise. Die Herren der Kommission tha
sich ein paar Monate lang gütlich bei mir. Ich weiß nicht, w
chen Bericht sie abgestattet haben, aber vermuthlich, weil ich v
gaß, ihnen Gold in die Hand zu drücken, den unvortheilhafteste
Denn ohne Rücksicht auf meine Beschwerden und Rechtsverwa
rungen ward ich, wie ein Blödsinniger, behandelt, und auf mei
Güter eingebannt. Es wurde mir ein Administrator meines V
mögens zugesandt, der zugleich mein Betragen beobachten, u
jeden Besuch von Fremden abhalten mußte. Zum Glück war d
Administrator ein rechtschaffener und nicht unverständiger Man

darum wurden wir bald einig und Freunde. Als er meine Rechnungen durchgesehen hatte, erstaunte der gute Mann über die Strenge der Oekonomie, und begriff, daß ich durch diese und durch das allmälige Auflösen der Leibeigenschaft und der Frohndienste eher gewänne, als verlöre. Aus langer Weile half er mir selbst bei den Vermenschlichungsversuchen meiner Sklaven. Er hatte dabei noch einige gute Einfälle, wie z. B., daß die Freigelassenen fünf Jahre lang Rechnung von ihren Ausgaben und Einnahmen vor Gericht ablegen mußten, um versichert zu sein, daß sie sich nicht verschlimmerten, und heimlich nachlässig würden. Der gute Mann ward zuletzt ganz begeistert von unserer Flyeler Wirthschaft, denn er sah, wie von den wohlberechneten Schritten selten einer ganz vergebens gethan war. Schon im zweiten Jahr meines Hierseins zeichneten sich die Landleute in unsern Ortschaften von allen der ganzen Gegend durch Häuslichkeit und Kenntniß und Ehrbarkeit aus. Man hieß sie anderwärts nur Herrnhuter, und in den benachbarten Dörfern glaubt man noch heutiges Tages, die Flyeler hätten eine andere Religion angenommen.

Der Administrator und Vormund fand meine Ansicht der Welt in den Hauptsachen vollkommen richtig. Er wünschte sogar, daß man allgemein auf Vereinfachung und größere Wahrhaftigkeit in Sitte, Wandel und Leben zurückkommen möchte. Nur der Bart war ihm zuwider; seinen steifen Zopf im Nacken und den Puder im Haar vertheidigte er auf Tod und Leben; auch das Du war ihm anstößig, und er konnte es gegen Amalien und mich, trotz aller Anstrengung, nicht über die Lippen hervordrängen. Inzwischen hatte sein Bericht über mich, nach dem ersten Jahre seiner Administration, und nachdem er über die Gesammtverwaltung meines Vermögens an die Regierung die befriedigendsten Aufschlüsse gegeben hatte, die gute Folge, daß ich wieder in die Selbstadministration eingesetzt wurde, aber mit einstweiliger Verpflichtung, jährlich da-

von Rechenschaft abzulegen. Das war das Werk meiner Verwandten. Denn sie ließen sich nicht ausreden, ich habe einen guten Theil des gesunden Menschenverstandes verloren, obgleich mich mein bisheriger Vormund nur für einen wunderlichen Sonderling hatte geltend machen wollen. Eben deswegen, und damit ich durch meine neuerungssüchtigen Irrreden, nämlich durch mein unverhohlenes Aussprechen dessen, was Natur und Vernunft gutheißen, kein Aergerniß gebe, ward mir verboten, mich ohne besondere höchste Erlaubniß über die Grenzen meiner Güter hinauszubegeben, das heißt, das große europäische Narrenhospital nicht zu besuchen, sondern es bloß aus den Zeitungen kennen zu lernen. Dabei konnte ich nur gewinnen.

Es sind nun beinahe fünf Jahre, daß ich hier in meiner glückseligen Einsamkeit wohne. Gehe hinaus, betrachte meine Felder und die Felder unserer Bauern, und unsere Waldungen, unsere Heerden und Wohnungen! Du wirst einen aufblühenden, vorher hier ungekannten Wohlstand erblicken. Alle meine Leibeigenen sind frei. Ein einziger Trunkenbold und ein anderer träger, roher Kerl schienen unverbesserlich. Der Trunkenbold starb. Den andern bekehrten weder Hoffnungen noch Strafen. Als aber alle Flyeler den Bart trugen, und er und der Pfarrer nur allein glattkinnig gingen, machte das auf den Kerl eine wunderbare Wirkung. Denn auch der Pfarrer wagte es endlich, den Bart stehen zu lassen. So blieb der Leibeigene allein der Geschorne. Das konnte er nicht ertragen. Er besserte sich, um unter ehrlichen Leuten ehrlich zu sein.

Den guten Pfarrer kostete sein Bart beim Konsistorium vielen Verdruß. Umsonst bewies er, daß der Bart nicht für und wider den wahren Glauben sei; umsonst berief er sich auf die heiligen Männer des alten und neuen Bundes; umsonst zeigte er, daß er, indem er sich seiner Gemeinde in Allem gleich mache, am besten wirken könne; daß er eben dadurch wirklich einen für unverbesser-

lich gehaltenen Menschen im bisherigen Lebenswandel geändert habe. Der Bart gab zu vielen Konsistorialverhandlungen Anlaß. Erst nachdem mein Pfarrer ärztliche Zeugnisse beibrachte, daß er, sonst immer vom Zahnweh leidend, nur durch den Bart gegen diese Noth geschützt sei, ward ihm derselbe, seiner Gesundheit willen, doch unter Beschränkungen, gestattet.

Ich bestelle jetzt nicht nur mit meinen freien Leuten das Dorfgericht, sondern habe ihnen auch das Recht ertheilt, sich unmittelbare Vorsteher zu ihrer Gemeindsverwaltung zu wählen. Ihr Ehrgefühl ist geweckt; sie fühlen ihre Menschenwürde. Von Zeit zu Zeit speisen ausgezeichnet wackere Leute an meinem Tische mit ihren Frauen. Ich bin ihres Gleichen. Die Gleichförmigkeit der Kleidertracht stellt eine gewisse Vertraulichkeit her, ohne die Ehrfurcht zu schwächen. Vor alten Leuten müssen die Kinder aufstehen und das Haupt entblößen; aber Keiner entblößt vor seines Gleichen das Haupt. Jede erwiesene boshafte Lüge gehört bei uns zu den Verbrechen, wie der Diebstahl. Die Leute, nun sie sich selbst richten, sind strenger, als ich es ehemals war. Ich muß ihre Urtheile oft mildern. Unsere Schulen sind brav. Die fähigern Knaben lernen auch Geschichte der Welt, Kenntniß der Erde und ihrer Länder und Völker, Feldmeßkunst und etwas vom Bauwesen. In der Kirche haben wir schönen vierstimmigen Gesang und Andacht.

Doch, lieber Norbert, besser, du bleibst einige Tage bei uns, und siehst selber; kannst du, so verweile einige Wochen.

Das Gespräch auf der Höhe von Flyeln.

So erzählte Olivier.

Ich berge es nicht, Alles, was er mir gesagt hatte, Alles, was ich in Flyeln gesehen hatte, machte großen Eindruck auf mich.

sie sonst das Vergnügen einer Lustreise und den Gewinn von Taggeldern, auf meine Kosten gezahlt, verlöre. Daß man mich hier auf das Gut meiner Vorfahren, wie einen Gefangenen, eingebannt hat, ist noch das Erträglichste. — Jetzt, Norbert, ehrlich, wie denkst du von Allem."

— Ich gestehe dir, Olivier, ich kam mit Vorurtheil und Trauer zu dir; ich werde dich mit den angenehmsten Erinnerungen verlassen. Man hat dich überall für einen Wahnsinnigen ausgegeben. Der bist du nicht, sondern ich stimme deinem ehemaligen Administrator bei: du bist nur ein edler, wunderlicher Sonderling.

„Sonderling? Nun ja, es ist der rechte Name für diejenigen, welche sich von dem Schlendrian und dem Unwesen des Zeitalters absondern. Diogenes von Sinope galt auch für einen Thoren; Cato, der Censor bei den Römern, für einen Pedanten; Colomb ward auf den Straßen Madrids als Narr betrachtet; Olavides der Inquisition übergeben; Rousseau von den Bernern aus seinem Asyl verstoßen, so wie Pestalozzi von vielen seiner Landsleute zu den Halbnarren gezählt ward, weil er mit Bettlern und räudigen Kindern lieber, als mit der gepuderten Haarbeutelwelt umging. Und daß ihr mich einen Sonderling heißet, mich, der ich doch nur mein von Gott empfangenes Recht, vernünftig und naturgemäß zu denken, zu sprechen und zu handeln, nichts anderes, gültig mache, — ist das nicht ein herber Vorwurf gegen euch selbst?"

— Nein, Olivier, kein Vorwurf, weder gegen die Welt, noch gegen dich. Niemand wehrt dir, vernünftig und natürlich zu denken und zu handeln; aber schone auch du die Rechte Anderer, nach ihren gegenwärtigen Begriffen, Gewohnheiten und selbst nach ihren Vorurtheilen zu denken, zu sprechen, zu handeln, bis sie oder ihre Kinder einst weiser sind. Nicht alle Menschen können Philosophen sein."

„Habe ich ihrer nicht geschont? habe ich sie angegriffen?“

— Allerdings, Freund, wenn du mir es zu sagen erlaubst. Indem du deine Sitten den allgemeinen Sitten zu grell gegenüberstelltest, brachst du den Frieden mit denen, unter welchen du lebtest, und wirktest du die Hälfte des Guten, was du wirken konntest, ja nicht einmal die Hälfte. Christus nahm Judäa's Sitte an, ließ sich herab sogar zu Judäa's Vorurtheilen, um mächtiger zu wirken. Was liegt am Ende an einer lächerlichen Mode, was daran, ob man den steifen Zopf oder das abgeschnittene Haar, den Bart oder das glatte Kinn trägt? Du kennst die Bedeutung des Sie im Deutschen, des Vous im Französischen. Nun ja, ich gebe zu, es sei thöricht, eine Person in der mehrern Zahl anzureden. Aber was schadet diese Uebung zuletzt? Redeten nicht auch Griechen und Römer von sich in der mehrern Zahl? Du kennst die Bedeutung des **Sie** im Deutschen und des Du. Warst du nun nicht angreifender Theil, wenn du dich über die herrschenden unschuldigen Uebungen wegsetztest, und ohne Unterschied gegen die bisherigen Begriffe vom Anständigen, das Du Jedem aufdrängst? Wer sich der Welt gegenüberstellt, dem steht sie gegenüber. Könntest du dich darüber wundern?

„Ich wundere mich keineswegs, weil ich das erwartete. Führe mir nicht das Beispiel von Christus an, nach Weise derer, die alle ihre Trägheit und Schalkheit mit frommer Miene hinter verdrehten Schriftstellen der Bibel verstecken. Der Göttliche hatte mit seinen Zeitgenossen Höheres abzuthun, als ich, darum schwieg er zu den **mindern** Thorheiten; ich aber habe es mit diesen allein zu thun, und will wenigstens mich nicht zwingen lassen, Barbareien zu loben, zu entschuldigen, oder gar mitzumachen. So viel Recht wird dem Menschen auf Erden doch wohl noch unter Menschen gestattet sein, daß er Gebrauch von seinem schlichten Verstande mache?“

— Freund, wie mir es scheint, hat man dir dies Recht nicht streitig machen wollen; wohl aber das Recht, durch unbehutsame Mittheilung deiner Ueberzeugungen, zumal wenn sie im offenem Streit mit noch bestehenden Ordnungen sind, gefährliche Verwirrungen zu veranlassen. Du selbst hast anfangs in Flyeln bei deinen Leibeigenen den gestrengen Grundherrn gespielt, hast sie nur nach und nach, je nachdem sie vorbereitet waren, zur Freiheit eingeführt, nicht jählings. Du wußtest wohl, daß es verderbenvoll sein würde, Kindern in die ungeübte Hand ein Messer zu legen, das in geübten Händen das nützlichste Werkzeug ist. Was würdest du gesagt haben, wenn einer deiner Leibeigenen plötzlich seinen Genossen die Sprache der Wahrheit von den ewigen Grundrechten der Menschheit, von der Barbarei und Ruchlosigkeit des Feudalwesens, von der natürlichen Gleichheit der Menschen geführt hätte? Würde dieser Reformator nicht alle deine edeln Entwürfe zerrissen haben?

„Allerdings, Norbert. Aber ich hoffe, das Beispiel geht nicht mich und mein Thun an. Ich habe nie gegen bestehende Ordnungen geredet, auch wenn sie schlecht waren, sondern ich gab Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich redete nur gegen bestehende Mißbräuche und Vorurtheile, die nicht einmal durch bürgerliche oder Staatsverträge geheiligt sind. Gegen euer Undeutsch, gegen eure Maskeraden und heuchlerischen Komplimente, gegen euern unnatürlichen Luxus, gegen eure weibischen, hölzernen Verunstaltungen durch welsche Moden, gegen eure Begriffe von Ehre und Schande, von Verdienst und Belohnung habe ich geredet, und nur vertheidigungsweise für meine Person, wenn ihr Europäer mich nöthigen wolltet, meine Rückkehr zur Vernunft zu verdammen, und mich zwingen wolltet, eurer Verkehrtheit zu gefallen, von der Natur wieder abtrünnig zu werden."

— Aber, Freund Olivier, deine Urtheile über stehende Heere,

über den Geburtsadel, über die unterdrückten Rechte der Nationen, über . . . .

„O Popoi, Freund Norbert! Diese Sätze sind gottlob in Europa als' tausende Wahrheiten allgemein anerkannt. Man nennt sie in Thesi und in Theorien richtig, in Praxis irrig, und zwar aus triftigen Gründen. Ich habe nichts dagegen. Ich selbst, wäre ich Fürst, oder Minister, würde mich wohl hüten, ehe ich ein philosophisches Volk hätte, Plato's Republik zu organisiren. Allein ich habe diese Sätze unter Freunden, unter Meinesgleichen ausgesprochen, nicht sie dem Pöbel, zur Empörung, gepredigt. Ich that, was heute Millionen in Schrift und mündlichem Wort thun. Ihr müßtet der halben Bevölkerung Europens den Kopf abschlagen, wenn ihr nicht wolltet, daß solche Sachen gedacht und gesprochen würden. Eben daß man sie in einer Hälfte des Volks denkt und spricht, dadurch allein dringen sie auch in die andere Hälfte über. Und ist einmal die Mehrheit vom Bessern überzeugt, dann macht sich Alles leicht von selbst, ohne Staatsumwälzungen und Blutbäder, durch den natürlichen Gang in verbesserter Gesetzgebung. Wahrlich, nicht deswegen hielt man mich für wahnsinnig, lieber Norbert, nicht deswegen bannte man mich von der übrigen Welt aus. Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich Baron gegen die Ungerechtigkeit, Barbarei, Thorheit und Schädlichkeit deklamirt haben würde, welche mit dem Institut des bevorrechteten Erbadels verbunden sind; Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich bei meinen Deklamationen eine Gräfin oder Baronin geheirathet haben würde. Es treiben's Viele so. Aber daß ich folgerecht handelte, obgleich Niemand damit beschädigt wurde; daß ich die Liebe eines schönen und tugendhaften Bettlerkindes dem Vorurtheil meiner ahnenstolzen Sippschaft vorzog; daß ich Baron ein von der Landstraße weggenommenes uneheliches Kind zur Gemahlin wählte — das war ein Verbrechen.

Norbert, sieh' Malchen noch einmal an, — dann tritt vor meinen pergamentenen Stammbaum, und dann verdamme mich."

— Mit solchen Dokumenten für dein Recht, lieber Olivier, bist du freilich ein furchtbarer Advokat. Ich denke aber, der Adel hätte dir am Ende diese Sünde gegen seinen Stand wohl hingehen lassen, und dich allenfalls als eine Ausnahme von der Regel betrachtet. — Du weißt, man denkt heutiges Tages in solchen Dingen schon viel duldsamer, der Adel ist nicht mehr wie ....

„Das glaubst du? O mein Freund, betrüge dich nicht über unsere Kaste, in der nicht nur die Physiognomien, und nicht nur die Vorrechte, sondern auch die Begriffe und Vorurtheile der Familien erblich und durch die Vererbung in vielen Generationen unausrottbar geworden sind. Der Adel hat die eigentlich fixe Idee, von Geburt aus, bessern Teiges zu sein als die übrige Menschheit. Und wenn er schon der Gewalt der Revolutionen unterliegen muß: seine fixe Idee bleibt oben an. Sahst du nicht den ausgewanderten Adel Frankreichs im Elend? Seinen Dünkel verlor er nicht, auch da er seine eigenen Schuhe flicken und seine Hemden selbst waschen mußte. Siehe die jungen, im Elend gebornen oder erzogenen französischen Edelleute jetzt in Frankreich wieder. Was treiben sie? Statt mit ihrem Schicksal ausgesöhnt zu sein, klagen sie, weil sie mit Leuten von bürgerlicher Abkunft so viele, ja alle Rechte theilen sollen. Dafür arbeiten sie wider die Charte, bis keine Charte mehr ist, und eine neue Revolution sie abermals ausstößt."

— Hier, mein lieber Advokat, lässest du dich auf einer Schwäche ertappen, die ich zu benutzen viel zu großmüthig bin. Was beweisen Menschen jenes Landes für oder wider Menschen unsers Landes? Wer würde aus den Begriffen der indianischen Häuptlinge mit ihren knöchernen Nasenringen eine Anklage gegen unsern hiesigen Adel machen wollen? — Lassen wir das. Aber versteh'

mich wohl. Ich möchte dich mit der übrigen Welt aussöhnen. Ein kleines Opfer von dir, eine geringe Nachgiebigkeit in unbedeutenden Aeußerlichkeiten; und, glaube es mir, man wird dir alle deine Meinungen, selbst deine Paradoxien verzeihen. Und wir sind schuldig, Opfer zu bringen. Nur dadurch erkaufen wir Vertrauen. Und nur im Besitz des öffentlichen Vertrauens können wir öffentlich wirken. —

„Du verlangst ein kleines Opfer von mir, Norbert. Ich kenne es schon. Du forderst, als Kleinigkeiten, nichts weniger, denn mich selbst mit allen meinen Ueberzeugungen, Grundsätzen und daraus hervorgehenden Pflichten zu opfern. Aber wenn ich nun meine Ueberzeugungen und Grundsätze aufgeopfert habe, das heißt, mein ganzes Wesen, was tauge ich dann noch in der Welt? Womit soll ich dann Gutes wirken?“

— Noch mit Vielem! Siehe andere weise Männer, sie stiften, ohne mit der Welt zu zerfallen, unsägliches Gute. Warum könntest du es nicht? Was kannst du, selbst durch dein bloßes Beispiel, und du allein stehend, wirken, wenn dich, wie jetzt geschieht, alle deine Umgebungen verkennen und glauben, du habest an deinem Verstande Schaden genommen? —

„Die Frage verdient eine Antwort, denn sie ist von allen deinen Fragen die wichtigste. Zuerst gedenke meines Befugnisses, als Mensch, daß ich, wenigstens in meinem Hause, auf meinem Boden, gemäß meiner bessern Ueberzeugungen, essen, trinken, mich kleiden, reden und handeln dürfe, wenn ich damit nur keine fremden Rechte verletze. Da ich nun die Albernheiten und Abgeschmacktheiten, Künsteleien, Unnatürlichkeiten und Verzerrungen der jetzigen europäischen Menschheit, wie sie sich eben aus dem Schlamm alter Barbarei hervorwindet, lächerlich, schädlich, unnatürlich, verächtlich finde, soll ich, mit aller Neigung und allem Beruf und aller Pflicht zum Wahren und Gerechten, keinen Gebrauch von

dige verletzte. — Hier, Norbert, hast du meine Antwort auf deine Frage. Nun laß uns davon abbrechen."

Wir brachen ab. Ich umarmte den edeln Sonderling, und sagte ihm nur lächelnd: „Wir haben ein altes Sprüchwort: Allzuscharf macht schartig."

Nach einigen Tagen verließ ich ihn. Die Erinnerungen an Flyeln werden zu den angenehmsten meines Lebens gehören. Ich will es auch nicht bergen, daß, wenn die ganze Welt in den Wahnsinn meines Oliviers verfallen wollte, ich mit Freuden einer der ersten Wahnsinnigen werden würde. Wir haben seitdem unsern Briefwechsel wieder hergestellt, und ich habe ein Gelübde gethan, von Zeit zu Zeit in das glückliche Flyeln zu wallfahrten.

Die weiblichen Stufenjahre.

Mein Vater hatte auf der Universität mit einem jungen, talentvollen Mann, Namens Waldern, Freundschaft geschlossen. Als beide die hohe Schule verließen, schworen sie beim Glase Punsch, in der Trennungsnacht, mit weinenden Augen einander Treue bis in den Tod, und welches auch ihr ferneres Schicksal sein möge, sich, wenn es immer möglich wäre, alle Jahre wenigstens einmal zu sehen. Es wird wohl manche Freundschaft und manche Treue beim Punschnapf oder Weinglas geschworen; aber — man kömmt wieder zur lieben Nüchternheit zurück; man sieht lächelnd auf die jugendlichen Schwärmereien zurück; man vergißt sich. Zeiten ändern und Menschen in ihnen.

Doch bei meinem Vater und dem jungen Waldern war's anders. Sie hielten Wort und Treue. Sie wurden nüchtern, aber das Herz schlug auch in reifern Jahren warm. Ihre beiderseitigen Laufbahnen waren sehr verschieden; aber ihre Seelen neigten sich immer aus der Ferne einander zu. Sie verheiratheten sich; aber der treuen Bruderzärtlichkeit vergaßen sie nie. Alle Jahre einmal besuchten sie sich, ungeachtet sie drei Tagreisen von einander wohnten. Und selbst da sie beide Amtsgeschäfte und Kinder hatten, wußten sie sich zum Besuch vierzehn oder zwanzig freie Tage zu ersparen.

In den ersten Jahren geschahen die Besuche ziemlich abwechselnd von einem zum andern. Nachher war's gewöhnlich mein Vater, der die Reise machen und sich vom Freunde bewirthen lassen mußte. Ich weiß nicht, woher dies kam. Aber Waldern war reich durch Heirath und Erbschaften, wohnte in der Residenz, hatte als Kammerdirektor viel Geschäfte — das mochte ihn binden. Mein Vater lebte als Oberförster in einem Dorfe; sein Haus hatte für bequemlich-gewöhnte Gäste nicht überflüssigen Raum; vielleicht mochte er auch lieber jährlich einmal den bunten Wirrwarr der Residenz, als der Kammerdirektor die Holzschläge eines Waldes und die Kuhställe eines Dorfes sehen. Genug, zuletzt ward es üblich, daß mein Vater alle Jahre im Sommer die Reise zu seinem Freunde machte.

Ich mochte ein Knabe von etwa dreizehn Jahren sein, als mich die Mutter von Kopf zu Fuß neu kleidete und der Vater sagte: „Gustav, du sollst diesmal mit mir in die Residenz. Mein Bruder Waldern hat es schon lange gewünscht, dich zu sehen.“

Wer war froher, als ich! Die Mama reisete diesmal auch mit. Wir freuten uns Alle ein Vierteljahr voraus auf die Reise. Ich war das einzige lebende Kind meiner Aeltern; sie vergnügten sich an meinen kindischen Erwartungen von den Wundern der Residenz.

In der That, ich hatte genug zu sehen und zu hören in der Residenz. Das erschien mir ein wahres Leben im Feenmährchen; alle Tage etwas Neues. Der Kammerdirektor Waldern war ein höchst angenehmer Mann; aber er hatte eine einzige Tochter, einige Jahre jünger als ich, Namens Augustine, die schien mir noch viel angenehmer zu sein, als er. Sie sprang und tanzte unaufhörlich um mich herum, wie ein flüchtiges Luftbild, und ihre erste Frage an mich war: „Gustav, hast du meine neue Puppe

schon gesehen?“ Damit nahm sie mich beim Aermel und ich mußte die Puppe bewundern, deren prächtige Kleider, wovon sie, um alle Tage zu wechseln, wohl ein Dutzend haben mochte; das Bett der Puppe und deren Tisch und Stühle. Augustine ließ aber schon am zweiten Tage die Puppe liegen, und räumte mir in ihrem kleinen Herzen den Platz derselben ein. Und ich muß gestehen, Augustine war auch meine Puppe. Sie fand meine lockigen Haare allerliebst, meine Augen scharmant; sie lehrte mich tanzen; und ich dafür lehrte sie im Garten kriegen und mit Blumenstecken, statt eines Gewehrs, feuern. Wir waren nie von einander zu bringen, und vom Morgen bis zum Abend in unaufhörlichem Geschwätz und Spiel.

„Höre, Alter,“ sagte eines Abends beim Nachtessen der Kammerdirektor zu meinem Vater: „wir haben beide hübsche Kinder!“ — Bei dem Worte sah ich nach Augustinen, denn ich hatte sie noch nicht darauf angesehen, ob sie hübsch sei. Und wirklich ihre dunkeln Locken, durch die sich ein einfaches rosenfarbenes Band schlang, das zarte Oval ihres feinen Gesichts, die schwarzen, lebhaften, schelmisch-gutmüthigen Augen, die rothen, brennenden Lippen, die anmuthige Beweglichkeit ihres ganzen Wesens — Alles schien mir ganz hübsch zu sein.

„Papa!“ rief Augustine dazwischen mit einem wunderlich sauersüßen Gesicht: „wenn ich nur so schöne Haare und die Augen hätte, wie Gustav; sie würden mir gewiß recht wohl stehen.“

„Alter,“ fuhr der Kammerdiener fort, ohne sich durch die kleine Eitelkeit Augustinens unterbrechen zu lassen: „unsere Freundschaft muß noch auf Kinder und Kindeskinder forterben. Aus den beiden soll's ein Paar geben. Man sieht's, die sind für einander bestimmt.“

Mein Vater nickte lächelnd und hob sein Weinglas. Die Aeltern stießen an. Ich wußte nicht recht, was der Kammerdirektor mit

der Erbschaft hatte sagen wollen. Aber Augustine klärte mich mit einer Frage an ihren Vater auf.

„Gelt, Papachen," rief sie, „Sie meinen, Gustav solle mein Mann werden? O das ist scharmant. Ich will ihn gewiß recht lieb haben. O thun Sie's doch, Papachen. Gelt, Gustav, du freust dich auch?"

Es gab am Tische ein lautes Gelächter.

Den folgenden Tag spielten wir Mann und Frau. Da mußte nothwendig Hochzeit sein; vor der Hochzeit schlechterdings die Trauung. Im Garten die von Weinreben umrankte Laube, vor welcher zwei junge Akazien standen, die damals noch in Deutschland zu den Seltenheiten gehörten, ward die Kirche; eine grün angestrichene hölzerne Gartenbank, der Altar; ein Vetter Augustinens, etwas älter als wir beide, der oft zu uns zum Spielen kam, der Priester. Augustine hatte Alles eingerichtet; zwei bleierne Ringe, mit rothen und grünen Glassteinchen, gekauft, die mußten vor dem Altar gewechselt werden; und damit sie wegen ihrer Größe nicht von unsern kleinen Fingern fielen, wurden sie mit Bändern unterhalb umwickelt.

„Du solltest mir nun auch einen Kuß geben!" sagte Augustine, „du bist mir doch auch ein ungehobelter Bräutigam." Und damit streckte sie mir das rothe Mündchen entgegen. Ich ward gewiß feuerroth; denn ich erinnere mich, daß ich mich schämte des Vorwurfs willen. Ich küßte ganz ehrlich, der alten Uebung wegen; Augustine zahlte aber drei für eins. Dann ging's zum Hochzeitsmahl in einer Gartenecke, wo Tisch und Stühle bereit standen; Rosinen, Mandeln, Zuckerbrod und Milch im kleinen Hausgeräthe von Augustinens Puppe zierlich aufgetragen durch die Braut selbst. Nach aufgehobener Tafel hatten wir jungen Eheleute schon ein Kind, nämlich die Puppe. Augustine war ganz närrisch vor Freuden. Ich mußte das Kind wiegen, und ich that's gar ehrbar,

wie einem Papa geziemt. — Aber nun war das Beste von der Hochzeit vergessen, der Tanz. Das Kind in der Wiege mochte schreien. Wir tanzten, der Vetter war Musikant.

Doch wozu hier alle die kindischen Tändeleien erzählen? Genug: drei Wochen flogen mir in der Residenz vorüber, wie ein Traum. Und als es zum Abschied ging, gab es Jammer und Weh zwischen Mann und Frau. Denn wir hingen an einander geklammert, weinend, schreiend, und baten um Gotteswillen, uns nicht zu trennen. Die Aeltern lächelten, trösteten und nahmen uns zuletzt mit ziemlicher Gewalt von einander, doch mit der Hoffnung, daß wir einander bald wieder besuchen sollten.

Wir reiseten nun eben nicht so bald wieder zur Residenz, als ich's wünschte. Daheim war Alles leer, todt und öde. Zuweilen weinte ich noch heimlich um Augustinen. Und als ich nicht mehr trauerte und mich wieder an das stille Vaterhaus und an das stille Dorf und an die stillen Wälder gewöhnte, war mir's doch in allen Winkeln nicht recht.

Darum war mir's lieb, daß es bald eine Veränderung gab. Mein Vater nämlich that mich in eine benachbarte Stadt in die Schule; ich ward seinem guten Bekannten, dem Herrn Rektor, einem alten, biedern, grundgelehrten Mann, ins Haus und an die Kost gegeben. Meine liebe Mutter weinte bitterlich, als ich abreisete. Sie packte mir meinen Koffer gepreßt voller Wäsche und Kleider. Ich fand doch eben noch Platz genug, um den bleiernen Trauring Augustinens zwischen ein paar Hemden zu legen. Die gute Mutter wickelte ihn jedoch vorsichtig erst in Papier.

Beim Herrn Rektor behagte mir anfangs das gelehrte Leben nicht recht; aber bald desto besser das Getümmel mit den Knaben in der Schule. Nun ging's rüstig an das Multipliziren, Divi-

diren, Konjugiren, Exponiren, Extemporiren — darüber ging die Zeit hin. Weil meine Erziehungsstadt nur drei Meilen von meinem Geburtsdorf lag, war ich oft genug im Vaterhause. Das war allemal ein hohes Fest für mich, wenn ich auch nur einen Tag lang da sein konnte. O Mutterliebe! O Vaterherz! Wie unaussprechlich froh war ich, so oft ich zur Bühne meiner ersten Kindheitsspiele zurückkam!

Mein Herr Rektor war ein Ehrenmann. Ich hatte ihn lieb, wie einen zweiten Vater. Er schien mir mit seiner Gelehrsamkeit ein höheres Wesen. Vielen Umgang hatte er mit den Bürgern der kleinen Stadt nicht. Er lebte am liebsten unter den höhern Geistern des Alterthums und mit seinen jungen Zöglingen. Denn, sagte er, dort sehe ich das Vollendetere, und ihr traget alle den Keim der Vollendung in euerm Herzen. Viele von euch werden mich in meinen Hoffnungen täuschen; doch in einigen hoffe ich noch auf die Welt zu wirken, wenn ich auch nicht mehr athme unterm Himmel.

Nun kam ich durch die Vorhöfe der Grammatik in das Allerheiligste des weisen Alterthums. Wie entzückten mich Homer und Curtius; dann über alle Plutarch. — Ich hätte weinen mögen um die große untergegangene Vorwelt. Wie erbärmlich schienen mir die Menschen unserer Zeit! In der That noch Barbaren, denen man die Narben vom Faustrecht und der Leibeigenschaftskette, und den Staub der Völkerwanderungen noch gut ansieht. Ich las, ich übersetzte, ich dichtete — ich war selig, wie es der Jüngling durch die Wissenschaften wird.

Aus den Reisen in die Residenz ward nun nichts mehr, wiewohl mein Vater sie nach alter Gewohnheit regelmäßig fortsetzte. Ich verlangte danach nicht. Meine kleine Frau dort hatte ich rein vergessen; ihren bleiernen Ring hätte ich verloren gehabt, wenn ich ihn nicht mit andern Spielsachen in eine Schachtel auf

die Seite gethan hätte; wo er Jahre lang unberührt lag. Während der Schulferien macht' ich in Gesellschaft einiger lieben Mitschüler bald Aufenthalt in meinem älterlichen Hause, bald Reisen mit ihnen zu den Ihrigen.

So vergingen die Jahre. Im neunzehnten hielt mich der Herr Rektor für die Universität reif, und mein Vater schickte mich dahin. Es war ein bitterer Abschied. Denn ungern verließ ich den ehrwürdigen Mann, welcher durch Ausbildung meines Geistes den Grund meiner ganzen innern Glückseligkeit gelegt hatte; noch ungerner das nahe gelegene theure Vaterhaus, von welchem ich nun um vierzehn Meilen entfernter leben sollte. Erst jetzt ward mir, was ich da als Kind gehabt und geliebt, werther. Ich besuchte noch einmal alle meine Spielplätze; und da ich am Tage vor der Abreise einpackte, ließ ich sogar die lange vergessene Schachtel mit dem Spielzeug nicht ganz zurück; ich nahm den kleinsten Kram heraus, als Denkmäler und Reliquien meiner verschwundenen Kindheitswelt, und legte ihn zum Homer und Horaz in meinen Koffer. Augustinens bleierner Ring kam auch dazu.

Ungeachtet ich Verse machte, in denen der Mond und die Liebe, und Wonne und Sonne mit Herzen und Schmerzen ihr häufiges Spiel trieben, machte der Ring des kleinen Mädchens aus der Residenz doch eben keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Ich sah lieber nach den Augen holder Jungfrauen, auf die sich mit Ehren ein paar petrarkische Sonnette anwenden ließen; aber das geschah noch immer mit Furcht und Zittern. Auch kann ich nicht sagen, daß mich ein Paar von den vielen Augen, die mir oft blitzend begegneten, jemals zu einer Ode recht begeistert hätten. Und doch zwischen Pandekten und Institutionen und Kameralwissenschaften, mit denen ich mich umhertrieb, weil mein Vater mich einmal als Oberforstrath sehen wollte, sehnte ich mich immer nach etwas Andern. Ich wußte nicht, was es war, und fand es auch nicht.

Ich war nach drei Jahren, die ich auf der Universität verlebt hatte, so weit gekommen, das ich Doctor utriusque juris werden konnte, und ich ward es. Man rieth mir, auf eine Professur loszusteuern und Privatvorlesungen zu halten; mein Vater aber, als Oberförster, kannte keine ehrwürdigere Beamtung im Staat, als die eines Oberforstraths; darum hatte ich für mich schon um Anstellung geworben, und durch den Einfluß des Kammerdirektors Waldern ward ich, als Referendar, in einer Stadt der Provinz angestellt.

Ehe ich mich auf meinen Posten begab, wollte ich noch meine Aeltern besuchen; ich hatte sie ohnehin alle Jahre einmal von der Universität aus besucht. Mein Vater schrieb mir, ich sollte mit ihm in der Residenz zusammentreffen, da würde er nebst der Mutter bei seinem alten Freund Waldern sein. Ich hätte mich diesem zugleich für weitere Beförderungen zu empfehlen.

Ich eilte dahin. Unterwegs dachte ich wohl auch an Augustinen, aber immer mit einigem Widerwillen, als wenn ich mich der alten Kindereien schämte. Indessen wird sie wohl ziemlich aufgewachsen sein, dachte ich, und vielleicht ist sie doch hübsch geworden. Aber verhaßt war mir der Gedanke, daß unsere Aeltern vielleicht aus der Kinderei Ernst machen und uns zusammenkuppeln möchten. Denn umsonst schien mir nicht das Zusammentreffen bei Waldern veranstaltet zu sein. Ich schwor: daraus soll nichts werden. Aber, um Stoff zu einem Scherz zu haben, nahm ich den bleiernen Ring mit.

Und ich hielt den Schwur, aber gewiß gegen meinen Willen. Denn wie ich im Waldernschen Hause mich nach den ersten herzlichen Umarmungen recht umsah im Zimmer, stand da noch Jemand zu begrüßen — ein junges Frauenzimmer, schön wie eine Hebe, mit schwarzen, hellen Blicken, in die ich so wenig als in die Mittagssonne sehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, blind zu

würden. Ach, ich war's schon! Ich bemerkte nur noch, daß sich die Gestalt mit Erröthen gegen mich grüßend verneigte. Was ich darauf erwiederte, weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Ich wünschte mich tausend Meilen weit, um mich nur besinnen zu können. Und doch hätte ich lieber sterben, als weggehen mögen.

Zum Glück retteten mich die wiederholten Umarmungen und Fragen meiner Aeltern und ihrer Freunde, aus der Noth; ich mußte antworten, und so kam ich wieder ins Geleise. Ich hörte Waldern zu der reizenden Unbekannten sagen: Augustine, ist das Nachtessen bereit? — Weh, dacht' ich, das ist also Augustine? Ich hatte gar nicht den Muth mehr, daran zu denken, daß die Huldgöttin einmal vorzeiten meine kleine Frau gewesen sei; ein solcher Gedanke stand wie eine Gotteslästerung da.

Es ging also zum Nachtessen. Herr Waldern nahm meine Mutter am Arm, mein Vater Frau Waldern; mir blieb Augustine. Ich bot ihr zitternd meinen Arm; sie hätte mir wohl den ihrigen bieten können, denn wahrlich, ich war einer guten Stütze bedürftig. „Mein Gott, wie Sie groß geworden sind; ich hätte Sie nicht wieder gekannt!“ sagte sie.

„Und ich, und ich —“ stammelte ich, „ich wollte, wir wären noch klein!“ Das sagte ich gar weinerlich. Es war wohl das Albernste, das ich hätte erfinden können. Denn welches neunzehnjährige Mädchen möchte auch wieder ein kleines Mädchen werden?

„Ei, warum wünschen Sie das?“ fragte sie, wie erstaunt.

„Damals war ich noch so glücklich, o so glücklich, wie ich's jetzt nun doch nicht mehr sein darf und kann.“ Das flüsterte ich ihr, wie in einem Seufzer zu, und legte meine linke Hand auf ihre Linke an meinem Arm. Augustine blieb mir die Antwort schuldig. Vermuthlich hatte ich wieder eine Albernheit vorgebracht. Ich schämte mich vor mir selber.

Indessen war man beim Nachtessen lebhaft und lustig. Ich

gewöhnte mich an den Anblick Augustinens. Ich konnte ihr sogar ganz vernünftige Antworten geben. Aber das Essen wollte mir trotz aller Vernunft nicht behagen; und je länger ich sie ansah, je schöner ward sie. Den andern Tag ward sie noch schöner, und den dritten noch schöner. Es war offenbar Hexerei. Ich bereute den Schwur, welchen ich unterwegs allzuvoreilig im Postwagen gethan hatte, und beschloß ohne Bedenken einmal meineidig zu werden.

Am Abend des vierten Tages traf sich's, ich weiß nicht wie, daß wir beide allein im Garten mit einander waren. Ich hätte ihr längst schon etwas sagen mögen, und wußte nur eigentlich nicht recht, was auch? Nun kamen wir gegen die Laube von Weinreben: ich kannte sie noch wohl. „O wie groß sind doch die beiden jungen Akazien geworden!" rief ich. „Nun schlingen sie schon ihre Zweige in einander!"

„Erinnern Sie sich dieser Bäume noch?" fragte Augustine schüchtern.

„Könnte ich denn meines Glückes vergessen?" erwiederte ich. „O wie oft war mein Gedanke hier! Ach, Sie waren wohl oft in dieser Laube, ohne an den kleinen Gustav zu denken, der beim Abschied von Ihnen so viele Thränen vergoß!"

„Wissen Sie das?" fragte sie mit leiser, fast sterbender Stimme.

Wir traten in die Rebenlaube; sie war vom Schatten der Akazien umdämmert. Ich sah mich um. Die ganze Jugendwelt erwachte. Ich sah Augustinen schweigend an. Ach, wie anders Alles nun! Sie senkte die Blicke zur Erde. Ich nahm ihre Hand und rief: „Hier war einmal die Kirche."

Sie zeigte auf die grüne Gartenbank und lispelte: „Dort der Altar. Ich weiß noch Alles."

„Wirklich Alles?" fragte ich: „o Augustine, Alles?"

„O Gustav!" stammelte sie.

Und nun fragten und stammelten wir nichts mehr; denn unsere Lippen glühten zusammen. Und als wir wieder genasen, waren wir wie die Kinder, und nannten uns wieder Du und Augustine und Gustav; und doch war Alles anders, und ich gewiß kein ungehobelter Bräutigam.

Ich zog den bleiernen Trauring hervor. „Kennst du ihn noch, Augustine?“ Als sie ihn erblickte, verklärte sich ihr Antlitz. Sie nahm ihn, betrachtete ihn lange; ihre Augen wurden naß. „Er ist's!“ sagte sie, und betrachtete ihn wieder lange mit innigstem Wohlgefallen; dann breitete sie ihre Arme um mich, drückte mich an ihre Brust, weinte laut und sagte: „Gustav, o du bist besser, als ich!“ Nachdem sie ruhiger geworden, nahm sie ihren goldenen Ring vom Finger, steckte ihn an meine Hand, und an die ihrige den bleiernen. „Den behalte ich!“ sagte sie: „Ich bin die Deinige ewig; bist du ganz mein, Gustav?“

Es versteht sich, was ein zweiundzwanzigjähriger Dichter antworten kann, antwortete ich. Wir schworen bei Sonne, Mond und Sternen, bei der Ober- und Unterwelt, einander diesseits und jenseits des Grabes zu lieben und anzugehören. Doch wozu soll ich dies Alles umständlich erzählen? Jeder weiß ja, wie Liebende mit Zeit und Ewigkeit, Himmel und Erde, zu haushalten pflegen. Die Liebe stellte das von Adam und Eva verlorne Paradies wieder um uns her. Drei Wochen verflossen in Unschuld und Seligkeit, wie ein Sommernachtstraum. Da ward von der Abreise gesprochen. Lieber Himmel, mir war's, als sei ich erst angekommen.

Ich wunderte mich nun über die Unbefangenheit unserer Aeltern. Sie hätten doch wohl sehen können, was in uns beiden vorging. Unsere Augen, die sich überall aufsuchten; unsere Hände, die sich bei jeder Gelegenheit wie Magnete anzogen; unsere Gespräche, voll heiliger Mystik — Alles verrieth ja deutlich genug,

daß wir jetzt im vollen Ernst waren, was wir vor zehn Jahren nur gespielt hatten. Und doch fiel dem Herrn Direktor Waldern bei keinem einzigen Abendessen ein, wie vor zehn Jahren mit erhobenem Glase zu sagen: „Alter, unsere Freundschaft muß auf Kinder und Kindeskinder vererben; die beiden da müssen ein Paar geben!“

Mit Augustine hatte ich nie den Muth, von förmlicher Anwerbung bei ihren Aeltern, von Eheversprechungen, von rechtskräftiger Verlobung, Hochzeit und dergleichen prosaischen Accidenzien der Seelenliebe zu reden, die das gemeine bürgerliche Leben fordert. Das Alles war uns zu klein, zu entweihend. Wir setzten voraus, die Aeltern hätten den Plunder unter sich schon abgethan.

Inzwischen kam die Abschiedsstunde, der wir schon drei volle Tage entgegengejammert hatten. Mein Vater ließ sich nicht länger halten. Am Morgen vor der Abreise waren wir beide Liebenden schon vor Sonnenaufgang in der theuern Rebenlaube, um uns noch einmal allein zu sprechen und alle unsere Empfindungen zu gestehen. Unter Thränen und Gelübden ward der heilige Bund erneuert. Die Rebenlaube verwandelte sich nun wirklich zur Kirche, die Bank zum Altar. Wir fielen auf unsere Knie verzweiflungsvoll, streckten betend unsere Hände gen Himmel und thaten feierliche Zusagen. Ich versprach Augustinen, daß ich in der Heimath sogleich mit meinem Vater reden, dann wieder in die Residenz zurückkommen und bei ihren Aeltern um ihre Hand anhalten wollte. Augustine ward, als ich sie meine Braut, mein baldiges Weib nannte, blutroth. O wie schön war sie. Schamhaft verbarg sie ihr reizendes Antlitz an meiner Brust, und stammelte nur: „Einziger Gustav!“

So schieden wir, und noch gesetzter, ehrbarer, als ich selbst erwartete.



Kaum war ich mit meinen Aeltern in unserm Dorf angekommen, so benutzte ich die erste Gelegenheit, mit dem Vater unter vier Augen zu reden und ihm alle meine Wünsche und seligen Aussichten zu offenbaren. Er sowohl als die Mutter, hatten mich unterwegs, der ich in Träumereien verstummte, mit Augustinens Eroberung geneckt. Das gab mir den Anlaß zur Beichte.

Mein Vater, ein gar kluger, rechtschaffener Mann und zärtlicher Vater, hörte mich gelassen und geduldig an. Und Geduld gehörte wohl dazu; denn ich redete eine ganze Stunde, um ihm meine und Augustinens unverbrüchliche Gelübde zu erklären.

„Kind," sprach er, „ich habe nichts dagegen. Ich ehre euer beider Empfindungen. Es ist mir lieb, daß du liebst und Augustinen liebst. Der Gedanke an sie wird dich von manchem unedlern Gedanken und Gefühl bewahren. Doch rathe ich dir, in diesem Augenblick nichts zu übereilen. Du bist noch jung, kaum über zweiundzwanzig; hast noch kein Amt, was dir Brod geben kann. Aber das gehört zum Heirathen. Augustine ist zwar reich; aber du wirst doch nicht bei deiner künftigen Frau in die Kost gehen wollen? Nichts Ehrloseres, als sich vom Vermögen seiner Frau abhängig zu machen und ihr sein Glück zu danken. Der Mann soll Mann sein, und durch sein Gut und Arbeiten Weib und Kind nähren. Ich selbst als Oberförster habe nur mäßige Einnahme; ich kann dir nicht viel Vermögen geben oder hinterlassen. Du mußt es dir erst erwerben, wie ich mir das meinige erwarb. Und sieh', dieser Umstand dürfte wohl auch dazu beitragen, daß mein Freund Waldern dir einstweilen Augustinens Hand verweigern möchte. Augustine, in der Fülle des Wohllebens erzogen, ist an gewisse Bequemlichkeiten gewöhnt, die ihr Bedürfniß geworden sind. Du bist nicht im Stande, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Noch ein kleiner Umstand anderer Art tritt zu dem Allen. Euer beider Alter taugt nicht zu einer dauerhaft glück-

lichen Ehe. Augustine nämlich ist ungefähr so alt, wie du selbst. Das ist schlimm! Das Weib ist immer früher reif, als der Mann, aber verblüht auch früher. Du würdest unglücklich sein, eine alte Frau zu haben, wenn du in der Fülle deiner männlichen Kraft ständest. Zwischen Weib und Mann bringt erst ein Unterschied von zehn Jahren Altersgleichheit."

So ungefähr sprach mein Vater. Jedermann begreift, er hatte offenbar Unrecht. Ich bewies ihm das sonnenklar, und war ganz erstaunt, daß er meine triftigen Gründe gar nicht begreifen konnte. Ich appellirte an meine Mutter.

„Gustav, du hast Recht!" sagte sie. „Ich muß dir in deiner Seele Recht geben. Augustine ist ein Engel. Eine bessere Schwiegertochter wünsche ich mir nicht. Aber auch der Vater hat Recht. Ich kann deines Besten willen nicht anders reden, als er. Tröste dich Gott!" rief sie, und küßte mir die nassen Augen.

Nun war das unser tägliches Gespräch und Berathen. Wir kamen nie zu Ende. Ich litt im Stillen unaussprechlich. Nach zwei Wochen, da ich mich anschickte, meine Reise zur Residenz und von da nach dem Städtchen anzutreten, wo ich als Referendar glänzen sollte, kam ein Brief von Waldern an meinen Vater. Herr Waldern schrieb eitel Klage und Jammer um Augustinen, die nach meiner Abreise untröstlich gewesen wäre und sogar in Fiebern das Bett habe hüten müssen. Jetzt sei sie beruhigter. Er aber beschwöre mich, doch jetzt, wo ich noch ohne Anstellung sei, und ohne mich lächerlich zu machen, nicht an eine ernsthafte Verbindung mit seiner Tochter denken könne, die Residenz nicht sogleich wieder zu besuchen. Ich würde damit fruchtlos nur die Wunden wieder aufreißen und Augustinens Gesundheit zerstören. Er aber wiederhole mir, was er auch schon seiner Tochter zugesagt habe, daß er keineswegs gegen unsere Verbindung sein wolle, wenn ich in einem anständigen Amt wäre, an welchem es mir in

wenigen Jahren nicht fehlen würde. Noch mehr: er habe gar nichts dagegen, wenn ich, zum Ersatz der Trennung, mit Augustinen Briefwechsel unterhielte.

Dies Schreiben brachte mich anfangs außer aller Fassung. Ich rasete und wüthete gegen der Menschen Grausamkeit und Tyrannei, bis ich aus Ermattung — ruhig ward. Nun fand ich selbst, Waldern habe sehr vernünftig geschrieben, und mir sogar mehr zugesagt, als ich nach den ersten Aeußerungen meiner Aeltern hätte hoffen können. Der Brief gab mir sogar einen Triumph über meinen Vater. Ich segnete Waldern. Ich beschloß männlich zu sein, und mir Augustinens Hand durch Verdienste zu erwerben. Die Erlaubniß zum Briefwechsel ward auf der Stelle benutzt. Ich schrieb Augustinen einen drei Bogen langen Brief, und Herrn Waldern voll Empfindungen der Dankbarkeit keinen kleinern.

Herr Waldern war ein weltkluger Mann. Er kannte das menschliche Herz, und wollte dem ungestümen Strom jugendlicher Neigungen keine Dämme entgegenbauen. Der Strom wäre nur stürmender, gewaltiger, zerstörender geworden. Jetzt ergoß sich derselbe ruhiger.

Ich reisete also nicht zur Residenz, sondern hin, wo ich als Referendar meine Laufbahn zur Würde eines Oberforstraths beginnen wollte. Der Abschied von den theuern Aeltern, die Zerstreuungen der Reise, die ersten Einrichtungen und Geschäfte an meinem neuen Wohnorte, trugen nicht wenig dazu bei, mich in eine gelassenere Stimmung zu bringen.

Ich arbeitete mit unermüdetem Fleiße, der vollkommenste Mann in meinem Geschäftskreise zu werden. Man erkannte es an. Jeder ehrte meine Kenntnisse. Ich hatte nur den einzigen Fehler, ich war noch zu jung. Ich mußte erst den annum canonicum erreichen. O wie sehnte ich mich nach dem fünfundzwanzigsten Jahre!

Endlich erlebte ich's. Was erlebt man nicht endlich, wenn

man nicht stirbt! Aber auch viel Bitteres. Meine gute Mutter starb in dieser Zeit; dann wenige Monate nachher auch mein Vater. Doch hatte mein Vater noch die Freude, mich vor seinem Tode als Beisitzer in einem Provinzialkollegium mit Rathstitel zu sehen und ausgesteuert mit einem kleinen Gehalt. Also schon ein großer Schritt näher zum Gipfel meiner Wünsche, zu Augustinens Hand.

Der Briefwechsel mit meiner Geliebten ging inzwischen seinen guten Gang. Freilich im ersten Jahre schrieben wir uns nie einen Brief, der nicht volle drei Bogen stark war; im zweiten ließen wir es bei anderthalb, im dritten bei einem Bogen bewenden. Die Zeit thut doch Wunder. Aber darum erlosch die treue Liebe nicht. Augustine hatte in der Zeit schon mehrere junge Herren, die um sie angehalten hatten, abgewiesen. Meine Briefe waren fast immer voller Klagen, daß ich noch nicht auf dem Platze wäre, wo ich um sie werben dürfte. Ich konnte mich von meiner Assessorbesoldung kaum kleiden und mit Licht und Holz versehen. Das geringe Erbtheil meiner Aeltern ward dabei mit aufgezehrt. Sie hingegen meldete mir dann, wie ihre Aeltern immer dringender bei jedem Heirathsantrag würden, weil sie bald in einem gewissen Alter sei, wo man nicht mehr dringend um sie werben werde, und eine alte Jungfer heißen müsse.

Ich fühlte, die Aeltern hatten Recht; und, einverstanden mit Augustinen, vergaß ich die frühern Vorsätze, und hielt schriftlich um Augustinen bei Herrn Waldern an, ob ich gleich noch keine Frau ernähren könne; aber ich tröstete mit den besten Aussichten. Waldern wollte der Trost nicht sehr einleuchten. Er schlug mir Augustinen abermals „einstweilen“ ab, und gab mir zugleich zu verstehen, wie ich mit diesem unnützen Hinhalten seine Tochter unglücklich mache, da sie nun fast in der Mitte der Zwanziger Jahre den Dreißigern mit starkem Schritt entgegen wandere.

Als ich den Brief erhielt, kratzte ich mich verdrießlich hinter

den Ohren. „Der Mann hat Recht, vollkommen Recht!“ sagte ich, und war sogar großmüthig genug, dies selbst Augustinen zu bekennen; ja ich schrieb ihr, da ich noch immer nicht mit Gewißheit den Augenblick sähe, in welchem ich mit Würde ihre Hand fordern könne, solle sie sich nicht meinetwillen in ihren schönsten Jahren aufopfern. Ich würde sie nicht minder lieben, auch wenn sie eines Andern Gattin wäre, und mein Glück würde erhöhtem sein, wenn ich sie nur glücklich wüßte.

Das gab nun wieder Stoff zu einem Briefwechsel, der beinahe ein Jahr lang den gleichen Gegenstand von allen Seiten beansichtete. Wir wollten uns gegenseitig in Liebe und Großmuth übertreffen. Aber zuletzt behielt ich doch den Sieg, oder vielmehr die Zeit behielt ihn, die Wunderthäterin. Denn Augustine war schon sechsundzwanzig Jahre alt; — eine fatale Jahreszeit für Jungfrauen, welche die Schaar der eilftausend im Himmel nicht vermehren wollen.

Genug, ganz unvermuthet erhielt ich einen Brief aus der Residenz von unbekannter Hand. Ein Justizrath von Winter dankte mir auf die zärtlichste und rührendste Weise für meine Großmuth, denn Augustine sei nun seine ihm anvermählte Gattin; dazu bat er gar gütig um meine Freundschaft, und Augustine setzte nur einige artige Zeilen unter den Brief ihres „lieben Eheherrn“, wie sie ihn nannte.

Ich war, als ich dies las, wie aus den Wolken gefallen. Ich verwünschte meine unzeitige Großmuth und fluchte Augustinens Treulosigkeit. Aber was war zu thun? Augustine war sechsundzwanzig Jahre alt. Sie hatte doch nicht ganz Unrecht. Trotz dem war ich voll bittern Verdrusses gegen sie, der noch mehr wuchs, als ein Jahr nachher ihr Vater starb, durch dessen Tod sie freie Gewalt über ihre Hand und ihr Vermögen bekam. Hätte sie doch nur noch ein Jahr gewartet! Nun war Alles zu spät. Ich schrieb ihr keine

Zeile mehr. Sie aber mir auch nicht. Wir kamen aus einander, als hätten wir einander nie gesehen.

Theils aus Rache und Wiedervergeltung von Augustinens Untreue, theils um mich zu zerstreuen, sah ich mich nun freier unter den Töchtern des Landes um. Es blühten da schöne Rosen. Gern hätte ich auch wohl diese und jene gepflückt; aber das leidige Geld!

Nun wollte das Glück mir wieder wohl. Ich ward in eine bessere Stelle, in eine andere Stadt versetzt. Mehrere meiner Arbeiten gewannen mir im Staatsministerium Achtung; ich wurde zu verschiedenen wichtigen Geschäften gebraucht, und das Gelingen derselben bewirkte mir, da ich mein dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, die ehrenvolle Ernennung als Präsident des Kriminalgerichts in der Provinz, in welcher ich bisher gedient hatte. Ich genoß, neben der Ehre, reichlichere Besoldung; konnte ein gutes Haus machen; die angesehensten Familien zogen mich in ihre Kreise, wenn dieselben durch erwachsene Töchter verschönt waren. Das Schreiben des Justizministers, welches mir meine Ernennung gebracht hatte, befahl mir zugleich, sobald es meine Geschäfte gestatten würden, in die Residenz zu kommen, wo ich über Verschiedenes mündliche Auskunft geben und erhalten, auch Sr. Majestät dem König vorgestellt werden sollte.

Der Gedanke an die Residenz jagte mir doch zuweilen noch das Blut in die Wangen, obschon ich Augustinen, oder besser zu sagen die Frau Justizräthin, ziemlich vergessen zu haben glaubte. Soviel ich durch Reisende erfahren hatte, war ihr „Eheherr“ ein ziemlich abgelebter, adelicher Herr, und die gnädige Frau lebte, wie man sich in der Residenz ausdrückte, auf dem „Hoffuß“; umringt von Anbetern; alle Tage in glänzenden Gesellschaften des Adels, in Pikeniks, Kränzchen, Assembleen, Redouten, Konzerten u. s. w. Die alte Einfalt des bürgerlichen Waldernschen Hauses war verschwunden. Es verdroß mich immer, wenn ich so

etwas hörte. Ich konnte mich nicht daran gewöhnen, mir die fromme Augustine so zu denken. Zuweilen dachte ich doch aber auch: Gottlob, daß die nicht deine Frau geworden ist.

Ein zweites Schreiben des Justizministers beschleunigte meine Reise zur Residenz, die ich nun seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Ich ward von meinen Obern und selbst von dem Monarchen mit der schmeichelhaftesten Güte aufgenommen. Ich war schon drei Tage in der Stadt, ohne daß ich einen freien Augenblick gewann, Augustinen zu besuchen. Vorgenommen aber hatte ich es mir. Da kam mir eines Morgens folgendes Billet:

„Allerliebst, Herr Präsident! So muß also Ihre ehemalige Freundin erst aus der Zeitung erfahren, daß Sie angekommen sind? Bei meiner größten Ungnade gebiet' ich Ihnen, diesen Abend mit einem Souper unter einigen guten Freunden bei mir vorlieb zu nehmen und nicht zu fehlen.

Dero ergebene A. von Winter."

Natürlich! Wer hätte da fehlen können? Aber mir gefiel doch der Ton nicht, in dem sie mich einlud. Ich hatte mir das erste Begrüßen ganz anders vorgestellt; denn es überlief mich immer eine sonderbare Aengstlichkeit und Furcht, wenn ich in den vorhergehenden Tagen zuweilen dachte: „du mußt sie doch endlich besuchen! — Die vieljährige Trennung, die mannigfaltige Reihe von Schicksalen in diesem Zeitraum, die alte Liebschaft und seitdem die Veränderungen zwischen uns beiden — das Alles erfüllte mich mit sonderbaren und, ich darf es wohl sagen, recht widerlichen Empfindungen, die mir vor der ersten Zusammenkunft mit der ehemaligen Geliebten bange machten.

Mit gewaltigem Herzklopfen setzte ich mich Abends in die Kutsche und stieg vor dem ehemaligen Waldernschen, nunmehr von Winter=

schen Hause ab. Ueber der Hauspforte sah ich in Stein ein adeliches Wappen gehauen. Im Innern des Hauses war Alles so neu und elegant ausgebaut, daß ich mich kaum noch darin erkannte; aber zwei schnellfüßige Bediente in blaßgrüner Livrée mit Gold führten mich bald den rechten Weg, die breiten Stiegen empor, in einen weiten heitern Saal, von glänzender Gesellschaft angefüllt.

Die Frau vom Hause, die gnädige Frau, empfing mich standesgemäß beim Eintritt an der Schwelle. Es war Augustine. Ja, sie war's, und doch war sie's auch nicht recht. Zwar nicht mehr die frische Schönheit eines neunzehnjährigen Mädchens, aber auch noch reizend auch als Frau von dreißig Jahren, voller, üppiger, unbefangener. Ich konnte kaum ein paar Worte stottern, so betroffen, so verlegen war ich. Auch ihr Auge, auch ihr Erröthen sagten mir von einer schnellen Bewegung ihres Gemüths. Allein sie ward so bald ihrer Meisterin, so gewandt, daß sie mich auf die gefälligste Weise von der Welt begrüßte, mich meiner eigenen Verlegenheit entriß, mich mit scherzhaften Vorwürfen strafte, daß ich die alte Bekannte so lange versäumen könne, und nun bei der Hand in die Versammlung führte, um mich derselben als einen guten Freund vorzustellen, den sie seit Jahren nicht gesehen.

Ich hatte mich bald im Getümmel der allgemeinen, muntern Unterhaltung erholt. Die Frau vom Hause mußte die Ehre des Hauses machen. Sie war und sprach mit Allen gleich gütig, gleich scherzend, gleich liebenswürdig. Als sie wieder einige Augenblicke in meine Nähe kam, war ihr Erstes: „Wie lange haben wir das Glück, Herr Präsident, Sie in der Residenz zu besitzen?“ Ihr Zweites: „Vortrefflich, allerliebst! So sage ich Ihnen ein für alle Mal, ich erwarte Sie alle Tage bei mir, und ernenne Sie für die ganze Zeit zu meinem Cavaliere servente.“ Jetzt nahte ich mit der Bitte, mich ihrem Gemahl vorzustellen. „Mon Dieu,“ [illegible] sie, „weiß ich auch, wo der herumschwärmt? Ich vermuthe,

er ist mit dem Oberjägermeister auf einer Landparthie aus. A propos — setzte sie dann hinzu — sind Sie schon verheirathet?"

Der Abend verstrich; es war nicht möglich, zu einer vertrauten Unterhaltung mit Augustinen zu kommen. Man tanzte, man speisete. Witz und Muthwillen herrschten, und Pracht und Eleganz blendeten.

Ich hatte in den folgenden Tagen das Glück, auch Augustinens Gemahl zu sehen. Der geheime Justizrath war ein Mann in den Fünfzigern, sehr fein, sehr höfisch, abgeschliffen; aber kränklichen Ansehens, ausgemergelt und hager. „Nicht so, mein schöner Herr!" sagte Augustine einmal im Vorbeigehen zu mir: „Sie stehen wohl recht stolz neben meinem Windspiel von Gemahl, um mich und meinen Geschmack ein wenig zu demüthigen. Aber ich versichere Sie doch auf Ehre, er ist bei dem Allem eine recht gute Haut."

Mir wollte der Ton in dem Hause durchaus nicht behagen; und gewiß nur Augustine mußte es sein, um mich zu bewegen, an allen ihren Parthien, so viel ich Geschäfte wegen konnte, Theil zu nehmen. Sie gefiel mir nicht, und doch fand ich sie so liebenswürdig; ihre muntere Laune, ihre Schalkheit, ihr Witz fesselten mich eben so oft wieder, als mich alte Erinnerungen und ein Vergleichen der Gegenwart mit der Vergangenheit von ihr abstießen. Ich fühlte sogar, sie könne mir auch jetzt noch gefährlich werden, trotz ihrer Flatterhaftigkeit und ihres Weltlons.

„Sind Sie aber auch glücklich, gnädige Frau?" sagte ich zu ihr eines Abends, da ich endlich einmal, ohne nahe Zeugen, mit ihr in der Oper in der gleichen Loge allein saß."

„Was nennen Sie Glück?" entgegnete sie.

Ich ergriff ihre Hand, drückte sie mit Herzlichkeit und sagte: „Ich nenne das ein Glück, was Sie meinem Herzen einmal gegeben hatten. Sind Sie glücklich?"

„Zweifeln Sie, Herr Präsident?"

„So bin ich glücklich, wenn Sie wahr reden."

„Wahr reden? Wie, Präsidentchen, sind Sie noch der alte Schwärmer? Nun, es steht Ihnen noch recht gut an. Aber vergessen Sie nicht, die Opernloge ist kein Beichtstuhl. Um Ihnen zu sagen, was Sie hören wollen, müssen wir unter uns sein. Besuchen Sie mich morgen zum Frühstück.“ Ich drückte ihr dankbar die Hand. Unsere Hände hingen wieder magnetisch zusammen, und trennten sich nicht, bis zum Ende der Oper, von der ich nichts gehört und gesehen hatte. Wir fuhren mit einander zu einem Souper bei einer ihrer Freundinnen, einer Hofdame.

Folgendes Morgens war ich schon um acht Uhr vor ihrem Hause; die gnädige Frau schlief noch; um zehn Uhr wurde ich zu ihr gelassen. Sie war noch im Morgenkleide; aber nur um so reizender. Jetzt kam's zur Beichte, wie sie es nannte. Ich erfuhr, daß, wenn man über die empfindsame Romanenzeit der Kleinenmädchenjahre hinweg sei, man denn doch sein sogenanntes Glück in solidern Dingen suche. Sie sei mit ihrem Manne ganz wohl zufrieden, eben weil er vernünftig genug wäre, sie ungestört leben zu lassen. Die altväterischen Meinungen, die man in den Kinderjahren einsauge, verflögen von selbst, wenn der Verstand komme. Freilich wolle sie nicht läugnen, daß sie ihren Mann keineswegs so geliebt habe, wie mich; und — setzte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu — alte Liebe rostet nicht; ich bin Ihnen auch noch jetzt gut; aber, meinte sie, ich hätte wohl besser zum Liebhaber, als zum Ehemann, getaugt.

Ich hatte nun wohl vielerlei dagegen zu bemerken; aber sie erwiederte mir Alles mit Lachen. Indem kam eine ihrer Zofen und kündigte an, das Frühstück sei bereit. Sie gab mir den Arm. Wir gingen in den mir wohlbekannten Garten.

Aber den lieben Garten — nun kannte ich ihn nicht mehr. Die ehemaligen Blumenbeete waren verschwunden; statt dessen drängten sich Gruppen von ausländischen Gesträuchen und Bäumen

in sogenanntem englischen Geschmack zwischen grünen Rasenplätzen. Einzelne Wege schlängelten sich da hindurch. Die Rebenlaube hatte sich in einen verschlossenen chinesischen Tempel verwandelt, von den beiden hohen Akazien umdämmert. Wir traten hinein; es war das niedlichste Boudoir von der Welt. Statt der grünen hölzernen Bank bot uns ein weichgepolstertes Sofa von Mahagonyholz den Sitz vor einem japanischen Tischchen an, mit Kaffee, Chokolade und Leckereien besetzt.

„O die schöne, heilige Rebenlaube, unsere Kirche, unser Altar, unsere kindliche Seligkeit — o wohin ist das Alles!" seufzte ich, und sah Augustinen mit einem Blick an, der vermuthlich wehmüthige Vorwürfe machte.

„Hängt denn die Seligkeit von der Rebenlaube ab?" rief sie lachend. „Ich glaube beinahe, Sie sind mir nur noch halb so gut, als vor zehn Jahren, weil ich nicht mehr den gleichen Rock von damals am Leibe trage?"

„Aber, Augustine — ja, ich nenne Sie noch einmal so, und diese Stelle gibt mir das Recht dazu, — sind Ihnen denn nicht gewisse Denkmäler göttlicher Minuten aus dem Leben ehrwürdig geblieben? Zum Beispiel, sehen Sie hier ihren Goldring, den Sie mir vor zehn Jahren eben hier an den Finger steckten — ich trage ihn seitdem wie ein Heiligthum beständig."

„Und ich Ihnen zu Ehren sogar, wenigstens bei diesem Frühstück, den wohlbekannten bleiernen Ring!" sagte Augustine, und hielt mir die Hand vor's Gesicht. „Sehen Sie nur, er ist schwarz geworden, und doch hebe ich ihn in meinem Schmuckkästchen, neben den Juweelen, wie ein Juweel auf."

Als ich den Ring erblickte, übermannte mich ein bittersüßes Gefühl. Ich nahm die schöne Hand, welche der Ring noch schöner machte, und bedeckte sie dankbar mit heißen Küssen. Augustine zog zitternd die Hand zurück und sagte: „Gustav, bist du noch

immer der ungestüme Schwärmer? Deine Nähe ist mir nicht gut." Sie wollte aufstehen, beugte sich aber wieder zu mir nieder, schloß mich in ihre Arme und küßte meine brennenden Wangen, indem sie seufzte: „Wohl, Gustav, mit dir wäre ich doch glücklicher gewesen." — Augustinens Kuß, ihre Rührung, ihre Innigkeit vernichteten meine ganze Besonnenheit. Ich hielt die noch immer Geliebte, die mir so viele Thränen gekostet hatte, fest an mein nur allzutreues Herz.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, drängte sie mich lächelnd zum chinesischen Tempelchen hinaus, indem sie, mit dem Finger drohend, sagte: „Herr Präsident, Herr Präsident! Ihnen ist wahrhaftig nicht zu beichten."

Sie scherzte und bestimmte mir die Stunde, da ich sie zum heutigen Ball abholen sollte.

Ob ich gleich noch vierzehn Tage in der Residenz zubrachte, ward mir doch nie wieder Gelegenheit, mit Augustinen allein zu sein; vielleicht weil ich selbst die Gelegenheit mied. Ungeachtet ich von dem Augenblick, da ich aus dem chinesischen Tempelchen trat, den letzten Funken alter Liebe und Ehrfurcht für sie in meiner Brust erlöschen fühlte, konnte ich mir's doch nicht verhehlen, daß sie mir gefährlich werden könne. Endlich war die Zeit meiner Abreise da. O welch ein anderer Abschied, als vor zwanzig oder zehn Jahren! Wir trennten uns unter Trompeten und Pauken auf einer Redoute, die ich, um folgenden Tages früh verreisen zu können, früh verließ. Wir hatten noch miteinander gewalzt und uns viel Artiges zugelispelt. Sie begleitete mich bis zur Thür, und rief mir noch ein »Adieu, mon ami!« nach, indem sie an der Hand eines andern Tänzers zum glänzenden Gewühl zurückkehrte.

Ich war von Herzen froh, dem ermüdenden Geräusch der so-

genannten großen Welt entflohen zu sein und mir einmal wieder selbst anzugehören. Bequemlich träumte ich in meiner Reisechaise durch Wiesen, Wälder, Städte und Dörfer hin, und dachte an meine Zukunft, denn die Vergangenheit war mir mit Augustinen widerlich geworden. O wie ändert Alles die gewaltige Zeit! — — Meine Reise — ich hatte vier Tage bis zu meinem Wohnort — ward etwas langweilig, denn sie blieb ohne Abenteuer. Erst den letzten Tag erlebte ich eins, und zwar von angenehmer Art.

Mein Knecht hielt des Morgens in einem Dorfe vor einem Wirthshause, um den Rossen ein Zwischenfutter zu geben. Ich ging ins Haus; ich hörte darin zanken. Der Wirth und ein grober, halbtrunkener Miethkutscher, dessen Wagen ebenfalls vor dem Hause hielt, hatten Händel mit einander. Ein blutjunges, wohlgekleidetes Frauenzimmer, in Reisegewand, saß weinend auf einer Bank am Tisch. Der Lärm war entstanden, weil der Kutscher das Frauenzimmer nicht dahin fahren wollte, wohin sie behauptete, daß er gedungen worden sei, sondern mit aller Gewalt nach einer seitwärts von der Hauptstadt gelegenen kleinen Stadt, wohin er durch andere Herrschaften bestellt sei, die ihn auf heute erwarteten. Er behauptete: daß er dahin fahren würde, habe er gleich anfangs beim Akkord erklärt. Der Wirth hatte sich der jungen, schüchternen Schönheit angenommen. Da ich hörte, sie sei die Tochter eines Dorfpfarrers, eine Stunde von meinem Wohnort, und bis dahin nur der Umweg von einer halben Stunde zu machen, brachte ich die Sache bald in Richtigkeit. Das Frauenzimmer nahm nach einigem Zaudern — ich sagte ihr, wohin ich wolle und woher ich sei — mein Erbieten an und ward meine Begleiterin.

Unterwegs ward dann viel geplaudert. Sie hatte eine liebliche, zarte Stimme, die reinste Engelsunschuld in allen Mienen. Ich hatte in meinem Leben kein idealisches Dosengesichtchen mit so frommen, freundlichen, zutrauensvollen Augen gesehen. Ich er-

fuhr, sie heiße daheim Adele; ihr Bruder habe sie vor vierzehn Tagen nach einem Städtchen gebracht, wo sie den Bürgermeister, ihres Vaters Bruder, besucht habe. Ohne Zweifel war nun dort bei Bestellung des fremden Lohnkutschers, wegen des Zurückfahrens, ein Mißverständniß vorgefallen, dem ich einen höchst angenehmen Tag verdankte. Denn Adele, bei aller Gutmüthigkeit, schien viel Naturwitz zu haben. Doch schien sie mir unterwegs viel zu schüchtern. Erst als ich sie in ihrem Dorfe ihrem Vater übergeben hatte, einem kraftvollen, lebhaften Greis — mit welcher Innigkeit umschlangen ihre Arme den Nacken des Alten, ich hätte Vater sein mögen! — erst da bekam sie ihre natürliche Haltung und Wahrheit. Ich bedauerte, nicht länger verweilen zu können, so dankbar der ehrwürdige Pfarrer mich auch darum bat. Ich versprach indessen, den Besuch zu erneuern, woraus aber so bald nichts ward. Ich vergaß es zwischen Geschäften und Zerstreuungen.

Auf einem Ball, ungefähr ein halbes Jahr nachher, sah ich unter den Tänzerinnen ein anderes Frauenzimmer — denn im dreiunddreißigsten Jahre werden dem unvermählten Manne die Frauenzimmer von höchster Bedeutsamkeit, — also eine Tänzerin sah ich, die unstreitig von den anwesenden Schönheiten wohl die Königin heißen konnte — eine reine, glühende Rose in halber Entfaltung und gleichsam vor ihrer Schönheit erröthend. Die jungen Herren flatterten aber auch wie Schmetterlinge um sie. Es ward mir warm ums Herz, wenn die Augen der schönen Sylfide sich zuweilen eben nur gegen mich richteten, und das geschah zu meiner Verwunderung öfters. Aber nun schien mir's, als hätte ich diese reizende Gestalt auch schon einmal in Gesellschaft gesehen, vermuthlich in der Residenz bei Augustinen. Ich erkundigte mich bei einem Nachbar, wer sie sei? O Himmel, es war Adele! Freilich im Ballkleide anders, als in der Reisehülle. Nun war kein Haltens mehr bei mir. Wie sie vom letzten Tanz zu ruhen ging,

gesellte ich dreiunddreißigjähriger Schmetterling mich zu den jüngern, und sie war so gütig, den Reisegefährten zu unterscheiden. Wir tanzten. Ich erkundigte mich nach ihres Vaters Gesundheit, beklagte, daß mich Geschäfte bisher abgehalten, ihn zu besuchen — eine Lüge freilich; aber vor diesem Engel mußte ich mich doch rein waschen — und verhieß baldigen Besuch. Mit freundlicher Unbefangenheit versicherte sie, ein Besuch von mir werde ihrem Papa recht wohl thun.

Der Ball verursachte in mir eine gewaltige Staatsumwälzung. Der Präsident des Kriminalgerichts ward wieder Dichter. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Ich sah nichts als Himmelsglanz, tanzende Seraphim und Adelen dazwischen schweben. Ich wunderte mich nur, daß ein so schönes, so frommes, so liebes Mädchen noch nicht den Mann gefunden. Ihr Vater, hieß es, ist so brav, als sie schön; aber leider hat er kein Vermögen! O der Thoren! — Ich war schon nach einigen Tagen zum Besuch in der Pfarrei; wiederholte den Besuch von Woche zu Woche; bald galt ich, als Hausfreund. Adele konnte mir sogar bald Vorwürfe machen, wenn ich einmal am bestimmten Tage ausblieb. Und einmal kamen ihr sogar Thränen ins Auge, als ich behauptete, es wäre ihr vielleicht lieber, wenn ich nicht so oft käme. Wir zankten uns schon zuweilen, um uns zu versöhnen; und einmal in der Versöhnung gab ich ihr einen Kuß, ohne daß sie deswegen den Zank erneuerte. Sie ward stumm und ihre Wangen glühten im höchsten Roth. Kurz — ich liebte und ward geliebt. Der ehrwürdige Papa zuckte die Achseln und sagte: Sie nimmt keine andere Schätze mit sich, als Liebe, Tugend und Häuslichkeit; wer aber die zu würdigen weiß, hat mehr daran, als an der Tonne Goldes. Mit den ersten Frühlingsblumen wand ich meiner Adele den Hochzeitkranz; der Vater selbst segnete vor dem Altar seiner Dorfkirche unser eheliches Bündniß ein. Nun erst an der Seite meines herrlichen Weibes war ich der Glücklichste von den Glücklichen.

Bald sahen wir uns von blühenden Kindern umringt, Liebesgöttern, die mich und Adelen immer enger vereinten. Adele war von Tag zu Tag liebenswürdiger; eine junge Mutter ist gewiß liebenswürdiger, als das reizendste Mädchen. Adelens reine Seele machte mich selbst edler, als ich vorher gewesen. Man ist nur dann glücklich, wenn man den Muth hat, ganz tugendhaft zu sein. Vor der Vermählung mit ihr dachte ich nur an Ersparen und Reichwerden; als wir einige Jahre in der Ehe gelebt hatten, war ich bei aller Häuslichkeit Adelens so weit gekommen, daß ich fühlte, der Verlust alles meines Vermögens könne mich nicht mehr an Adelens und meiner Kinder Seite unglücklich machen.

Nun erst fand ich, daß mein seliger Vater, da er mich von Augustinen abwendig machen wollte, Recht gehabt hat in Allem, auch in Rücksicht der Jahreszahlenverhältnisse des Mannes und Weibes. Denn da ich mein vierzigstes und Adele ihr dreißigstes Jahr antrat, da wir schon sechs- und achtjährige Kinder um uns her tanzen sahen, war Adele noch eine hübsche junge Frau, die wohl noch hätte Eroberungen machen können. Augustine hingegen mochte schon matronenhaft sein.

Ich hörte von dieser nur selten. An Briefwechsel war unter uns nicht zu denken. Reisende versicherten mich, sie sei verblüht, habe aber noch immer einen Hof von jungen Herren um sich, und besonders Dichtern und Gelehrten, denen ihre offene Tafel wohlthat. Von Andern erfuhr ich, ihr Mann sei gestorben; die Dichter, welche ihren Hofstaat bilden, seien von der neuesten Gattung, mittelalterische Schwärmer und Mystiker, protestantische Katholiken, und Augustine selbst habe stark in die Romantik hineingegeben, einige ihrer Klinggedichte ständen in den neuesten Musenalmanachen.

Gerade in der Zeit, da ich vom Ministerium wieder einen Befehl bekam, mich persönlich in der Residenz einzufinden, um in einer Fürstensache mein Urtheil zu geben, empfing ich auch von Augustinen

einen langen Brief und einen ganzen Stoß Prozeßakten. Sie war wegen Erbschaft mit weitläufigen Verwandten ihres Mannes in Hader, und begehrte von mir aus alter Freundschaft Rath und Beistand. Ich packte die Akten in meinen Reisewagen, und freute mich, es mündlich mit ihr abthun zu können.

Ich war vierzig, Augustine fast auch. Sie konnte mir also jetzt wohl nicht mehr so gefährlich werden, wie vor zehn Jahren in der verwandelten Rebenlaube. Diesmal ging auch ich, am zweiten Tage nach meiner Ankunft in der Residenz, ohne alles Herzklopfen zu ihrem Hause. Ich hatte mich vorher melden lassen, um zu wissen, ob sie bei sich anzutreffen sei. Denn man hatte mich in der Residenz versichert, daß sie selten daheim sei, meistens von Modepoeten umringt, um romantischen Klingklang zu machen oder zu hören, zu frömmeln, zu schwärmen; oder aber — mit ältlichen Herren und Damen am Spieltisch, denn das Spiel sei ihre Leidenschaft. Ihre ehemaligen Freunde und Freundinnen, die ich noch vor zehn Jahren bei ihr gesehen hätte, wären von ihr abgefallen; denn mit der Frau wäre nicht auszukommen. Sie sei in der ganzen Residenz durch ihre giftige Zunge bekannt, mit aller Welt im Streit, und wenn man Stadtneuigkeiten wissen wolle, müsse man nur Frau von Winter besuchen. Das hörte ich selbst von zwei ehemaligen Freundinnen Augustinens sagen, die ich vor zehn Jahren bei ihr gesehen. Hm! dachte ich, aber diese guten Freundinnen sind auch zehn Jahre älter geworden, und haben vielleicht zum Verleumden, oder, wie man's in der Residenz hieß, zum Medisiren einen kleinen Ansatz.

Da ich — es war ein schöner Sommerabend — in Augustinens Haus trat, sagten mir die Bedienten, die gnädige Frau wäre mit Gesellschaft im Garten. Ich ging. Ach, der meiner Kindheit wohl

bekannte Garten! Eigentlich nur um zu einer kleinen Neckerei gegen Augustine Stoff zu haben, hatte ich ihren goldenen Ring, den sie mir etwa vor zwanzig Jahren gegen den bleiernen austauschte, an den Finger gesteckt. Nun der Garten und der Ring — vor mir der chinesische Tempel — es fing mir doch an etwas wunderlich zu werden.

„Ist die gnädige Frau allein?“ fragte ich unterwegs den Bedienten.

„Nein, sie hat Gesellschaft; nur wenige Personen.“

Ich trat in den Tempel. Da saßen an zwei kleinen Tischchen zwei Parthien beim Kartenspiel mit so großer Andacht, daß man auf mich nur nicht sah. Ich erkannte Augustinen. O weh, wie abgewelkt! O allgewaltige Zeit! Nein, gefährlich war sie nun gar nicht mehr. Ich dachte mit geheimem Entzücken an Adele zurück.

Augustine war in ihr Spiel so vertieft, daß sie, mich begrüßend, dringend nur um einen Augenblick bat, die Parthie zu enden. Erst nach dieser erhob sie sich, überhäufte mich mit höflichen Redensarten und Fragen, ließ mir Erfrischungen geben, und bot mir Karten an. Ich schlug sie aus, weil ich das Spiel nicht verstände. „Gerechter Himmel!“ rief sie, „womit tödten Sie denn die Zeit, wenn Sie nicht spielen? Das ist mir doch unbegreiflich an einem Manne von Geist, wie Sie sind.“ Sie spielte fort. Es war Pharao. Der Banquier hatte ungeheures Glück. Bald lag alles Gold der Spieler bei ihm. Alle Leidenschaften sah man hier sprechen aus den brennenden Wangen, stieren Augen, krampfhaft verzogenen Lippen. Der Banquier leuchtete vor Vergnügen.

„Ich habe Sie bald rein ausgeplündert!“ sagte er. „Sie sprachen vorhin von meinem kostbaren Brillant — er zeigte seinen blitzenden Fingerring; — „ich verspiele ihn in einer Lotterie; setzen Sie ihm alle Ringe dagegen.“ Begierig und rachelustig sahen Alle auf den schimmernden Brillant. Man nahm den Vorschlag

an. Frau von Winter sagte: „Beim Spiel geniren mich die Ringe; ich habe keinen genommen. Aber“ — sie sah mich an — „apropos, Freundchen, Sie sind wohl so gütig, und leihen mir den Ihrigen für den Augenblick?“ Betroffen über das Ansinnen, zog ich Augustinens Ring ab und reichte ihn ihr: „Betrachten Sie ihn wohl, gnädige Frau! Sie kennen ihn noch? Es ist der Ihrige!“

Sie sah ihn flüchtig an und sagte: „Desto besser!“ warf ihn in die Spielschale zu den andern und betrachtete nur den Brillant. Aber die Ringe alle gingen verloren. Der Banquier gewann. Auch der heilige Ring der ersten Liebe ging verloren, und auf derselben Stätte, wo ich ihn unter Thränen einst empfing. O allmächtige Zeit, wie wälzest du Alles um!

Man ging zum Nachtessen. Die wenigsten Gäste waren guter Laune. Augustine zwang sich, heiter zu scheinen; das gab aber ihren ältlichen Mienen etwas Widerlichverzerrtes. Man sprach den Weinflaschen zu, um sich vermuthlich höhere Stimmung zu schaffen; man ward nicht heiterer, aber geschwätziger. Die Neuigkeiten der Residenz wurden gemustert; die Bekannten und ihre heimlichen Geschichten vorgenommen. Es fehlte der Unterhaltung nicht an Witz; aber an Menschenliebe. Und zu meinem größten Schmerz war Augustine am reichsten an boshaften Einfällen. Sie trug sogar kein Bedenken, zuweilen ihre eigenen Gäste zu persifliren. Ach, hätte ich jemals glauben können, daß die angebetete Ueberirdische im vierzigsten Jahre ganz das Gegenbild von sich selbst sein würde? — Ich empfand Langeweile und Ekel. Da man sich sogleich nach dem Essen wieder an die Spieltische machte, entfernte ich mich früh.

Es that mir weh', in die Residenz gekommen zu sein, oder vielmehr, Augustinen so entartet erblickt zu haben. Ich besuchte sie zwar noch einige Male in ihren Prozeßangelegenheiten, ohne aber mehr, als das erste Mal, von ihr erbaut zu werden. Trotz

den Falten ihres Gesichts wollte sie doch nicht alt sein; sie hatte sich Roth aufgelegt; ich that, als bemerkte ich's nicht. Sie schien dann und wann unsere ehemaligen zärtlichen Verhältnisse aufwärmen zu wollen; sie ward mir ekelhaft. Als ich von ungefähr einmal ein Wort von ihrem vierzigsten Jahr fallen ließ, sah sie mich mit fremden Augen an. „Ich glaube, Sie träumen, Herr Präsident!" sagte sie. „Ihr Gedächtniß altert vor der Zeit. Als wir uns kennen lernten, waren Sie zehn, ich fünf Jahre; ich spielte noch mit der Puppe; ich erinnere mich dessen sehr genau noch. Ein zehnjähriges Mädchen denkt nicht mehr an die Puppen, sondern an weit ernsthaftere Dinge. Also bin ich bestimmt jetzt fünfunddreißig. Und unter uns gesagt, es ist möglich, daß ich mich noch einmal vermähle. Schon lange wirbt ein trefflicher Mann, einer unserer ersten Dichter, um meine Hand. Alle seine Gedichte an die Madonna, an den Gekreuzigten, alle seine heiligen Legenden athmen das süße Feuer reiner Inbrunst für mich."

Ich wünschte bescheiden zum „süßen Feuer reiner Inbrunst" Glück, und war froh, als ich zum Thor der Residenz hinaus wieder meiner Adele und ihren Kindern entgegen fuhr.

Man bemerkt nur, daß man alt wird, wenn man die Verwüstungen der Zeit in bekannten Gesichtern aus den Jugendtagen sieht. Ich war mir in der Residenz älter vorgekommen, als ich war. Aber da ich wieder an der Brust meiner treuen, guten Adele lag, und meine Kinder mich umklammerten, und ich nun jedem und jeder auspackte, was ich zum Geschenk von der Residenz mitgebracht hatte — da ward ich wieder jung. Wo im heimathlichen Kreise Unschuld und Liebe wohnen, ist ewige Jugend.

Es geht denn freilich mit dem Lauf der Jahre Mancher von uns voran in die bessern und dauernden und höhern Verhältnisse

der Geisterwelt, und das Herz blutet. Aber eben diese Abschiede machen uns das Leben und das Universum nur bedeutsamer, verknüpfen das Hier und Dort in unserm Gemüth fester, und tragen etwas Geistigeres, Erhabeneres in unser Denken, Wünschen und Thun hinein. Das Kind ist wohl zufrieden mit einer Blume, einem bunten Steinchen, einem engen Spielplatz, und bekümmert sich wenig um der großen Menschen übriges Treiben. Der Jüngling und die Jungfrau schwärmen schon lieber ins Weite und Freie hinaus. Die Kinderstube wird ihnen zu enge. Sie wollen mehr. Sie gewinnen, verlieren, erwerben, und haben nie genug. Alles Gute der Erde wollen sie umfassen. Zuletzt genügt auch dies nicht mehr. Mit den Jahren erweitert sich das Leben und die Ansicht des Lebens. Dem Kinde wird die Blume und der bunte Stein zu gering; dem Mann und Weib der Genuß aller Ehre, alles Geldes gleichgültiger; die Erde hat für den Geist zu wenig; er breitet den Arm ins Weltall aus, er fordert und hat die Ewigkeit.

Das waren Worte, die uns Adelens herrlicher Vater auf dem Sterbebette sagte. Wir weinten um ihn; aber wir liebten den Vorangegangenen nur mit einer innigern, heiligern Liebe, in der wir uns selbst heiligten. Adele und ich lebten ein höheres Leben, seit zwischen uns und der Ewigkeit kein Unterschied war, und wir dort welche zu lieben hatten, wie hienieden.

Die schönsten aller Freuden gewährten uns unsere Kinder. Meinen ältesten Sohn begleitete ich selbst auf die Universität, und es war für mich und Adelen die angenehmste Ueberraschung, als an meinem fünfzigsten Geburtstag für mich die königliche Ernennung zu dem ruhigen und ehrenvollen Posten kam, welchen ich noch jetzt bekleide. Denn diese Stelle verpflichtete mich, in der Residenz zu wohnen; und von da an bis zur Stadt, wo mein Sohn den Wissenschaften oblag, war es nur eine mäßige Tagereise. Wir waren also beisammen, so oft es uns eben wohlgefiel.

Zwar Adele verließ recht ungern ihre Vaterstadt, aber die Residenz, von der sie so oft gehört hatte, besaß doch auch Reiz, und noch mehr für ihr zartes Mutterherz die Nähe ihres Erstgebornen. Sie war in ihrem vierzigsten Jahre freilich nicht mehr das idealische Dosengesichtchen, wie es bei der ersten Bekanntschaft neben mir im Wagen saß; aber ihr Gesicht hatte mehr Adel gewonnen, ihr Wesen hatte zur Anmuth Würde empfangen. Adelens Herz war jugendlich geblieben. Ich liebte sie noch mit der ersten Liebe. Ihr holdes Gesicht, von keiner Leidenschaft in seinen milden Zügen entstellt, hatte keine Schminke vonnöthen, um noch immer recht einnehmend zu sein.

Sie kannte meine frühern Verhältnisse mit Augustinen. Da wir nun in die Residenz kamen, war sie sehr begierig, meine erste Liebe kennen zu lernen.

Es verging wohl ein Vierteljahr, ehe ich die Frau von Winter aufsuchte; denn ich fand dazu wenig Begierde in mir. Man hatte uns schon gesagt, sie halte keine Gesellschaften mehr, lebe äußerst eingezogen, und wäre in ihren spätern Jahren im gleichen Grade geizig geworden, wie sie ehemals Verschwenderin gewesen. Diese Sinnesänderung sei als eine Frucht ihrer ehemaligen Spielwuth anzusehen, der sie sich ergeben, als sie nicht mehr zu kleinen Galanterien jung genug war. Man finde sie nirgends häufiger, als in der Messe, denn sie sei vor mehrern Jahren, von romantischen Modepoeten begeistert, auf den Einfall gekommen, sich in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zu werfen, und katholisch zu werden.

Als ich sie nun das erste Mal besuchte, traf sich's, daß ich sie wieder im Garten aufsuchen mußte. Schon im Hausgang sah ich einige Heiligenbilder an den bestäubten Wänden hängen. Der Garten war einer waldigen Wildniß ähnlich, und Dornen wucher=

ten, wo ich ehemals als Kind das Hochzeitmahl genossen und Augustinens Puppe gewiegt. Die Akazien waren niedergehauen, vermuthlich aus Oekonomie, um Brennholz zu haben. Der chinesische Tempel hatte äußerlich allen Flitterprunk verloren; er war mit ehrlichen deutschen Ziegeln bedeckt; kleine zugespitzte gothische Fenster von buntem Glase, wie Kirchenfenster aus den Zeiten der Romantik, so wie ein Kreuz an der Dachspitze, machten das Häuschen einer Kapelle ähnlich.

Das war's auch. Wie ich hineintrat, sah ich Altar und Kruzifix und ewige Lampe. — Die fünfzigjährige Frau von Winter, sehr einfach matronenhaft gekleidet, eben vom Gebet aufgestanden, kam mir entgegen, den Rosenkranz in der Hand, mit den Lippen murmelnd.

Ich stand still vor ihr. Sie erkannte mich, und schien erfreut. Ich konnte mein wehmüthiges Gefühl nicht übermannen und blieb stehen, und ergriff ihre Hand und zeigte mit nassen Augen in die Kapelle hinein. „O Augustine!" rief ich, „als hier noch die leichte Rebenlaube stand, wo wir in glücklicher Kindheit die bleiernen Ringe tauschten, — als wir dann hier zehn Jahre später, Jüngling und Jungfrau, die ersten Küsse unschuldiger Liebe wechselten und dem Himmel Gelübde brachten — —"

„Ich bitte, denken Sie doch nicht an die eiteln Kindereien mehr!" unterbrach sie mich.

„Ach, Augustine, es war nicht mehr so gut, da sich die Rebenlaube zum üppigen Boudoir im chinesischen Tempel verwandelt hatte; noch schlimmer, als ich hier den goldenen Ring der Liebe, das schöne Denkmal, an einem Pharaotische verspielen mußte — und jetzt da eine Kapelle!"

„Mein Herr," sprach Frau von Winter, „man geneset endlich vom Rausch der Welt und ihrer eiteln Lust. Sie verwunden mein Herz mit solchen Erinnerungen. Sind sie gekommen, mich zu ver-

höhnen? Wenn Ihnen Ihre Seligkeit lieb ist, folgen Sie meinem Beispiel; lernen Sie der falschen Welt entsagen, und rufen Sie die Heiligen Gottes um ihre Fürbitte an."

Wie ich zu Hause kam, sagte ich zu Adelen: „Nein, liebe Seele, wir wollen nicht zu ihr gehen. Ich kenne sie nicht mehr. Sie ist Betschwester geworden. O allmächtige Zeit!"

Der Millionär.

Eine Doppelgeschichte.

I.

Wenn wir beim alten Oberforstrath von Röbern beisammen saßen des Abends, und das war regelmäßig in der Woche einmal, gab es immer die reichste Unterhaltung. Kein Kartenspiel, keine Witterungshistorien, keine Musterung der Nachbarn, keine Kannegießerei war da vonnöthen. Man langweilte und plagte sich auch nicht mit dem Deklamiren, noch weniger, daß sich eine fingerfertige Figur zum Klavier setzte, um sich bescheiden bewundern zu lassen. Das Gespräch flog unstät und bienenartig von einem Gegenstand zum andern, und sog aus jeder Blume Honig. Jede Uebereinstimmung der Meinung war so lehrreich, als der Zwist derselben. Am allerliebsten hatten wir's, wenn der alte Oberforstrath dazwischen trat, mit kleinen Erinnerungen aus seiner Lebensgeschichte. Ich habe mir manche derselben nachmals zu Hause aufgezeichnet.

Ich will hier ein Paar davon zum Besten geben, die mich sehr anzogen. Aber so angenehm kann ich sie unmöglich wieder erzählen, wie er sie uns vortrug.

Es kam eines Abends die Rede auf den französischen Weltweisen Rousseau, auf seine empfindliche Gemüthsart, auf seine Verachtung der Großen und Reichen, auf seine stolze Armuth, auf den Widerspruch zwischen seiner kindlichen Gutmüthigkeit und Menschenfeindlichkeit.

Einige vertheidigten den unglücklichen Weisen, der die Welt nie nahm, wie sie war; Andere machten ihm Vorwürfe. Das Gespräch wandte sich auf die Wirkungen der Armuth und des Reichthums bei geistvollen, redlichen Menschen. Was würde Rousseau geworden sein, wenn er im Purpur geboren wäre, oder wenn ihn das Glück mit Tonnen Goldes ausgestattet hätte? Dies und das ward besprochen, und mancher artige Einfall sprang in die Welt.

Darauf hob der alte Oberforstrath an: Ich will Ihnen doch ein paar Geschichtchen erzählen, die mir eben dabei einfallen. Ob sie ganz hier passen oder Ihre Streitfrage entscheiden mögen, weiß ich nicht. Beide sind in ihrer Art wunderbarlich; eine derselben gab einen wahren Hauptspaß. Die Helden beider Geschichten waren meine Universitätsgefährten, und einer derselben ist noch heut' mein treuer, lieber Freund.

Wir horchten Alle.

Der Banquier und der Krämer.

Unter meinen Bekannten auf der hohen Schule zeichnete sich der junge Kasimir Morn durch eine angenehme Gestalt und Gesichtsbildung, noch mehr durch seine vortrefflichen Geistesanlagen und seinen Fleiß aus. Er war Meister mehrerer älterer und neuerer Sprachen, sang vortrefflich, machte seinen niedlichen Vers, und ungeachtet der reichen Wechsel, die er von Hause erhielt, war er nichts weniger, als rohen Ausschweifungen geneigt. Er bezahlte für einige arme Mitstudierende Wohnung und Kost, hielt

sich ein Reitpferd, und kam selten zu den wüsten Gelagen der Zechbrüder. Schon ehe er die Universität besuchte, hatte er mit seinem Vater eine Reise durch den größten Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs gemacht; dies ihn gebildet. Sein Vater war Banquier. Der junge Kasimir folgte seiner Neigung zu den Wissenschaften.

Ein halbes Jahr vorher, ehe er die Universität verließ, begleitete ich ihn in den Ferien für einige Wochen nach Hause. Sein Vater lebte in der kurfürstlichen Residenz gar stattlich. Sein Haus ward von den ersten Personen des Hofes besucht. Ich sah mich mit Güte, als Kasimirs Freund, aufgenommen, mit Verschwendung bewirthet.

Neben dem Mornischen Palaste stand ein altes, baufälliges, finsteres Haus. Darin wohnte ein Gewürzkrämer, Namens Romanus; ein wunderlicher Kauz, der ärgste Geizhals der Stadt. Man sagte allgemein, er sei Millionär; dem ungeachtet verkaufte er seinen Kaffee, Pfeffer, Sirup und Käse noch immer selber, oder an seiner Stelle, denn einen Ladendiener wollte er nicht halten, wog auch zuweilen seine hübsche Tochter Karoline das Loth Schnupftabak ab.

Kasimir und die kleine Krämerin hatten ehemals, als Nachbarskinder, mit einander gespielt, und die Freundschaft und das vertrauliche Du der Jugend noch beibehalten, da sie aufgehört hatten, Kinder zu sein. Der Banquier mochte mancherlei gegen das Du einzuwenden haben, denn er war etwas stolz. Er dachte daran, sich und seinen Sohn adeln zu lassen. Der Krämer meinte seinerseits, es schicke sich für die erwachsene Jungfrau nicht, Kasimirn zu duzen; hatte jedoch nichts dagegen, wenn Kasimir in den Laden kam und Rosinen und Mandeln kaufte, um Karolinen zu sehen. Jeder Gang in den Laden mußte ja baar bezahlt werden.

Während meines Aufenthalts im Mornischen Hause gab es

mancherlei ernste Auftritte. Zum Beispiel, Kasimir schwor hoch und theuer, er werde sich nie vermählen, wenn es nicht mit Karolinen wäre. Beide waren mit einander einverstanden. Karoline machte ihrem Vater ähnliche Schwüre. Der Krämer lachte, und der Banquier gähnte.

Herr Morn schien endlich nachgeben zu wollen; denn er liebte seinen Sohn. Vielleicht hatte auch die Million des Herrn Romanus etwas Ehrwürdiges für ihn. So viel war gewiß, eine reichere Braut konnte Kasimir in der ganzen Stadt nicht finden.

Alles wäre nun schnell in Richtigkeit gebracht worden; denn der Banquier hatte nichts gegen die Million und nichts gegen die Rosenwangen, Vergißmeinnichtaugen und rabenschwarzen Locken der schlanken Karoline einzuwenden. Von der andern Seite fand Herr Romanus, der Sohn des reichen Banquiers sei nicht übel, und Herr Morn mache gute Geschäfte. Rechnete man dazu, daß Kasimir dreiundzwanzig, Karoline sechszehn Jahre zählte; daß beide sich herzlich liebten, und beide schon in der Stille Traktate abgeschlossen hatten, die über Tod und Grab hinweg von Ewigkeit zu Ewigkeit dauern sollten: so mußte man eingestehen, die Hochzeit sei hier äußerst zweckmäßig. Auch ich glaubte nicht anders. Wir hatten uns jedoch allesammt verrechnet.

Herr Romanus, wie gesagt, ein wunderlicher Kauz, traute keinem Gewerbe, Stand und Geschäfte, als dem Krämergewerbe. Gelehrsamkeit galt bei ihm nichts; Kriegsleben hieß ihm Räuberleben; Bankgeschäfte nannte er Glücksspielerei. „Kein Kurfürstenthum ist ein solch solides Etablissement, wie ein wohleingerichteter Klein- und Spezereihandel!“ pflegte er zu sagen. Die Folge dieser seltenen Zufriedenheit mit seinem Stande war, daß er das unwiderrufliche Hausgesetz gab: es könne Niemand sein Eidam werden, er sei denn ein Krämer.

Der Stolz des Banquiers empörte sich gegen diese lächerliche

Bedingung. Kasimir gerieth in bittere Verlegenheit; selbst Karoline wollte ihrem Geliebten nicht zumuthen, daß er ihretwillen zeitlebens Pfefferdüten drehen sollte. Sie hoffte, ihr Vater werde endlich nachgeben. Ich glaubte es auch. Jedermann war der Meinung.

Kasimir, bei seinen Kenntnissen und Anlagen, bei dem Reichthum seines Vaters, bei dessen Verbindungen am Hofe, hatte für sein Leben die glänzendsten Aussichten. Die ersten Stellen des Staats standen ihm offen. Die Minister hatten ihm schon seine Laufbahn vorgezeichnet. Er sollte bei der kurfürstlichen Regierung künftig als Referendar im Justizfache angestellt werden, doch nur etwa für ein halbes Jahr, und dann sogleich in eine der ersten offen werdenden Stellen von Bedeutung hineingezogen werden. Wegen Auswirkung des Adelsdiploms waren vorläufige Schritte gethan. — — Nun kam der unglückselige Herr Romanus, und verlangte plattweg, Kasimir müsse, als Eidam, bei ihm wohnen, allem Firlefanz der Welt entsagen, Pfefferdüten drehen und seinen Mitbürgern eigenhändig Sirup zumessen, und Häringe à sechs bis acht Kreuzer verkaufen!

Denke sich Jeder in die Lage des guten Kasimir.

Ich weiß wohl, wenn man dreiundzwanzig Jahre alt ist, kann man für ein frommes liebes Mädchen Alles wagen: Batterien stürmen, Tod und Wunden verachten, mit dem Teufel selbst in Kampf treten, in Einöden wohnen, mit Salz und Brod vorlieb nehmen — Alles, Alles! Aber Krämer werden aus einem Staatsminister in Hoffnung, Suizentkanaster abwägen lebenslang, und holländischen Käse einwickeln, das ist mehr, als Wunde, Tod, Teufel und Einöde.

Es war bei dem Allen seltsam, daß der stolze Banquier Morn abermals der Erste war, welcher im Stillen seinem Sohn rieth mit dem wunderlichen Romanus Kapitulation zu versuchen. Kasimir sagte mir das. Ich schüttelte den Kopf. „Meint denn Ro-

manus, der langzöpfige Philister, weil er Millionär sei, könne er jeden Ehrenmann zu sich in den Koth ziehen?" sagte ich.

Kasimir aber war verliebt. Ich merkte es wohl. Seine Göttin zu gewinnen, hätte er auch wohl zeitlebens Kaffeebohnen abgezählt. Da schwieg ich; denn Verliebten ist nicht gut rathen. Hingegen die edle Karoline selbst sträubte sich wider die Erfüllung von ihres Vaters Gesetz. Es ward verabredet, Kasimir solle noch ein halbes Jahr zur Universität zurückkehren, unterdessen wolle man den wunderlichen Papa allseitig bearbeiten. Im Nothfall sollte es an Thränen, Ohnmachten und Todesvorbereitungen nicht fehlen.

Wie beschlossen, so gethan. Wir ritten noch abgelaufenen Ferien nach unserer hohen Schule zurück.

Der Banquier unten, der Krämer oben.

Karoline war eine fleißige Briefschreiberin. Kasimir erfuhr jeden Schritt, den sie that. Sie schrieb sehr artig, sehr schwärmerisch. Und ob sie gleich ihren Vater nicht von einem einzigen Buchstaben seines Gesetzes abtrünnig machen konnte, blieb sie doch gutes Muths und voller Hoffnung. „Uebrigens," das war immer ihr Schluß und Trost, „bin ich erst sechszehn, du erst dreiundzwanzig."

Ungefähr vier Monate waren verflossen, als Kasimir eines Morgens mit verstörtem Gesicht zu mir aufs Zimmer kam. Er hatte einen Brief von seinem Vater nebst zehntausend Gulden baar in Gold erhalten. „Das ist das Letzte," schrieb der Banquier seinem Sohne, „was ich dir geben kann; dein ganzes Vermögen ist es. Ich bin bankerot und landesflüchtig, und eile über England nach Westindien. Wer weiß, ob wir uns je wieder sehen."

Natürlich, solch ein Schicksalsstückchen gehört nicht zu den reizendsten. Die zehntausend Gulden, die ihm blieben, waren nicht

einmal ein Dritttheil von dem, was ihm von dem verschwundenen Vermögen seiner verstorbenen Mutter gehörte. Ich wollte ihn trösten. „Füge mir," sagte er, „doch diese Schande nicht zu einem Mißgeschick, als könnte mich Verarmung schmerzen, und mir die Zukunft verfinstern! Ich bin nicht unglücklich geworden, nur ein wenig überrascht. Tröste mich nicht, denn du beleidigst mich. Zerstreue mich nur für heut'; morgen bedarf ich selbst der Zerstreuung nicht mehr."

Ich ließ die Pferde satteln. Nach einem wilden Ritt hatte ich mehrere Freunde zum Punsch beschieden. Mein junger Philosoph war heiter. Er erzählte uns allen die Geschichte seines raschen Glückswechsels, belustigte sich über seine Verarmung, und sagte: „Morgen mache ich Plane." Alle, die ihn hörten, erschraken und bedauerten ihn. Alle schworen ihm treue Freundschaft in Noth und Tod. Nur ein einziger in der Gesellschaft, der junge Engelbert, einer der besten Köpfe unter uns, trat lachend zu ihm, und sagte: „All' insgesammt sind Narren. Ich wünsche dir Glück, daß du deines Lumpengeldes los bist. Jetzt erst wirst du wissen, was du werth bist. Und ich sehe wohl, du bist etwas werth. Ein Millionär, ein Fürst, ein schönes Mädchen sind Dinge, von denen man nie mit Zuversicht sagen kann, ob sie, außer dem Geldkasten, Stand und hübschen Gesicht, noch etwas für sich wollen gelten lassen."

Es waren nicht Alle von Engelberts Meinung. Ich selbst sah in ihm nur einen aufbrausenden Schwärmer, besonders da er fortfuhr und sagte: „Ich will ein Buch schreiben und lehren, wie ein Staat wohl eingerichtet sein müsse. Da müssen alle Flachköpfe, alle Krüppel, Lahme, und Engherzige, desgleichen alle betagte Leute, denen ein bequemlicheres Leben nöthig ist, das meiste Geld vom Staat empfangen; sterben sie, soll ihr Vermögen dem Staat zurückfallen. Hingegen den reichen Leu-

Er ging in die kurfürstliche Residenz zurück. Der Mornische Palast, Alles, was sein Vater gehabt, war verkauft, und dennoch beträchtlich an ihm verloren gegangen. Die ganze Stadt schalt den leichtsinnigen Banquier und beklagte den hoffnungsvollen Sohn.

Einer von Kasimirs ersten Gängen war natürlich zu Krämer Romanus, um sich dem gebietenden Willen desselben zu unterziehen, und in dessen finsterm, geruchreichen Laden Düten zu drehen. Die schwarzlockige Karoline, wäre sie auch nicht die Erbin einer Million gewesen, verdiente diese Selbstaufopferung wohl. Kasimir hätte um sie zeitlebens in den Bergwerken von Potosi gearbeitet, oder an der Donau Schiffe gezogen.

Aber, andere Zeiten, andere Sitten! Romanus fertigte den demüthigen Brautwerber auf eine schmähliche Weise ab. Romanus hatte beim Banquier Morn achttausend Thaler verloren, und sich über dies Unglück noch mit der Hoffnung beruhigt, Kasimir könne sie ihm vielleicht wieder erstatten. Als dieser ihm aufrichtig gestand, er selbst habe, wie bekannt, sogar den größten Theil seines mütterlichen Gutes eingebüßt, lachte der alte Krämer, schob sich die runde, puderlose Stutzperrücke auf dem Kopf herum, und sagte endlich: „Mache mir doch Keiner etwas weiß! Ihr Vater ist ein durchtriebener Pfiffikus, er gäbe den allerbesten Finanzminister ab. Was gilt die Wette, er hat seine Schäfchen (Romanus zählte dabei mit den Fingern der rechten Hand, wie wenn es Gold wäre, in die hohle Linke) zur rechten Zeit ins Trockene gebracht? Wie lange dauert's, und Sie treten wieder als ein steinreicher Mann auf!“

Kasimir zuckte die Achseln, behauptete, sein Vater wäre kein gewissenloser Betrüger gewesen, und erbot sich, um Herrn Romanus zu entschädigen, ihm zehntausend Gulden, den Rest seines Muttergutes, zu überlassen, wenn er ihn zum Eidam machen und zum Gehülfen in seinem Laden aufnehmen wolle.

Als nun Romanus sah, daß Kasimir in der That außer Stand sei, ihm die verlornen achttausend Thaler zu vergüten, verlangte er von ihm wenigstens die zehntausend Gulden, jedoch ohne Klausel von Eidamschaft. Unmöglich konnte Morn einwilligen.

„Wovon soll ich denn leben?“ sagte Kasimir.

„Ei, liebes Himmelchen,“ schrie Romanus: „Sie sind ja Gelehrter. Sie können ja einen Schreiberposten bekommen. Aber ich unglückseliger, geschlagener Mann, ich! wenn ich das Geld einbüße, so bin ich ein ewigruinirter Mann, ein Mann, der mit seinem armen Kinde Haus und Hof verlassen und vor fremden Thüren das Brod der Barmherzigkeit suchen muß!“

„Wirklich?“ rief Morn: „Ei, betteln sollen Sie nicht! Nehmen Sie meine zehntausend Gulden in Ihren Handel, und geben Sie mir Karolinens Hand. Wir wollen uns schon durchschlagen. Durch Fleiß und Sparsamkeit wollen wir das Verlorne bald ergänzen. Wir werden die glücklichste Familie ausmachen.“ Kasimir sprach das so lebhaft und ehrlich-vergnügt, daß der Krämer ganz stumm und versteinert ward.

„Was?“ rief dieser endlich: „Ich glaube, Sie sind noch obendrein recht froh, daß mich ihr sauberer Papa auf die niederträchtigste Weise um Alles geprellt hat? — Das ist ja recht teuflisch. Und zur Belohnung soll ich Ihnen noch meine Tochter dazu geben, und Sie füttern? Gehorsamer Diener! Hat mich Ihr Vater zum Bettler gemacht, so will ich doch keine Bettler-Hochzeit ausrichten. Packen Sie ein. Und wenn ich bitten darf, kommen Sie mir zeitlebens nie wieder über die Hausschwelle. Wir sind geschiedene Leute. Für arme Schlucker habe ich mein Kind nicht erzogen.“

Das war das Ende aller Unterhaltung.



Alles überirdisch ist. Gewiß hätte Morn schon im fünfundzwanzigsten Jahre eine recht artige Anstellung in den Staaten der kurfürstlichen Durchlaucht haben können, hätte er nur Ohren gehabt, und mancherlei Vorschläge gehört, die ihm doch deutlich genug gesagt worden waren; oder Augen, um manches liebenswürdigen Fräuleins Augen näher anzusehen. Allein er hatte nur Augen und Ohren für die traute Nachbarin. Dafür war er noch im sechsundzwanzigsten unbesoldeter Kammerreferendar. „Was thut's?“ sagte Karoline: „Du bist ja erst sechsundzwanzig, ich bin erst neunzehn. Wir können wohl warten.“ Sie hatte Recht. Und er war so bescheiden, mit seinem Glücke, zu lieben und geliebt zu werden, recht wohl zufrieden zu sein.

Er konnte es auch wohl sein. Denn die schöne Romanus stand in voller Blüthe, und an Lieblichkeit über alle Nebenbuhlerinnen erhaben; Stadt und Hof sprachen von ihr. Auch Prinzen wandelten gern zu Fuß vor dem Kramladen vorbei, um einen Blick der Wunderlieblichen zu ärnten; auch Edelleute machten mit dem mürrischen Knauser, ihrem Vater, Bekanntschaft und Freundschaft. Eine Schönheit wie Karoline, die Erbin einer Million, war wohl werth, daß man ihr alle Stammbäume, Orden und Diplome zu Füßen legte. Doch weder Grafen, Freiherren, Ritter, Staats-, Kriegs-, Hof-, Kammer-, Justiz-, Finanz-, Polizei-, Kirchen- und Schul-, geheime noch öffentliche Räthe rührten das Herz des alten Krämers oder der reizenden Erbin. Denn einerseits konnte sich Keiner derselben entschließen, in den Gewürzladen zu treten, und Seife und Schuhwachs zu verkaufen; andererseits sah Karoline so kalt und gleichgültig auf die Herren, wie auf den hölzernen Mohr, der vor dem Laden aufgestellt war, um eine irdene Pfeife zur Schau zu halten.

All' ihre Pracht und Schönheit, ihre Aufmerksamkeit, ihre Liebe, ihr beseligendes Lächeln gehörte nur dem Einen und Er-

wählten, und sie gab, — ich darf es Ihnen wohl sagen — den Kuß, für welchen mancher Fürst Thron und Krone umsonst geboten haben würde, dem armen Kammerreferendar ungebeten, und, wenn ich mich nicht sehr irre, dutzendweis. Das war doch Trostes genug.

Zwanzig.

Ungeachtet dieses Trostes runzelte der gute, fleißige Kasimir zuweilen seine Stirn, wenn er sah, daß Jahr um Jahr verschlich und der alte Romanus der alte Romanus blieb, und sich nicht erweichen ließ. Nicht minder fing es ihn an zu kränken, daß von Seiten der Regierung ihn Niemand beachtete. Er wußte, was er leistete, und doch schien man daraus wenig zu machen. Jedermann zwar ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. Morn ist ein trefflicher Arbeiter, ein rechtschaffener Mann, ein herrlicher Kopf, an Kenntnissen einer der Vorzüglichsten! das war die allgemeine Stimme. Morn hatte Gelegenheit, sie genug zu hören. Demungeachtet, wenn eine Stelle zu besetzen war, erinnerte sich keine Seele an den trefflichen Arbeiter, an den rechtschaffenen Mann, an den herrlichen Kopf. Da sorgte Jeder für seinen Sohn, oder Vetter, oder Neffen. Da half eine Familie der andern. Junge Männer, die weder so lang gedient, noch so viel Geschicklichkeit hatten, wie Kasimir, wurden ihm vorgezogen. Kam dann Morn und klagte, so zuckte man die Achseln, schimpfte auf den Nepotismus der Andern, auf die Ungerechtigkeit, auf die Undankbarkeit der Großen; man vertröstete auf ein anderes Mal, und ließ es damit gut sein. Hintennach sahen sich diejenigen, bei denen er geklagt hatte, wohl noch dazu ganz verwundert an, wie er nur so verwegene Ansprüche machen könne, gleichsam als wäre er Ihresgleichen; als hätte er so viel Vermögen, wie sie; als hätte

er so weitläufige und angesehene Familienverbindungen, wie sie. Konnte man ihn gebrauchen — gut, so brauchte man ihn. Seine Talente hielt man in Ehren. Hatte man ihn gebraucht, so war's damit abgethan.

Morn gehörte, bei aller seiner Klugheit, zu den gutmüthigen Menschen, welche sich eben so oft und mit leichter Mühe versöhnen lassen, als man sie beleidigt. Sie sind im Spiel immer die blinde Kuh der Eigennützigen und Ränkestolzen; lassen sich mit einem Händedruck, einem herzlichen Wort bestechen, und laufen für den treuherzig durchs Feuer, der sie hinter ihrem Rücken auslacht. Sie haben von der fröhlichen Schamlosigkeit der freien Weltleute gar keinen Begriff; und die herzlose Niederträchtigkeit, deren man oft auf Gerathewohl hin, oft für die allerunbedeutendste Kleinigkeit fähig sein kann, bleibt ihnen unglaublich. Morn hielt die meisten Menschen für schwach, aber doch kerngut, weil sie gegenseitig strenge Tugendrichter waren. Alles Gute glaubte er willig; aber das Böse bezweifelte er gern. Es war ihm Bedürfniß, sich mit einer sittlich-schönen Welt umgeben zu wissen.

Daher trug er sein hartes Loos geduldig. Er hatte das angenehme Bewußtsein, geachtet und geliebt zu sein. Er war also keineswegs verkannt. Daß man ihn nicht nach seinen Verdiensten in Stellen setzte, daß man ihm Andere bei jeder Gelegenheit vorzog — nun, es schien ihm unrecht; doch maß er sich im Stillen wohl selbst die Schuld davon bei. Er war der Meinung, seine Verdienste würden für ihn reden; er konnte bei den Großen nicht recht zuthätig sein; kam, ohne amtliche Geschäfte zu haben, nie in ihre Vorzimmer; war zuweilen, bei seiner gutmüthigen Lebhaftigkeit im Reden, etwas zu offen und unbefangen; stellte sich, um nicht — denn die Welt ist schwach — von den Leuten geringer geschätzt zu werden, reicher als er war. So mochte es ganz natürlich zugehen, wenn man einen Andern, der der Hilfe bedürftig

schien, oder der sich zudrängte, in Aemter beförderte und ihn sitzen ließ.

Und war er auch einmal im Ernst um seine Lage traurig: so richtete ihn Karolinens tröstender Engelsblick wieder auf. „Was ist es denn mehr?“ sagte sie, als sie ihm im März an seinem Geburtstage, wie gewöhnlich, einen Strauß von blühenden Schneeglöckchen zum Angebinde an die Brust drückte: „Du bist nun erst siebenundzwanzig alt, und ich — zwanzig.“ Sie schien sich zu besinnen, ob sie nicht zu viel gesagt habe?

Auch dem guten Morn fiel das Wort auf, vielleicht weil Karolinens Stimme beim Aussprechen desselben ganz weich und sinkend wurde. Es machte ihn nachdenkend, da er wieder auf sein Zimmer kam. Aber was ließ sich thun? Zwanzig blieben zwanzig; und es war vorauszusehen, der Krämer Romanus würde auch in noch einmal zwanzig Jahren seinen Sinn nicht ändern. „Inzwischen wird Karoline verblühen,“ seufzte Kasimir, „und ich bin ein alter Junggesell.“

Er warf sich in eine Ecke seines Sofa's, und — weinte bitterlich.

Bessere Aussicht.

Man klopfte an seine Thür. Ein Bedienter des geheimen Kabinetsraths Herrn von Bitterblatt erschien, und brachte ihm die Einladung desselben zu einem Wörtchen im Vertrauen.

Ein Wörtchen im Vertrauen von Herrn von Bitterblatt, dem Vertrauten des alten Herrn Kurfürsten, war keine geringe Ehre. Kasimir eilte mit hoffnungsvoller Neugier zu ihm.

Er ward sehr zuvorkommend aufgenommen. Herr von Bitterblatt hatte die Gabe, äußerst herablassend und leutselig gegen Untergebene zu sein, wenn er sie für sich einnehmen wollte; — und unverschämt, grob und stolz, wenn ihm nicht Ehre genug er-

wiesen wurde. Die natürliche Folge mußte sein: man fürchtete und verachtete ihn zugleich. Morn hingegen hielt ihn für einen ganz wackern Kabinetsrath, der sich nur zuweilen in der Art, Menschen zu behandeln, vergriff.

„In den neu acquirirten Ländern wollen Se. kurfürstliche Durchlaucht die Finanzen, so viel als möglich den hierländischen gleich, organisiren!" sagte Herr von Bitterblatt: „Es kommt jetzt darauf an, sämmtliche Domänen, Regalien und übrigen Gefälle zu untersuchen, zu ordnen, eine gewisse Konformität der Verwaltung einzuführen, und Vorschläge, in der Natur der neu erworbenen Güter gegründet, zu machen, ihren Ertrag zu steigern. Se. Durchlaucht haben dazu eine eigene Kommission angeordnet. Es ist ein schwieriges Geschäft. Die dazu bestellten beiden Kammerräthe sind betagte Männer, welche die Sache in Jahr und Tag nicht enden werden. Ich unterwand mich vergebens, Sr. Durchlaucht Vorstellungen gegen das Personal zu machen. Es sind alte, treue Staatsdiener, denen man damit eine Ehre anthun will. Zum Präsidenten der Kommission, vielleicht um etwas Jugendfeuer hineinzubringen, geruhte Se. Durchlaucht, wider meinen Willen, meinen Sohn, den Steuerrath, zu ernennen, mit Kammerrathskarakter. Sie wissen nun, lieber Herr Referendar, der Kurfürst läßt sich nicht gern widersprechen. Mein Sohn ist etwas kränklich. Das Geschäft wird sich in die Länge ziehen, und soll und darf es doch nicht. Ich möchte Sie also, lieber Herr Referendar, der Kommission als Sekretär beigesellen. Sie werden gute Diäten haben, und vollbringt mein Sohn das Werk mit Ihrer Hilfe zur Zufriedenheit Sr. Durchlaucht, woran ich nicht zweifle: so ist dies der beste Anlaß, Sr. Durchlaucht Ihre vielfältigen Verdienste ins Andenken zu rufen. Ihnen ist, wenigstens bei mir schon, eine der ersten Stellen in den neu acquirirten Landen offen und zugedacht."

Morn, wie man leicht denken kann, weigerte sich gar nicht,

die Sendung anzunehmen. Auch begriff er sie wohl. Die beiden alten Herren in der Kommission waren im Grunde beschränkte Köpfe, dem Geschäft nicht gewachsen. Sie sollten nur figuriren, um den Präsidenten ins Licht zu setzen. Der junge Steuerrath von Bitterblatt aber, erst seit zwei Jahren von der Universität zurück, verstand von der Behandlung des weitläufigen Geschäfts noch weniger. Folglich hieß das Alles nichts anders, als der Sekretär Morn solle die Sachen machen. Er war freudig dazu. Sein Glück lächelte. Und that es ihm gleich weh, die schöne Nachbarschaft auf lange Zeit verlassen zu müssen, wollt' er doch eine so herrliche Gelegenheit nicht vorüberflattern lassen.

Sogar der kleine Umstand, die zu erhaltenden Taggelder, thaten ihm wohl. Denn da er fast ohne Gehalt bisher gedient hatte, reichten die Zinsen seines mäßigen Vermögens nicht zu, den standesmäßigen Aufwand zu bestreiten, so sehr er sich auch einschränkte. Er mußte alljährlich einen Theil des Kapitals verzehren, damit die Zinsen selber schwächen und immer ärmer werden.

Er nahm von Karolinen Abschied. Ein seelenvoller Kuß gab ihm die Stärke, das Unglück der Trennung mannhaft zu tragen. Er reisete mit der Kommission ab, und setzte sich sogleich an Ort und Stelle in Thätigkeit, begeistert von den schönsten Hoffnungen. Es versteht sich nebenbei, daß der Briefwechsel mit der schönen Tochter des hartherzigen Millionärs nicht versäumt wurde. Die Adressen wurden verabredet, denn Herr Romanus durfte davon nichts wissen. Kasimir zahlte das Postgeld, denn Karoline hatte keinen Kreuzer Taschengeld.

Kasimir hielt es in der Hauptstadt der neuen Provinz, wie in der kurfürstlichen Residenz. Er arbeitete fleißig, hatte wenigen Umgang und mäßige Bekanntschaft, um nicht zu unnöthigen Geldausgaben gezwungen zu sein; und hatte er sein Tagewerk vollbracht,

seinen Spaziergang gemacht, blieb er auf seiner Stube und las oder schrieb Briefe an sein zweites Ich.

Ein Zufall gab ihm in dem Wirthshause, wo er wohnte, ganz unerwartet andere Unterhaltung. Neben seinem Zimmer wohnte ein Fremder, der, saß er an der Wirthstafel, nie redete, und oftmals nach Mitternacht stundenlang auf- und abging. Kasimir glaubte ihn zuweilen für sich allein sprechen zu hören. Solche Nachbarschaft war nun freilich nicht ganz angenehm. Der Fremde war ein blasser, junger, artiger Mann von Kasimirs Alter, hatte zwei Bedienten und schien überhaupt von guter Herkunft zu sein.

Als Kasimir erfuhr, er sei ein Engländer, lasse sich Herr Dunkan nennen und lebe schon seit drei Wochen im Städtchen, ohne sich um das Städtchen oder dessen Bewohner zu bekümmern, redete er ihn eines Tages bei Tische in englischer Sprache an. Es that Kasimirn wohl, einem Fremden, wahrscheinlich einem Unglücklichen, Unterhaltung zu gewähren; auch freute es ihn, bei dem Anlaß wieder sein Englisches zu üben.

Der Brite, als er die vaterländischen Töne hörte, sah mit freundlicher Ueberraschung auf, antwortete sehr verbindlich und fiel in sein voriges Schweigen zurück. Von Zeit zu Zeit sah er mit forschenden Blicken auf Kasimir. Nach Tische nahm er seine Hand und sagte: „Wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie einen Augenblick allein spreche?"

Kasimir führte ihn auf sein Zimmer. Herr Dunkan sagte: „Wundern Sie sich nicht über meine Zudringlichkeit. Ich bin ohne Geld. In meine Wechsel ist Verwirrung gekommen. Es müssen Briefe verloren gegangen sein, oder mich verfehlt haben. Ich muß nach Amsterdam, und kann meine Schuld im Wirthshause nicht zahlen. Meinen Reisewagen mag ich nicht verkaufen. Können Sie mir nicht hundert Louisd'or leihen? Ich zahle sie Ihnen gern und mit Zins so bald möglich wieder."

Kasimir war betroffen. Es gab beiderseits vielseitige, endlich auch befriedigende Erklärungen. Man verständigte sich. Kasimir sagte: „So viel habe ich nicht bei mir; aber ich verspreche Ihnen die Summe spätestens binnen vierzehn Tagen zu geben.“

„Gut,“ sagte der Engländer, „Sie retten mich aus einer verdrießlichen Verlegenheit. Ich will Ihnen dankbar sein.“

„Um Dank leihe ich kein Geld!“ sagte Kasimir. Dunkan umarmte ihn und ging fort.

Erst jetzt besann sich Herr Morn über sein schnelles Versprechen. Hundert Louisd'or waren nicht weniger, als der vierte Theil seines ganzen Vermögens. Er schüttelte den Kopf. Der Engländer hatte zwar ein ehrliches Gesicht, und nichts weniger als das Ansehen eines herumziehenden Glücksjägers; allein hundert Louisd'or waren der vierte Theil des Vermögens, und diesen sogleich einem Fremdling zu leihen, hieß wohl etwas leichtsinnig. „Meinethalben,“ dachte Kasimir, „betrügen wird er mich nicht. Und könnte er das — ei nun, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß mir so etwas widerfährt; es geschieht dann nicht wieder.“

Der Engländer ging in der folgenden Mitternacht wieder im Zimmer auf und ab und weinte. „Der Mann ist noch unglücklicher, als ich bin!“ dachte Kasimir bei sich: „Der weint gewiß nicht einer Geldverlegenheit willen. Er soll das Geld haben.“

Mittags bei Tische war Dunkan zwar nicht viel redseliger, als sonst, doch freundlicher. Wenn er schwieg, hatte er etwas Nichtssagendes und doch Finsteres in seinen Zügen. Sobald sich aber beim Sprechen diese Gesichtszüge belebten, schien er ein ganz anderer Mensch zu sein. Er war ein seelenvoller, liebenswürdiger Mann. Kasimir fühlte innige Zuneigung für ihn. Der Brite blieb einsilbig und kalt; Kasimir war zärtlich, und suchte Alles auf, ihn zu zerstreuen. Es gelang, ihn zu Spaziergängen zu bewegen. Da, auf einsamen Wanderungen, näherten sich beider Herzen.

Dunkan war ein feiner, geistreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann. Die Schriften der ältern und neuern Weltweisen, die Schicksale und Gesetze der Nationen wurden der Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Nebenbei erfuhr Dunkan, wer Kasimir sei, und dieser hingegen erfuhr, daß Dunkan wegen einer traurigen Begebenheit die heimathliche Insel verlassen und den Vorsatz gefaßt habe, ein wenig in der Welt herumzuschwärmen. Hatte Kasimir sein Tagesgeschäft vollbracht, kam Dunkan Abends zu ihm, ließ durch seine Bedienten Punsch auftragen und blieb bis tief nach Mitternacht bei Morn im Gespräch. Von dem bewußten Darlehen ward nie eine Silbe gesprochen.

Kasimir war mit seinem neuen Bekannten so sehr verbunden, daß er zum ersten Mal den Werth eines Freundes empfand. Auch schrieb er Karolinen in allen Briefen nur von ihm. Das Mädchen fühlte beinahe etwas Eifersucht.

Als das versprochene Geld ankam, trug er es Abend[illegible] Briten in die Stube. Dieser setzte sich, schrieb einen S[illegible] brief und dazu die Adresse seines Hauses in England. [illegible] nur," sagte Dunkan, „falls ich in einigen Wochen sterben [illegible] ehe ich meine Schuld selber abtragen könnte. In dem Fall schicken Sie diese Schrift nur nach London, und dazu noch diesen Brief hier." Dunkan gab ihm einen verschlossenen Brief, und umarmte und küßte mit Rührung den Helfer in der Noth.

Es mochte für beide eine gleich wohlthuende Entdeckung sein, daß sie, nun die Trennungsstunde näher kam, wahrnahmen, wie werth in den wenigen Wochen ihres Beisammenseins Einer dem Andern geworden war.

Beim Abschiede sprachen beide wenig. Thränen im Auge, drückten sie einander an die Brust.

Der fürstliche Namenstag.

Es war um Kasimir Alles öde und leer, da ihm Dunkan fehlte. Er hatte wirklich einen Mann verloren, den er von Herzen liebte; einen Freund, mit dem sein eigenes Gemüth im schönsten Zusammenklang stimmte, eben weil sie beide in ungleichen Verhältnissen gleiche Weltansichten hatten.

Jetzt ward ihm die Arbeit noch mehr Bedürfniß, als vorher; sie mußte zugleich für ihn Zerstreuung und Beruhigung sein. Dunkan und Karoline waren seine Sehnsucht und sein Traum. „Ich bin ein recht glücklicher Mensch!“ rief er: „Ich darf die edelsten Menschen lieben und genieße ihre Liebe.“

Nach sieben thätigkeitsvollen Monaten war die Aufgabe des geheimen Kabinetsraths von Bitterblatt vollendet. Man kehrte in die Residenz zurück, und ärntete Ruhm und Beifall. Der Kurfürst war mit der Arbeit so wohl zufrieden, daß er den Präsidenten der Kommission mit dem Verdienstorden schmückte und den beiden alten Kammerräthen Gehaltszulagen gab. Nur an den guten Sekretär Morn dachte keine Seele. Er ward nicht einmal genannt, ungeachtet Alles sein Werk gewesen.

Bloß der Präsident Bitterblatt blieb ihm dankbar, desgleichen dessen Vater, der Kabinetsrath. Er ward von beiden oft zu Tische gezogen. Fräulein von Bitterblatt, die Schwester des Präsidenten, fand den jungen Mann sehr anziehend, und wäre er nur kein Bürgerlicher gewesen, sein Glück würde nicht gefehlt haben. Sobald aber der Kabinetsrath bemerkte, der hübsche Morn sei seiner Tochter fast interessanter, als der Ruhe ihres Herzens ersprießlich werden dürfte, lud er ihn seltener zu sich ein, und endlich gar nicht mehr. Morn erinnerte ihn noch einmal schüchtern an die Hoffnungen, die er ihm wegen einer Anstellung in den neu acquirirten Landen gegeben. „Lassen Sie mich dafür sorgen!“ sagte

der Kabinetsrath, und klopfte ihm gütig auf die Achsel: „Ich habe schon mehr als einmal Se. kurfürstliche Durchlaucht von Ihren Talenten unterhalten. Warten wir ruhig den Namenstag des Kurfürsten ab, an welchem gewöhnlich die großen Beförderungen vorgenommen werden. Ihr Name wird ohne Zweifel einer der ersten auf der Liste sein.“

Damit mußte Herr Morn sich wieder beruhigen. Weil er nun seiner Beförderung so gut, als gewiß, war, und der Kabinetsrath ihm sogar die Frage vorlegte, welche Stelle ihm die angenehmste sein würde? äußerte er ganz unbefangen, daß er am liebsten eine in der Residenz zu erhalten wünschte. Denn er dachte an Karoline, von der er doch nicht gern weit getrennt leben wollte. „Dazu kann Rath werden!“ sagte der Kabinetsrath. „Freilich, einen Mann wie Sie, hätte ich gerne auf einem der ersten Posten in der neuen Provinz gesehen. Allein, da Sie vorziehen, bei uns zu bleiben, lass' ich mir auch dies gefallen. Freilich, eine so vortheilhafte, einträgliche Beamtung hier in der Hauptstadt wird sich etwas schwierig ausmitteln lassen. Vielleicht aber gibt man dem alten Kammerrath Balders eine Pension, und läßt Sie dafür einrücken. Wäre Ihnen das recht?“

„Mehr wünsche ich mir nicht!“ sagte Morn mit frohglühendem Gesicht. „Gut! gut!“ erwiederte der Kabinetsrath mit biederm zuversichtlichem Ton.

Der Winter verfloß unter anmuthigen Hoffnungen. Karolinens Schönheit und Treue waren unwandelbar.

Wollte sich Mißmuth in Kasimirs Herz schleichen — ein Lächeln, ein Blick der Geliebten brachte den hellen Himmel wieder.

Endlich kam der März, der lang ersehnte Monat, der den Namenstag des Kurfürsten brachte. Die Beförderungslisten erschienen; die Patente wurden vertheilt; Glückwünschende fuhren auf den Straßen umher. Morn blieb den ganzen Tag im Zim-

mer, damit ihn der kurfürstliche Kanzleibote ja nicht verfehle. Das Geschenk für dessen Bemühung lag abgezählt und in Papier gewickelt auf dem Schreibtisch. Es ward Nachmittag, es ward Abend. Sein Aufwärter holte aus der Hofbuchdruckerei die Beförderungsliste, sobald sie abgedruckt war — — aber in der ganzen Reihe von Namen fehlte der Name Morn. Auch kam kein Kanzleibote, den Druckfehler zu verbessern. Es ward finstere Nacht. Bälle, Gastmähler und Freudenfeste waren in der ganzen Residenz. Aber der brave Kasimir war vergessen wieder, wie sonst. Er saß in dem Sorgenwinkel seines Sofa's einsam und trauerte.

Trübe Aussichten.

Es war eine traurige Nacht für ihn. Er sah sich in seinen sichersten Erwartungen betrogen. Sechs Jahre lang hatte er treu und fleißig dem Staat ohne Sold dienen müssen, immer mit Hoffnungen gespeiset. Durch seine stille Hilfe hatten Andere, von geringerer Geschicklichkeit, Ansehen und Vermögen gewonnen, z. B. der Sohn des Kabinetsraths war Kammerpräsident geworden. Er hatte den größten Theil seines Vermögens verzehren müssen, und jetzt kaum noch zweitausend Gulden, kaum noch für zwei Jahre aus eigenen Mitteln zu leben — dann war er zum Betteln verarmt. Er sah, seine Arbeitsamkeit, seine Talente, seine Dienstgefälligkeit, seine Kenntnisse halfen ihm nichts. Unwissende Menschen, selbst anerkannt schlechtdenkende Menschen, vertraten ihm überall den Weg, wenn sie nur Geld, Fürsprache und Ränke hatten, schmeichelten, sich zuzudrängen wußten.

Morn war immer der redlichste, glückswürdigste Mann gewesen; aber das Glück hatte nichts für ihn gethan. Was er hatte,

war nur Frucht seines Verdienstes und seiner Tugend: und dies war so wenig, daß er, ehe zwei Jahre vergingen, Bettler werden konnte.

Auf Karolinens Hand durfte er gar nicht hoffen. Das Schicksal schien ihm nur ihre treue Liebe zu geben, um ihn noch schmerzlicher zu kränken.

Sein ganzes bürgerliches Dasein fing an zu wanken. Der Egoismus der Menschen, welcher nur für sich fordert und den Redlichen verlacht, erschien ihm in seiner vollen Ekelhaftigkeit. Erinnerungen an die heuchlerischen Liebkosungen, Versprechungen und alle Falschheiten der Großen seit sechs Jahren empörten ihn. Alles, was er bisher an Andern so gern zu entschuldigen gesucht hatte, ihre Parteilichkeit, ihre Gewinnsucht, ihren kleinlichen Stolz, ihren Neid, ihr Lästern jedes Bessern und Beglücktern, erblickte er in der abscheulichen Wahrhaftigkeit. Er konnte sich nicht länger mehr darüber täuschen, daß der größte Theil der Beamten den Staat und dessen Aemter und Einkünfte nur, als Hilfsmittel, betrachten, ihrem Hochmuth und Ehrgeiz, ihrer Schwelgerei, ihrer Geldgier oder andern ausschweifenden Begehrungen gütlich zu thun.

Die ganze Nacht durchwachte er in traurigen Betrachtungen dieser Art. Als der Morgen kam, hatte er für sein künftiges Leben noch keinen Plan gemacht. Denn bei seinem verschwundenen Vermögen konnte er nicht länger auf Anstellung warten; und eine subalterne Bedienung, die ihren Mann wohl hätte kärglich nähren können, schämte er sich in seinen Verhältnissen, in der Residenz, und im Bewußtsein des eigenen Werthes anzunehmen. Am liebsten wäre er weit weggezogen, wo ihn Niemand kannte, in eine Einöde, in ein armes Dorf, wo er sich von seiner Hände Arbeit Nahrungs- und Lebensunterhalt zu verschaffen im Stande gewesen sein würde. Es war ihm süß zu träumen, dort auf Lebenszeit die Menschen zu meiden, und nur an Dunkan und Karoline zu denken, wie an

zwei bessere Wesen unter Millionen Elender, die eben so viele freiwillige Opfer der niedrigsten Leidenschaften wären.

Die Sitte brachte es mit sich, daß er nun ausgehen und den Glücklichen Glück wünschen und sich ihrer Huld empfehlen sollte. Aber seine Verachtung der Menschen und sein Mißmuth war zu groß. Er schrieb an den neuen Kammerpräsidenten, sandte ihm sämmtliche Akten, welche ihm zugewiesen waren, und zeigte ihm dabei an, daß er glaube dem Staate lange genug gedient zu haben, und hiermit von allen Geschäften scheide.

Dies abgethan, warf er sich aufs Bett und hielt einen langen, erquickenden Schlaf.

Der Geburtstag.

Als er erwachte, war es schon Nachmittag. Die Aufwärterin vom Hause brachte ihm zwei Billets und einen Strauß von blühenden Schneeglöckchen. Erst jetzt fiel ihm bei, daß sein Geburtstag sei. Er that einen tiefen Seufzer.

Das eine Billet war vom Kammerpräsidenten Herrn von Bitterblatt, das andere von Karolinen. Er kannte beider Handschrift. „Erst das Bittere!“ sagte er, und öffnete das Schreiben des Präsidenten. Heimlich beschlich ihn doch wieder die Hoffnung, man werde seinen Verlust sehr ungern sehen; man werde ihn bitten, sich nicht zu übereilen; man werde ihm neue und festere Zusicherungen geben; und heimlich hatte er schon den Undankbaren verziehen. Er las, und fand von Allem, was er erwartete, nichts. Der Präsident bedauerte recht höflich, daß Morn solchen Entschluß genommen habe, zeigte den Empfang der Akten an, und blieb sein gehorsamster Diener.

„Also das der Lohn des sechsjährigen unbezahlten Dienstes!“ sagte Morn, und zerdrückte den Wisch des Präsidenten in seiner

Hand. Dann hob er Karolinens Billet auf und las. Es enthielt von ihrer Hand die paar Zeilen: „Hoffe auf Gott, mein Kasimir. Heute bist du achtundzwanzig Jahre alt, und ich schon einundzwanzig. Das soll uns beiden aber nicht Muth, Liebe und Treue schwächen."

Das einzige Wörtlein schon, welches die Geliebte zu der Zahl Einundzwanzig setzte, erschütterte sein ganzes Innere. Es war das Letzte, was das Maß seiner Schmerzen voll machen konnte. Er weinte und schluchzte laut. Er trat ans Fenster. Sie saß drüben. Er drückte den Blumenstrauß an seine Lippen und an sein Herz. Er sank düster auf sein Sofa zurück, mit der Welt und dem Schicksal zerfallen. In dieser Stadt konnte er nicht länger bleiben. Er mußte anderswo sein Brod suchen. Er machte allerlei Plane. Eins nur that ihm weh, daß er von dem Engel seiner Kindheit scheiden sollte. Er hielt im Geiste lange Abschiedsgespräche mit Karolinen.

Darüber war es Abend geworden. Er saß noch in der Dämmerung da, als an seine Thür gepocht ward. Er hörte draußen mehrere Menschen reden und wandeln. Die Thür öffnete sich. Vier Träger von der Post brachten zwei große Koffer, und fragten, wohin sie dieselben stellen müßten. Auf die Frage: wem sie angehörten, war die Antwort: einem mit Extrapost angekommenen Herrn. Morn machte große Augen. Sein erster Gedanke war an Dunkan.

Kaum hatte Morn die Koffer abgesetzt, trat ein Reisender ins Zimmer. Wirklich war es Dunkan. Er flog an Morns Herz. „Ich habe Sie lange genug entbehren müssen!" sagte Dunkan: „darum erlauben Sie, daß ich gleich bei Ihnen abtrete und einkehre. Sie werden wohl für einen guten Freund ein paar Zimmer entbehren können."

Keine erquickendere Erscheinung konnte dem guten Kasimir wer-

den, als die seines Freundes. Das Vergnügen machte ihn beinahe stumm. Als die Fremden fort waren, umarmte er den Engländer noch einmal und sagte: „Ich habe zwar nur ein einziges Zimmer mit einer Kammer, aber die theile ich gern mit Ihnen. Nehmen Sie beim Freunde vorlieb."

„Nur ein Zimmer und eine Kammer?" fragte der Brite erstaunt. „Warum so beschränkt?"

„Weil ich nicht reich bin!"

„Nicht reich? Aber ich hielt Sie dafür, weil Sie mir auf der Stelle hundert Louisd'or vorschießen konnten."

„Ein freundschaftliches Herz ist für einen Freund immer reich. Ich gab Ihnen den vierten Theil meines Vermögens hin. Hätten Sie mehr gefordert, ich würde Ihnen auch das nicht haben abschlagen können. Sie waren in Noth."

Dunkan sah ihn überrascht schweigend an. Dann schloß er ihn noch einmal in die Arme, ließ seine zwei Bedienten ins Zimmer hereintreten, befahl ihnen, in das nächste Wirthshaus zu gehen und da seine weitern Befehle abzuwarten. „Ich aber," sagte er zu Morn, „bleibe bei Ihnen. Ich nehme mit einem Winkel in Ihrer Kammer vorlieb. Hätte ich es voraus gewußt, vielleicht würde ich nicht so gerabezu gekommen sein."

Man verständigte sich bald über die Einrichtung der Wirthschaft. Morn ließ dem Gast sogleich ein sauberes Bett neben dem seinigen aufschlagen, ein reiches Nachtmahl besorgen, und der Punsch durfte nicht fehlen.

Dunkan war ungleich heiterer, als damals, da Kasimir seine Bekanntschaft machte. Beim Punsch, um die Mitternachtsstunde, schlossen beide ewige Brüderschaft. Dunkan erzählte sein Schicksal. Er hatte in seinem Vaterlande eine Geliebte gehabt, die ihm mit unverbrüchlicher Treue ergeben war, obgleich die Aeltern der Jungfrau, aus altem Familienhaß, ihm die Hand derselben

verweigerten. Er führte seinen einzigen und besten Freund, einen jungen Mann aus einer der ersten englischen Familien, der von Reisen zurückkam, in die Bekanntschaft seiner Angebeteten ein. Dieser hatte ihm versprochen, bei den feindseligen Aeltern für ihn zu arbeiten. Aber der Treulose, welcher Dunkans Braut selbst lieb gewann, warb für sich selbst. Obgleich ihn das Mädchen verschmähte, gaben ihm doch die Aeltern die Hand ihrer Tochter. Die Unglückliche starb am Abend vor der Hochzeit schnell hin: die Rede ging, durch Selbstvergiftung. Dunkan war in Verzweiflung. Er suchte den falschen Freund auf. Beide fuhren nach Calais. Da schlugen sie sich. Dunkan suchte Rache und eigenen Tod. Es fehlte wenig, er hätte den letzten gefunden. Ein Stich durch den Leib brachte ihn dem Grabe nahe. Der Mann, welcher ihn unglücklich gemacht hatte, flog nach Amerika. Dunkan ward nach einem Vierteljahre geheilt von der gefährlichen Wunde, nicht von der Schwermuth. Die Aerzte empfahlen ihm Luftveränderung, Zerstreuung auf Reisen, und er ließ sich einpacken und in die weite Welt hinausschicken.

Kasimir erzählte nun auch seine eigene Geschichte. Dunkan hörte sie sehr theilnehmend an.

„Dich haben nur gemeine Egoisten betrogen," sagte Dunkan, „nur selbstsüchtige Pöbelseelen; mich aber betrog mein einziger Freund, den ich von Kindheit an besaß. Deine Geliebte lebt noch; die meinige ist mir auf ewig verloren. Dir ist noch zu helfen, mir nicht mehr. Du möchtest in eine Einöde ziehen; ich würde, wenn es dir Ernst wäre, mit dir gehen. Aber dir ist noch zu helfen, mir nicht."

„Mir zu helfen!" sagte Kasimir seufzend, sah gen Himmel und legte beide Hände auf die Brust: „Lieber Gott, guter Dunkan, du kennst hier zu Lande die Leute nicht."

„Die Leute hier zu Lande sind wie Leute bei mir zu Lande,

lieber Morn. Ich gebe dir mein Wort, wenn du mir nicht hinderlich sein willst, helfe ich dir zu Allem. Ich freue mich, einen tollen Scherz zu spielen. Der filzige Käsekrämer gibt dir seine liebenswürdige Tochter, und seine Million dazu. Deine Minister geben dir Ehrenstellen und Orden und was du verlangst. Das Alles läßt sich ohne Hexerei machen. Aber um ein schönes Mädchen zu bekommen, muß man nicht bloß brav und hübsch sein; um eine Million zu bekommen, muß man nicht bedürftig sein; um Aemter und Würden zu bekommen, muß man nicht bloß geistreich, kenntnißvoll, thätig sein."

„Und wie möchtest du es anstellen, Dunkan?"

„Ganz einfach. Stoß' an mit deinem Glase! Gelobe mir, kein Wort dagegen zu sagen, wenn ich die ganze Stadt in den April sprenge. Es wird Alles ganz ehrlich zugehen."

„Gut, Dunkan; aber wie willst du's machen?"

„Ich muß erst meine Leute kennen lernen, muß ihnen auf die Zähne fühlen, muß erst mein Schlachtfeld untersuchen, auf welchem ich für dich kämpfen will. Dann wird sich Alles von selbst ergeben. Vor allen Dingen thue mir aber den Gefallen, nimm meinen schönen Wiener Wagen und meinen deutschen Bedienten von mir an, als die deinigen. Ein paar Pferde dazu kaufe ich dir morgen. Fahre dann alle Tage fleißig spazieren, aber ohne mich, damit man nicht glaube, die Equipage gehöre mir. Denn ich will kein Aufsehen erregen, sondern du sollst die Augen auf dich ziehen. Deiner süßen Nachbarin melde zur Erklärung des Räthsels ganz einfach: du habest ein beträchtliches Vermögen in England gewonnen; damit holla!"

Morn zog die Augenbraunen finster zusammen: dennoch mußte er über den Einfall lächeln. Er hatte an Dunkan sein Wort gegeben, ihn schalten zu lassen; am Urtheil der Residenzstadt war ihm ohnehin nichts gelegen. Es mochte ausfallen wie es wollte,

er würde die Stadt und das ganze Kurfürstenthum ohnehin verlassen haben. Auch der Geist des Punsches, welcher seinem innern Tone eine höhere Stimmung verlieh, machte es ihm leicht, in Alles zu willigen, was sein Dunkan ihm wegen des Betragens in der Folge vorschrieb.

Die Equipage.

Folgendes Morgens war Dunkan früh in den Kleidern. „Ich muß dafür sorgen, daß du schon den Nachmittag ausfahren kannst!“ sagte er, und schloß den guten Morn in seine Arme. „Ach, Morn, du kannst glücklich werden, nur ich kann es nicht mehr!“ rief er in trauriger Gemüthsbewegung, und seine Augen verfinsterten sich wieder von Thränen: „Aber — du trefflicher Mensch, du bist mein Freund. Das tröstet mich. Bei dir hoffe ich, wenn auch nicht glücklich, doch wieder getröstet und ruhig zu werden.“

Morn wollte ihm den seltsamen Plan wieder ausreden; aber Dunkan blieb bei seinem Entschluß. Indem erschien Karoline Romanus gegenüber am Fenster. Sogleich ergriff Morn seinen Freund, führte ihn ans Fenster, zeigte ihm die Tochter des Millionärs, und umarmte und küßte ihn vor derselben. Der ihr wohlbekannte Name Dunkan war eben so schnell hinüber geschrieben. Sogleich hing ein rosenfarbener Strickbeutel an Karolinens Fenster, was in der Fernschreibesprache hieß: „Ich bin darüber entzückt!“

„Wahrhaftig!“ rief Dunkan, als er die wunderholde Gestalt drüben erblickte: „das darf kein Punschspäßchen bleiben!“ Und fort ging er, und ließ sich den ganzen Morgen nicht wieder sehen. Statt seiner kam bald Felix, Dunkans deutscher Bediente, um sich Kasimirs, seines neuen Herrn, Gnade zu empfehlen, und zu ichten, welche Kenntnisse und Geschicklichkeit er besitze.

„Vergesset nicht die vornehmste: Treue und Redlichkeit!“ sagte Morn.

„Redlichkeit werde ich Ihnen beweisen,“ antwortete Felix, „Treue werden Sie mir einflößen, gnädiger Herr.“

Die Antwort gefiel; Felix ward in Dienst genommen unter denselben Bedingungen, wie er bei Dunkan gestanden war.

Gegen Mittag ließ sich der Graf Krebs melden.

„Vor allen Dingen gratulire ich erst zu meinen beiden göttlichen Schecken, scharmanter Freund!“ rief der Graf. „Sie haben da eine himmlische Acquisition gemacht. Ihr Homme d'Affaires ist ein Teufelskerl; er versteht sich auf die Sache, wie der perfekteste Roßkamm. Aber nun erlauben Sie, scharmanter Freund, daß ich bei Ihnen meine blutigen Thränen weine. Die beiden Schecken sind mir an Leib und Seele gewachsen. Wäre ich in dem Augenblick nicht ein wenig in meinen Finanzen derangirt, der Kurfürst hätte mir seinen ganzen Marstall dafür vergebens geboten.“

„Aber Sie sind doch bezahlt, Herr Graf, oder muß ich ...“ stotterte Morn, und ward feuerroth.

„In der Ordnung, Alles in der Ordnung!“ fiel ihm der Graf ins Wort. „Davon ist keine Rede. Aber ich komme eigentlich in ganz anderer Absicht. Ich muß Ihnen das Gut des Barons Wölpern ausreden, das elende Dreileben! Auf Ehre, die Einöde rentirt nicht anderthalb Prozent. Er fordert hundert und fünfzigtausend Gulden. Haben Sie es schon gesehen?“

„Nein, Herr Graf.“

„Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen auf Erden und im Himmel heilig ist, Sie müssen die Wüstenei sehen; eine Stunde umher kein Dorf, unter den Fenstern nichts als der Rhein, hintenaus Berge und Wälder. Nein, Sie müssen das Alles sehen, um vor Entsetzen davon zu laufen. Wenn Sie einmal Lust haben, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, göttlicher Mann, so

denn anders, als dem Herrn Referendar? Du mein Heiland, wissen Sie denn aber nicht, was er für ein Glück gemacht hat? Nun, ich gönne es ihm wohl. Er ist ein wahrer Engel von Mann. Ganze Wagen voll Geld sind für ihn aus England angekommen. Er ist der reichste Mann im ganzen Lande unsers gnädigen Kurfürsten geworden. Er hat gehandelt, und das ist ihm gelungen. Sein Bedienter hat es mir selbst gesagt, und der hat's vom englischen Kaufmann, der jetzt beim Herrn Referendar wohnt."

Herr Romanus sah die Frau mit einem stieren, durchdringenden Blicke an, und konnte, als hätte ihn ein Kinnbackenkrampf ergriffen, den Mund nicht wieder aufthun. Er ging heim und warf sich nachdenkend in seinen ledernen Lehnsessel im Gewürzladen hin. Flink tanzte Karoline die Treppe herab zum Vater, um von ihm das Neueste zu hören. Er antwortete lange nicht; denn von Morn sprach er nie, oder nur in der höchsten Noth. Endlich rief er mit einem schweren Seufzer: „Solch einem Taugenichts, Pflastertreter und Spitzbubensohn, dessen Vater mich um mein ganzes Vermögen betrogen hat, gibt's der Himmel im Schlaf; und ich ehrlicher Mann plage mich Tag und Nacht, und Jahr um Jahr, mein ganzes Leben hindurch mühselig von einem rothen Kreuzer zum andern! Ist das Gerechtigkeit? Womit hab' ich das verdient?" — Er war dem Weinen nahe. „Aber," fuhr er plötzlich auf, „wer weiß auch, ob's wahr ist. Wagen voller Geld! Pah! von England! Pah! durch Handel! Pah! ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen, Frau Weber!" rief er, und schob sich die pechschwarze Stutzperrücke dreimal um den Kopf herum; dann rieb er die flachen Hände zusammen, daß sie hätten brennen mögen.

Es gab die neue, modische Equipage des Referendars Morn zu manchen ähnlichen Gesprächen in der Residenz Anlaß. Denn sie war durch ihre Form selbst dem Kurfürsten aufgefallen, vor dessen Palast der Exreferendar vorbeigefahren war. Der Kurfürst

fragte darum den geheimen Kabinetsrath Bitterblatt; dieser glaubte den Exrefetendar Morn darin erkannt zu haben. Man rieth her und hin, und vergaß die Sache wieder.

Der Millionär.

Am folgenden Tage ward sie desto reger. Dunkan hatte zwar gegen Personen, mit denen er wegen Morn in Berührung gekommen, nur geäußert, diesem sei aus England ein beträchtliches Vermögen zugefallen; aber wenn man nach den schönsten Rittergütern herumfragt, in Equipagen fährt, wie ein Fürst, hat das Wörtchen „beträchtlich“ ein beträchtlicheres Gewicht. Graf Krebs, der immer im Superlativ zu reden gewohnt war, schwor bei allen Göttern, Morn sei der reichste Privatmann im ganzen Kurfürstenthum, ein Millionär; er spiele nur mit Hunderttausenden; er müsse in Ost- und Westindien ganze Provinzen besitzen.

Nichts pflegen die Leute lieber zu glauben, als das Unglaubliche. Einen einfachen, rechtschaffenen Mann zu verachten bei aller seiner Tugend, fällt Keinem sehr schwer; aber einen Schwärmer oder Narren für heilig zu halten, kostet am Ende wenig Mühe. Man macht kinderleicht den Weisesten lächerlich; hingegen wenn ein Gaßner Teufel beschwört, ein Cagliostro Wunder verrichtet, hangen ihm Hohe und Niedere an. Hätte man gesagt, Morn besitze seine hunderttausend Gulden: es wäre zweifelhaft gewesen; aber Millionen — das mußte überzeugend sein.

„Sehen Sie, Papa,“ sagte der Kammerpräsident zu seinem Vater, dem Kabinetsrath von Bitterblatt, „nun erklärt sich's, warum er sein Referendariat aufgab. Ich meinte anfangs, es habe ihn beleidigt, daß man ihn bei den Beförderungen vergessen.“

„Im Grunde war es ein dummer Streich,“ sagte der Kabinetsrath, „daß man ihn überging. Aber wer konnte das voraussehen?

Und wär's auch nur deiner Schwester wegen gewesen. Ich glaube, das Mädchen hat Affektion zu ihm. Sie könnte gemach ins alte Register kommen. Eine avantageusere Parthie, als einen Millionär, findet sie nicht leicht für sich."

„Und für uns Alle, Papa. Ließe sich die Sache nicht redressiren?"

Man ging zu Rathe. Der Kabinetsrath nahm die erste Gelegenheit wahr, dem Kurfürsten die seltenen Talente und Verdienste des gewesenen Kammerreferendars zu rühmen. Man müsse einen solchen Mann dem Staate erhalten, besonders da Morn großes Vermögen gewonnen in Bankspekulationen und Aktienhandel. Man spräche von Millionen. Es wäre Schade, wenn solche Summen nicht ins Land gezogen, sondern außer Landes verzehrt werden sollten.

„Hm!" sagte der Kurfürst: „Mich nimmt Wunder, was Ihr Alle so plötzlich Morns Verdienste preiset. Schon der Finanzminister Rabe sprach mir ganz begeistert von ihm."

Dies Wort schoß dem Kabinetsrath aufs Herz; denn der Finanzminister hatte ebenfalls eine mannbare Tochter und brauchte Geld.

„Rabe behauptete sogar," fuhr der Kurfürst fort, „Morn habe, als Sekretär bei der Kommission in den neu acquirirten Landen, ohne Ausnahme Alles gethan, und Andere hätten sich Ruhm und Lohn zugeeignet."

Der Kabinetsrath lächelte kalt, während ihm vor Schreck und Zorn ganz übel ward, und er schwor im Herzen dem Finanzminister ewige Todfeindschaft.

An Morn war schon vom Finanzminister Einladung zu einer Unterredung gekommen. Morn erschien.

„Freund," sagte der Minister, „es freut mich, daß endlich mein innigster Wunsch erfüllt ist. Lange ward wider Sie gearbeitet. Ich habe mit Erstaunen wahrnehmen müssen, daß Sie

bei der letzten Wahl übergangen wurden. Ich eilte zu Sr. Durchlaucht, offenbarte ihm ihre vielseitigen Verdienste, sagte ganz sans gêne, daß Sie eigentlich die Stelle des Kammerpräsidenten verdient hätten, die Bitterblatt an sich riß, und ich besiegte die Kabale. Auf meine Vorstellung hin geruhten Se. Durchlaucht, Sie in mein Departement zu versetzen. Herr geheimer Finanzrath, ich habe die Ehre, Ihnen hier das Diplom Ihrer Ernennung zuzustellen."

Morn legte das Diplom, ohne es zu öffnen, schweigend auf den Spiegeltisch, dankte dem Minister für seine gütige Aufmerksamkeit, und — ein Zug von bitterm Verdruß schwebte dabei um seinen Mund — lehnte die Ernennung von sich unter allerlei Vorwänden ab.

Kaum war er wieder in seinem Zimmer, fuhr der Kabinetsrath Bitterblatt bei ihm vor. „Ich muß Sie selber aufsuchen, theurer Freund," sagte er und umarmte Kasimirn, „mir ist's, als hätte ich Sie eine Ewigkeit lang nicht mehr bei mir gesehen. Wir müssen einander nicht vergessen. Nur mir zum Todesverdruß hintertrieb Rabe Ihre Ernennung bei der Kammer, um Sie in den Finanzrath zu bringen. Das verzeihe ich ihm in meinem Leben nicht. Apropos, meine Tochter gibt morgen ihren Freunden und Freundinnen einen Ball. Sie hat verlangt, ich müsse Sie selber einladen, damit Sie ja nicht fehlen. Ich hoffe, Sie geben uns keinen Korb."

Er bekam ihn dennoch. Kasimir erwiederte die zärtlichen Herzlichkeiten des Kabinetsraths mit kalten Höflichkeiten, und entließ ihn in halber Verzweiflung, doch ohne ihm alle Hoffnung zu nehmen. Kasimirs Menschenhaß ward durch dies Betragen der Leute noch gesteigert. Er verachtete Alle, und sehnte sich in die tiefste Einsamkeit, um nicht täglich Zeuge so mannigfaltiger Verworfenheit zu sein. Schmeicheleien kränkten ihn jetzt ärger, als die ehe-

maligen Zurücksetzungen, und je emsiger man ihn erhob, je tiefer fühlte er sich erniedrigt.

„O die Elenden!“ sagte er zu Dunkan: „Glauben sie denn, ich sei so erbärmlich und verächtlich, wie sie? Meine sechsjährige Treue und Aufopferung galt nichts; aber das bloße Gerücht, ich sei reich, ändert alle Ansichten. Möchte ich nun ein Dummkopf, ein boshafter Mensch sein — man hält mich für einen Millionär, und ich gelte für den verdienstvollsten, achtungswürdigsten, geistreichsten, edelsten Mann. Die Komödie ekelt mich an, Dunkan.“

„Mich belustigt sie. Das Hauptstück fehlt noch, lieber Morn. Die schöne Romanus muß erobert werden!“ sagte Dunkan.

Der Sieg.

Die Eroberung war schon halb und halb gemacht, ohne daß es den beiden Freunden ahnete; denn der alte Romanus, der gegen Karolinen fast nie ein Wort von Morn sprach, hatte ihn seit einigen Tagen vom Morgen bis zum Abend auf der Lippe. An der Million ließ sich nicht mehr zweifeln, seitdem es stadtkundig geworden, Morn habe seine Ernennung zum geheimen Finanzrath ausgeschlagen; der Minister Rabe und der Kabinetsrath Bitterblatt wären Todfeinde und Nebenbuhler, ihn zum Eidam zu haben.

„Und er wird wohl das Fräulein Bitterblatt nehmen!“ sagte Karoline mit hinterlistiger Traurigkeit, um ihren Vater zu belauschen.

Der Alte antwortete keine Silbe darauf, sondern stierte auf seine Fingerspitzen hin, wie wenn er schwere Rechnungen hätte. „Und wie viel kann sie denn im Vermögen haben?“ fing er dann nach einer Weile an: „Pah, das sind Possen. Es ist eine halbausgehausete Familie. Das allein gefällt mir an Morn, daß er

Alles ehrlich und redlich im Handel erworben hat. Aber — sein Vater war doch bei dem Allem ein Spitzbube, der mich blutarm gemacht hat. Nicht dreißig Kreuzer bekomme ich zurück."

Indem ward angepocht. Der wohlbekannte fremde Herr trat herein, nämlich Dunkan. Karoline wurde feuerroth. Romanus machte sich groß und lang.

„Ich hätte mit Ihnen, Herr Romanus, ein kleines Geschäft zu machen, wenn Sie die Hand dazu bieten wollen!" sagte Dunkan. „Es käme dabei für Sie ein artiger Vortheil heraus."

„Ein Geschäftchen? Ich bin zu Deroselben Diensten. Setzen Sie sich doch."

„Herr Morn, dessen Geschäfte ich bisher in England zu verwalten die Ehre hatte, möchte sich jetzt in Ruhe setzen, da er so viel hat, als er zum Leben braucht."

„In Ruhe? Ei, ei!"

„Er hat das Gut Dreileben am Rhein besehen, und hätte Lust, es zu kaufen."

„Dreileben? Ei, ei! Warum Dreileben? Es ist gar weitläufig, es wird theuer, theuer kommen!"

„Ich vermuthe, Herr Morn hält viel auf den Namen. Er sagte einmal, das sei, was er wünsche; ein abgelegenes Paradies für Drei, die beisammen leben möchten. Er verstand unter diesen Drei sich, seine künftige Gemahlin und einen guten Freund, worunter er die Güte hatte, mich zu verstehen."

Karoline ward wieder roth; sie mußte sich ab, gegen das Fenster, wenden.

„Aber Sie haben Recht, Herr Romanus. Der Baron Wölpern hat das Gut hoch im Preis. Er verlangt hundert und fünfzigtausend Gulden, wird es aber baar in Gold bezahlt, hundert und dreißigtausend. Herr Morn will zwar baar zahlen. . . ."

„Baar? Ei, ei!"

„Mit Erlaubniß, ich glaube, sammt den Zinsen stiege es wohl über zweitausend Karolinen.“

„Und wenn ich zuletzt die zweitausend nicht ansehen würde, sobald Sie mir Karolinen gäben und . . .“

„Sie scherzen, Herr Morn. Sehen Sie, ich brauche mein Weniges. Ich habe viele Schulden machen müssen. Der Bankerot Ihres Vaters hat mich weit zurückgebracht. Ich kann meiner Tochter nichts mitgeben, als was sie von ihrem Plunder auf dem Leibe trägt?“

„Und wenn ich denn auch damit zufrieden wäre?“

„So muß ich das . . . Mädchen doch erst fragen.“

Herr Romanus ging. Morn tanzte. Er fiel wie ein Berauschter seinem Dunkan um den Hals und weinte vor Freuden. Dunkan weinte mit.

Dreileben ward gekauft, der Ehevertrag aufgesetzt; und ehe acht Tage verstrichen, war die schöne Romanus eine noch schönere Frau Morn. Es versteht sich, Dunkan hatte für das liebende junge Paar bequemere Wohnung in einer der schönsten Gegenden der Residenz gemiethet.

Der erste April.

„Der Spaß muß vollständig sein!“ sagte der Engländer. „Die ganze Stadt beugt sich vor dir, lieber Morn; selbst der Hof buhlt um deine Freundschaft. Das Blatt soll sich wenden. Ich gebe dich für arm aus. Hilf mir. Sehen wir dann die neuen Gesichter. Und haben wir uns satt gesehen — fort in die Einsamkeit nach Dreileben. Den Baron Wölpern habe ich schon zu meinem Plan gewonnen. Ich muß auch den alten Filz, deinen Schwiegervater, ein wenig züchtigen für sein Judenthum. Er verdient es.“

In der That beugte sich die ganze Residenz vor dem neuen

Missionär, wie der Brite sich ausdrückte. Wer konnte auch von den Leuten, die seit Kindesbeinen gewohnt waren, Geld, Pracht und Wohlleben über Alles zu achten, vor dem beneidenswerthen jungen Mann, der eine Million, das schönste Landgut und die schönste Frau hatte, stehen, ohne vom Gewicht der Ehrfurcht und Bewunderung niedergekrümmt zu werden, und hätte man den steifsten Rücken von der Welt gehabt? — Jeder drängte sich zum Herrn von Morn; alle Lippen adelten ihn, ohne nach dem Adelsbrief zu fragen. Minister, Kammerherren, Grafen luden ihn zu ihren Festen ein; selbst die kurfürstliche Familie war bei einigen derselben gegenwärtig, und Kasimir mit seiner jungen, schönen Gemahlin hatte die Ehre, den Durchlauchten vorgestellt und von ihnen allerhuldreichst angeredet zu werden. Für Kasimir freilich waren alle diese Ehrenbezeugungen und Vergötterungen nichts Schmeichelhaftes. Er sah, sie galten nicht ihm, sondern seinem vermeinten Reichthum. Er erblickte in jenen Liebkosungen der Hohen und Niedern nur den Gipfel der Niederträchtigkeit von Personen, die den Menschen nicht deswillen schätzen oder lieben, was er ist, sondern um deswillen, was er hat. Aber er mußte sich durchaus auf einige Zeit Gewalt anthun und die ihm ekelhafte Posse mitspielen, weil es sein Freund Dunkan forderte.

„Ich kann es aber nicht ertragen!“ sagte Morn zu ihm. Da war es eben, wo Dunkan die obigen Worte zu ihm sagte: „Der Spaß muß vollständig sein. Ich gebe dich nun wieder für arm aus.“

Schon in den letzten Märztagen hatte Dunkan in den Kaffeehäusern hin und wieder mit bedenklicher Miene von bösen Briefen aus England gesprochen. Der größte Theil von Morns ungeheuerm Gewinn sei wieder von einer andern Seite durch einen ungeheuern Verlust aufgehoben und zu nichts geworden. Er werde sich sehr einschränken müssen. Ein großes Glück für ihn aber sei noch, daß er in der Residenz mächtige Freunde habe. Der Baron

Wölpern lief umher und versicherte, es stehe mit dem Verkauf des Gutes schlimm, Morn könne nicht zahlen. Dunkan trug unter der Hand Diesem und Jenem die prächtige Morn'sche Equipage zum Verkauf an. Die Miethe im großen Hotel ward aufgekündet. Dies Alles breitete sich blitzschnell mit hundert Zusätzen verleumderischer Zungen durch die Residenz aus. Am ersten April aber ward Morns Verarmung außer allen Zweifel gesetzt, so sehr man sonst auch an diesem Tage alle unerwarteten Nachrichten, bloß des Datums willen, zu bezweifeln pflegte. Denn Morn fuhr schon in der Frühe bei allen seinen Freunden vor, um sie theils um Geldvorschüsse, theils um Bürgschaften, theils um eine Empfehlung beim Kurfürsten zu einer einträglichen Anstellung zu bitten. Alle, die ihn noch vor vierundzwanzig Stunden mit Versicherungen der Freundschaft überhäuft, ihn in ihren zärtlichen Umarmungen fast erstickt hatten, erstaunten, erschraken bei dieser Verwandlung der Dinge. Einige bedauerten ihn höflich; Andere machten ihm kalte Entschuldigungen; Andere belächelten mit schadenfrohem Witz die Verschwindung seines Feenreichs; aber Keiner hatte für ihn Geld, Bürgschaft oder Empfehlung. Im Bitterblatt'schen Hause ward sogar ein großes Nachtmahl mit Ball und Feuerwerk wieder abbestellt, zu dem Morn auf denselben Tag mit seiner Gemahlin eingeladen gewesen war.

Am übelsten erging es dem alten Romanus. Zu dem kam der Baron Wölpern, begleitet von einem der ersten Advokaten der Residenz, und forderte von ihm, als Unterhändler wegen des Gutes Dreileben, Versicherung wegen der Zahlung. Romanus hatte zwar keine schriftliche Bürgschaft für Morn geleistet, aber doch beim Handel, um ihn zu beschleunigen und sich dabei Gewinn zu machen, mündlich und ziemlich zuversichtlich geäußert, daß er im Nothfall wohl Bürge und Zahler sein werde. Doch sein Ernst war das gar nicht gewesen. In solchen Fall jemals kommen zu

können, hatte er nie geträumt. Schon die bösen Gerüchte über Morns Unglück in England hatten ihm wahre Seelenangst verursacht, und die ausweichenden Antworten, welche Morn ihm gegeben, da er diesen deswegen befragte, hatten seinen Kummer nicht gemildert. Nun aber Wölpern mit dem Advokaten kam, nun er an der Armuth seines Schwiegersohns nicht länger zweifeln konnte, nun er sogar für denselben zur versprochenen Zahlung aufgefordert ward, kam er fast von Sinnen. Wenige Stunden nach Wölperns Besuch rührte ihn der Schlag. Abends war der Geizhals todt, weil er durchaus keinen Arzt annehmen wollte.

Dreileben.

Dieser plötzliche Todesfall änderte die ganze Gestalt der Dinge. Romanus hinterließ ein ungeheures Vermögen, mehr, als man selbst ewartet hatte. Morn war nun in der That der Millionär, für welchen ihn sein reicher und wohlwollender Freund Dunkan bisher hatte gelten lassen wollen. Auf Morns Namen war Dreileben zwar gekauft, aber Dunkan hatte dazu das Geld gegeben, und durch einen besondern Vertrag zwischen Dunkan und Morn war es wieder das Eigenthum von jenem geworden. Dunkan, fast eben so menschenfeindlich als Morn, hatte beschlossen, mit seinem Freunde fern von Menschen in jener angenehmen Einsiedelei seine Tage zuzubringen. Morn wollte nur der Verwalter des Guts sein, weil er auch von seinem Freunde keine Wohlthaten annehmen mochte. Nun war Morn beinahe eben so reich, als der Brite. Dies änderte aber in den Verhältnissen der Freunde nichts ab.

Hingegen änderte es, wie ein Zauberstreich, abermals den Sinn der ganzen Residenz. „Er hat uns in den April schicken wollen!“ sagten Hohe und Niedere, und machten ihm wieder Besuche, trugen ihm Geld, Bürgschaften, Empfehlungen an, mündlich, schrift-

lich, mit tausend Schwüren treuester und wärmster Freundschaft, stellten Feste an, sandten Einladungen, und waren an Güte unerschöpflich.

Morn sagte: „Ich bin aller der Niederträchtigkeiten satt! Komm, Karoline, komm, Dunkan, in die Einsamkeit, weit weg von dem gleisnerischen, prunkenden Gesindel. Mir ist hier nicht länger wohl. Ich ward lange genug betrogen. Was soll ich mit den Leuten? Wozu länger Zeuge ihrer Erbärmlichkeit und Spiel ihrer Selbstsucht sein? Sei weiser, als Salomo, besser als ein Engel, deine Weisheit und Tugend, erheben sie sich nicht auf goldenem Fußgestell, gewinnen dir unter unsern Barbaren Bettelstab oder Schandpfahl. Gold aber adelt den Sklaven, heiligt den Bösewicht, macht die Megäre zur Grazie und den Flachkopf zum scharfsinnigsten Mann des Reichs."

Sobald die Erbschaftsangelegenheiten berichtigt waren, Haus und Waarenvorräthe des verstorbenen Romanus ihre Käufer gefunden hatten, begab sich Morn mit seiner Gattin und seinem Freunde nach Dreileben, und ging von dem Tage an nie wieder in die Residenz.

Ungefähr sechs Jahre nach diesen Ereignissen kam ich im Gefolge unsers damaligen Erbprinzen in die kurfürstliche Residenz. Ich wußte aus frühern Zeiten, daß Morn daselbst, als Referendar, angestellt gewesen war. Es freute mich, bei dieser Gelegenheit einen alten Universitätsbruder zu umarmen. Gleich nach unserer Ankunft erkundigte ich mich nach ihm. Wenige kannten ihn. Endlich hörte ich, er wohne in Dreileben; brüte über seinem Geldkasten, wie weiland Romanus; mache bei allem Reichthum fast gar keinen Aufwand, und halte durchaus keinen Umgang.

Sobald es die Verhältnisse gestatteten, warf ich mich in den Wagen und fuhr nach Dreileben hinaus. Es war ein schöner Morgen. Ich freute mich, den Sonderling zu überraschen, und

bedauerte nur, daß er mit dem Golde des Krämers zugleich dessen Geiz geerbt hatte.

Ich fuhr durch eine Reihe fruchtbarer Felder einem Wald entgegen, in welchem, wie Bauern sagten, das Schloß am Rhein läge. Wie ich aber in den Wald hineinkam, war es kein Wald, sondern eine weitläufige Parkanlage, mit Wasserfällen, Blumenbeeten, Gebüschen, Irrwegen, Tempelchen, Rasenbänken, Ruinen und Bildsäulen von Marmor, deren Schöpfung ungeheuern Aufwand gekostet haben mußte. Ein Schloß, oder schloßähnliches großes Landhaus, mit weitläufigen Nebengebäuden zur Feldwirthschaft, breitete sich vor mir zwischen wilden Kastanienbäumen und lombardischen schlanken Pappeln aus. Ueberall und weit umher von den geschornen feinen Rasenbeeten bis zu den mit köstlichen Orangerien bepflanzten Kunstgängen und den marmornen Bildsäulen herrschte ein edler Geschmack mit fast fürstlicher Verschwendung. Da war keine Spur des Geizes.

Ich stieg ab. Ein reichgekleideter Diener sprang herbei, und bedauerte auf meine erste Frage nach Herrn Morn, daß ich zu spät komme; die Herrschaft wäre in der Frühe verreist, und käme erst nach einigen Tagen wieder zurück. Ich kehrte mißmuthig um. Nach acht Tagen fuhr ich wieder hinaus, und erlebte das gleiche Mißgeschick. Die Herrschaft war abermals abwesend. Ich klagte Abends in einer Gesellschaft meinen Unfall. Man lachte. „Reisen Sie noch zwanzigmal nach Dreileben," sagte man mir, „und Sie werden noch zwanzigmal vergebens gehen. Das hätten wir Ihnen voraussagen können. Es wird dort Niemand vorgelassen, wer er auch sei. Mit Fernröhren wird jeder Besucher schon von weitem erkannt, und sogleich abgelehnt. Die Leute in Dreileben sind darauf abgerichtet. Wer einen Fremden sieht, meldet es auf der Stelle an die menschenscheue Herrschaft.

So belehrt, schrieb ich an Morn einen Brief, daß ich ihn zu

sehen und von der Regel für mich, unter allen Fremden, eine Ausnahme gemacht wünschte. Es kam eine verbindliche Antwort zurück und zugleich die Versicherung, daß er für mich gewiß zu Hause sei. Doch bestimmte er mir Tag und Stunde, wann ich in Dreileben eintreffen sollte.

Schon im Garten kam er mir mit seiner Frau entgegen. Beide empfingen mich mit einer Herzlichkeit und Liebe, die ich nach allem Vorangegangenen gar nicht erwartet hatte. Sie stellten mir ihren Freund Dunkan vor. Nach einer Viertelstunde waren wir Alle die vertrautesten Leutchen mit einander. Ich ward mit einer Herrlichkeit bewirthet, die ich selbst in fürstlichen Palästen nicht gefunden hatte; aber auch das Landhaus selber war von innen mit fürstlicher Pracht ausgestattet. Da glänzte in kostbaren Bänden eine ausgewählte Bibliothek der besten Werke alter und neuer Schriftsteller; da waren alle Zimmer mit Meisterstücken der besten Maler behangen, da war ein Musiksaal. Mir zu Ehren ward ein Konzert gegeben; es war mehr als ein gemeines Liebhaberkonzert. Die vorzüglichern Bedienten des Hauses waren musikalisch, vom Sekretär an, bis zum Gärtner und Jäger. Von der Zierlichkeit des Hausgeräthes will ich gar nicht reden. Das junge Ehepaar hatte zwei blühende Kinder. Dunkan war unverheirathet und entschlossen, als Hagestolz zu sterben.

„Und seid ihr hier in eurer schönen Abgeschiedenheit auch wirklich glücklich?“ fragte ich eines Abends, da wir im Garten beisammen saßen.

Morn lächelte und sagte: „Warum nicht? Wir bauen uns hier eine eigene Welt, und unser Glück ist, von der übrigen nichts zu wissen. Wir selbst und unsere Kinder bilden ein inniges Ganzes; mit dem andern Volk draußen haben wir nichts zu schaffen. Was die Thoren treiben, erfahren wir nur allzuviel aus den Zeitungen. Dafür erquickt uns, was die vorzüglichsten Geister in ihren Schrif-

ten von dem Edelsten gaben, was sie gedacht, gedichtet und empfunden haben. Was Natur, Kunst und Wissenschaft Schönes und Gutes gewähren können, umringt uns. Was fehlt diesem Himmel? Umgang mit den verkrüppelten, tiefverdorbenen, ehrgeizigen, selbstsüchtigen Menschen draußen würde nur die Heiligkeit unsers Friedens beflecken, und uns zu Theilnehmern ihres wohlverdienten Elendes machen. Heil dem, der sich von Allem losmachen und sich selber leben, die Schicksale und Tagesgeschichten der Welt aber nur aus der Ferne, als Schauspiel, nehmen kann!"

Diese Aeußerungen leiteten uns in ein vertrauteres Gespräch über das wahre Verhältniß des Mannes zur menschlichen Gesellschaft; Morn erzählte mir nun seine und Dunkans Geschichte so, wie Ihr sie von mir gehört habt.

„Doch mit so reichen Mitteln, wie die Ihrigen," sagte ich zu Morn, „wie wohlthätig könnten Sie auf Ihre Umgebungen einwirken! Und müßte es nicht Ihre Glückseligkeit erhöhen, wenn Sie, statt aus der Fülle Ihres Reichthums nur für sich selbst ein Paradies zu bauen, es auch für Andere erweiterten?"

Er schüttelte finster den Kopf und sagte: „Was wollen Sie? Mit Geld macht man Keinen glücklich, sondern durch weise Thätigkeit, durch Gedanken-Spenden. Aber darnach fragt Niemand. Habe ich nicht meine schönsten Lebensjahre unnütz aufgeopfert, in der Hoffnung, einige Achtung und Liebe zu gewinnen? Beherrscht nicht gemeine Prasserei, Wollust, Eitelkeit und Habsucht Paläste und Strohhütten? Fragt man in großen und kleinen Staaten nach den talentvollsten, redlichsten Männern, um sie an die Spitze der Geschäfte zu stellen, oder nicht vielmehr nach dem Gelde, nach dem Adel, nach der Herkunft? Sind es nicht immer meistens die verächtlichsten Intriguanten, die sich zu den höchsten Würden drängen und den Würdigsten zurückwerfen? Waren nicht von jeher die gemeinnützigsten und tugendhaftesten Personen von dem eng-

herzigen Pöbel in Purpur und Zwillich am heftigsten verfolgt? Soll ich solcher Elenden willen meine Ruhe, mein stilles Glück für leere Träumereien hingeben? Ich liebe den Menschen, aber ich verachte von ganzem Herzen die Menschen."

Morn gerieth in immer größern Eifer. Dunkan und Frau Morn stimmten ein. Ich konnte gegen dieses menschenfeindliche Kleeblatt nicht aufkommen, und schwieg. Die Leutchen hatten nicht ganz Unrecht, und bildeten sich daher ein, vollkommen Recht zu haben. Bekehren konnte ich sie nun doch nicht, sondern nur betrüben mit Widerspruch; denn ich bemerkte es bald, sie waren Alle sehr empfindlicher Natur. Wäre Rousseau ein Millionär gewesen, wie Morn, er hätte mit seinem wunden Herzen, mit seiner finstern Ansicht der Welt in Frankreich gelebt, wie Morn am Rhein, und aller Reichthum wäre in seiner Hand nur ein Mittel gewesen, seinen egoistischen Träumereien bequemlicher nachzugehen.

II.

Es ward über die Geschichte, welche uns der Oberforstrath von Rödern erzählt hatte, vielerlei geurtheilt, vielerlei gestritten. Obgleich Alle darin übereinstimmten, daß Morns Weltverachtung und Zurückgezogenheit bei allen seinen Reichthümern eine Art Rache gewesen sei, die er an der Welt genommen, weil sie ihn verkannte und nicht seines innern Werthes wegen schätzen mochte; oder eine Wirkung der Furcht, welche ihm die Schlechtigkeit des großen Haufens eingeflößt hatte, also, daß er nun selber die Welt verkannte, weil sie ihn verkannt hatte; ob man gleich ziemlich allgemein übereinstimmte, daß Jean-Jacques auch, als Millionär, Jean-Jacques geworden und geblieben sein würde — war man doch in andern Dingen getrennter Meinung. Besonders nahmen Einige das spätere Betragen Morns, seine Absagung der Welt, sein Sichselberleben in Schutz, während Andere es Engherzigkeit und Selbstrache des beleidigten Stolzes hießen.

Darüber erhitzten sich die Köpfe.

„Wer von uns würde nicht geradezu handeln, wie Morn, wenn er dessen Schicksal und nachherigen Reichthum gehabt hätte?“ rief einer von der Mornischen Partei: „Seht doch die Massen der Menschen an, von den Höchsten bis zu den Niedrigsten — welch ein verachtungswürdiger Haufe! Wie klein ist die Ausnahme der Edeln, mit denen man sich versteht, und die nicht ihre Winzigkeit zur Hauptsache des Weltalls machen! Wahrhaftig, der ist kein Menschenfeind, der die Menschen beurtheilt und nimmt, wie sie sind, aber sich doch von ihnen in einer gewissen Ferne zu halten

sucht, weil ihm sein Friede theuer ist. Meint ihr — und ich spreche von der Mehrheit der Leute, wie sie sind! — meint ihr, es liebe einer von ihnen Jemanden, wie sich selbst? Meint ihr, man schätze eure Tugend, eure Kenntnisse, eure Verdienste, und ziehe euch deswegen vor? — Geld ist die große Triebfeder in der bürgerlichen Gesellschaft, oder statt des Geldes der allerverkehrteste Begriff von Ehre. Durch Weiberschürzen, Gönnerschaften, Kabalen und Parteitrotz werden die meisten Stellen besetzt; darum sitzen so viele Flachköpfe obenan. Und wer obenan sitzt, seht, den vergöttert das übrige Geschmeiß. Religion hat das Volk auf den Lippen; aber sucht einmal Religion im Herzen und Wirken dieser Kreaturen! — fragt, wer sich mit Hab und Gut und Leben für eine heilige Sache hinopfern möchte? — Alles ist auf Schein berechnet und Betrug, in der Kirche, im Leben, am Hofe, im Viehstall, im Hause, auf dem Markte. Es gibt unter Millionen nicht hundert wahrhafte, natürliche, unverlarvte Menschen. Gestehen wir es uns doch nur einander selbst, ob wir uns, die wir hier beisammen sind, ganz redlich so zeigen, wie wir in der That sind, wie wir in der That denken und wünschen. — Ihr Herren lacht über mich, und meint in euerm Sinn, ich kenne die Welt nicht, ich sei ein junger Mensch. Eben daß ich ein junger Mensch bin, ist mein erster Titel zur richtigen Beurtheilung der Andern; denn ich trage noch in mir die Unbefangenheit und Naturhaftigkeit meiner Kindheit, während ich vermöge meines Alters aller Orten mit der Welt, ihren Formen, ihrem Komödienspiel, ihrem leidenschaftlichen, schleichenden, trotzigen, speichelleckerischen, übermüthigen, gleisnerischen Wesen in widerliche Berührung komme. Bin ich einst älter, durch vieljährige Gewohnheit abgestumpfter gegen die übliche politische, moralische, religiöse, ästhetische Verkehrtheit: so wird mein Urtheil minder wahr und treffend sein. Nur Kinder sind naiv, weil ihre Natürlichkeit mit den albernen

Konvenienzen in Widerspruch geräth. Ein Weltmann ist nie naiv, oder er wolle denn mit Naivetät kokettiren, wie eine alte Buhlschwester. Der unverderbte Jüngling, wenn er ins Leben hinaustritt, ist wie ein Reisender in fremden Ländern, dem in denselben, wäre er auch nur ein mittelmäßiger Kopf, mehr Dinge auffallen, als dem Einheimischen, und wäre der Einheimische auch ein Universalgenie."

Diese Worte verursachten neuen Kampf. Genug, wir gingen unvereinigt aus einander, und als wir in der nächsten Woche wieder Abendgesellschaft beim Oberforstrath hatten, begann man da rüstig, wo man es das letzte Mal gelassen hatte.

Der Oberforstrath blieb seinem Karakter getreu und hielt in allen Dingen Mittelstraße. Als es aber zu laut ward, erinnerte er an die zweite Geschichte, die er uns versprochen hatte. Und da ward es plötzlich still.

Abermals ein Millionär.

Als ich — hob der Oberforstrath an — von meiner Amsterdamer Reise zurückkam, die ich wegen des nach Holland gelieferten Schiffsbauholzes gemacht hatte, über dessen Bezahlung die Herren Holländer Schwierigkeiten machen wollten, war ich gar wohlgemuth. Denn Alles war mir über Erwartung gelungen. Ich hatte neue und noch vortheilhaftere Akkorde geschlossen, und freute mich nicht ohne Grund auf die Zufriedenheit unserer Regierung mit meiner Sendung. Denn ich hatte auch sonst noch dies und das für die Regierung gelegentlich abthun müssen.

Doch keine Freude bleibt ganz rein. Unterwegs hatte ich ein verdrießliches Abenteuer. Nicht mehr weit vom Städtchen — nun doch! der Name liegt mir auf der Zunge. Also, es war Abend, und ich in meiner ganz neuen Reisechaise nicht weit von dem Städt-

chen; der Postillon fuhr rasch zu. Ich war mit meinem alten Kunz (des Oberforstraths Bedienter) die ganze vorige Nacht gefahren.

Die Straße zum Städtchen war erbärmlich. Plötzlich geschah ein Krach! Wir hatten Schiffbruch gelitten. Kunz, der neben dem Postknecht saß, flog vom Bock, und ich von meinem Sitz herab, aber so gewaltig mit dem Kopf gegen des Postillons Rücken, daß dieser zwischen den Pferden am Boden lag, ehe er es vermuthete. Die Vorderachse und die Wagenfeder waren gebrochen; Kunz hatte sich den Arm aus dem Gelenk gefallen, der Postknecht die Nase geschunden. Ich kam mit dem Schrecken davon. Zum Glück hatten die Pferde Verstand genug gehabt, bei der Erschütterung sogleich Halt zu machen. Wir schleppten uns mühselig in das Städtchen. Der Postillon versicherte, in einigen Tagen würde meine Chaise hergestellt sein; aber ich müsse sie nach Hard bringen lassen, eine kleine Stunde seitwärts der Stadt. In Hard wohne einer der geschicktesten Wagner von der Welt.

Als wir im Wirthshause ankamen — ein finsteres, schmutziges Loch — und als ich sogleich Wagner und Schmiede herbeirufen lassen wollte, gab mir der Wirth selber den Rath, den Wagen nach Hard führen zu lassen. Weit und breit sei kein besserer Wagner.

Kunz war übel zugerichtet. Anfangs glaubten wir, er habe den Arm gebrochen. Wir fanden bald, er müsse sich die Achsel ausgefallen haben. Der Doktor des Städtchens, ein steinalter Mann, bedauerte, daß der Wundarzt erst vorige Woche gestorben sei. Er selber befasse sich mit solchen Operationen nicht. „Sie thun am besten," sagte er, „Sie lassen Ihren Bedienten nach Hard bringen. Da wohnt ein sehr geschickter Wundarzt."

„Was ist denn Hard?" fragte ich den Doktor.

„Ein Dorf, ein Stündchen von hier, dort auf der Höhe."

„Warum leben denn hier zu Lande die geschicktesten Wagner und Wundärzte nicht in Städten, sondern in Dörfern?"

„Ei, es ist da in Hard der Schulze, der Grillenfänger, ein Narr, der alles Gewerbe dahin zieht, und am Ende noch das Dorf zur Stadt machen will, glaub' ich. Geld besäße er wohl genug dazu; aber er ist ein Knicker, ein Filz. Uebrigens hat er ganz schätzbare Eigenschaften. Er ist ein Millionär. Ich kenne ihn sehr gut, aber habe nichts mit ihm zu thun. Er ist, unter uns gesagt, ein Narr."

„So gibt es dort in Hard wohl auch ein Wirthshaus, Herr Doktor?"

„Allerdings. Es ist etwas besser, als hier. Der Schulze hat seit drei Jahren ein Bad angelegt. Da ist immer viel Besuch. Aber der Schulze richtet sich zu Grunde. Der Doktor, welchen er dahin gezogen hat, ist ein Ignorant, ein Hanswurst, ein Charlatan, der immer das große Maul offen hat."

Ich mußte noch viel über den Doktor hören. Inzwischen, weil sich doch in Hard der beste Wundarzt, der beste Wagner und das beste Wirthshaus befanden, beschloß ich, meinen Kunz und meine Chaise dahin zu begleiten.

Folgendes Morgens ward das Fuhrwerk mit Seilen und Stangen so gut, als möglich, gebunden und geflickt; Kunz, der die Nacht außerordentlich Schmerzen gelitten hatte, eingepackt, und so Alles nach Hard geschickt.

Ich ließ mir den Weg zeigen und machte die Reise — denn es war ein herrlicher, frischer Sommertag — zu Fuß.

Das Dörflein Hard.

Kaum eine halbe Stunde von der Stadt verbesserte sich plötzlich der Weg. An beiden Seiten der sorgfältig unterhaltenen Landstraße zogen Reihen von Obstbäumen hin. Es fiel mir auf, wie die Aecker so herrliche Früchte trugen; es schien gar kein Unkraut

in ihnen zu gedeihen. Die ganze Landschaft begann sich zu verschönern; selbst das Gras auf den Wiesen fetter und grüner zu werden. Vor mir lag das Dorf mit weit zerstreuten Hütten zwischen schattigen Bäumen, wie in einem großen Garten. In der Mitte des Dorfes auf einem Hügel erhob sich die Kirche. Diese Einrichtung, diese Bauart, diese Fülle stach auffallend von Allem ab, was ich bisher in diesen Gegenden gefunden hatte.

„Ihr lebt ja hier wie im Paradiese, Vater!“ sagte ich zu einem betagten Bauer, der hinter mir her aus dem Städtchen kam: „Ihr habt weit und breit umher im Lande den fruchtbarsten Boden.“

„Gott sei Dank, ja, daran fehlt es nicht!“ antwortete der Bauer.

„Wie kommt es auch, daß eben euer Dorf so zerstreut und nicht beisammen liegt, wie andere Dörfer der Gegend?“

„Ei, es ist übel genug! Unser Dorf brannte vor fünfzehn Jahren ab; da mußten wir es denn wohl wieder aufbauen, wie es jetzt ist, weil es die Regierung so befahl. Man kann nichts Nachtheiligeres erfinden. Ich habe eine gute Viertelstunde Sonntags zur Kirche. Das ist für alte Leute und Kinder, zumal im Winterwetter, schlimm. Andere haben noch weiter, als ich. Es war eine schreckliche Brunst! Nur fünf abgelegene Höfe blieben verschont.“

„Wie kam das Feuer aus?“

„Gott der Herr mag es wissen! Man munkelt allerlei. Viele behaupten noch heut', der Schulze habe es wohl selber angelegt, um uns in Noth zu bringen. Aber ich will es nicht geradezu behaupten.“

„Das wäre ja entsetzlich vom Schulzen!“

„Nun ja, er macht wohl noch andere Streiche. Er ist ein hartherziger Mann, das weiß Jeder. Mir hat er Possen genug gespielt. Er war anfänglich nur unser Schulmeister; da brachte er

es bei der Regierung dahin, daß wir ihn zum Dorfschulzen annehmen mußten. Ja, der ist mir ein Fuchs, wie tausend Meilen weit ringsum keiner zu finden ist."

„Aber er soll reich sein."

„Das glaub' ich, ein steinreicher Mann! aber er gibt keinen Kreuzer aus; lebt schlechter als der gemeinste Taglöhner. Im Oberstübchen ist's nicht ganz richtig bei ihm. Wenn seine tollen Stunden kommen, wirft er wieder Geld mit vollen Händen weg. Der Mensch ruinirt sich mit Narrheiten. Der hat an nichts Lust, als uns für sein Geld zu tyrannisiren."

So unterhielt ich mich eine Zeit lang mit dem Alten; dann schlug er seitwärts einen Fußweg ein, der durch die Wiesen führte.

Die Gegend war so anmuthig, so idyllenhaft, möcht' ich sagen, daß ich mich auf einen Stein unter einem Nußbaum setzte, um auszuruhen und der Gegenwart recht froh zu werden. „Wie glücklich," dachte ich, und stopfte mir die Pfeife, „könnte das Völkchen dieses Paradieses leben! Und doch muß überall der Teufel sein Spiel treiben. Da wirft die Regierung einen Menschen her, der den Dorfkönig spielen will, und alles Lebensglück dieser guten Menschen ist dahin!"

Indem kam eine alte Frau des Weges daher. Ich sprach sie an, um etwas zu plaudern.

„Mütterchen, wo ist im Dorfe das Wirthshaus?"

„Gehen Sie nur der Straße nach, Herr, linker Hand neben der Kirche ist es. Ich bin selbst die Wirthin."

„Das freut mich; denn ich kann gleich von Euch erfahren, ob Ihr mich für einige Tage mit Wagen und Bedienten beherbergen wollet?"

„Ich bin nicht für Herrschaften eingerichtet. Sie müssen ins obere Wirthshaus; dahin ist auch vor einer halben Stunde ein zerbrochener Wagen gefahren, vermuthlich der Ihrige."

„Es thut mir leid, daß ich nicht bei Euch bleiben kann, Frau Wirthin. Wo ist aber das obere Wirthshaus?“

„Sehen Sie das kleine weiße Haus auf der Höhe mit den grünen Fensterläden? Das ist des Schulzens Haus, und nebenan das große Wirthshaus für die Fremden.“

„Gehört es vielleicht dem Schulzen?“

„Nein und ja, wie ihm Alles gehört und nicht gehört. Er ist Schuld, daß es gebaut wurde.“

„Das bringt Euch aber keinen Nutzen.“

„Freilich nicht. Es bringt Niemand Nutzen. Seit er im Dorfe hauset, ist meine Wirthschaft um die Hälfte schlechter. Gott verzeihe es ihm, er hat schwere Verantwortung am jüngsten Tage! Ja, hätte ich mich seinem Willen und seinen Narrheiten, wie eine Magd, unterwerfen wollen, so würde es wohl anders gegangen sein. Aber dahin hat er es nie bringen können. Gottlob, ich habe auch noch zu leben, und nicht von ihm abzuhangen.“

Indem hörte ich bei einem nahe liegenden Bauernhause starken Wortwechsel. Das Mütterchen spitzte die Ohren dahin, nickte ein paarmal schnell mit dem Kopfe und pfiffiglächelnder Miene, und sagte halblaut: „Aha, so, so! Es geschieht der Grethe schon recht!“ Dann wandte sie sich zu mir, zeigte mir einen Fußweg durch die Felder, auf welchem ich am kürzesten zum obern Wirthshaus kommen würde, und verließ mich.

Aus dem Hause trat ein sauber gekleideter Bauer, der etwas unwillig schien. Eine alte weinende Frau folgte ihm, desgleichen ein junger Kerl. Sie nahmen von dem Zürnenden Abschied. „Ihr habt vollkommen Recht, Herr Schulz!“ sagte der junge Kerl treuherzig, und gab dem Weggehenden die Hand zum Abschied: „Ich habe die Mutter schon genug gewarnt.“

„Nun, nun!“ erwiederte mit vornehmem Ernst der Schulz, er schien ein Mann in den Vierzigen: „Diesmal will ich Nach-

sicht haben.“ Die Alte versicherte, er werde künftig zufrieden gestellt werden. Der despotische Dorfmagnat wandte sich um und ging davon.

Ich sah ihn denselben Fußweg einschlagen, welchen mir vorhin die Dorfwirthin zum obern Wirthshaus, als den kürzesten gewiesen hatte. Das bewog mich, schnell aufzustehen, um den Mann, über den ich nun seit gestern so viel gehört hatte, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Was hatte ich Besseres zu thun? Allein, wenn ich dachte, daß dieser Mensch bei allen seinen Mitbürgern nur Klagen erwecken konnte, daß ich selber Augenzeuge seines stolzen, barschen Verfahrens in diesem Augenblick gewesen, verlor sich die Lust zu seiner Bekanntschaft. Er lief mir ohnehin zu schnell und ich ließ ihn laufen.

Der Schulz des Dorfes.

Indessen stand er bald wieder still, da er einigen Bauern begegnete, mit denen er ins Gespräch kam. Als ich ihm nahe war, verließen ihn die Leute. Nun grüßten wir uns. Er ließ mich aus Höflichkeit auf dem schmalen Fußweg vorangehen. Ich sprach mit ihm erst vom Wetter, dann von der Fruchtbarkeit des hiesigen Bodens. Er antwortete sehr bescheiden, sprach mit großer Bestimmtheit und in so gewählten Ausdrücken, daß ich wohl merkte, der Mann habe einige Bildung. Vom Boden behauptete er ganz trocken, derselbe sei so gut und schlecht, wie in der ganzen Gegend, aber von den Leuten besser angebaut, als an andern Orten. Ich äußerte ihm darüber meine Verwunderung. „Jeder Eigenthümer wohnt hier in der Mitte fast aller seiner Güter,“ sagte er, „und kann sie daher leichter beaufsichtigen und bauen.“ — „Aber,“ versetzte ich, „der herrliche Wiesewachs!“ — „Sie haben vielleicht nicht bemerkt,“ entgegnete er, „daß alle Wiesen bei-

sammen liegen und gewässert werden. Auch haben wir guten Mergel in der Nähe. An andern Orten könnte man das Alles auch haben, mehr oder weniger; allein die Leute sind träg und unwissend. Die Natur ist überall eine gute Mutter; nur der Mensch gibt sich nicht überall Mühe, die Sprache dieser Mutter zu verstehen, und folgt der Gewohnheit, oder seinem Eigendünkel."

Diese angehängte Bemerkung war mir doch für einen Dorfschulmeister, oder Schulzen, zu philosophisch. Ich blieb stehen und betrachtete ihn in seinem Kittel von grobem Zwillich, und den großen runden, schwarzen Stohhut auf dem Kopf. Es war in der That in seinem von der Sonue verbrannten Gesicht etwas Ausgezeichnetes, ich möchte sagen Edleres.

Der Schulze betrachtete mich einen Augenblick mit einem scharfen, durchdringenden Blicke schweigend, und sagte dann: „Sind Sie der Herr von Rödern, oder . . ."

„Der bin ich!" antwortete ich verwundert, und betrachtete ihn genauer.

Er bot mir lachend die Hand und sagte: „Ei du schlanker, frommer Junge, vormalige Augenweide aller Schönen — —"

Ich zuckte mit der Hand, denn ich glaubte, meinen Dorfschulzen wandle eine seiner Narrheiten an, von denen mir schon mehrere Personen gesprochen hatten. Er hielt aber meine Hand fest und fuhr fort: „Wie bist du ein breitschultriger, dicker großer Herr geworden! Was für ein guter Geist führt dich denn diesen Nebenweg nach Hard, von der goldenen Mittelstraße ab, die dir doch so gut zugeschlagen hat?" Und dabei nahm er mich beim Kopf, küßte mich und rief: „Sei mir willkommen! Kennst du mich denn nicht?"

Ich war freilich verduzt. Mir schien's, als sollte ich ihn irgendwo gesehen haben. Plötzlich ward es mir klar vor Augen, und ich zweifelte nicht länger. „Etwa Engelbert?" sagte ich.

„Allerdings!" rief er. Und nun erwachten unter dem Klang seiner Stimme alle Frühlinge meiner Universitätsjahre auf. Ich drückte ihn an meine Brust, und vergaß alles Böse, was ich über ihn seit gestern gehört hatte. Er rief einen kleinen Knaben vom Felde, und sprach: „Springe zu meiner Frau. Sag' ihr, ich habe einen Bruder gefunden; sie solle sogleich Wein, Himbeersyrup, frische Butter und weißes Brod unter die Linde tragen lassen, wo wir frühstücken."

Ich mußte ihm nun auf der Stelle meine Lebensgeschichte, seit den Universitätsjahren, die Ursache meiner Reise und die Veranlassung zu meinem Abstecher nach Harb erzählen. Dann ward vom Schicksal mehrerer unserer akademischen Mitbürger gesprochen. Ich erzählte ihm auch Morns Geschichte.

„Und du?" sagte ich zu ihm.

„Und ich?" erwiederte Engelbert lächelnd. „Sieh mich nur an, Herr Oberforstrath, da siehst du, wer ich bin — ein Bauersmann, nebenbei auch der Schulze des Dorfes, in welchem ich wohne."

„Aber du wunderlicher Mensch," rief ich, „wie kommst du bei deinen herrlichen Talenten in diesen abgelegenen, unbekannten Winkel der Erde? War's deine freie Wahl?"

„Freie Wahl!"

„Und wohnst schon lange hier?"

„Seit neunzehn Jahren sehr glücklich."

„So erzähle mir doch!"

„Davon ein andermal. Ich sehe meine Frau droben unter den Linden. Da findest du meine ganze Familie beisammen. Komm', hilf uns frühstücken."

Wir gingen aufwärts. Nach einer Weile bog sich der Fußweg seitwärts, und wir kamen zur Linde. Im Schatten derselben saß eine liebenswürdige junge Frau von etwa dreißig Jahren, schlank, von feinen Gesichtszügen, einfach ländlich gekleidet. Ein kaum

halbjähriges Kind schlief auf ihrem Schooß. Ein anderthalbjähriges Kind saß zu ihren Füßen; dem brachte ein munterer, wilder, vierjähriger Knabe mit rothen Backen und goldenen Haaren Blumen zu. Zwei andere Knaben, der eine sieben-, der andere zehnjährig, standen, jeder mit einem Buch in der Hand, hinter der hübschen Mutter, und betrachteten mich mit ihren großen blauen Augen neugierig. Sie waren beide in Zwillich gekleidet, wie ihr Vater; dazu gingen sie barfuß. Die übrigen gingen in Leinwand, sehr reinlich.

Der Schulze des Dorfes stellte mich seiner Frau vor, der beim leisen Gegengruß eine sanfte Röthe über das Gesicht flog. Dann kniete der Schulze gar pathetisch vor seiner Dame nieder, küßte ihre Hand und bat um Verzeihung, so spät zum Frühstück zu kommen. Aber er wies auf mich, als seinen Entschuldigungsgrund.

Ich ward mit der artigen Familie schnell bekannt und vertraut. Sie lagerte sich im Grase um ein hölzernes, sauberes Gefäß voller Milch. Da ward mit blechernen, verzinnten Löffeln gegessen, und schwarzes Brod dazu. Mir wurde weißes Brod mit frischer, herrlicher Butter, eine Flasche alten Burgunders, Wasser und Himbeersyrup hingesetzt. „Denn ich kenne ja schon von Alters her deine Feindschaft gegen Milchspeisen!“ sagte Engelbert.

Mir kam Alles wie Traum vor; theils der Anblick dieser wahrlich malerischen Gruppe, theils das überraschende Zusammentreffen mit Engelbert, theils diesen Mann hier, als Bauer unter Bauern, zu sehen, getrennt von der gebildeten Welt, ihn, der auf der Universität als der vortrefflichste Kopf und kenntnißreichste Jüngling gegolten hatte! — Zwar schon auf der Universität spielte er den Sonderling; aber man nahm das damals, wie man eine Jünglingsgrille oder Laune zu nehmen pflegt. Daß dieser endlich, berufen zur glänzendsten Laufbahn, als Schulze eines Dorfes enden würde — wer hätte das je vermuthen sollen?

Seine Auguste, so nannte er seine Frau, und seine Kinder hingen mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an ihm, und er wieder an ihnen. Wie konnte dieser Mann so eigennützig, so boshaft und hartherzig sein, als er mir bisher geschildert worden war! Und doch war mir sein Reichthum — im Städtchen nannte man ihn sogar den Millionär — verdächtig; denn ich wußte schon auf der Universität, daß seine Aeltern nur mäßig bemittelte Leute gewesen waren; und neben diesem Reichthum war mir seine und der Seinigen geringe Kost und Kleidung nicht weniger auffallend. Ohne Geiz schien er nicht zu sein. Ich nahm mir vor, diesen wunderlichen Mann genauer zu prüfen.

Wir gingen nachher mit einander in muntern Gesprächen die Höhe aufwärts.

„Unter meinem Dache beherbergen kann ich dich nicht, denn es fehlt mir an Platz!“ sagte Engelbert. „Aber neben mir an im Wirthshause wirst du alle Bequemlichkeit finden. Ich habe da ein Bad angelegt über einer schwefelhaltigen Heilquelle; du kannst dir das beste Zimmer auswählen, denn die Badezeit ist noch nicht angegangen. Die Gäste treffen erst im Anfang künftigen Monats ein.“

Die Haushaltung.

Der Wagner hatte schon meine Chaise, der Wundarzt meinen Kunz unter Händen. Jener versprach, den Wagen binnen zehn bis zwölf Tagen herzustellen — denn ein Wink des allmächtigen Schulzen genügte, den Künstler zu bewegen, alle andern Arbeiten liegen zu lassen, um mir zu dienen. Der Wundarzt hatte vermittelst einer Maschine Kunzens Arm wieder eingerichtet; aber der Arm war sehr geschwollen. Kunz sollte sich eine Woche lang still halten. Mir kam die unwillkürliche Verzögerung sehr gelegen

wahrhaftig, Engelbert und seine allerliebste Familie verdienten wohl, daß man ihretwillen eine eigene Reise machte.

Alles, was ich bei diesem Sonderling fand, interessirte mich, und um so mehr, da ich mich immer sicherer überzeugte, wenige Sterbliche lebten so zufrieden, als er. Sein Haus glich einem andern Bauernhause, nur lag es mitten in einem wohlgeordneten Küchen- und Blumengarten. Von innen herrschte die größte Reinlichkeit und — Einfalt darf ich's kaum nennen — fast Armuth. Eine Wohnstube, der Sammelplatz der Familie, hatte nichts, als ein paar tannene Tische und Bänke, an der Wand eine hölzerne Uhr und einen kleinen Spiegel. Nicht nur Engelbert, sondern selbst seine Frau und Kinder schliefen — auf Matratzen von Laub und Moos in verschiedenen Kammern. Das Linnen überall war grob, aber blendend weiß und sauber. Man speisete zum Theil von hölzernen Tellern, wie die Kapuziner, zum Theil von geringem irdenem Geschirr. Wasser und Milch, auch Dünnbier, waren das gewöhnliche Getränk. Als ich mich eines Tages mit aller Gewalt zum Gast aufdrang beim Mittagsmahl, empfing man mich lachend, aber ich mußte mit der üblichen Kost vorlieb nehmen. Die Speisen waren wohlschmeckend, kräftig, reinlich. Eine nahrhafte Suppe, zartes Gemüse, gebratenes Rindfleisch, schwarzes Brod und Dünnbier dazu — damit war der Schmaus zu Ende. Aber es dünkte mich, als hätte ich in meinem Leben nie köstlicher geschmauset. Die liebenswürdige Mutter mir gegenüber, von ihren fünf rothwangigen Engeln umgeben; der weise Engelbert mit seiner scherzhaften Laune dazu; dann die drollige Geschwätzigkeit der Kinder und ihre gesunde Eßlust; die Freude und innige Zufriedenheit in Aller Augen — ich gestehe, es war mir ein Göttermahl, und ich ärgerte mich, wenn Engelbert sich über mich und meinen Gaumen lustig machte, der hier in der Hölle sei.

Den einzigen Aufwand des Hauses fand ich in Engelberts so-

genannter Arbeitsstube; da einen Schreibtisch am Fenster, eine kleine doch auserlesene Büchersammlung, und in einem Kämmerlein daneben Erd- und Himmelskarten, Elektrisirmaschine, Luftpumpe, galvanischen und magnetischen Apparat und andere physikalische und geometrische Werkzeuge. Die Arbeitsstube war zugleich das Schulzimmer seiner Kinder, denn er unterrichtete sie selber, und das Boudoir seiner Auguste, denn sie hatte darin ihr Fortepiano, und in ihres Mannes leeren Mineralien-Schubladen ihren bessern weiblichen Schmuck.

„Allerliebst!“ sagte ich: „Aber deiner Familie wird dieser Spielraum bald zu enge werden, lieber Engelbert. Du mußt an Erweiterung denken.“

„Vor zehn Jahren nicht!“ erwiederte er. „Der Tempel unserer Glückseligkeit ist wohl klein, aber die Glückseligkeit darin ist groß. Wir haben mehr, als wir bedürfen.“

„Und bist du in der That vollkommen glücklich, Engelbert, in diesen Verhältnissen?“

„Sieh' doch an dies Fleisch und Blut!“ rief er, und zeigte auf Weib und Kinder. „Welch eine fröhliche Gesundheit! Und alle diese edeln Glieder von noch edlern Seelen belebt! Hier ist mein Königreich, meine Republik, mein Alles. Ich habe das Leben in der Wahrheit und nicht im Schein, wie ihr Andern in euern palastvollen, konvenienzvollen Städten und armseligen, plagevollen Dörfern. Ich habe genug für meines Leibes Bedürfniß, und für meine Kraft den Wirkungskreis. Ich lebe nur abgeschieden von der glänzenden Jämmerlichkeit der europäischen Verfeinerung, nicht von der bessern Menschheit — siehe da die großen Unsterblichen! (Er zeigte auf seine Bücher.) Mir gehört die Natur, mir die ganze Herrlichkeit Gottes, mir die Ewigkeit. Was soll ich noch fordern?“

Ich drückte ihm die Hand, aber mit einer gewissen Verlegenheit, weil ich ihm nichts Gescheites zu antworten wußte. Denn

ich hätte ihm sagen können: du bist doch noch ein Schwärmer! Aber er hatte in Allem Recht, und ich fühlte dies; auch darin, daß wir Andern in unsern Verhältnissen Thoren sind, und den Konvenienzen das wahre Leben selbst opfern. Ich konnte ihm sagen: du hast Recht! Und doch fühlte ich, daß er so ganz aus der Gewöhnlichkeit weggesprungen war, und seine Begriffe und Vorstellungen nicht mit den Begriffen und Vorstellungen unsers Zeitalters und unserer Menschenart gehörig zusammenhingen.

Ich mußte seine Vielthätigkeit bewundern. Er selbst hatte Aecker und Wiesen, und trieb Landbau, doch nur für seine häuslichen Bedürfnisse. Sein Dorfschulzenamt gab ihm viele Geschäfte, und doch trieb er diese nur nebenbei; täglich hatte er einige Stunden, in denen er für sich allein war, um zu lesen oder zu schreiben. Seinen beiden ältern Knaben gab er Unterricht. Diese Kinder wußten schon viel, weil er ihnen von Allem, was sie wissen wollten, den wahren Namen und die Wahrheit sagte. So nannten sie Bäume, Gesträuche, viele Kräuter, alle in der Gegend befindlichen Steinarten mit dem wissenschaftlichen Namen, weil sie keinen andern gelernt hatten. Sie sprachen von Flöz- und Urgebirgen, weil sie ihnen vor Augen lagen. Sie spielten mit dem Prisma, mit der Elektrizität, mit dem Magnet, mit dem Mikroskop, und erklärten sich viele Erscheinungen der Natur von selbst. Sie zeigten am Himmel die Planeten und vornehmsten Sternbilder mit den Fingern, weil sie sie kannten und immer vor sich sahen. Der siebenjährige Knabe behauptete steif und fest, die Sonne sei gewiß eine schönere Welt, als dieser Erdball; aber den Ringgebirgen des Mondes sprach er nicht viel Gutes nach; doch sah er sie gern durch des Vaters Teleskop.

Wie Engelbert alle außerhäuslichen Geschäfte und den Unterricht der Knaben besorgte, so stand Auguste, ganz im Geiste ihres Mannes, an der Spitze der eigentlichen innern Haushaltung, als

unumschränkte Gebieterin, und Engelbert war darin Unterthan. Sie ordnete, wie das Kleinste in der Küche, auch die Bestellung der zur Haushaltung gehörigen Ländereien mit Getreide, Hanf, Lein u. s. w. Wie der Hühnerhof und Taubenschlag, standen auch die zum Hause gehörigen Pferde, Schafe, Rinder, Ziegen u. s. w. unter ihrer Aufsicht und Pflege.

„Aber was hat dich eigentlich hieher gebracht?" fragte ich Engelbert nochmals. „Du, mit deinen herrlichen Anlagen, hättest deinem Vaterlande ganz andere Dienste leisten können, als hier im Auslande Schulz eines Dorfes zu sein."

In der schönen Morgenfrühe eines Sonntags, den er mir ganz zu weihen versprochen hatte, kam er zu mir. Wir gingen in den großen Garten des Wirthshauses, der für die Badegäste sehr artig angelegt war. In einer von Weinreben umsponnenen Laube, von welcher aus man über die ganze Landschaft eine weite, heitere Aussicht hatte, stand mein Frühstück, ein guter Kaffe. Engelbert hatte sich Milch und schwarzes Brod dahin bringen lassen.

„Nun will ich dir erzählen," sagte er, „welches Fatum mich eigentlich hieher verschlug. Bis dahin erwacht Auguste mit den Kindern. Dann machen wir mit einander einen Spaziergang; dann gehen wir in die Kirche; Mittags sollst du einige gute Freunde bei uns am Tische sehen, auch den Pfarrer. Nachmittags geben dir die jungen Leute des Dorfes ein Konzert. Abends ist Ball hier; da mußt du mit uns tanzen. Auguste tanzt gut. Nun höre also mit Andacht!"

Die unentbehrlichsten Entbehrungen.

„Ein halbes Jahr später, als du, verließ ich die Universität," sagte Engelbert. „Mein Vormund freilich hatte mir befohlen, noch das dritte Jahr dort zu bleiben; ich aber nahm dreißig Louisd'or

in die Tasche, reisete durch Deutschland in die Schweizerthäler, von den Alpen nach Paris, dann in die Provence, übers Meer weg nach Neapel, über Rom und Wien wieder heim. Ich brachte zwei Louisd'or vom Reisegeld zurück. Denn meistens ging ich zu Fuß; Brod und Wasser, zuweilen ein Glas Wein, waren genug für mich; in Scheunen und Ställen schlief ich unentgeldlich.

„Ich kam zu eben der Zeit zurück, als man mich in den Zeitungen ausschreiben wollte. Mein Vormund that gegen mich sehr böse. Ich aber fand, daß ein Besuch fremder Länder wohl so viel werth sei, als ein Jahr vor dem Katheder der Professoren. Ich ward examinirt. Man lobte meine Kenntnisse; man stellte mich, vorläufig ohne Gehalt, bei der Landschaftskanzlei an, um mich in den Geschäftsgang einzuweihen.

„Nach einem Jahr bewarb ich mich um eine Justiziariatsstelle. Ich erhielt zur Antwort: man zweifle nicht an meiner Thätigkeit; doch sei ich erst dreiundzwanzig Jahre alt, folglich zu jung. Gut, dachte ich, der Fehler vermindert sich alle Tage. Nach einem Jahr kam ich wieder um ein anderes mageres Aemtchen ein. Der Landschaftspräsident sagte: „Sie haben doch einiges Vermögen. Warum kleiden Sie sich nicht anständiger? Warum wählen Sie das gröbste Zeug zu Kleidern? Sie können sich nirgends präsentiren!“ — Ich antwortete: „Ihre Exzellenz, der Staat verlangt von mir gute Dienste, nicht gute Kleider.“ Der Präsident nahm es übel, und entließ mich mit einer kurzen Verbeugung. Es war damals ein Streit zwischen unserm Hofe und einem benachbarten, über das Eigenthumsrecht von Gütern einiger säkularisirten Abteien. Das Recht schien auf feindlicher Seite zu sein. Zufällig hatte ich in dem Landschaftsarchiv mehrere dahin einschlagende Urkunden gefunden, welche die Sache zu Gunsten unsers Hofes entscheiden mußten. Ich schrieb eine Vertheidigung der Ansprüche unsers Hofes, ließ die Abhandlung nebst den Urkunden drucken, und sandte sie

dem Ministerium mit Zueignungsschrift an unsern König. Dieser Aufsatz machte großes Glück. Ich erhielt den Verdienstorden, nämlich eine Elle Band zum Knopfloch, und wie ich nachher erfuhr, hatte man große Absichten mit mir. Zum Unglück wußte ich mit dem Ordensband nichts zu machen, schickte es zurück und versicherte, daß ich nicht aus Eitelkeit oder Eigennutz geschrieben habe, sondern aus Liebe zur gerechten Sache. Ich könnte, ohne zu erröthen, das Ordensband nicht wohl tragen. Dies ward mir von aller Welt übel gedeutet, am meisten am Hofe. Der Landschaftspräsident sagte mir geradezu, ich sei ein Narr und in allerhöchster Ungnade. Ich solle jetzt vor der Hand nicht an Anstellung denken.

„Das traf zu gleicher Zeit mit dem Tode meines Vormundes zusammen, der sich, da ich majorenn erklärt wurde, meinetwillen erhenkte. Denn er hatte, außer seinem Vermögen, auch mein Weniges durchgebracht. Es that mir leid um den Mann. Hätte er es mir vorher gesagt, ich würde ihm seine Schuld erlassen haben. Was er hatte, wurde verkauft; von meinem väterlichen und mütterlichen Erbe erhielt ich nichts als achttausend Gulden. Das war Alles, was der Vormund hinterließ. Ein kleines Mädchen, seine Tochter, ward ins Waisenhaus gethan. Mich jammerte das Kind. „Ich bin erwachsen, kann mir das Brod doch wohl verdienen; aber das verwaiste Kind hat der Hilfe mehr vonnöthen, als ich.“ So dachte ich, legte meine achttausend Gulden sicher an, befahl, dem Kind, bis es verheirathet sein würde, die Zinsen zu zahlen, und damit seine Erziehung zu besorgen. Aber im Waisenhause sollte es nicht bleiben. Das beste Waisenhaus ist, wie jede andere Erziehungsanstalt außer dem häuslichen Kreise, eine moralische Verderbungsanstalt.

„Nun war die Frage, was mit mir selber anfangen? Der Staat verlangte meine Dienste nicht. Ich hatte Anstellung und Beförderung verlangt, wahrhaftig nicht, um Geld zu gewinnen,

sondern einen angemessenen Wirkungskreis für meine Kräfte. Ich wollte nützlich sein. Ich hatte dies vielmals erklärt, und noch dazu, daß ich die Stelle ohne Gehalt annehmen wolle, wenn man mir nur gestatten möge, mich nach meiner Weise zu kleiden und zu nähren. Man hatte mich geradezu ausgelacht

„So schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, verkaufte, was ich hatte, und verließ mein Vaterland, in der Hoffnung, irgend anderswo besser erkannt zu werden. Ich hatte Vermögen genug bei mir, Jahr und Tag als Müßiggänger leben zu können, nämlich vierzig und einige Louisd'or.

„Schon als Knabe, da ich noch in die Schule ging, hatte ich einmal in einem Buche eine Abhandlung gelesen, die betitelt war: „Von den unentbehrlichen Entbehrlichkeiten." Es war eine sehr geistreiche Anmerkung zu den Worten Jesu: „So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen." — Das Buch hatte einen außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich wunderte mich nun selbst über die vielen Entbehrlichkeiten, die sich der Mensch unentbehrlich, und deren willen er sich zum Sklaven Anderer, zum Opfer jeder Niederträchtigkeit, zum Raube vielen Verdrusses macht. Je weniger Bedürfnisse man hat, je weniger Wünsche, je weniger Sorge und Furcht, je weniger Verdruß. Der freieste Mann ist der, welcher von den Umständen und von Bequemlichkeiten und Gewohnheiten am wenigsten abhängt. Die Abhandlung schloß mit den Worten: Halte dich überall am Wesentlichen, und überlasse den Thoren das traurige Glück des Scheines!

„Ich machte schon als Schulknabe den Anfang, die Lehre zu befolgen. Ich that meine Pflicht, aber verbat mir ganz trocken alles Lob der Lehrer. Ich schlief des Nachts neben meinem Bette auf einigen Stühlen. Ich nahm weder Kaffe noch Thee, weder Wein noch Bier, sondern Wasser. Ich gebrauchte nicht den zehnten Theil meines Taschengeldes, sondern kaufte davon armen Mit-

schülern Schulbücher und Landkarten. Es war mir eine Freude, endlich auf die Universität zu kommen, und mein ganz eigener Herr zu werden. Ich lebte einfach. Man hielt mich für arm; doch hatte ich Geld im Ueberfluß, und konnte Andern damit aushelfen. Die weit reicher als ich waren, seufzten unter Schulden.

„Diese einfache Lebensart war in meiner Vaterstadt nachher Vielen anstößig. Man wollte mich zwingen, besser zu essen; und ich ward von der wohlfeilen Kost satt. Ich ging sauber und nach der Mode gekleidet, aber wohlfeil. Das hieß unanständig. Ich that meine Schuldigkeit überall, aber ich machte meinen Vorgesetzten nicht den Hof. Es hieß, ich habe keine Lebensart. Ich wollte durch mich selber gelten und werth sein; aber man wollte mich zwingen, durch feine Kleider, durch Aufwand, Schmeichelei und andere Künste des Scheins werth zu werden. Ich schnupfte nicht Tabak, ich rauchte nicht, ich verstand kein Kartenspiel, ich hatte tausend Entbehrlichkeiten nicht vonnöthen, und man hielt das für wunderlich. Genug, ich handelte überall nach meiner Ueberzeugung, war mit dem Wenigsten zufrieden, half Vielen mit meinem Ueberfluß, war immer fröhlichen Muthes, nie krank — nichts fehlte mir, als ein Wirkungskreis. Den gab man mir nicht, weil ich nicht war, wie andere Leute. Das blieb mir am Ende gleichgültig, denn ich brauchte keine andern Leute zu meiner Zufriedenheit. Wehe dem, der sein Glück von Andern fordert, wenn er es nicht darin findet, es Andern zu geben!"

Der Dorfschulmeister.

„Ich mochte wohl ein Vierteljahr herumgestrichen sein im heiligen deutschen Lande, und hatte nirgends für mich etwas gefunden. Ueberall gab es ein „Aber".

„Es ist doch närrisch von den Leuten,“ dachte ich, „daß sie schlechterdings einen Menschen nicht brauchen wollen, der von ihnen nichts verlangt, als ihnen mit seinen Kenntnissen nützlich zu sein!“ — Ich hatte schon den Plan, zum Besten der Welt und der Wissenschaften, gerade nach London zu reisen, dort meine Dienste zu einer Reise in das Innere von Afrika anzutragen, und, wenn meine Dienste nicht verlangt würden, ohne Umstände auf meine eigene Faust mich an den Senegal zu begeben. Gedacht, gethan. Ich nahm meinen Strich nach Nordwest.

„Eines Abends kam ich ziemlich müde in das Wirthshaus einer kleinen Stadt. Zum Zeitvertreib las ich beim frugalen Abendbrod ein auf dem Tisch liegendes Intelligenzblatt. Darin war eine Dorfschulmeisterstelle ausgeschrieben, mit fünfzig Gulden Gehalt, freier Wohnung, freiem Holz, und Nutznießung von drei Morgen Landes.

„Es leuchtete mir sogleich ein, daß es eine Stelle für mich sein würde. Dorfschulmeister! Welch ein wichtiger Beruf! Konnte ich nicht von dem Punkt aus der Reformator eines ganzen Dorfes, der Heiland von tausend armen Leuten werden? Zu wie wichtigen Verbesserungen in landwirthschaftlicher, sittlicher, religiöser, vaterländischer Hinsicht konnte ich da nicht den Weg anbahnen! Und die Besoldung? Sie war kärglich, aber für mich hinreichend. Können denn mit Besoldungen Dienste, wahre Verdienste bezahlt werden? Können denn überhaupt Tugenden vom Staate belohnt werden? Die vom Staate ausgeworfenen Besoldungen stehen nur im Ebenmaß des größern oder geringern Aufwandes von Kenntnissen und Geschäften bei denselben. Zu einer Dorfschulmeisterei, glaubt man nun, gehören wenig Kenntnisse und Arbeiten; es ist ja nur für den Bauersmann. Daher geringer Lohn. Aber eine Großzeremonienmeister- oder Kammerherrnstelle am Hofe, ein kastrirter Sän- eine Balletttänzerin, ein Hofnarr, ja, dazu werden Einsichten

und Talente verlangt! Dafür zahlt man mehr Gehalt, als für die Dorfschulmeistereien des ganzen Landes.

„Ich ging und bewarb mich um den erledigten Schulmeisterdienst im Dorfe Härd. Man durchsah meine Zeugnisse, welche ich mit mir trug, und hielt mich für einen lüderlichen, verlaufenen Studenten. Das mußte ich mir gefallen lassen. Gegen meine Geschicklichkeit im Rechnen, Schreiben, Lesen und Singen war nichts einzuwenden. Trotz dem machte man Bedenklichkeiten. Ich konnte es den guten Herren nicht verargen; denn im gewöhnlichen Gang der Dinge bewirbt sich kein Mann, der zur Noth seine sechs Sprachen liest oder spricht, um eine Dorfschulmeisterei. Ich zweifle auch, daß mir die wichtige Stelle zu Theil geworden wäre, wenn sich außer einem alten, harthörigen Schneider, dazu mehr Kandidaten gemeldet hätten.

„Hör' Er," sagte der Examinator und Präsident der Provinzial-Oberschulkommission: „Hör' Er, die Stelle soll Ihm anmit konferirt werden, doch nur auf ein Jahr lang, mithin provisorisch, bis man von Seiner moralischen Conduite sattsam persuadirt ist."

„So empfing ich meinen provisorischen Bestallungsbrief und ein Schreiben der Provinzial-Oberschulkommission an den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer Pflock in Hard, der mich in mein Amt einführen sollte.

„Ich war königlich vergnügt, vorausgesetzt, daß Könige vergnügter sein können, als ein Dorfschulmeister. Ich kam hieher nach Hard. Meine Wohnung war eine baufällige Barake, unreinlicher als ein Stall; jedes Fenster halb mit Papier verkleistert; mein Wohnzimmer eine finstere Kammer, ohne Ofen. Dieser stand in der Schulstube, die täglich mich und eine Heerde von fünfundsechszig Kindern beiderlei Geschlechts beherbergen sollte. Das Gärtchen beim Hause lag voller Schutt; die drei Morgen Landes bildeten eine Flora aller in der ganzen Gegend wild wachsenden

Kräuter und Stauden. Himmel, zu wie viel neuen Schöpfungen hatte ich hier Aussicht!

„Der wohlehrwürdige Herr Pfarrer Pflock empfing mich mit strenger Amtsmiene, gab mir allerlei heilsame Lehren, und stellte mich am nächsten Sonntag Nachmittags der Gemeinde feierlich, mit scharfen Ermahnungen an die Schuljugend, vor. Dieser Pfarrer war ein orthodoxer, eifriger Mann, der mit gewaltiger Stimme alle Sonntage gegen die Ungläubigen donnerte, alle vierzehn Tage die Hölle, alle vier Wochen den Himmel schilderte, vierteljährlich das jüngste Gericht. In den Wochentagen und im gemeinen Leben aber war er ein gemeiner Mensch, der Fünf gerade sein ließ, sich um das Heil seiner Bauern wenig bekümmerte, zufrieden war, wenn sie seine Küche gehörig bedachten und ihn nicht bei Hochzeiten und Kindtaufen vergaßen.

„Die Gemeinde stand ausnehmend verwildert und arm da. An Raufereien, Schlägereien und Prozessen fehlte es nie. Jede Haushaltung war mit Schulden beladen; das Volk lüderlich, träge, zanksüchtig; der Landbau elend, die Viehzucht ohne Verstand. Niemand befand sich dabei besser, als der Schulze des Dorfes, der zugleich Wirth war, und gewiß Jedem ein Unglück anhing, der nicht fleißig bei ihm trank.

„Schon das Aeußere des Dorfes, die Reihen elender Hütten, von innen voller Unflath; das grobe, tölpische Wesen der Bauern und ihrer Weiber; die Rohheit und Ausgelassenheit der Kinder; die zerlumpte, unreinliche Kleidung Aller — Alles verkündete mir: hier sei mein wahrer Standpunkt, hier mein Beruf zum Menschenbeglücken auf Erden. Ich tanzte vor Freuden in meiner Schulstube herum, wie ein Narr; das ganze Schulhaus erzitterte von meinen Sprüngen.

„Weil der Schulfond so dürftig war, ließ ich auf eigene Kosten die Fenster flicken, die Zimmer überweißen. Ich säuberte den

Fußboden, scheuerte Tische und Bänke und Thüren; kaufte mir Leinwand zum Bette; steppte mir eine Matratze von Moos; grub meinen Garten um, theilte ihn in Beete, bepflanzte ihn für meine Küche, und bestellte mit eigener Faust meine drei Morgen Landes. Ich hielt mir im Stall eine Ziege, die mir Milch gab und unentgeldlich mit der übrigen Heerde der Gemeinde weidete.

„Bald gefiel ich mir in meiner neuen Heimath. Selbst der Herr Pfarrer wohnte nicht so nett und sauber, wie ich. Die Leute im Dorfe verwunderten sich sehr über meine zierliche Armuth, wie ich mich über ihre reichliche Unfläthérei verwundert hatte."

Anfang der Reformation.

„Nun, sobald ich mich selbst erst zu meiner Behaglichkeit eingerichtet hatte, ging es an die liebe Schuljugend. Die trieb sich täglich gleich einer Heerde Säue bei mir aus und ein. Ich fing damit an, jedes Kind zu gewöhnen, mir beim Eintritt in die Stube grüßend die Hand zu geben. Wer ungewaschen kam, mußte auf der Stelle zum Brunnen. Hände und Füße mußten so sauber sein, als das Gesicht. Sie erschienen meistens ungekämmt. Ich befahl, sie sollten wohlgekämmt kommen. Sie lachten mich aus. Ich vertrieb ihnen das Lachen mit dem Stock. Ich bat den Herrn Pfarrer, mir beizustehen, und einmal eine Predigt über den Nutzen der Reinlichkeit zu halten. Er sah mich mit großen Augen an und sagte: „Das gehört nicht zur Religion, Schulmeister. Geh' Er, und wart' Er seines Amtes!" — Mit Hilfe des Stocks brachte ich doch das gekämmte Haar zuwege.

„Dann kam die Reihe an die Kleidung. Mit Gewalt war da nichts auszurichten. Alle gingen in zerfetzten Kleidern; das konnte ich nicht ändern; aber das Gewand sollte sauber, ohne Koth- und Schmutzflecken sein. Ich setzte für diejenigen Belohnungen aus,

die Saubersten gewesen waren. Ich ver-
adeln, Scheeren, Taschenmesser und an-
h dutzendweis auf dem Jahrmarkt in der
Das waren die Belohnungen der Rein-
chulze und das ganze Dorf rümpften an-
en seltsamen Unternehmungen. Aber ich
artnäckig. Man muß die Menschen
kann man sie erziehen. Mit Hilfe
brachte ich es wirklich dahin, daß die
ein Jahr verging, säuberlicher erschien,
die Alten fingen an, sich hin und wieder
ie Kinder selbst, wegen Mangel der Rein-
en. Ging ich durchs Dorf oder aufs Feld,
n freudig entgegen gesprungen, weg von
höflich grüßend die Hand zu bieten. Alle
iebe an; denn sie fürchteten meinen Stock,
Geschenke, und dazu erzählte ich ihnen
schichten, die sie gar gern hörten.
allerlei Gerede über meine Freigebigkeit.
erſten Jahre in der Schule mehr aus,
fünfzig Gulden betrug. Zwei der aller-
einen kleidete ich auf eigene Kosten neu.
ten nicht mit rechten Dingen zuzugehen.
zu Lande gewöhnlich unter allen Schuften
en; ein auch nur halbvermöglicher Mann
geworden. Statt, gleich andern meiner
ndern und ihren Aeltern Geschenke oder
eilte ich reichlicher aus, als alle Matadore
nen thaten. Man wußte nicht, was aus
inten sogar, ich müsse ein flüchtiger Ver-
so etwas sein, der hier nur mit seinem

Gelbe im Verborgenen leben wollte. Denn daß die Menschen, die selten Gutes thaten, oder dachten, nichts Besseres, sondern immer das Schlimmste von mir urtheilten, verstand sich von selbst.

„Inzwischen gab der Herr Pfarrer von mir bei der Provinzial-Oberschulkommission das beste Zeugniß ein, doch nicht ohne beigefügte Bemerkungen über die Menge der von mir ausgetheilten Gaben an Schulkinder. Da aber im Gesetzbuch das Geben nicht so streng verboten ist, als das Stehlen, ward ich definitiv zum Schulmeister auf lebenslang bestellt."

Fortgang der Reformation.

„Nachdem ich also meiner Würde gewiß war, erleichterte ich mir die Bürde, theilte meine Kinder in Klassen; machte die ältern zu Lehrern und Lehrerinnen der jüngern, und brachte Alle damit schneller vorwärts. Den ärmsten Mädchen kaufte ich Wollengarn und Stricknadeln. Ich lehrte sie Strümpfe stricken, und gab ihnen, was sie gearbeitet hatten, zum Eigenthum. Das reizte die hablichern Aeltern. Ihre Töchter sollten nicht zurückbleiben. Erst ward das Stricken, dann das Nähen allgemein eingeführt. Eine arme Weibsperson des Dorfs, mit der ich die Hälfte meiner Geldbesoldung theilte, übernahm es, die Mädchen in diesen Arbeiten zu unterrichten. Nach einem Jahre waren nicht nur die besudelten, sondern auch die zerrissenen Kleider ziemlich aus der Schulstube verschwunden. Freilich im Einzelnen schien die kothige Natur, von Aeltern und Voraltern ererbt, unaustilgbar, wie der Schachergeist bei den Juden, zu sein.

„Während dieser Fortschritte der weiblichen Jugend blieben auch die erwachsenen Knaben nicht zurück. Oft ließ ich mich von ihnen erbitten, Geschichtchen zu erzählen, denn dergleichen wollten sie beständig hören. Dann machte ich daraus eine wirkliche außer-

ordentliche Belohnungsstunde für die Fleißigern und Erwachsenen. Es ist unglaublich, mit welcher Begierde sich Alle zu mir drängten, wenn ich für den Sonntag Nachmittag einen Platz im Walde, oder auf dem Felde, oder bei mir im Hause bestimmte, wo ich erzählen wollte. Dann wurden alle Spiele verlassen, und selbst junge Bursche, die längst nicht mehr zur Schule gingen, fanden sich dazu ein. Da gab ich ihnen dann jedesmal aus der Naturkunde, oder Weltgeschichte, oder Sittenlehre, oder der Beschreibung der Erde einen Satz, aber immer in ein Geschichtchen eingewickelt. Die jungen Leute glaubten sich bloß zu ergötzen, und ich untergrub ihre Vorurtheile, weckte ihr Sittlichkeitsgefühl, erweiterte ihre Ansichten der Welt.

„Nicht minder Vergnügen machten mir die Gesangübungen, zu denen ich von Amts wegen verpflichtet war. Ich hatte unter meinen Zöglingen mehrere treffliche Kehlen. Der Kantor im benachbarten Städtchen half mir mit Noten und Singstücken. Ich brachte meine Jugend ziemlich weit; aber zur Veredlung des Kirchengesangs war es nie, nicht einmal dahin zu bringen, daß sich die Alten bequemten, sanfter zu singen. Ich machte den Pfarrer Pflock darauf aufmerksam, die ehrsame Gemeinde zu bewegen, daß sie in der Kirche nicht brülle. „Ei, was versteht Er davon?“ sagte der Pfarrer: „ich lasse Jedem seine Inbrunst und Andacht, wenn er in der Kirche zu Gott schreit. Lauer Gesang, laues Christenthum!“

„Vermuthlich hatte er den Bauern und ihren Weibern von meinem lächerlichen, ja unchristlichen Einfall, wie er es nannte, gesprochen. Denn ich bemerkte, daß die Gemeinde seitdem zehnmal ärger beim Singen schrie, vor Inbrunst kirschbraun im Gesicht ward, und jedesmal heiser aus dem Gottesdienst ging.

„Ueberhaupt mußte ich mit der ehrsamen Gemeinde etwas behutsam sein; denn es zeigte sich deutlich genung, daß ich gar nicht beliebt war, und mit meinem Singen, Nähen, Flicken, Stricken,

Waschen, Kämmen und Erzählen, als ein verderblicher Neuerer, angesehen wurde. Dazu trug der Pfarrer nicht wenig bei, dem ich nicht unterthäniger Diener genug war; noch mehr der Dorfschulz, weil ich nie bei ihm im Wirthshaus einen Groschen verzehrte, und ihm des Sonntags oft mit meinen Erzählungen einige junge Leute wegkaperte.

„Vielleicht wäre ich noch übler angesehen gewesen, wenn mich nicht die jungen Bursche und Mädchen gern gehabt, und alle Kinder mit einer besondern Anhänglichkeit geliebt hätten. Die wehrten mir manchen boshaften Streich ab, und ich erfuhr immer zur rechten Zeit, was dieser oder jener Bauer wider mich im Schilde führe. Noch weit mehr Achtung oder vielmehr Furcht verschaffte mir aber ein heimliches abergläubiges Gerücht, das wider mich von einigen alten Weibern des Dorfes ausgebreitet ward und allgemeinen Beifall fand.

„Man hielt mich nämlich für einen Hexenmeister, oder dergleichen. Dazu mochte theils meine arme Dorfschulmeister-Einnahme und daneben meine Freigebigkeit, theils der Umstand Anlaß gegeben haben, daß mir nicht leicht Einer einen Possen spielen konnte, den ich nicht voraus erfahren und abgewendet hätte. Wirklich, wenn eine Kuh blaue Milch gab, oder wenn etwas gestohlen oder verloren war, kam man zu mir und wollte, ich sollte die Karte schlagen, wahrsagen und dergleichen mehr. Ich hatte gut predigen, und ihr angebotenes Geld abweisen — man meinte dennoch, ich könne mehr, als Brod essen. Auch meine drei Morgen Landes, welche einst die schlechtesten, jetzt die einträglichsten, fruchtbarsten Feldstücke waren, brachten mich in bösen Ruf. Obgleich Jedermann mit eigenen Augen sah, daß einige der jungen Bursche mir aus Freundschaft das Land unentgeltlich bestellen halfen, daß meine Schulkinder mir abwechselnd jedes Unkraut ausjäten halfen; ungeachtet ich allen Bauern die einfachsten Vorschläge zur Ver-

besserung ihrer Grundstücke und deren Ertrag machte: man blieb dabei, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

„Ich sah wohl, die Alten waren nicht zu bekehren. Meine beste Hoffnung blieb das nachwachsende Geschlecht, welches ich erzog. Ich hatte es nach fünf Jahren schon ziemlich weit gebracht, als ein schändlicher Streich mein ganzes Reformationswerk zu verderben drohte.

„Eines Tages berief mich der Pfarrer, schmeichelte mir, und endete zuletzt mit dem seltsamen Antrag, seine Köchin zu heirathen. Er versprach mir eine reiche Aussteuer. Natürlich wies ich ihn ab, vielleicht etwas zu trocken. Von da an donnerte er in allen Predigten gegen die Gotteslängner und Neuerer. Ich merkte, seine Blitze waren auf mich geschleudert, und verachtete sie. Aber die Bauern und Bauernweiber wurden lauter gegen mich und unverschämter. Man wollte Klagen gegen mich bei der Oberschulkommission anbringen, weil man mir nicht länger den Unterricht der Kinder anvertrauen dürfe. Zugleich kam die Rede auf, ich habe des Pfarrers Köchin verführt; sie nenne mich als den Vater ihres künftigen Kindes. Nun erst ward mir des wohlehrwürdigen Pfarrers Betragen klar. Ich forderte die Köchin vor den Dorfschulzen, daß sie meine Unschuld bezeuge. Sie bekannte mit Frechheit, ich sei ihr Verführer. Es war mir ein Leichtes, dies einfältige Mädchen durch meine Fragen in Widerspruch mit ihren eigenen Aussagen zu bringen. Die Furcht vor meiner Hexenmeisterei kam mir auch zu statten. Sie gestand endlich, daß ich nur ein einziges Mal in meinem Leben mit ihr am Brunnen vor dem Pfarrhause geredet habe. Der Pfarrer, dieser unmoralische Mann, der beim Verhör selbst gegenwärtig war, erboste sich, wollte das Mädchen überschreien. Ich nahm ihn aber auf die Seite und sagte ihm ernst ins Ohr: Machen Sie sich nicht unglücklich, Herr Pfarrer. Ich weiß Alles. Sie sind schon verrathen."

„Der Mensch stand wie vom Schlage getroffen. Das Mädchen sah es und erschrak. Sie errieth Alles, und zweifelte nicht mehr an meiner übernatürlichen Macht. Des Pfarrers Entsetzen ging bald in ausgelassene Wuth und Verzweiflung über. Er schalt mich einen Lügner. Dem Dorfgericht ahnte aus seinen Worten selbst, was ich ihm gesagt haben mochte. Ich trat vor das Mädchen mit strengem Ton, und sagte: „Rede vor Gott und den Richtern die Wahrheit, so ist dir noch zu helfen!“ — Sie heulte, und zeigte mit dem Finger auf den Pfarrer.

„Dieser Unglückliche verlor alle Geistesgegenwart und fing an zu weinen. „Ich muß damals behext gewesen sein!“ schluchzte er, und bat Alle, die Sache nicht laut werden zu lassen. Ich meldete aber noch denselben Tag die Sache der Oberschulkommission; noch denselben Tag wußten alle Weiber im Dorfe das große Geheimniß der Gerichtsstube. Nach einem Vierteljahr war der Pfarrer abgerufen, und an seine Stelle ein neuer eingeführt, Namens Bode.

„Dieser, ein betagter, welterfahrner, frommer Mann, ganz das Gegentheil seines Vorgängers, stand mir in allem Guten redlich bei; suchte mit herzlicher Beredsamkeit die verwilderte Gemeinde auf bessere Wege zu bringen; ging von Hütte zu Hütte; half, rieth, tröstete, ermahnte in allen Familien. Aber der gute Pfarrer Bode gab sich eitle Mühe. Seine Predigten wurden weniger besucht, die Bauern beschenkten seine Küche kärglicher. Man behauptete steif und fest, Pfarrer Bode lehre nicht die rechte Religion; er sei ein Freigeist; er glaube nicht an die Hölle. Man rühmte dagegen den Pfarrer Pflock, beklagte seinen unersetzlichen Verlust und sagte: „Nein, einen solchen wackern Pfarrer bekömmt das Dorf Hard niemals wieder.“

Die Kolonie.

„Es kam damals ein gewisser Baron Zebra ins Dorf, der durch Erbschaft eine im Gemeindsbezirk gelegene beträchtliche große Waldung von hohen Buchen, Eichen, Birken u. s. w. gewonnen hatte, und sie gern verkauft hätte, weil er gar nicht Einwohner dieses Landes war. Die Regierung hatte den Ankauf der Waldung abgelehnt, weil es in diesen Gegenden nicht an Holz fehlte, und kein schiffbarer Fluß in der Nähe den Absatz desselben erleichterte. Der Baron machte nun der Gemeinde den Antrag, weil der Wald ihr am nächsten und bequemsten lag. Allein sie war ohnehin verschuldet und arm, hatte zur Nothdurft Holz genug; und wem es fehlte, der konnte ohne Mühe, eben in des Barons Waldung Holz stehlen. Man wies ihn daher ab, ungeachtet er die Kaufsumme von neuntausend Gulden auf siebentausend erniedrigen wollte. Dem Baron ward guter Rath theuer. Der Pfarrer Wode, den er deswegen befragte, schlug ihm vor, sich mit mir zu besprechen; ich wäre vielleicht der verständigste Mann im Dorfe, und könnte ihm Rath ertheilen.

„Er kam zu mir. Da fuhr es mir durch den Sinn, die Waldung für mich selbst anzukaufen. Ich kannte sie genau. Mein Plan war im Augenblick fertig. Schaden war dabei nicht zu leiden. Der Baron fluchte und sagte, er wolle den ganzen Plunder zuletzt um sechstausend Gulden fahren lassen, wenn ich ihm Käufer schaffen würde, und ein gutes Trinkgeld versprach er mir dazu. Ich erklärte, daß ich die Waldung auf Spekulation kaufen und ihm die Hälfte der Summe gleich baar zahlen wolle, wenn er mir um die andere Hälfte billigen Zins und anständige Zahlungsfristen mache. Er sah erst mich, dann meine kahle Schulstube mit großen Augen an. Wir wurden einig, die Kaufsbedingungen gerichtlich abgeschlossen. Ich zog mein in achttausend Gulden be-

stehendes Kapital aus der Vaterstadt ein, wovon ich bisher dem Kinde meines Vormunds hatte den Zins zufließen lassen; zahlte statt dessen dem Kinde jährlich das gleiche Kostgeld aus meiner Tasche, und dem Baron die Hälfte der Kaufsumme.

„Das gab ein Gerede und Aufsehen im Dorfe! Nun zweifelte kein Mensch, ich müsse im Besitz ungeheurer Schätze sein. Doch lachten mich die Altklugen nichts destoweniger, wegen meines thörichten Kaufes, aus.

„Ich ließ sie lachen; bestellte Holzfäller; verschrieb ein paar geschickte Potaschesieder; kaufte hölzerne Kübel, eiserne Kessel an; baute Calciniröfen, und ließ die prächtigsten Buchwaldungen zusammenhauen und in Asche verwandeln. Ich hatte große Entwürfe. Meinem besten Freunde im Dorfe, einem jungen wackern, aber armen Bauer, Namens Lebrecht, den ich oft als Gehilfen beim Kinderunterricht gebraucht und zugezogen hatte, übergab ich meine Schule und deren Einkünfte. Er ward wirklich von der Oberschulkommission bestätigt. Ich behielt mir nur die sogenannten Erzählungsstunden vor. Ich verließ das Schulhaus, baute mir im Walde eine Hütte, um den Arbeitern nahe zu sein. Die Arbeiter mußten sich ebenfalls Hütten bauen, für den Winter brauchbar; und so trieb ich eine ganz neue Lebensart, wie ungefähr frische Ansiedler in Amerika, wenn sie die Waldungen ausroden.

„Die Harder Bauern staunten meine närrischen Unternehmungen, wie sie es hießen, mit Kopfschütteln an. Inzwischen ward ein Morgen Landes um den andern in Asche verwandelt. Nach Jahr und Tag waren einige Hundert Morgen Landes kahl; meine Potasche fand schnellen Absatz, und so wanderten die alten undurchdringlichen Buchenforsten, in Fässer verpackt, allen Weltgegenden zu. Aus der Hälfte der so benutzten Waldungen erlösete ich die ganze Kaufsumme, und mehr als diese Summe. Baron Zebra

war schneller, als ich dachte, bezahlt, und außer dem Besitz des Landes hatte ich wieder ein baares Kapital in Händen.

Ich ließ mir nun auf meinen öden Gütern ein kleines Haus erbauen, daneben Stallung und Zubehör; kaufte Vieh, rodete das Land aus rings herum, verwandelte es in Aecker und Wiesen, und trieb, neben der Potascheſiederei, mein kleines Bauerngewerbe. Beim Trockenlegen des hin und wieder versumpften Bodens, entdeckte ich unweit meiner Wohnung eine Quelle. Ich wollte sie zum Hausbrunnen benutzen, und fand, sie sei mineralisch. Sogleich entwarf ich neue Plane. Weit und breit im Lande ist kein Heilbad. Ich ließ dies Wirthshaus mit den Bädern bauen, und in allen Zeitungen die Tugenden dieses Heilwassers, die Anmuth der Gegend, die Bequemlichkeiten für Badegäste austrommeln. Die Sache fand so viel Beifall und Besuch, daß ich nach einigen Jahren schon dem Wirthshaus jene neuen Flügel anbauen mußte. Ich verpachtete die Badwirthschaft einer rechtschaffenen und fleißigen Familie. Mein ausgelegtes Kapital verzinsete sich reichlich. Ich vertheilte über dreihundert Morgen Landes in mehrere kleine Höfe; baute Wohnungen darauf, wozu ich Kalksteine, Sand und Bauholz unentgeldlich hatte; und wie eine Wohnung fertig war, hatte sie auch schon ihren Pächter. Am liebsten nahm ich dazu geschickte, fleißige Handwerker, die entweder zum Behuf der Badegäste nöthig, oder in der Nachbarschaft selten waren. In den Pachtkontrakten, die ich für Jeden aufs vortheilhafteste einrichtete, ward ich zugleich der sittliche Gesetzgeber für meine Kolonisten. Diese hatten zu viel Gewinn bei ihrer Niederlassung bei mir, als daß sie nicht gern alle meine Vorschriften eingegangen wären; und meine unnachgiebige Strenge gegen einzelne Fehlbare, die ich sogleich aus meinem Reiche verwies, war zu auffallend, als daß sie nicht Jedem Schrecken eingeflößt hätte. Siehe nur umher, lieber Bödern, alle jene Gebäude hinter uns, die Höhe hinauf längs

dem Walde, sind, vierzehn an der Zahl, der Umfang meiner Kolonie."

Die Standeserhöhung.

„Unter den jährlich kommenden Fremden, die das Bad besuchten, befanden sich zuweilen auch Mitglieder der höhern Landesbehörden. Ich ward ihnen bekannt. Wäre ich gekleidet gewesen, wie sie, meine Kenntnisse hätten gewiß ihre Aufmerksamkeit nicht erregt; aber in meinem bäuerlichen Zwillichrock schien ich ihnen ein sehr gescheiter und achtungswerther Mann. Für ungeheuer reich hielt man mich ohnedem. So konnte es nicht fehlen, daß ich nach dem Tode des alten Dorfschulzen, was auch die Bauern dagegen einwenden mochten, zu seinem Nachfolger ernannt ward.

„In der That, meine Standeserhöhung machte mir so außerordentliche Freude, als mir, unter andern Verhältnissen, die Ernennung zu einer Minister- oder Gouverneurstelle im Königreich gemacht haben würde. Nun erst war ich auf dem Punkt, wohin ich längst wollte, und mein Wirkungskreis vollendet. Ich kannte den Undank der Harder; aber was konnte ich von diesem verwahrloseten, verarmten, trägen, unwissenden, verwilderten Volke Besseres erwarten? Ich mußte es erst menschlich machen, um menschlichere und edlere Gesinnungen von ihm zu erfahren.

„Sogleich arbeitete ich meine Entwürfe dazu aus. Pfarrer Bode und Schulmeister Lebrecht, meine guten Freunde, waren mir zu allem Guten behilflich. Meine Erzählungsstunden setzte ich auch, als Dorfschulze, mit der erwachsenen Jugend fort. — Ich kannte aus achtjähriger Erfahrung alle Quellen des Verderbens in dieser Gegend. Ich eilte, sie zu verstopfen. Eine der wichtigsten war die Prozeßsucht der Bauern. Ich machte nun selbst, trotz allen Advokaten, den Advokaten; untersuchte die Aktenstöße, die meiner

Bauern willen geschrieben waren; trieb ihre Streitigkeit meistens durch gütliche Vergleiche zu Ende, und von Stunde an wollten mich alle prozeßlustigen Harder zu ihrem Anwalt. Ich war nun in der Stellung, die meisten Streithändel selber zu schlichten, und alles Aufhetzen der Land-Advokaten zu vereiteln. Das war ein unaussprechlich großer Gewinn für das Dorf.

„Mitten in diesen Amtsgeschäften ereignete sich aber etwas, an das ich zwar schon oft gedacht, aber nie erfahren hatte — etwas, das mir eine Zeit lang den Kopf verdrehte und alle Reformationspläne aus den Händen spielte.

„Ich fuhr eines Tages mit einer Ladung Potasche nach Berg, einem Flecken, drei Stunden von hier, wo mein Potasche-Spediteur wohnte. Auf dem Wagen hatte ich noch einen Sack voller Bohnen liegen. Dieser Sack fiel vom Wagen, da ich eben in den Flecken einfuhr. Ein junger Knabe machte mich auf den Verlust aufmerksam. Ich lief zurück und lud mir die Bürde auf den Rücken, um sie zum Wagen zu tragen.

„In dem Augenblick kam ein hübsches, städtischgekleidetes Mädchen gegangen. Und wie es mich ansah, und wie ich es ansah, ward mir wunderlich zu Muthe, ich weiß auch nicht, was damals mit mir vorging. Genug, ich hatte den Hut verloren. Mein Sack war zu schwer; ich konnte mich nicht bücken. Da kam die Schöne gar leutselig herbei, hob den Hut auf, reichte mir ihn lächelnd und ging davon. Ob ich ihr gedankt habe, weiß ich zur Stunde nicht; nur dies, daß ich ihr angenehmes Lächeln nicht vergessen konnte, und wie im Traum zum Wagen und zu meinem Spediteur kam.

„Ich hatte im Hause des Spediteurs mein eigenes Stübchen und Bett, weil ich Sommers und Winters, bei gutem und schlechtem Wetter oft, meines Handels wegen, dahin kommen und über acht bleiben mußte. Diesmal hatte ich nicht nöthig, da zu

übernachten; trotz dem beschloß ich zu bleiben, in der Hoffnung, meine kleine Gottheit noch einmal zu sehen. Ich kam auch nicht weg vom Fenster, wo ich die Straße mit lauersamen Augen bewachte, bis man mich zum Mittagessen rief.

„Siehe, da stand auch das hübsche Mädchen am Tische und wollte mitessen. Mir gab man den Ehrenplatz oben an; das hübsche Mädchen empfing den untersten Platz. Folglich saßen wir einander gegenüber, und darum konnte ich nicht essen. Denn wenn sie mich mit ihren schwarzen Augen von ungefähr ansah, sah ich weder Löffel noch Gabel.

„Wer ist auch Ihre neue Tischgenossin?“ fragte ich nach dem Essen, da sie weg war. — „Lieber Gott,“ sagte die Frau Spediteurin, „es ist ein armes Mädchen, das meine Schwester, die Pfarrerin, erzogen hat. Da nun mein Schwager gestorben ist, und meine Schwester das Pfarrhaus räumen muß, schickt sie mir das Mädchen zwanzig Meilen weit her, daß ich es so lange bei mir habe, bis sie ihre Sachen in Ordnung hat und es wieder zu sich nehmen kann.“

„Mir gefiel an dieser ganzen Erzählung nichts so sehr, als das Wörtchen arm. So durfte ich doch hoffen! Ich war ja nicht arm, zwei oder dreiunddreißig Jahre alt, und von Gestalt so gar übel auch nicht. Aber, aber! das städtische feine Mädchen, und ich Potaschenbauer im Zwilchkittel! — Der Muth sank mir.

„Als ich an der Küche vorbei ging, sah ich das hübsche Mädchen geschäftig am Feuerherd. Die Küchenschürze stand ihm allerliebst an. Der Muth stieg mir wieder. Gegen Abend hörte ich neben meiner Stube etwas klimpern, wie auf einem Hackbrett. Ich bemerkte, es sei ein verstimmtes Klavier; glaubte, einer von des Spediteurs Knaben belustige sich da und ging hin. Da fiel mir der Muth. Denn ich sah das hübsche Mädchen am elenden Klavier sitzen in ihrem Kämmerlein. Sie konnte über meine Dreißig-

keit nicht so roth werden, als ich selbst. Aber das Unglück war nun einmal geschehen; ich entschuldigte meine Verwirrung, und bat um Erlaubniß, ihr das Klavier zu stimmen. Ich machte mich sogleich ans Werk. Nun spielte sie; sie spielte artig, mit Geschmack, und das Klavier klang silbern, wie das allerköstlichste Fortepiano. Ich war im Himmel.

„Sie hatte sich anfangs gewundert, daß ich musikalisch war; nachher, daß ich wie ein Herr aus der Stadt sprechen konnte, von mehr als ländlichen Dingen. „Sind die Bauern bei euch alle so gelehrt, Herr Schulz?“ sagte sie mit gütigem Lächeln, und sah mir — fast gar zu tief in die Augen.

„Das gute Kind hatte beim Spediteur wohl wenig Unterhaltung; denn auf meinen Vorschlag, einen Spaziergang zu machen, war es gleich dazu bereit. Der Spaziergang that dem Mädchen wohl; denn es verlor einen gewissen schwermüthigen Zug in seinen Mienen, der ihm aber sehr wohl stand, und empfing dagegen eine gewisse Heiterkeit, die ihm viel besser stand. Beim Nachtessen saßen wir einander wieder gegenüber, und nach dem Nachtessen wieder neben einander am Klavier. Das war gar zu böse!

„Denn ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Es war mir immer, als hörte ich meine Nachbarin seufzen. Der Morgenstern fand mich so wach, als mich der Abendstern gesehen hatte. Liebhaber rechnen nur nach Sternen, weil sie beständig im Ueberirdischen wandeln. Nun hielt ich mich für unpäßlich, sagt es auch dem Spediteur, und blieb noch den ganzen Tag bei ihm zu Berg. In der That sah ich etwas blaß und verstört aus. Meine kleine Nachbarin hatte wahres Mitleiden mit mir; und nur, wenn ich mit ihr am Klavier saß, oder plauderte, oder spazieren ging, ließ der Schmerz des Kopfes nach, aber der des Herzens nicht.

„Als ich den dritten Tag nach Hard zurückreisete, war ich herzenskrank; denn ich schied ungern von meiner liebenswürdigen

Bekanntschaft. Unterwegs, glaub' ich, habe ich viel gesungen, und manchmal, glaub' ich, gar geweint."

Des Werkes Heiligung.

„Nun geriethen meine Amtsgeschäfte etwas ins Stocken; wenigstens betrieb ich sie nicht mit dem gewohnten Eifer. Dagegen verjüngte und schmückte ich mein ganzes Haus; ließ die Zimmer eintäfeln, kaufte sogleich ein treffliches Fortepiano, das im benachbarten Städtchen feil war, und machte im Hauswesen mancherlei Aufwand, den ich ehemals für überflüssig hielt, denn — ich war ein Narr, und dachte beständig an das Mädchen.

„Auch, da ich folgende Woche wieder mit dem Potaschenwagen nach Berg fuhr, kleidete ich mich sorgfältiger; und als ich den Berger Kirchthurm hinter dem Birkenwäldchen wieder sah, schlug mir das Herz ohne Maß. Der Spediteur und seine Frau empfingen mich auf gewohnte herzliche Weise, und meine liebe Holde lächelte mich freundlich an, wie einen guten Bekannten. Aus ihrem Erröthen hätte ich fast schließen sollen, es freue sie, mich zu sehen.

„Das Klavier mußte wieder gestimmt werden, und ich sagte ihr, daß ich ein schönes Fortepiano gekauft hätte, auf dem ich sie wohl gern einmal spielen hören möchte. Mehr aber sagte ich nicht. Wir gingen wieder spazieren, und hatten tausenderlei zu sagen, nur von dem ward am wenigsten gesagt, wovon ich am meisten zu sagen wünschte. Es gab natürlich wieder eine schlaflose Nacht, und ich mußte wieder einen Tag länger bleiben, der eben so angenehm verstrich. Und als ich abreiste, und ihr zum Abschiede die Hand gab — wir waren beide in der Stube allein — sagte sie: „Kommet Ihr auch künftige Woche wieder zu uns, Herr Schulz?"

„Ich antwortete: „Am Donnerstag gewiß." Welch eine einfältige Antwort auf eine Frage, die mich so tief rührte! Ich

machte mir deswegen die bittersten Vorwürfe unterwegs, und schwur, es am nächsten Donnerstag besser zu machen.

„Daheim war mir nun durchaus nicht mehr wohl. Ich durchwandelte meine Kolonieanlagen. Ich betrachtete die Schöpfungen, die Zeugen meines Willens, meiner Anstrengungen, meiner ausdauernden Kraft. Aber wenn ich sie auch billigte, sie freuten mich doch nicht. Ich konnte nicht, wenn ich das Werk meiner Ueberlegungen sah, das Wort der Schöpferzufriedenheit aussprechen, „daß es gut sei.“ Es fehlte dem Löblichen und Nützlichen, das ich gethan, etwas Höheres, das außer meiner Macht lag, das mir selber fehlte: die Heiligung; den neuen Ordnungen meiner selbstgebauten kleinen Welt, das Schöne. Und das Schöne ist überall der Abglanz der Liebe, wenn sie sich, das Irdische heiligend, im Irdischen offenbart. Die Zeit bis zum Donnerstag ward mir länger, als mir die acht Jahre meines Aufenthalts in Hard geworden waren. Endlich kam der Tag, und ich war wieder in Berg.

„Sie begrüßte mich wieder mit ihrer Engelsheiterkeit. Auch hatte ich mehr Muth; als sonst. Denn auf einem unserer Spaziergänge sagte ich ihr sogar, die Zeit wäre mir unleidlich lang geworden, sie wieder zu sehen. Und wie denn ein Wort das andere gab, sagte sie einmal in ihrer eigenthümlichen Unschuldigkeit: „Gewiß, Herr Schulz, es freut mich jedesmal, wenn Ihr kommet. Ich bin hier so fremd. Es thut einem wohl, einem theilnehmenden Menschen zu begegnen.“ Damit aber waren wir beide auch fertig. Denn wir konnten lange kein Wort mehr sprechen, vielleicht weil ich, indem sie das sagte, ihre Hand ergriff und ihren Arm in den meinigen legte, was sonst nie geschehen war, weil wir gewöhnlich einzeln gehend neben einander her spazierten.

„Es war nun plötzlich, als hätten wir eine von den Sünden begangen, die zum Himmel schreien. Das Reden wollte sich nicht

wieder finden, bis wir Arm aus Arm gelassen hatten. Da sagte ich: „Wo aber können Sie je fremd sein; wo sollten Sie nicht immer Herzen, nur allzutheilnehmende Herzen finden?“ Ich sagte das mit zitternder Stimme. Und weil die Erröthende wieder ihren Arm auf den meinigen legte, ging uns die Sprache wieder aus.

„Als wir heimkamen, lud ich den Spediteur, seine Frau und ganze Familie zu einem vergnügten Tag ins Harder Bad ein. „Das kann geschehen!“ sagte er, und ich war in allen Himmeln: „Denn Jungfer Gustel muß bei uns auch noch ein Vergnügen haben, da sie die andere Woche zu ihrer Pflegemutter zurück soll.“ So sagte er, und reichte meiner Spaziergängerin einen Brief von seiner Schwägerin; ich aber stürzte aus allen meinen Himmeln zurück.

„Am Klavier des Abends sagte ich zu ihr: „Und Sie wollen uns wirklich verlassen?“

„Sie ließ die Hände vom Klavier sinken, und sagte: „Meine Pflegemutter verlangt es.“

„Ich war still und düster. Das Klavier klang abscheulich. Als ich fortging, nahm ich ihre Hand und drückte sie schweigend an meinen Mund. Ich glaubte Thränen in ihren Augen zu sehen. Daß ich die Nacht nicht gut schlief, versteht sich von selbst; folglich blieb ich auch den Freitag in Berg, und vergaß über die Herrlichkeit die schwere Zukunft. Am Sonnabend fuhr die ganze Spediteurfamilie mit mir nach Hard.

„Und wie ich in meine Heimath kam, und das blühende Mädchen vom Wagen sprang und auf meinem Grund und Boden wandelte — da ward es hell und licht umher in meinen Schöpfungen; hell und licht in mir selber. Ich fühlte die Heiligung meines Werkes unter dem Hauch der Liebe. Zum Guten trat das Schöne.

„Des Mannes Geist und Faust vermag Großes im Weltgetümmel. Ohnmächtig steht das zarte Weib darin, und doch höher,

weil dem Rein-Irdischen fremder, als der Mann. Es heiliget ihn durch Liebe; es schließt ihm den Sinn des Schönen auf, und hat allein vom Himmel die Gabe, ihm für Alles den Siegerkranz auf die Schläfen zu legen. Männer lohnen Männer nicht; und was der Mann ausschließlich schafft, ist zuletzt lieblos, wenn auch geistvoll; ist hart, wenn auch zweckmäßig. Des Mannes Werk, mit Ausschluß aller weiblichen Heiligung, ist das Kriegeswerk. Wehe einer Welt ohne Liebe!"

Der hohe Festtag.

„Meine Gäste wohnten im Wirthshause. Wirth und Wirthin hatten Befehl, den Spediteur und seine Frau auf alle Art zu unterhalten, damit ich den Engel desto ausschließlicher allein hatte. Die Frau Spediteurin machte über meine ärmlichen und wohlfeilen Hausgeräthe allerlei Glossen, und begriff nicht, warum ich nicht gemächlicher wohne? „Ich kann es wohl haben, gleich Andern," sagte ich nicht ohne Ruhmredigkeit, und sah auf die Einzige, der ich meine Hütte gern empfohlen hätte: „aber ich bedarf dessen zu meiner Zufriedenheit nicht. Ich will die Entbehrlichkeiten entbehren, um für diejenigen Ueberfluß zu haben, denen das Unentbehrliche mangelt." Der Spediteur schüttelte den Kopf und sagte: „Herr Schulz, Sie sind ein Bruder Wunderlich!" Aber die Einzige sah mich mit freudeschwimmenden Augen und röther leuchtenden Wangen an, und war die Einzige, welche meine Schutzrednerin ward. „Wo die Pracht der Reinlichkeit herrscht, wie hier," sagte sie, „wer vermißt da andere Kostbarkeit? Und wer legt zur Glückseligkeit des Genügsamen ein Scherflein bei, wenn er ihm Tische von Mahagoniholz, Teller von Porzellan und silbernes Geschirr gibt?"

„Dankbar führte ich die reizende Schutzrednerin zum Fortepiano.

Die süßen Klänge thaten ihr tief im Herzen wohl. Sie besichtigte in meiner Arbeitsstube alle Kleinigkeiten mit neugieriger Theilnahme. Und als ich sie dann wieder hinaus ins Freie führte und sie die ganze Gegend übersah, ward ihr das Herz weit von Entzücken, und sie sprach: „Es ist doch himmlisch hier!"

„„Und doch wollen Sie dies Alles verlassen?" sagte ich, und gab ihr die Hand. „Und wenn Sie fort sind, glauben Sie denn, das Alles werde mir dann noch so himmlisch sein?" — Sie schwieg, als verstände sie mich nicht.

„„Bleiben Sie hier!" bat ich bewegt: „Nirgends liebt man Sie so, wie Sie hier geliebt werden."

„Da fielen aus ihren niedergeschlagenen Augen Thränen. Ich schlang meine Arme um sie, und küßte ihre mir entgegensinkende Stirn.

„„Bleiben Sie," rief ich: „denn ohne Sie bin ich nicht glücklich."

„Sie sah mir in die Augen und sagte leise: „Herr Schulz, hinge ich von mir selber ab, nirgends auf Erden würde ich lieber bleiben, als hier."

„„Theilen Sie mit mir!" rief ich. „Sie sind vater- und mutterlos. Niemand darf Ihnen widerstehen, mir, wenn Sie mir Ihr Herz geben können, auch Ihre Hand zu geben."

„„Zwar Vater und Mutter habe ich nicht mehr," antwortete sie, „und ich bin arm, recht arm. Aber das habe ich gelobt, und das will ich halten: keinen wichtigen Schritt zu thun ohne Einwilligung meiner Pflegemutter und Erzieherin, so wie ohne Einwilligung des einzigen Mannes, den ich über Alles ehre und liebe."

„„Wer ist denn der Einzige?" fragte ich etwas erschrocken.

„„Gewiß der vortrefflichste Mann auf Erden. Mein Vater starb sehr unglücklich, und hatte, doch ohne seine Schuld, auch diesen Mann unglücklich gemacht. Ich war ein von aller Welt verlassenes Kind. Da war es jener Mann nur, der sich meiner erbarmte. Er

setzte mir einen Vormund, und gab das Wenige seines ihm bei dem Unglück meines Vaters übrig gebliebenen Vermögens zu einer anständigen Erziehung für mich aus. Ich verehre in diesem Wohlthäter meinen andern Vater. Obgleich er seinen Aufenthalt für mich verborgen hält — nur mein Vormund weiß ihn —, und ob er sich gleich meiner Dankbarkeit entzieht — schon zwei Briefe schrieb ich ihm, ohne daß er mir antwortete —, will ich doch nichts ohne seinen Willen thun."

„„Wie heißt denn der Mann? Ich will ihn selbst aufsuchen, und wenn er in Amerika wohnte!"

„„Engelbert heißt er."

„Ich verlor in dem Augenblicke Hören und Sehen." „„Mein Gott!" stammelte ich: „„Nicht so, Sie heißen Auguste Lenz?"

„Sie bejahte es. Da nahm ich schweigend ihre Hand, und führte sie zu meinem Hause zurück; zog aus einer Schublade meines Schreibpultes ihre zwei Briefe, gab ihr dieselben, und sagte: „Nicht so, die haben Sie mir geschrieben?"

„„Wie kommt Ihr zu diesen Briefen, Herr Schulz?" fragte sie bestürzt.

„„Weil ich Engelbert bin, und Ihr unglücklicher Vater mein Vormund war."

„Da brach das Herz des guten Kindes von Dankbarkeit, Wehmuth und Liebe. Laut schluchzend sank Auguste auf ihre Knie vor mir nieder, küßte meine Hände, und wollte sich nicht wieder aufrichten lassen. „Erlauben Sie mir nur, so vor Ihnen liegen zu dürfen," schluchzte sie: „Ich habe ja schon tausendmal gewünscht: könnte ich nur einmal die Knie meines Wohlthäters umfassen und ihm meinen Dank weinen!" — Ich mußte ihr gewähren. Dann endlich hob ich sie auf, und sie blieb in meinen Armen.

„„Werden Sie mich," sagte ich flehend, „werden Sie mich verlassen?"

„„Niemand in der Welt hat über mich zu verfügen, als Sie, mein einziger Wohlthäter. Was Sie befehlen, das ist mein Wille.“

„„Und wenn ich nun nichts zu befehlen hätte, wenn ich nicht Engelbert wäre, aber doch Engelbert nicht wider uns wäre — würden Sie mich verlassen?“

„Sie drückte ihre Lippen an meine Lippen. Da begann der große Festtag meines Lebens, der noch bis zu dieser Stunde fortdauert. Auguste war meine Verlobte.

„Der Spediteur und die Frau Spediteurin machten große Augen, als sie Alles vernahmen. „Mein Himmel, es gibt ja noch mehr Engelberte in der Welt!“ rief der Spediteur: „Das ließ ich mir nicht träumen.“

„„Und hätte ich zu Berg auch nur einmal den Namen gehört,“ sagte Auguste, „so hätte ich Alles schon wochenlang früher gewußt. Ich meinte immer, Sie hießen Schulz.“

„Nun führte ich die junge Braut durch mein ganzes Königreich umher, und sagte: „Hier, Auguste, bist du nun Königin!“ Ich erzählte ihr die Geschichte meines Lebens, machte ihr meine Ansicht der Welt und meine Grundsätze vertraut, und sie heiligte dieselben mit ihrem Beifall, indem sie meine Hand innig und schweigend an ihre Brust drückte.

„Was auch die Frau Spediteurin einwenden mochte, ich setzte mich in das volle Recht ein, welches Auguste mir als ihrem Wohlthäter, der allein über sie mit väterlicher Macht zu gebieten hätte, eingeräumt hatte. Ich befahl, sie solle Hard nicht mehr verlassen. Pfarrer Bode empfing schon den folgenden Tag Auftrag, unsere Verlobung von der Kanzel zu verkünden. Auguste meldete ihrer Pflegemutter, der Pfarrwittwe, das Vorgefallene; auch ich schrieb derselben, und weil sie in bedrängten Umständen war, versprach ich ihr die Fortsetzung der jährlichen Summe in gleichem Verhältniß, als wenn Auguste noch bei ihr in der Kost wäre.

„Auguste blieb meine Nachbarin im Wirthshause. Den Tag über hatte sie die ganze Woche Geschäfte genug, in unserm Hause Alles zur Einrichtung der künftigen ländlichen Haushaltung zu ordnen. Schon als Braut erhielt sie die ganze Vollgewalt der künftigen Hausmutter. Wie selige Tage verlebten wir! — Und als der Sonntag wieder kam, trat des Morgens ein wunderliebliches Bauernmädchen erröthend zu mir ins Zimmer. Das war Auguste. Sie hatte den Stadtputz und die Eitelkeit der sogenannten feinen, gebildeten Welt abgelegt, und war Bäuerin geworden. Ich hatte noch nicht einmal daran gedacht, daß des Dorfschulzen Frau nicht wohl, als Stadtdame, erscheinen könne Nun nannte sie mich zum ersten Male Du. Vierzehn Tage später verband uns der würdige Pfarrer Bode vor dem Altar auf ewig.

Ein glückliches Unglück.

„Augustens haushälterische, fleißige Hand nahm mir viele kleine Geschäfte und Sorgen ab. Desto unbeschränkter konnte ich mich meinen wichtigen Geschäften und dem Wohle meiner Gemeinde widmen.

„Ich mochte ungefähr zwei Jahre verheirathet sein, als wir den schrecklichen Tag erlebten, da das ganze Dorf Hard, vermuthlich durch Unvorsichtigkeit in einem Hause, Raub der Flammen ward. Alle Hilfe war vergebens. Unsere Harder Bauern standen während der Feuersbrunst stumm, betäubt, unthätig, und sahen zu, wie die herbeigeeilten Leute aus andern Gemeinden Vieh und Geräthschaften retteten. Nur wenige einzeln stehende Gebäude blieben übrig.

„Es war ein großes Unglück; die Gemeinde arm an sich; die Unterstützung von der Regierung im Verhältniß zum großen Schaden gering. Man wußte nicht, wie helfen. Doch verzweifelte ich keines-

wegs, und hoffte sogar, eben dies Mißgeschick könne und müsse für die Gemeinde von den wohlthätigsten Folgen werden. Nun waren fast alle Haushaltungen gleich arm; wer reich sein wollte, mußte arbeiten lernen.

„Als es um Wiedererbauung des eingeäscherten Dorfes zu thun war, gab ich der Regierung eine triftige Vorstellung ein, worin ich zu beweisen suchte, daß, wenn man dieses Unglück benutzen würde, die durch einander zerstreut liegenden Besitzungen und Grundstücke der Bauern so unter ihnen zu ordnen durch Austausch, daß jeder Landeigenthümer seine Felder alle beisammen liegend hätte, und jeder seine Behausung in der Mitte seines Landes bauen könnte — nicht nur künftigen Feuersbrünsten in der Gemeinde vorgebeugt, sondern auch größerer Wohlstand der Verunglückten in kürzerer Zeit bewirkt werden könnte, als sie ehemals besessen hätten. Es erschien bei uns von Seite der Regierung eine Kommission, die Sache an Ort und Stelle zu berichten. Mein Vorschlag fand nicht nur Beifall, so sehr auch die Bauern dagegen tobten, sondern ich empfing Aufsicht und Vollmacht zur Vollziehung des Plans.

„Nicht ohne Mühe ward die Austauschung und Zusammenrundung der dem gleichen Eigenthümer gehörenden Grundstücke vollbracht. Nun fehlte überall das nöthige Bauholz. Es konnte nicht anders als mit ungeheuern Kosten aus drei bis vier Meilen entlegenen Wäldern herbeigeführt werden. Erst jetzt klagte man, vor zehn Jahren die Zebra'schen Waldungen nicht angekauft zu haben.

„Ich ließ mein prächtiges Bauholz schlagen, verkaufte es im billigsten Preise, ohne baare Bezahlung zu fordern, sondern ließ es als Schuldkapital auf den Häusern, das in den nächsten zwei Jahren zinsfrei sein sollte. Fast allen Haushaltungen machte ich Geldvorschüsse. Die Regierung that das Ihrige. Von den Badegästen sammelte ich beträchtliche Liebessteuern für die Aermsten. Nach Jahr und Tag stand das Dorf neu da, aber mit zerstreuten

Wohnungen, wie du jetzt siehst. Nun ließ ich den gemeinsamen Weidgang aufheben zur Schonung der allzustark angegriffenen Wälder; nun, zur Sicherung der Feuersgefahr, Gemeindsbacköfen, abgesondert von den Häusern, bauen; bessere Feuerspritzen anschaffen, und bei jedem Hause einen Brunnen graben. Ich leitete alle Wasser von meinem und anderem Lande auf der Höhe in einen einzigen Bach oder Kanal zusammen, und gab diesem die Richtung gegen die öden Wiesen der Gemeinde. Hier zersplitterte ich den großen Kanal in viele kleine Gräben, in welche das Wasser abwärts gegen die Wiesen rann, wo es durch willkürlich geordnete Ueberschwemmungen die Fruchtbarkeit des Bodens verdreifachte. Die Gärten und Aecker jedes Bauers, seinem Wohnhause zunächst gelegen, wurden schon darum mit größerer Sorgfalt gebaut, weil jeder sie beständig unter Augen hatte, und ihnen viele Zeit, die sonst mit Hin- und Herreisen zu den zerstreuten Landstücken vergeudet ward, widmen konnte.

„Noth und Armuth zwang Viele zur Sparsamkeit. Das Dorfwirthshaus ward seltener besucht. In meinem Wirthshause da oben verbot ich, den Bauern Wein, Bier oder Branntewein zu geben. Die Wittwe des ehemaligen Schulzen, welche das Wirthshaus im Dorf besaß, schalt unaufhörlich gegen mich. Aber ich erreichte meinen Zweck. Hätte sie nach meinem Rath sich zur Bewirthung fremder Gäste eingerichtet, sie könnte noch wohlhabender sein; denn viele Badelustige werden oft aus Mangel an Wohnzimmern zurückgewiesen.

„Zwar noch jetzt ist mir der größte Theil des Dorfes verschuldet, aber doch haben die Bauern die meisten ihrer ehemaligen auswärtigen Schulden abgetragen. Das war die Frucht des Unglücks. Unser Dorf ist jetzt im ganzen Lande eines der blühendsten und fleißigsten, und hat den meisten Kredit. Von Prozessen hört man bei uns nichts mehr. Schlägereien, ehemals alltäglich, sind jetzt

fast unerhört. Sehr viele von meinen ehemaligen Schülern und Schülerinnen sind nun selbst Hausväter und Hausmütter, und mir noch, wie einem Vater, mit der ersten Liebe zugethan. Fast in allen Häusern herrscht strenge Ordnung und Reinlichkeit.

„Vielleicht trug zu dieser bessern Zucht auch nicht wenig bei, daß ich alljährlich denen, welche das ganze Jahr hindurch in den Häusern und Ställen, in Kleidern und Geräthen die größte Sauberkeit, in Landwirthschaft und Hauswesen die größte Ordnung und Thätigkeit beobachteten, daneben den ehrbarsten, friedfertigsten Wandel führten, die mir schuldigen Zinsen erließ. Den drei ersten Haushaltungen, welche ihre auswärtigen Schulden abbezahlten, schenkte ich sogar das mir schuldige Kapital."

Ein Sonntag in Hard.

So weit war Engelbert in seiner Erzählung gekommen, als uns Auguste in unserer Erzählung unterbrach. Sie kam daher, wie eine aufgeblühte Rose unter jungen Rosenknospen; den Säugling auf dem Arm; den kleinsten Knaben an der Hand; der andere Kleine hielt sich an ihrer Schürze; die beiden Erwachsenen sprangen voran. Das war mir ein Gutenmorgenwünschen! Ich ward unter den Kindern wieder Kind.

Die Kirchenglocken läuteten durchs Thal. Wir gingen mit einander zum Gottesdienst. Der sanfte, vierstimmige Gesang der zahlreichen Gemeinde hatte etwas Ungewohnt=Feierliches. Die Rührung, in die er mich versetzt hatte, vermehrte der ehrwürdige Pfarrer, welcher mit silbergrauem Haar auf der Kanzel betete, dann einfach und herzlich, allgemein verständlich, mit tiefer Lebenskenntniß des Landmanns vom Zusammenhang der Ewigkeit mit dem irdischen Dasein sprach.

Nach vollendetem Gottesdienst versammelte sich die ganze Gemeinde vor der Kirche unter der alten Linde. Der Schulze des Dorfes unterhielt sich erst freundlich mit Einzelnen, die zu ihm kamen; dann trat er auf die Bank unter der Linde, las einige Regierungsdekrete ab, und erklärte sie, und beseitigte die Einwendungen und Mißverständnisse Einiger, die sich darüber äußern wollten. Nach diesem wies er mit der Hand auf mich, und sagte: „Ich habe hier einen alten, lieben Jugendfreund zum Besuch bei mir. Und weil ich ihm eine Freude machen und diejenigen von unsern jungen Leuten ihm zeigen möchte, die sich besonders durch ihr gutes Betragen seit dem letzten Tanztag ausgezeichnet haben: so lade ich dieselben hiemit zum Tanz und Nachtessen auf diesen Abend bei mir ein.“ Sodann verlas der Schulze eine lange Reihe Namen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die er auf einem Zettel geschrieben hielt.

„Es verbreitete sich in der Gemeinde auf allen Gesichtern ein zufriedenes Lächeln. Da gab es ein Kopfnicken, Zischeln, freundliches Zusammenstoßen, gegenseitiges Händedrücken und fröhliches Funkeln der Augen! Der frohe Schwarm zog aus einander. Der greise, ehrwürdige Pfarrer, ein lebhafter, freundlicher, gutmüthiger Mann, der Schulmeister Lebrecht, ein unbefangener, verständiger Bauer mit vielem Mutterwitz und großer Wißbegierde, auch dessen Frau, und der Badearzt mit seiner Frau, begleiteten uns zum Mittagsmahl, das gar köstlich, und von Engelberts gewohnter Einfalt abweichend im Wirthshaus des Bades bereitet stand. Ich verlebte unter vortrefflichen Menschen einen unvergeßlich schönen Tag. Besonders wird mir, so lange ich lebe, das mir von Engelbert gegebene Konzert in angenehmer Erinnerung bleiben. Man denke sich siebenundvierzig Stimmen, Knaben und Mädchen, Männer und Kinder, die von Graun und Händel, Haydn und Rolle Chöre und Motetten sangen, so rein, fest und klar, daß sie jedem

städtischen Konzert Ehre gemacht haben würden. Auch Engelbert, Auguste und der älteste ihrer Knaben standen unter den Sängern. Es geschah im Freien, hinter dem Badegarten. Der Platz schien ganz dazu ausgewählt. Denn ein sanfter Wiederhall von entfernter Felswand brach und warf die harmonischen Klänge zauberhaft zurück, während die Abendsonne ihr Gold über die ganze Welt ausstreute. Ich war aufs Innigste bewegt und meiner Thränen nicht mächtig.

„Das Alles hat ein einziger Mann gethan!“ dachte ich. Und dieser Mann, den, wohin er ging, wohin er sah, seine Schöpfungen umgaben, stand da so demuthsvoll und anspruchslos unter den übrigen Bauern, wie einer ihres Gleichen. Ich konnte mich, nach beendigten Gesängen, nicht enthalten, ihn mit Begeisterung an meine Brust zu drücken und zu rufen: „Du bist einer von den Größten der Erde in deinem Zwillichkittel!“

„Nun mußte ich im geschmackvoll eingerichteten großen Saal des Badehauses mit Augusten tanzen, und sie tanzte allerliebst; dann der Reihe nach mit den artigen Harderinnen. Welch ein Leben, welche Anständigkeit! Auguste selbst war die Tanzmeisterin des Dorfes gewesen, seit sie die Frau Schulzin war. Und der wahrhaft ehrwürdige Pfarrer ging unter den Tänzern und Tänzerinnen ermunternd umher, wie ein Großvater unter geliebten Kindern und Enkeln. Beim Nachtessen saßen wir alle bunt durcheinander, wie es der Zufall gab. Eine junge Bäuerin, die meine Nachbarin ward, unterhielt mich weit angenehmer und verständiger, als ich zuweilen bei einem Souper in Städten von manchen unserer anspruchsvollen, gezierten und ziererischen Damen unterhalten worden bin.

„Sobald mein Kunz und mein Wagen hergestellt waren, verließ ich Hard. Engelbert behauptete, ich habe in seinem Hause gewohnt; an Bezahlung war nirgends zu denken. Ich mußte als

sein Schuldner abziehen. Aber mit welchen Empfindungen ich Hard verließ, das, Ihr Herren, möget Ihr selber ermessen.

Schluß.

„Da haben Sie nun," fuhr der Oberforstrath von Rödern fort, „die Geschichte meines zweiten Millionärs. Ziehen Sie daraus nach Belieben für Ihre Streitfrage die erbauliche Nutzanwendung."

Selbst diejenigen von uns, welche vorher Kasimir Morns menschenfeindliche Stimmung vertheidigt hatten, läugneten nicht ab, Engelbert habe zur Menschenfeindschaft wohl eben so viel Veranlassung gehabt, als Morn; und gestanden ein, daß Engelbert in Morns Lage, mit den gleichen Ansichten der Welt, dennoch kein Morn, sondern ein unverdrossener Wohlthäter seines Geschlechts geworden sein würde. Doch wollte man weder Morn, noch Rousseau zu nahe treten lassen. Man entschuldigte beide mit ihrer eigenthümlichen, allzuempfindlichen Reizbarkeit.

„Sagen wir's doch deutsch heraus," rief der Oberforstrath: „Morn, wie Rousseau, waren zwei gleich gutmüthige, leicht gereizte, oft betrogene, daher mißtrauische Menschen; beide besaßen mehr Eitelkeit, als Demuth, mehr Einbildungskraft, als Verständigkeit, und sowohl von sich, als der Welt, falsche, selbstgeschaffene, von bloßen Einzelnheiten mangelhaft abgezogene und mit Unrecht auf das Allgemeine angewandte Vorstellungen. Engelbert dagegen hatte Herz und Kopf am bessern Fleck, als jene; war überhaupt ein größerer, gewaltigerer Geist, den kleine Unfälle nicht leicht wanken machten.

„Das war er!" rief ein Anderer aus der Gesellschaft: „Rousseau spielte den Weisen und machte aus sich das verzärtelte Kind, welches immer schmollen und trotzen will. Engelbert aber, über 's weibische Wesen und Träumen hinweg, ein kräftiger Mensch,

war ein Weiser! Das ist der Unterschied. Rousseau jammerte und klagte unaufhörlich über das verdorbene und verkehrte Wesen der Welt und ihre Abweichung von der Natürlichkeit. Engelbert haßte diese Unnatur auch, aber klagte nicht, sondern griff verständig an und besserte thätig aus. Er war kein Feind der Menschen, sondern Freund, aber ein Feind der Verkehrtheit. Er behandelte Alle nur als Irrende, und brachte sie auf den rechten Weg. Er tastete nicht die Herzen, sondern nur das Formenwerk feindselig an. Es gibt in der Welt viele Rousseaus, aber wenig Engelberte."

„Woran liegt es auch?" fragte Einer.

„Daran, daß der große Haufe der Welt-Reformatoren, Pastoren, Professoren, u. s. w. nur die Einsicht, nicht die That hat; Lobreden, aber keinen Muth für die Tugend hat. Diese Herren sind selber im Allgemeinen von allen den Erbärmlichkeiten besudelt und beladen, gegen die sie eifern. Sie sind Schwächlinge, und haben nicht Lust noch Herz, zur Wahrheit und Natur zurückzukehren, die sie so dringend zu empfehlen wissen. Sie verstehen sich um keinen Preis dazu, die unentbehrlichen Entbehrlichkeiten aufzuopfern, wie Engelbert die feinen Sklavenbanden der Menschheit nennt. Und wenn sie noch so viel aufopfern, so wollen sie dafür Gegenopfer. Sie wollen Ansehen, Ehre, Lob ihrer Sache. Wer möchte denn Dorfschulmeister oder Dorfschulze werden, wie Engelbert, alles Widerliche tragen, verfolgt und verkannt werden, ohne weiter zu fragen: wird mich die Welt einst deswegen bewundern? — Daran liegt's!"

Der todte Gast.

Die Thusnelde.

Einer meiner Freunde, er hieß Waldrich, hatte die hohe Schule kaum seit zwei Jahren verlassen, und sich in einer Provinzial-Hauptstadt, als überzähliger und unbesoldeter Gerichts-Assessor oder dergleichen herumgetrieben, da eben in die Posaune des heiligen Krieges gestoßen ward. Es galt die Befreiung Deutschlands vom Joche des französischen Eroberers. Ein frommer Eifer bemächtigte sich alles Volks, wie man weiß. Freiheit und Vaterland war das Feldgeschrei in Städten und Dörfern. Tausend und tausend Jünglinge flogen freudig zu den Fahnen. Es galt Deutschlands Ehre und die Hoffnung, auch dann auf Hermanns Boden vielleicht ein edleres Leben zu finden, in gesetzlich geregelten, des gebildeten Zeitalters würdigern Verhältnissen. — Mein lieber Waldrich hatte an dem frommen Eifer und der schönen Hoffnung seinen guten Theil. Kurz, er empfahl sich seinem Gerichtspräsidenten zu Gnaden, und wählte statt der Feder das Schwert.

Weil er noch nicht das volle Alter gesetzlicher Mündigkeit besaß, schrieb er, da er keine Aeltern mehr hatte, und Reisegeld doch in allen Fällen wohlthut, seinem Vormund um die Erlaubniß, den Zug fürs Vaterland mitthun zu dürfen, und ersuchte um hundert Thaler Reisegeld. Sein Vormund, Herr Bantes, ein reicher Fabrikherr in der Stadt oder im Städtchen Herbesheim an der Aa,

der ihn, wenn man so sagen will, erzogen hatte (Waldrich hatte nur als Knabe, bis zur Hochschule, bei ihm im Hause gelebt) — Herr Bantes war ein alter, wunderlicher Herr.

Dieser schickte ihm einen Brief mit fünfzehn Louisd'or in Gold, folgenden Inhalts: „Mein Freund, wenn Sie noch ein Jahr älter sind, können Sie über sich und den kleinen Rest Ihres Vermögens nach Belieben verfügen. Bis dahin bitte, Dero Zug fürs Vaterland einzustellen und Ihren Geschäften obzuliegen, um einst Amt und Brod zu bekommen, denn das wird Ihnen sehr nöthig sein. Ich weiß, was ich meiner Pflicht und Dero Vater, meinem Freunde sel., schuldig bin. Lassen Sie endlich Ihre Schwindeleien alle einmal fahren, und werden Sie solid. Ich schicke daher keinen Kreuzer. Bleibe Dero u. s. w."

Die in ein Papier gewickelten fünfzehn Louisd'or standen mit diesem Briefe in seltsamem, doch gar nicht unangenehmem Widerspruch. Waldrich hätte sich ihn noch lange nicht und vielleicht nie erklärt, wäre sein Blick nicht auf das zu Boden gefallene Papier gerathen, worin das Geld eingeschlagen gewesen. Er nahm es: Es hieß: „Lassen Sie sich nicht abschrecken. Ziehen Sie hinaus für die heilige Sache des armen deutschen Landes. Gott schütze Sie! Dies wünscht Ihre ehemalige Gespielin

Friederike."

Diese Gespielin Friederike war nun keine Andere, als die junge Tochter des Herrn Bantes. Der Himmel weiß, wie sie zum Briefversiegeln ihres Vaters gekommen war. Waldrich stand ganz begeistert da, mehr über das Heldenherz des deutschen Mädchens, als über das Gold entzückt, welches Friederike vermuthlich aus ihrem eigenen Sparhafen dazu gelegt hatte. Er schrieb auf der Stelle nach Herbesheim an einen Freund, schloß ein paar dankbare Zeilen für das kleine Mädchen ein (er hatte aber vergessen, daß das kleine Mädchen wohl seit vier Jahren etwas gewachsen sein konnte),

nannte es sogar seine deutsche Thusnelde, und wanderte stolz, wie ein zweiter Hermann, dem Rheine und den Heeren zu.

Das Inkognito.

Ich möchte hier gar nicht umständlich Waldrichs Hermannsthaten erzählen. Genug, er war dabei, wenn's galt. Napoleon ward glücklich entkaisert und nach Elba geschickt. Waldrich kehrte nicht zurück, wie die übrigen Freiwilligen, sondern ließ sich gefallen, als Oberlieutenant in ein Linien-Infanterieregiment zu treten. Das Leben gefiel ihm im Felde besser, als hinter den Aktenschanzen der staubigen Schreibstube. Sein Regiment machte auch den zweiten Zug gen Frankreich mit und kehrte endlich nach vollbrachtem Werk, unter Paukenschlag und Sing und Sang, in die Heimath zurück.

Waldrich, der in zwei Schlachten und mehrern Gefechten gestritten hatte, war so glücklich gewesen, ohne alle Wunden davon zu kommen. Er schmeichelte sich, als einer der Vaterlandshelden zur Belohnung bald vorzugsweise eine bürgerliche Anstellung zu erhalten. Er war beim Regimente wegen seiner Liebenswürdigkeit und vielen Kenntnissen sehr geachtet. Allein mit der Anstellung ging es nicht so schnell, als er hoffte. Es waren zu viele Söhne und Vettern von Geheimräthen, Präsidenten u. s. w. zu versorgen, welche so klug gewesen waren, Andere in den heiligen Krieg ziehen zu lassen, aber für ihre Person zu Hause zu bleiben; auch hatten sie wohl vor ihm das Ansehen der Geburt voraus. Denn Waldrich stammte nur von bürgerlichen Aeltern.

So ließ es sich nicht ändern. Er blieb Oberlieutenant, und um so lieber, weil ihm Herr Bantes, sein gewesener Vormund, längst den winzigen Rest seines väterlichen Erbtheils ausgehändigt hatte, und dieses längst schon zu allen Heiden ausgewandert

war. Er trieb sich also in der Besatzung umher, machte in den Wachtstuben Gedichte und auf den Paraden philosophische Betrachtungen. Dies gab ihm bittere Langeweile, bis einmal die Truppen verlegt wurden. Da traf es sich ganz unerwartet, daß seine Kompagnie Befehl erhielt, nach Herbesheim in Besatzung zu gehen.

An der Spitze seiner Kompagnie — denn der Hauptmann, ein reicher Baron, war auf Urlaub — rückte er als Kommandirender in sein Vaterstädtchen ein. O, wie ward ihm beim Anblick der zwei schwarzen, hochgespitzten Kirchthürme und des alten, wohlvertrauten, grauen Thorthurms. Vor dem Rathhause schwieg die Trommel. Ein paar Rathsherren brachten die Quartierbillets. Der Kommandirende, versteht sich, ward ins vornehmste, das ist, ins reichste Haus der Stadt einquartiert, also auch zu Herrn Bantes. Angenehmeres hätte ihm der gesammte löbliche Stadtrath nicht erweisen können.

Die Kompagnie schied ganz vergnügt aus einander, denn es war um die beliebte Mittagsstunde, und die ehrsame Bürgerschaft, von der Einquartierung zeitig belehrt, hatte sich auf den Empfang der neuen Gäste vorbereitet. Waldrich, der die beiden Rathsherren noch von seiner Knabenzeit her wohl kannte, bemerkte, daß er ganz unkenntlich geworden sein müsse; denn sie behandelten ihn fremd und ehrerbietig, und führten ihn, obwohl er es ablehnte, selbst zum Hause des Fabrikherrn. Hier empfing ihn Herr Bantes eben so fremd, und führte ihn gar höflich in ein sehr artiges Zimmer.

„Herr Kommandant," sagte Herr Bantes, „dieses und die anstoßenden Zimmer hatte auch Ihr Herr Vorfahr; nehmen Sie vorlieb. Machen Sie sich's bequem, und dann erwarten wir Sie zum Essen und dergleichen. Thun Sie, als wären Sie zu Hause."

Unsern Waldrich belustigte sein unerwartetes Inkognito. Er nahm sich auch vor, es erst bei irgend einer passenden Gelegen-

heit aufzuheben, und dann die Ueberraschung zu vermehren. Sobald er die Kleider geändert hatte, ward er zu Tische gerufen.

Er fand da, außer Herrn Bantes und dessen Frau Gemahlin und einigen alten Schreibern und Fabrikaufsehern, die er noch alle recht gut kannte, auch ein junges Frauenzimmer, das er nicht kannte. Man setzte sich. Man sprach vom Wetter; vom heutigen Tagmarsch der Kompagnie; von dem Bedauern der ganzen Bürgerschaft, daß die bisherige Garnison, mit der man ungemein zufrieden gewesen wäre, in eine andere Stadt verlegt worden sei.

„Ich hoffe indeß," sagte Waldrich, „Sie werden mit mir und meinen Leuten nicht unzufrieden sein. Lassen Sie uns nur heimisch werden bei Ihnen."

Um nun heimisch zu werden, war es natürlich, daß der Kommandant, der sich schon gewundert hatte, daß seine Jugendfreundin Friederike im Hause fehle, der er immer die fünfzehn Louisd'or schuldig geblieben war — daß er, sag' ich, seine Wirthin fragte, ob sie keine Kinder hätten.

„Eine Tochter," antwortete Frau Bantes, und zeigte auf das junge Frauenzimmer, welches bescheiden die Augen zum Teller niedersenkte.

Waldrichs Augen aber gingen voller Verwunderung über Gebühr weit auf. Hilf, heiliger Himmel! welch ein höheres Wesen ist das kleine Riekchen geworden! So rief Waldrich nun eben nicht, aber er dachte es doch bei sich, wie er jetzt die Bescheidene aufmerksamer ansah. Er sagte den Aeltern etwas Verbindliches, so gut er es in der ersten Bestürzung aufzubringen wußte, und war herzlich zufrieden, als der alte Papa rief: „Noch einen Löffel Sauce und dergleichen, zu Ihrem trockenen Braten da, Herr Kommandant!"

Frau Bantes sprach von einem Sohne, der ihr schon als Kind früh verstorben war, und noch immer sprach sie mit bewegtem Mutterherzen.

„Laß gut sein, Mama!“ rief der Papa: „Wer weiß, er wäre am Ende vielleicht auch ein Windbeutel und dergleichen geworden, wie der Georg.“

Jetzt war die Reihe an Waldrich, die Augen bescheiden auf den Teller niederzusenken; denn mit dem Windbeutel Georg meinte man keinen Andern, als seine eigene Wenigkeit.

„Aber wissen Sie denn, Papa, ob Georg wirklich solch ein Windbeutel geworden, wie Sie ihn sich vorstellen?“ sagte Friederike. — Die Frage erwärmte den Kommandanten durchdringender, als das Glas alten Burgunders, welches er eben angesetzt hatte, um seine Verlegenheit zu verbergen. In der Frage lag noch Spur ehemaliger Jugendfreundschaft, die nicht ganz vergessen zu sein schien. Eine solche interessante Frage, die über so interessante Lippen floß, und zwar mit einer so weichen, herzrührenden Stimme gefragt, konnte billig als Honigseim gelten, dem armen Waldrich die bittern Pillen zu versüßen, welche Herr Bantes in vollem Maße spendete.

Denn dieser erzählte, um sein Urtheil zu rechtfertigen, dem Gaste, als wenn der nun Schiedsrichter sein sollte, dessen eigene Lebensgeschichte von der Wiege an bis zum Zuge für das Vaterland. „Hätte der Bursch,“ so schloß die Historie nutzanwendend, „auf der Universität etwas Rechtschaffenes gelernt, so wäre er nicht unter die Soldaten und dergleichen gegangen. Wäre er nicht Soldat geworden, säße er jetzt irgendwo als Gerichtsarzt, Kriegsrath, Kanzleirath, Hofrath und dergleichen; hätte sein gutes Brod und Auskommen.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete die Tochter, „ob er auf der Universität fleißig gewesen; aber ich weiß, daß er wenigstens mit gutem Herzen ging, sich für eine heilige Sache zu opfern.“

„Komm mir doch nicht immer mit deiner heiligen Sache und dergleichen!“ rief Herr Bantes: „Wo sitzt denn das heilige Zeug,

frage ich? Die Franzosen sind fortgejagt. Nun ja. Aber das heilige Reich ist dennoch zum Kukuk und zum Küster gegangen. Die alten Steuern sind provisorisch beibehalten, und neue sind provisorisch zugefügt. Die verdammten Engländer mit ihren Waaren läßt man wieder zu, wie vorher, und bekümmert sich nicht darum, wenn wir heilige Deutsche darüber zu heiligen Bettlern werden. Alles ging auf der letzten Messe wieder flau. Die Minister und dergleichen essen und trinken wieder; machen, wie sie es wollen; verstehen den Handel nicht; lassen die Fabrikanten bankerott werden, und hilft kein A und kein O. Die Welt liegt wieder im Alten, und noch ärger als im Alten. Thut eine ehrliche Seele, die es vielleicht besser versteht, den Schnabel auf, will ein anderes Lied pfeifen, als die Excellenzen da mit dem Kreuze überm Knopfloch und der Gleichgültigkeit unterm Knopfloch — hast du nicht gesehen, kurz angebunden! flugs mit der armen Seele in ein Loch, abgesetzt, abgesetzt, inquirirt, abgeschmiert, ist ein dämagogischer Umtreiber und dergleichen. Ich sage dir, schweig, Mädel, davon verstehst du nichts. Du mußt nicht weiter über deine Theekanne sehen, als in die Tasse; dann schüttest du nicht nebenbei."

Waldrich merkte aus dieser Unterhaltung, daß der alte Bantes noch immer der ehemalige lebhafte, aufflammende, wunderliche Mann war, dem man doch bei allen seinen Eigenheiten nicht böse werden konnte. Da nun in diesem Streite zwischen Vater und Tochter ein schiedsrichterlicher Spruch gefällt werden mußte, war der Kommandant so klug und gefällig, erst dem Vater vollkommen Recht zu geben, im Punkte der heiligen Sache nämlich. Und das ward seinem Verstande allerdings zur Ehre angerechnet. Dann aber, weil er sich doch auch selbst nicht geradezu verdammen wollte, mußte er auch seiner Fürsprecherin Recht geben, nämlich im Punkte des guten Herzens, mit dem sich Georg für die vermeinte heilige Sache geopfert habe.

„Merke schon!“ rief der Alte: „Der Herr Kommandant ist pfiffiger, als Hans Paris bei den drei thörichten Jungfrauen von Troja und dergleichen. Macht sich's bequem, schneidet den Apfel in zwei Hälften und gibt Jedem einen Bissen, sagt: wohl bekomm's!“

„Nein, Herr Bantes, Ihr Georg irrte, wenn er irrte, wahrscheinlich wie mehrere Tausend andere deutsche Männer, und wie zum Beispiel ich selbst. Auch ich machte den Kriegsgang für die Befreiung Deutschlands mit, und ließ Alles im Stich. Unsere Armeen, Sie wissen es, waren aufgerieben. Das Volk mußte aufstehen und sich selbst helfen, weil die Armeen nicht mehr helfen konnten. Da mußte man nicht rechnen und fragen, sondern zuschlagen, Gut und Blut daran setzen und die Ehre der Nation, den Thron unserer Monarchen retten. Das haben wir gethan. Jetzt wollen wir das Heil erwarten. Unsere besser gesinnten Staatsmänner können auch nicht zaubern und das verlorne Paradies, durch ein Taschenspielerstückchen, sogleich wieder verjüngen. Ich wenigstens bereue meinen Schritt noch nicht.“

„Allen Respekt,“ sagte Herr Bantes mit tiefem Verbeugen: „allen Respekt, Herr Kommandant, für Ihre Ausnahme von der Regel. Die Ausnahmen sind in dieser Welt immer das Beste von den Regeln. Dünkt mich übrigens spaßhaft oder ernsthaft, daß wir Bürger, Bauern, Kaufleute und Fabrikanten zwanzig Jahre lang unser Geld hergeben müssen, um im Frieden eine Armee von einigen Hunderttausend müßigen Beschirmern des Thrones zu ernähren, zu kleiden in Sammet, Seiden und Gold, und daß wir Andern dann im einundzwanzigsten Jahre, wenn die Beschirmer des Thrones zusammengehauen sind, selbst aufstehen und das Rad wieder ins Geleise bringen müssen und dergleichen.“

In solchen Gesprächen ward man schon beim ersten Mittagsmahl vertraulicher mit einander. Herr Bantes selbst gab dazu den Ton; denn er war ein Mann, und setzte einen Werth darauf, es

zu sein, der kein Blatt vors Maul nahm, wie er sich gern auszudrücken pflegte. Dem Kommandanten war sein Inkognito zuweilen gar behaglich dabei, doch wünschte er sehr, es zu enden.

Die Entdeckung.

Es war aber schon geendet, ehe er es wußte. Frau Bantes, eine stille, feinbeobachtende Frau, die wenig sprach, viel sann, hatte am Tische, sobald sie Waldrichs Stimme hörte, sich seiner Knabenzüge erinnert, sie mit diesen männlichen verglichen und ihn erkannt. Seine sichtbare Verlegenheit, als die Rede auf den Windbeutel Georg gekommen war, konnte, was sie vermuthete, nur bestätigen. Dennoch sagte sie weder den Andern, noch ihm, ein Wort von ihrer Entdeckung. So pflegte sie immer zu thun. Keine Frau hatte so wenig die frauenhafte Art, ihre Gedanken auf der Zunge zu tragen, als sie. Alles ließ sie gehen und reden, wie man gehen und reden wollte; sie hörte, verglich, und zog daraus ihre Folgerungen. Daher wußte sie immer mehr, als die Uebrigen im Hause, und leitete unvermerkt alle Geschäfte und Unternehmungen, ohne viele Worte; selbst der lebhafte, feurige Greis, ihr Mann, der ihr am wenigsten gehorchen wollte, gehorchte ihr, ohne es zu ahnen, am meisten. Daß sich Waldrich nicht entdeckte, war ihr etwas verdächtig. Sie wollte schweigend davon den Grund erforschen.

Waldrich hatte in der That keinen Grund, sondern suchte nur einen Anlaß, die Familie mit seinem Namen zu überraschen. Da er Abends zum Thee gerufen wurde, fand er im Zimmer Niemanden, als Friederiken. Sie kam eben von einem Besuche heim, und warf ihren Shawl ab. Waldrich trat zu ihr.

„Fräulein," sagte er: „ich muß Ihnen noch Dank für den Schutz sagen, den Sie meinem Freunde Waldrich gewähren wollten."

— Sie kennen ihn, Herr Kommandant?

„Er dachte Ihrer oft, aber gewiß nicht so oft, als Sie es verdienten.“

— Er ist in unserm Hause erzogen worden. Ein wenig undankbar ist es aber doch, daß er, einmal von uns weg, nie, auch nur zum Besuch, zu uns kam. Beträgt er sich gut, ist er geschätzt?

„Man hat nicht über ihn zu klagen! Keiner hat so sehr über ihn zu klagen, als Sie, mein Fräulein.“

— Dann muß er ein guter Mensch sein, denn ich habe nichts gegen ihn.

„Aber er ist ja noch, ich weiß es, Ihr Schuldner.“

— Er ist mir nichts schuldig.

„Aber er sprach von einem Reisegelde, das er damals zu seiner Einrichtung gebrauchte, als er zur Armee gehen wollte, und sein Vormund ihm verweigert hatte.“

— Ich habe es ihm ja gegeben, nicht geliehen.

„Ist er darum Ihnen weniger schuldig, Thusnelde?“

Friederike sah den Kommandanten bei diesem Namen starr an, und es ging ihr wie ein Licht auf, und sie erröthete, da sie ihn erkannte.

— Es ist nicht möglich! rief sie freudig überrascht.

„Wohl, liebe Friederike, wenn ich Sie noch so nennen darf — ach! das schöne Du darf ich nicht mehr sagen — der Schuldner, der Sünder steht vor Ihnen — verzeihen Sie ihm. Ja, hätte er früher gewußt, was er nun weiß, er wäre schon tausendmal für einmal nach Herbesheim gekommen.“ — Er nahm ihre Hand und küßte dieselbe.

In dem Augenblicke trat Frau Bantes herein. Friederike eilte ihr entgegen: „Wissen Sie, Mamachen, wie der Herr Kommandant heißt?“

Das Antlitz der Frau Bantes ward von einem milden Roth überflogen. Sie sagte sanftlächelnd: „Georg Waldrich.“

„Wie, Mamachen, Sie wußten es und verschwiegen es?" sagte Friederike, die sich noch immer nicht von ihrer Ueberraschung erholen konnte, und nun den hochgewachsenen, festen Kriegsmann im Heerkleide mit dem schüchternen Schulknaben der Vorzeit verglich. „Ja, wahrhaftig," sagte sie, „er ist es. Wo ich nur meine Augen hatte! Da hat er ja auch noch die Schramme am linken Auge, die er sich vom Falle holte, als er mir eine Zitronenbirne vom höchsten Baume im Garten brach. Wissen Sie noch?"

„Ach, was weiß ich nicht noch Alles!" sagte Waldrich, und küßte seiner ehemaligen, ehrwürdigen Pflegemutter die Hand, bat auch bei ihr um Verzeihung, nie seit seiner Mündigkeit zum persönlichen Besuch gekommen zu sein. Er behauptete, es sei eigentlich nicht wirkliche Undankbarkeit gewesen, denn er habe oft mit ehrfurchtsvoller Erkenntlichkeit an dieses Haus zurückgedacht; noch weniger Leichtsinn und Gleichgültigkeit, — aber er wisse selbst nicht, was ihm immer im Gemüth widerstanden habe, daß er nie nach Herbesheim zurückkehren mochte.

„Ungefähr wohl dasselbe," erwiederte leise die Mutter: „was die seligen Geister abhalten mag, sich nach dem Raupenstande ihres elenden Menschenthums zurückzusehnen. Sie waren in Herbesheim eine Waise, und als Waise, ohne Vater und Mutter, ein Fremdling. Das konnten wir Sie nie vergessen machen. Sie waren Knabe, abhängig, oft fehlbar. Es zogen Sie keine reizenden Kindheitserinnerungen an die Stadt, die mehr Ihre Schul- als Vaterstadt gewesen ist. Sobald Sie frei, Jüngling, Mann geworden sind, fühlten Sie sich aller Orten glücklicher, als Sie bei uns sein konnten."

Waldrich blickte mit einer Thräne im Auge auf die Rednerin: „Ach, Sie sind noch immer die liebe, fromme, weise Mutter, wie sonst. Sie haben Recht. Es ist mir aber doch jetzt in der That heimathlicher in Herbesheim, als ich selbst erwartet habe;

und ich gestehe, der Gegensatz meiner ehemaligen und jetzigen Verhältnisse mag dazu etwas beitragen. Wäre ich nur früher gekommen! Geben Sie mir in Ihrem herrlichen Herzen die Rechte des Pflegesohns wieder."

Frau Bantes konnte auf die Frage nicht antworten, denn Herr Bantes trat rasch herein und sogleich zum Theetisch. Wie ihm Friederike erklärte, wer ihr Gast sei, stutzte er, streckte dann plötzlich die Hand gegen den Kommandanten und sagte: „Seien Sie mir sehr willkommen, Her Waldrich. Waren ein kleiner Knirps, und sind mir ganz aus den Augen gewachsen, Herr Waldrich, oder wohl gar Herr von Waldrich und dergleichen? Sind Sie von Adel?"

— Nein.

„Und der Bandzipfel da im Knopfloch? Bedeutet nichts?"

— Daß ich mit meiner Kompagnie eine feindliche Schanze nahm, und gegen drei, vier Stürme sie behauptete.

„Wie viel Mann kostete das?"

— Zwölf Todte, siebzehn Verwundete.

„Also neunundzwanzig Menschenkinder für eine Achtelelle Seidenband. Verdammt theure Waare, die der Fürst verkauft, und doch in jedem Kramladen um ein paar Kreuzer einhandelt. Setzen wir uns, trinken wir. Friederike, bediene! Viel Beute gemacht? Wie stehen die Finanzen?"

Waldrich zuckte lächelnd die Achsel: „Wir zogen aber auch nicht der Beute willen ins Feld, sondern des Vaterlandes willen, daß es nicht Beute der Franzosen bleibe."

— Schön, schön. Ich liebe solche Gesinnungen, und es ist gut, daß man auch bei leeren Säcken darauf hält. Und Ihr väterliches Kapitälchen, sicher und solid angelegt?"

Waldrich ward roth, und sagte dabei lächelnd: „Ich bin sicher es geht mir nicht wieder verloren."

Der todte Gast.

Kaum war im Städtchen laut geworden, wer der Kommandant sei, sammelten sich die alten Bekannten wieder zu ihm. Waldrich ward in alle Gesellschaften der besten Häuser gezogen, und er in allen der beste Gesellschafter, geistvoll, witzig, brav, ein angenehmer Erzähler, mit den Gelehrten gelehrt, mit den Kunstfreunden Künstler; er zeichnete gut, spielte Flügel und Flöte mit Fertigkeit, tanzte allerliebst, und die Frauen und Töchter gaben zu, er sei ein schöner, flüchtiger, aber eben darum äußerst gefährlicher junger Mann. Was die Gefährlichkeit betrifft, wußte eigentlich keine der Schönen bei sich ins Klare zu bringen, ob er durch sein bescheidenes Wesen die Gefahr vermindere oder vergrößere.

Indessen war es eben damals im Städtchen keiner Schönen und keiner Häßlichen sehr darum zu thun, Eroberung zu machen, oder sich erobern zu lassen. Jede vielmehr verwahrte ihr Herz mit ungewöhnlicher Sorgfalt. Die Ursache dieser Enthaltsamkeit wird, wer nicht zu Herbesheim wohnt, oder die handschriftlichen Chroniken der Stadt kennt, schwerlich errathen; wer sie nun aber kennen lernen wird, schwerlich glauben; und doch ist sie unläugbar wahr, je unwahrscheinlicher sie ist.

Es war nämlich dies Jahr die hundertjährige Jubel- oder Jammerfeier des sogenannten todten Gastes, der besonders allen Bräuten in der Stadt ein böser Gesell zu sein schien. Niemand wußte genau, welch eine Bewandniß es mit diesem Gaste habe. Aber man erzählte sich, es sei ein Gespenst, das alle hundert Jahre einmal in die Stadt Herbesheim wiederkomme, vom ersten Advent bis zum letzten Advent darin hause, zwar kein Kind beleidige, aber richtig jeder Braut den Hof mache, und damit ende, ihr das Gesicht in den Nacken zu drehen. Des Morgens finde man sie, das Antlitz im Rücken, todt im Bette. Was dies Gespenst

aber noch von allen Gespenstern in der Welt auszeichnet, ist, daß es nicht etwa nur in der gesetzlichen Geisterstunde, Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr, sein Wesen treibt, sondern es soll am heitern, lichten Tage in wahrer Menschengestalt auftreten, ganz modisch wie andere Erdensöhne gekleidet einhergehen, überall hinkommen und sich einführen. Dieser Gast soll Geld vollauf haben, und, was das Aergste ist, wenn er keine Braut eines Andern findet, selbst die Gestalt eines Freiers annehmen, die armen Herzen der Mädchen behexen, bloß um diesen nachher, wenn er ihnen mit Liebesgrillen das Köpfchen ein wenig verrückt hat, des Nachts den Kopf umdrehen zu können.

Niemand konnte angeben, woher diese Sage entstanden sei. Im Kirchenbuche der Pfarrei las man nur die Namen von drei Jungfrauen, welche zur Adventzeit im Jahr 1720 plötzlich abgestorben waren. Als Glosse lieset man daneben die Worte: „Mit dem Gesicht im Nacken, wie vor hundert Jahren. Gott möge ihren armen Seelen gnädig sein.“ — Wenn nun auch diese Anmerkung auf dem Rande des Kirchenbuches keinem vernünftigen Manne ein Beweis der Thatsache war, so bewies sie doch wenigstens, daß die Sache schon älter, als hundert Jahre gewesen sei, ja daß vielleicht vor zweihundert Jahren irgend etwas Aehnliches begegnet sein müsse, weil sich das Kirchenbuch darauf beruft. Die ältern Kirchenbücher sind leider nicht mehr vorhanden. Sie gingen bei einer Feuersbrunst im spanischen Erbfolgekrieg verloren.

Wie dem nun auch sei, Jedem war die Sage bekannt; Jeder behauptete, sie sei ein lächerliches Gespenster- und Ammenmährchen, und fast Jeder dachte doch mit, ich möchte sagen neugieriger, Aengstlichkeit an die bevorstehende Adventzeit, um zu erfahren, was an der Sache sei. Denn, meinten bei sich im Stillen selbst die aufgeklärtesten Köpfe, es gibt ja, laut Hamlets Zeugniß, am Ende noch vielerlei Dinge zwischen Erde und Himmel, von denen

sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. — Der alte Stadtpfarrer, zu dem man nun häufiger besuchsweise kam, um die wunderliche Stelle im Kirchenbuche mit eigenen Augen zu lesen, äußerte sich auch etwas zweideutig, obwohl er sonst ein verständiger Herr war. Entweder, sagte er: „Es will mich wundern, ob . . . aber ich glaube es doch nicht.“ — Oder: „Gott verhüte, daß ich so etwas ins Kirchenbuch eintragen müsse.“

Am ungläubigsten waren die jüngern Herren. Sie machten sich bei dieser Gelegenheit darüber tapfer lustig. Die Jungfrauen stellten sich zwar auch stark, aber sie stellten sich auch nur so. Heimlich dachte gewiß jede: „Ihr jungen Herren habt gut lachen; es geht das Spiel am Ende nicht um eure Köpfe und Nacken, sondern, und das ist abscheulich, nur um unsere!“

Die Wirkung dieser Sage, und des Glaubens oder Aberglaubens bemerkte Niemand besser, als der alte Pfarrer; denn wo irgend eine Liebschaft, irgend eine Brautschaft in der Stadt war — Alles tummelte sich, die Hochzeit noch vor dem ersten Advent abzuthun; und wo keine Hoffnung zur baldigen Vermählung sein konnte, ward Liebschaft und Brautschaft von Grund aus abgebrochen, und hätte das Herz darüber brechen mögen.

Nun kann man sich erklären, was die schönen Herbesheimerinnen unter Gefahr verstanden, wenn sie den Kommandanten wider ihren Willen einnehmend fanden. Es war ihnen im buchstäblichen Verstande ums Köpfchen und vor dem Besuche des todten Gastes bange. Man muß ihnen daher gern den etwas unnatürlichen stillen Schwur verzeihen, vor Advent und während der Adventzeit nicht im mindesten zu lieben, und käme ein Engel vom Himmel, ihn nicht freundlicher anzusehen, als jeden andern Christenmenschen.

Häusliches Glück.

Es ist mir nicht genau bekannt, ob die schöne Friederike Bantes ungefähr etwas Aehnliches geschworen haben mochte, wie die übrigen Adventsnonnen zu Herbesheim. Doch so viel ist gewiß, sie sah Waldrichen nicht freundlicher an, als jeden Andern; denn sie war huldreich Jedem.

Der Kommandant lebte im Bantesschen Hause einen wahrhaften Paradiessommer. Er stand da wie ein Sohn in der Familie. Die alten Verhältnisse seiner Kindheit, nur etwas behaglicher, stellten sich unerwartet so ganz wieder ein, daß er den Herrn und die Frau Bantes, wie ehemals, Vater und Mutter hieß; daß Herr Bantes ihn von Zeit zu Zeit abkanzelte (so nannte es Herr Bantes, wenn er seinem Verdruß oder seiner übeln Laune in Sittensprüchen Luft machte); daß Frau Bantes jedesmal, wenn der Kommandant einen Schritt aus dem Hause that, zuvor seinen Anzug musterte, für seine Kleider und Wäsche sorgte, ihm das Mangelnde gab, als wäre er noch Mündel, wie sonst; sogar Rechnung über sein Taschengeld hielt; und ihm, wenn er sich schon anfangs sträubte, den Geldbeutel zu kleinen Ausgaben allmonatlich mit kleiner Münze versah. Waldrich kommandirte nicht nur in der Stadt, sondern auch im Hause; gab zu allen Angelegenheiten sein Wort, und half entscheiden, wo man stritt. Auch zwischen Friederiken und ihm, wie sie sich allmälig zu einander gewöhnt und gleichsam vergessen hatten, daß sie groß geworden waren, erneuerte sich ganz unabsichtlich der Ton der Kindheitszeit. Sie lebten einander, wie damals, gefällig; zankten aber auch, wie damals, nicht selten mit einander, und zwischen dem höflichen Sie sprang oft ganz unberechnet ein Du hervor, nichts weniger als das Du der Zärtlichkeit, sondern das mürrische Du des Vorwurfs.

Zwar in der Stadt machten alte und junge Frauen, auch alte

und junge Mädchen, wie es so zu geschehen pflegt, ihre frauen- und mädchenhaften Anmerkungen über Waldrichs Verhältnisse. Denn die Herbesheimerinnen hatten ein Vorurtheil, das sonst in andern Städten dem weiblichen Geschlechte gar nicht eigen ist: daß nämlich ein junger Mann von achtundzwanzig und ein hübsches Mädchen von zwanzig Jahren schlechterdings keine vier Wochen mit einander unter einem Dache wohnen könnten, ohne zuletzt, wenn sie einander sähen, Herzklopfen zu haben. Unter dem Dache des Herrn Bantes war aber so wenig vom Herzklopfen die Rede, daß man Tage lang beisammen oder getrennt sein konnte, ohne zu empfinden, wo das Herz sei. Dies war auch so auffallend, daß sich selbst die Herbesheimerinnen zuletzt überzeugten, hier gelte statt der Regel die Ausnahme; denn kein Blick, kein Mienenzug, keine Bewegung, keine eigene Betonung der Stimme, und was die Liebe sonst für Buchstaben in ihrem Alphabet haben mag, verrieth etwas Anderes, als einen reinen geschwisterlichen Stand der Dinge aus der Knaben- und Kleinen-Mädchen-Zeit.

Am frühesten würde der Feinblick der Frau Bantes allfälligen Herzensunfug erlauscht haben — Frauen haben dafür einen eigenen Sinn, der den Männern fehlt —, aber sie erlauerte nichts, und blieb beruhigt. Herr Bantes dachte an solche Möglichkeiten gar nicht. Er selbst hatte in seinem Leben von dem, was man Liebe nennt, keine Vorstellung gehabt, und würde eben so leicht gefürchtet haben, seine Tochter könne einmal wahnsinnig werden, als sie könne einmal irgend einen jungen Mann um seines Selbstes willen leidenschaftlich lieben. Er wußte, daß Frau Bantes schon seine Braut gewesen, ehe sie ihn nur von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Und er war Bräutigam geworden und hatte dem Vater sein Jawort gegeben, sobald er wußte, seine Zukünftige sei ein braves Mädchen, Tochter eines soliden Hauses, bringe

dreißigtausend Thaler mit und habe noch weit mehr durch Erbschaft zu erwarten.

Dies Verfahren in Ehestands- und Verlobungsgeschäften, von dem ihm seine Erfahrung den unläugbarsten Beweis der Zweckmäßigkeit gegeben — denn er war einer der glücklichsten Ehemänner und Hausväter —, schien ihm daher das vernünftigste. Er hätte seine Tochter längst vermählen können; an Freiern fehlte es nie. Allein theils mochte er sich nicht gern von dem Mädchen trennen, denn er hing mehr an ihm, als er sich bewußt war; theils gab es bei den Abrechnungen mit den Freiern oder Werbern Anstößigkeiten. Er behauptete, die Welt bestehe lediglich durch das Gleichgewicht ihrer Soliditäten, sonst wäre sie schon vor Jahrtausenden zusammengefallen, und eben darum stellte er das Gleichgewicht des gegenseitigen Vermögens, als wesentlichen Grundsatz einer ehelichen Verbindung auf. Sowohl Frau Bantes als Friederike hatten dies bisher vollkommen billig gefunden.

Nun aber war Friederike bald volle zwanzig Jahre alt. Der Alte bedachte, daß er seine Gattin bekommen, da sie noch weit jünger gewesen, und er dachte ernster an die Verheirathung seiner Tochter. Frau Bantes hatte eingestimmt, und Friederike es ebenfalls ganz billig gefunden. Eine junge zwanzigjährige Frau — der Ausdruck läßt sich hören; es ist etwas Zartes darin. Allein ein junges zwanzigjähriges Mädchen — man kann dies kaum sagen, ohne in Gedanken zu fragen: „Wie lange will denn das jung bleiben?“ Herr Bantes fühlte dies sehr gut, und traf darnach seine Anstalten.

Der Geburtstag.

Im Hause des Herrn Bantes pflegten viele Familienfeste gefeiert zu werden, und zwar nur von und in der Familie. Bloß

am Hochzeitstagfeste des Herrn und der Frau wurden Freunde aus der Stadt eingeladen. Auch der alte Buchhalter, der Fabrikaufseher und Kassierer, welche die Ehre genossen, am Tische des Herrn Bantes zu speisen, waren der Familie zugezählt, und die Geburtsfeste derselben wurden förmlich begangen. Kein Wunder, also, daß das Geburtsfest unsers Oberlieutenants stattlich gefeiert werden mußte.

An einem solchen Tage durfte, so war's Gesetz, keine Seele, im Hause dem Gefeierten eine böse Miene machen, Keiner ihm eine billige Bitte abschlagen. Jeder mußte ihm ein Geschenk bringen, es mochte groß oder klein sein. An diesem Tage war des Mittags die Mahlzeit reicher und ausgewählter; nur an diesem Tage speisete man von Silber; brannten des Abends silberne Kerzenstöcke, und der Gefeierte saß am Tische auf der Ehrenstelle, das heißt, an dem gewöhnlichen Platze des Hausvaters. Die Geschenke und Angebinde wurden jedesmal überreicht, ehe man sich zum Mittagsessen niedersetzte; dem Gefeierten wurden Gesundheiten mit gefüllten Gläsern zugebracht; nach aufgehobener Tafel empfing er von jedem der Anwesenden Umarmung und Kuß. — Herr Bantes hatte die löbliche Sitte noch aus dem älterlichen Hause herübergeerbt und beibehalten.

Das Alles ging nun auch an Waldrichs Geburtstage in altbestandener, ihm wohlbekannter Ordnung vor sich. Wie er ins Speisezimmer trat, waren die sämmtlichen Tischgenossen schon versammelt. Herr Bantes kam ihm mit seinem Glückwunsche entgegen, und überreichte ihm ein Blättchen in Seidenpapier eingeschlagen. Es war ein schöner Wechsel, von Herrn Bantes auf sich selbst ausgestellt, a visto zahlbar. Frau Bantes folgte. Sie trug ihm eine äußerst feine, vollständige Hauptmannsuniform entgegen, mit allem Zubehör. Darauf nahete Friederike mit einem Silberteller; auf einem halben Dutzend feinen, von ihrer eigenen

Hand gestickten Halstüchern lag ein Brief mit großem Siegel des Regiments und der Adresse: „An den Hauptmann Georg Waldrich. Hier stutzte der Oberlieutenant, als er das Schreiben aufbrach und ein Hauptmannspatent für sich erblickte. Auf Beförderung hatte er lange gewartet, aber sie so bald nicht zu erleben gehofft. Er war Hauptmann seiner Kompagnie geblieben, sein auf Urlaub befindlicher Vorgänger zum Major vorgerückt.

„Aber, mein gnädiger Herr Hauptmann," sagte Friederike mit ihrem ihr eigenen anmuthigen Lächeln: „gelt, Sie werden mir doch nicht böse? Ich will nur bekennen, der Brief kam vor acht Tagen während ihrer Abwesenheit an, und ich unterschlug ihn, um ihn für heute aufzusparen. Gestraft genug bin ich schon durch meine achtägigen Todesangst, Sie möchten die Ernennung noch von wo anders her erfahren, und dann diesen Brief vermissen."

Waldrich war gar nicht in der Laune, zu zürnen; auch konnte er in der Bestürzung kaum ein Wort hervorbringen und den Uebrigen danken, die ihm Glückwünsche und Angebinde brachten.

„Hauptsache ist," rief Vater Bantes fröhlich, „daß man den neugebackenen Hauptmann bei uns und seiner Kompagnie läßt. Ich hatte die acht Tage durch auch so eine Gattung Todesangst und dergleichen im Leibe, der Georg müsse fort. He, Herr Buchhalter, marsch, in den Keller. Marsch, sag' ich, zu Numero Neun, zum alten Neckar. Auf der Stelle den Herren Offizieren der Kompagnie ein Dutzend Flaschen, jedem Unteroffizier, Feldweibel, Korporal, und Admiral eine Flasche und einen halben Gulden dazu, und jedem Gemeinen einen halben Gulden. Und der Herr Oberlieutenant wäre ihr Hauptmann! Sollen eins auf seine Gesundheit trinken, aber ihm heut' mit Komplimenten und dergleichen vom Halse bleiben. Morgen so viel sie wollen, nach Herzenslust!" Der Buchhalter gehorchte.

Man sah bei Tische offenbar, wie lieb dem Herrn Bantes sein

ehemaliger Mündel war. Er sprudelte von ausgelassener Fröhlichkeit in einer Menge drolliger Einfälle. So hatte ihn Waldrich nie gesehen, und er ward recht gerührt dadurch.

„Nun, mein Haupt- und Kapitalmännchen," rief ihm über Tische der muntere Greis zu, ich meinte, weiß Gott, der Wechsel, den ich Ihnen da gab, werde wohl für Sie als Reisepfennig gut sein müssen. Dazu war er auch bestimmt. Nun ärgert's mich, daß ich so kleinmüthig war. Sie brauchen ihn nicht; hätte was Besseres geben sollen. Vergessen Sie nicht das Hausgesetz. Sie können eine Bitte thun, ich muß sie gewähren. Also, ohne Umstände heraus mit der Sprache. Verlangen Sie, was Sie wollen, ich gebe es, und müßte es selbst meine neue, schöne, weiße Perrücke sein und dergleichen."

Der Hauptmann hatte feuchte Augen. „Ich habe nichts mehr zu bitten."

„Ei, geschwind besonnen! Der Augenblick kommt vielleicht übers Jahr nicht wieder!" rief der Alte.

„So erlauben Sie mir, Papa, Ihnen einen herzlichen, dankbaren Kuß zu geben."

„Ja, du Herzensjunge, das hast du wohlfeil!" rief Herr Bantes. Beide sprangen zugleich von ihren Sitzen, fielen einander um den Hals, und beide ließen erst mit bewegterm Herzen von einander los. Es entstand eine tiefe Stille. Die Rührung beider hatte sich über Friederike, ihre Mutter und alle Tischgenossen verbreitet; daß Herr Bantes dem Hauptmann das Du gegeben, war Allen eine unerhörte Erscheinung.

Herr Bantes sammelte sich aber schneller, als die Andern, machte sein ernstes Gesicht und brach das Schweigen. „Nun genug mit den Possen da! Lasset uns wieder etwas Vernünftiges reden." — Er hob sein Glas und befahl zu füllen. Dann stieß er mit Waldrich an, und sprach: „Wo ein Mann ist, muß auch eine Männin

sein, und folglich im höhern Chor: wo ein Hauptmann ist, darf noch weniger die Frau Hauptmännin fehlen! Also sie lebe, blühe, grüne und dergleichen hoch!“

Waldrich konnte sich des Lachens nicht erwehren.

„Sie möge fromm, gut und häuslich sein!“ sagte Frau Bantes, indem sie mit dem Glase anstieß.

„Mama, wie Sie!“ antwortete der Hauptmann.

„Und die Liebenswürdigste unterm Monde,“ sagte Friederike anklingend.

„Fräulein, wie Sie!“ antwortete er dankend. Friederike schüttelte den Kopf, und drohte halb böse, halb schalkhaft lächelnd, mit dem Finger zu ihm hinüber: „Man muß sich heute von dem Geburtstags-Prinzen viel gefallen lassen, das zu andern Zeiten mit . . . (sie machte mit der Hand ein Zeichen, wie man unartigen Kindern Strafe gibt) vergolten wird!“

Buchhalter, Kassierer, Fabrikaufseher und Schreiber machten bei dieser sonderbaren Tischszene ihre unschuldigen Bemerkungen. Erst das kecke Anerbieten, welches Herr Bantes dem Hauptmann gethan hatte, ihm Alles zu gewähren, was er bitten würde — ein Anerbieten, das Waldrich so übel verstand —; dann die ausgebrachte Gesundheit zu Ehren der künftigen Frau Hauptmännin — wahrlich, der Günstling des Glücks mußte blind sein, daß er nicht begriff, was ihm Papa Bantes begreiflich machen wollte.

„Und ich glaube doch,“ sagte der Fabrikaufseher leise zum Kassierer, als man vom Tische aufstand, „die Sache ist heut' richtig gemacht. Was meinst du? Es gibt ein Paar.“

Der Kassierer erwiederte eben so leise: „Mir graut's. Ich denke an den todten Gast. Ich kann nicht anders.“

Die Formalität des Geburtstagskusses begann. Man ging rings um den Tisch, sich, gesegnete Mahlzeit wünschend, einander entgegen. Waldrich empfing von Jedem Umarmung und Kuß. Er

traf auf Fräulein Bantes. Unbefangen höflich näherten sie sich einander und gaben sich einander den Kuß. Aber indem sie ihn gegeben hatten, sahen sie einander auf sonderbare Weise in die Augen, wie Personen, die sich ganz unerwartet, als alte Freunde, erkannt hätten. Beide schwiegen, — sahen Aug' in Auge, wie in den Herzensgrund, — neigten sich noch einmal mit den Lippen zusammen und wiederholten den Kuß, als wenn der erste gar nicht gegolten hätte. Ich weiß nicht, ob das Jemand bemerkt hatte; aber das weiß ich, Mama Bantes senkte bescheiden ihre Augen nieder auf den Brillantring an ihrem Finger. Und Waldrich ließ sich nach diesem vom Kassierer und Buchhalter u. s. w. küssen; er fühlte keinen andern Kuß mehr; verlangte keinen zweiten mehr; sondern ließ den ersten jedesmal gelten. In der That aber sah er aus, als wäre ihm die breite Brust zu eng geworden. Und Fräulein Bantes ging ebenfalls mit einer Miene zum Fenster hin, als wäre ihr etwas angethan.

Doch das zerstreute sich bald. Die Heiterkeit nahm ihr voriges Recht wieder ein. Zwei Chaisen standen draußen angespannt, und man fuhr aufs Land, den lieblichen Herbstnachmittag im Grünen zuzubringen.

Noch ein Geburtstag.

Den folgenden Tag war Alles wieder beim Alten. Der neue Hauptmann hatte vielerlei Geschäfte abzuthun. Er hatte Erlaubniß empfangen, seinen General zu besuchen. Er hatte mit seinem Vorgänger mancherlei in Sachen der Kompagnie zu verrechnen. Das machte eine Abwesenheit von einigen Wochen nöthig. Er reisete vom Hause Bantes ab, wie aus einem Vaterhause; man entließ ihn, wie einen Sohn, mit freundlichen Ermahnungen, mit guten Lehren, mit wohlwollenden Wünschen, wie Einen, dessen

man sicher ist, ohne Trauer und Wehmuth um solch eine Trennung. Waldrich und Friederike schienen eben so, wie sonst, wenn sie etwa in eine Gesellschaft, oder er zur Parade ging. Nur erinnerte sie ihn noch, daß er nicht zu ihrem Geburtsfeste fehlen müsse, am zehnten November. Auch hatte ich das Vergnügen, meinen Freund auf jener Reise einige Tage bei mir zu sehen. Er freute sich seiner Beförderung, zweifelte aber, wie er aus den Worten seines Generals schließen konnte, daß er mit der Kompagnie noch lange zu Herbesheim bleiben würde.

Das sagte er auch ganz unbefangen bei seiner Rückkunft im Hause Bantes. Man bedauerte, ihn wieder verlieren zu müssen. „Doch," setzte der Alte hinzu, „lassen wir uns kein graues Haar darum wachsen. Spät oder früh schickt uns Alle der droben in andere Besatzung. Hier auf dem Erdbällchen sitzen wir einander, ob in dieser oder jener Stadt, immer nahe genug, oft einander nur allzunahe. Die verdammten Engländer und dergleichen sitzen meiner Fabrik, zum Beispiel, gerade auf dem Nacken."

Es versteht sich, Friederikens Geburtstag ward in gewohnter Ordnung und Feierlichkeit begangen. Waldrich hatte ihr aus der Residenz eine neue Harfe, ein zierliches Meisterwerk, und ausgesuchte Musikalien mitgebracht. Beides überreichte er ihr, als die Reihe an ihn kam. Ein breites, rosenfarbenes Seidenband flatterte um das glänzende Saitenspiel.

Vater Bantes war hochselig. Er ging stillvergnügt und rasch umher im Speisesaal, und rieb sich so heimlich lächelnd die Hände, daß Frau Bantes, die ihm verwundert mit den Augen folgte, sich nicht enthalten konnte, dem Kommandanten leise zuzuflüstern: „Der Papa hat für uns noch eine artige Ueberraschung im Hintergrunde."

In der That, die kluge Matrone irrte nicht.

Man setzte sich, nach vollendeten Glückwünschen und Angebinden, zum Tische. Als Friederike, wie die Andern, ihre Serviette

f diesem ein kostbares Halsband von
prächtigen Brillantring und einen an
Fräulein erstaunte freudig, und hob
n blitzenden Ring mit mädchenhaftem
sah sie mit freudetrunkenen Augen an,
aller Anwesenden Ueberraschung. Ring
f an der Tafel umher auf dem Teller,
ner schauen könne. Friederike hatte
und las ihn. Ihre Gesichtszüge ver-
als sie schon vorher bei den Geschenken
s schwamm in Seligkeit. Die Mama
Neugier die gespannten Gesichtszüge

indem sie sinnig das Blatt betrachtete.

rumgehen!" rief der entzückte Vater.
und stumm an die neben ihr sitzende

er Alte, „hat dir die Ueberraschung
gestohlen? Gelt, der Papa weiß es

Hahn?" fragte Friederike mit dunkler

der Sohn meines alten ehemaligen
en Banquiers? Könntest du für dich
r Alte hat bessere Geschäfte gemacht,
rik. Nun setzt er sich in Ruhe. Sein
ernimmt die ganze Sache des Alten,
jungen Hahn."
n sie mit dem sich sanft hin und her

bewegenden Kopfe eine stille Mißbilligung äußerte, den Brief an den Kommandanten. Der Inhalt war folgender:

„Zu Ihrem Geburtsfeste, mein schönes Fräulein, drängt sich, leider diesmal im Geiste nur, weil der Arzt bei rauher Witterung die Reise untersagt hat, ein Ihnen Unbekannter. Ach, daß ich sagen muß, Unbekannter! daß ich nicht statt dieser Zeilen selbst nach Herbesheim fliegen und dort um Ihre Hand flehen, und das, was unsere guten Väter in der Herzlichkeit Ihrer Jugendfreundschaft wegen unserer Verbindung beschlossen haben, und was meine Sehnsucht so ungeduldig verlangt, vollenden kann! O, mein angebetetes Fräulein, mit der ersten milden Witterung, wenn auch noch etwas kränklich, eile ich nach Herbesheim. Ich segne mein Schicksal! Ich mache es zur Aufgabe meines Lebens, daß auch Sie einst unser vereintes Schicksal segnen sollen. Nur um die Hand darf ich flehen; ich weiß es, nicht um das Herz. Dieses kann sich nur frei hingeben. Aber lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, es verdienen zu können. Wenn Sie wüßten, wie glücklich nur eine kleine Zeile von Ihrer Hand mich machen, wie die mich wunderreicher, als die Kunst meines Arztes, heilen und stärken würde — Sie ließen mich nicht vergebens bitten. Erlauben Sie, daß ich mich, in Verehrung und Liebe, nennen darf Ihren Verlobten,

Eduard v. Hahn."

Der Kommandant sah ernst und starr auf den Brief. Er hatte gar nicht das Ansehen eines Lesenden, sondern eines Denkenden, oder, ich möchte lieber sagen, eines Träumenden. Inzwischen wollte Vater Bantes durchaus, Friederike solle ihre mädchenhafte Ziererei abthun und ihm einmal recht offen und ehrlich bekennen, daß sie sich freue.

„Aber Papa, wie kann ich das? Ich habe diesen Herrn Banquier von Hahn in meinem Leben nicht gesehen."

— Närrchen, ich verstehe dich, natürlich. Aber ich kann dir

darüber Trost und Frieden geben. Er ist ein feiner, schlanker, großer Jüngling, ein hübsches Milchgesicht. Etwas schwächlich war er schon ehemals; das ist vermuthlich vom plötzlichen Wachsen gekommen. Er war gewaltig in die Höhe geschossen.

„Wann sahen Sie ihn denn, Papa?“

— Als ich das letzte Mal in der Residenz war. Laß sehen, es mögen zehn, zwölf Jahre sein. Ich brachte dir damals die schöne Puppe mit, wie hieß sie doch? Sie war fast so groß, wie du. Die Babette, Rosette, Lisette oder dergleichen. Nun weißt du's. Der junge Hahn mochte kaum viel über zwanzig haben. Ein rechtes Milchgesicht, sag' ich dir. Du sollst ihn nur sehen.

„Papa, ich hätte erst ihn lieber gesehen, als seinen Brief mit solchem Antrag gelesen.“

— Ein dummer Streich ist's, daß er, wie wir Alten es abgemacht hatten, nicht selbst zu deinem Geburtstage kommen konnte. Als ich mit der Mama verlobt war, kam ich selbst. Nun, Mama, und du? Gelt, du hast die Aeuglein aufgerissen? Das Geheimniß brannte mir fast die Seele ab. Hätt's dir gern gleich anfangs mitgetheilt. Allein ich kenne euch Frauen. Da wäre das Geheimniß schon vor dem Geburtstag verrathen worden und alle Ueberraschung in die Brüche gegangen.

Frau Bantes erwiederte etwas ernsthaft: „Du hast wohlgethan, Papa, mich, als Mutter, nicht zu Rathe zu ziehen. Es ist geschehen. Segne der Himmel dein Werk.“

— Aber, Mama, ich sage, die Wahl! Für seinen Adel zwar geb' ich ihm keinen rothen Kreuzer. Doch, solch ein Mädel nimmt's eben auch nicht übel, wenn es gnädige Frau getitelt wird. Aber der reiche Banquier! Sieh', Mama, wir Fabrikanten sind am Ende mit unserm Plunder nur gemeiner Plunder. Aber ein Banquier ist in der Handelswelt allezeit ein Superlativus und dergleichen. Krümmt der alte Hahn den Finger und winkt nach Wien, flugs

ist da am Hofe Alles in Bewegung und fragt: was befehlen der Herr von Hahn? Nickt er mit dem Kopfe nach Berlin, flugs beugt sich Alles bis zur Erde. Solch Einem können der Teufel und die Engländer nichts anhaben. Davon, Mama, sprech' ich. Was sagst du dazu?

„Ich finde die Wahl, eben wie du sie machen konntest, vortrefflich!" sagte Frau Bantes ernst, und senkte die Augen auf ihren Suppenteller.

Friederike sah düster seitwärts nach ihrer Mutter und seufzte: „Mama, auch Sie?"

Der Kommandant stierte noch immer den Brief an, während man so fortsprach. „Donner, Hauptmännchen, können Sie sich nicht satt lesen? Ihre Suppe wird kalt!" rief Herr Bantes.

Waldrich erwachte, sah noch einmal das Papier an, und warf es hastig vor sich hin, als säße Pestgift daran. Er aß; ein Anderer nahm den Brief.

Papa Bantes ärgerte sich, daß Friederike nicht fröhlicher ward. Er schob anfangs Alles auf die jähe Ueberraschung, daß das arme Mädchen keine Worte finden konnte. Inzwischen ließ er nicht ab, und trieb seine Scherze weiter, wie sie ein frohsinniger alter Herr bei solchen Anläßen wohl zu treiben pflegt. Aber von keiner Seite wollte es anklingen. Nur Buchhalter, Kassierer und Inspektor lächelten freundlichen Beifall.

Verdrießlich sagte er endlich zu Friederiken: „Mädchen, rede mir endlich frei von der Leber weg, hab' ich's getroffen, oder nicht? einen klugen oder dummen Streich gemacht? Sag's nur dem Papa. Uebrigens wirst du schon anders pfeifen, Vögelchen, wenn der junge Hahn kommt."

„Es kann sein, lieber Papa!" erwiederte Friederike: „Wie sollte ich Ihre freundliche, wohlwollende Absicht im Mindesten bezweifeln? Diese Erklärung beruhige Sie."

„Nun, das ist aller Ehren werth, Rieckchen. So muß ein vernünftiges Mädchen zur Sache denken. Mama hat mir's selbst gestanden, sie habe zu ihrer Zeit auch so gedacht. Also, die Gläser gefüllt! Die Braut soll leben, und der Bräutigam daneben!"

Der Papa stieß mit seiner Tochter an. Die Andern folgten. Die frohe Laune schien zurückzukehren.

„Dummen Streiches kein Ende, daß der junge Hahn uns gerade heute fehlen muß!" fuhr Herr Bantes wieder fort: „Ein schöner, hübscher Mann, sag' ich dir. Sehr gefällig, sehr gesellig; hat mehr Schulen durchgemacht, als sein Vater. Ich wette, du kommst nicht wieder los von ihm, wenn du ihn einmal gesehen hast. Ich wette, du fällst dem Papa um den Hals und dankst ihm."

„Es ist möglich, Papa. Wenn's dann so ist, werd' ich's gern thun. Aber bis ich ihn gesehen, bitt' ich — und Sie wissen, lieber Papa, ich habe am Geburtstage das Recht der billigen Bitte! — und so bitte ich, kein Wort mehr von ihm, bis ich diesen Unbekannten gesehen habe."

Herr Bantes runzelte die Stirn, und sagte endlich: „Mit Erlaubniß, Fräulein Tochter, das war einmal eine einfältige Bitte! — Indeß sie gilt. Die Mama that zu ihrer Zeit nicht solche Bitten."

„Schatz," sagte Frau Bantes zu ihrem Manne, „keine Vorwürfe für Friederike. Du mußt nicht vergessen, daß ihr Geburtsfest ist; es darf sie Niemand kränken."

„Hast Recht, Mama!" erwiederte der Alte: „Er kommt gewiß bald. Der Neumond ist nahe; dann ändert das Wetter."

Damit nahm die Unterhaltung, freilich anfangs etwas gezwungen, andere Wendung, und sie ging endlich auch in die alte Unbefangenheit und Gemüthlichkeit über. Nur beim Hauptmann blieb unter allen Scherzen etwas Frostiges zurück. Frau Bantes schien es zu bemerken, und füllte ihm, wider ihre Gewohnheit, öfter das Glas. Friederike sah einige Mal mit starrem, forschen-

dem Auge auf ihn hinüber. Und wenn sich beide zufällig mit den Blicken begegneten, war ihnen, als thäten ihre Seelen geheime Fragen an einander; in Waldrichs Auge lag etwas, wie ein stummer Vorwurf, und in Friederikens Gemüth ward es, als vernähme sie von diesem Blicke eine angenehme Antwort.

Die Andern plauderten anders; unterhielten sich wohl, und der Papa erreichte wieder die volle Höhe seiner guten und muthwilligen Laune. Es traf sich eben, als man nach aufgehobener Tafel um den Tisch ging, um der schönen Königin des Festes den gesetzlichen Kuß zu geben, daß Waldrich und Friederike einander vor dem Vater Bantes begegneten.

„Höre, Riekchen," sagte der muthwillige Vater, „denke dir jetzt, unser Georg da sei nun ein gewisser Jemand, den ich bei Leibes- und Lebensstrafe nicht nennen darf, bis er hier ist. Denke dir das; dann wird der Kuß anders als ein gemeiner werden; versuche nur, du Närrchen."

Waldrich und Friederike standen vor einander. Er nahm ihre Hand. Sich, Aug' in Auge verloren, ernst, fast wehmüthig anschauend, neigten sie sich zum Kusse gegen einander. Der Alte sprang mit einer komischen Bewegung auf die Seite, den Kuß zu sehen. Er ward gegeben. Beide, indem sie sich zurückzogen, schlossen ihre Hände fester zusammen. Waldrich erblaßte, Friederikens Augen verdunkelten von einer Thräne. Sie neigten noch einmal die Lippen zusammen. Nach diesem Kusse schienen beide von einander gehen zu wollen. Rasch noch einmal flogen beider Lippen zusammen. Dann laut weinend eilte Friederike fort; Waldrich wankte gegen ein Fenster und zeichnete mit dem Finger im angelaufenen Glase desselben.

Der Alte sah links und rechts mit dem Kopfe, während er übrigens steif und wie versteinert stand. „Was, zum Kukuk, ist

denn los? Was hat denn das Mädchen?“ rief er: „Was ist ihm begegnet?“

Frau Bantes senkte ihre Augen schweigend nieder auf den Brillantring ihrer Hand; sie wußte, was Friederiken begegnet war, und sagte zum Herrn Bantes: „Papa, schone jetzt das Mädchen. Laß es erst ausweinen.“

„Aber, aber, aber . . .“ rief der Alte hastig, und lief zu Friederiken: „Was hast du, Kind, was weinst du?“

Sie weinte, und erwiederte, sie wisse es selbst nicht.

„Ah, Flausen und dergleichen!“ rief der Vater: „Dir ist etwas geschehen. Bist du gekränkt worden? Hat etwa die Mama....“

— Nein.

„Oder der Hauptmann dir etwas gesagt?“

— Nein.

„Donner, doch ich nicht? — Was? Rede doch, ich? Wegen des Spasses? Darum weinst du?“

Frau Bantes zog ihn sanft an der Hand von Friederiken zurück und sagte: „Papa, du hast dein Wort gebrochen und sie gekränkt. Du hast ihre Bitte verletzt, und wieder, du weißt es wohl...“

„An den Jemand erinnert? — Hast Recht, ich hätte es nicht thun sollen. Laß gut sein, Riekchen; es geschieht nicht wieder. Wer nimmt aber dem Papa dergleichen auch auf der Stelle so hoch auf?“

Friederike beruhigte sich. Frau Bantes führte sie zur Harfe. Waldrich mußte stimmen. Die Flöte ward geholt. Man versuchte die neuen Notenstücke. Friederike spielte die Harfe unter Waldrichs Flötenbegleitung vortrefflich. Es ward noch ein schöner, genußvoller Abend.

Berathungen.

Papa Bantes hielt Wort. Mit keiner Silbe mehr geschah Erwähnung von dem großen Jemand. Eitles Treiben. Desto mehr dachte nun Jeder im Hause an ihn.

Regelmäßig Morgens, Mittags und Abends ging Herr Bantes zum Barometer, klopfte an, um das Quecksilber steigen zu machen und für reisende, kränkliche Leute schönes Wetter zu erzwingen. Friederike, wenn es Niemand bemerkte, klopfte auch, um das Quecksilber fallen zu lassen. Waldrich, nicht minder Frau Bantes, schielten auch öfter, als sonst, nach der weissagenden Röhre Torricelli's.

„Das Wetter bessert offenbar!“ sagte eines Tages Herr Bantes, da er sich mit der Mama allein im Zimmer befand: „Die Wolken zertheilen sich. Ich denke, er ist unterwegs.“

— Das verhüte Gott, Papa. Mir schiene überhaupt gerathener, du würdest Herrn von Hahn schreiben, nicht vor Weihnachten nach Herbesheim zu kommen. Und wenn ich auch nicht an das alberne Geschwätz glauben mag, so kann man sich doch nicht erwehren, ängstlich zu sein.

„Ei, ei, Mama! denkst du an den todten Gast? Possen! Schäme dich.“

— Ich geb' es zu, lieber Mann, es ist Thorheit. Allein, es dürfte unserm Kinde in der Adventszeit begegnen, was wolle, man würde immer . . . ja, bloß der Gedanke daran könnte, wenn etwa Riekchen nur unpäßlich würde, das Uebel verschlimmern. Und wenn ich auch nicht an Gespenster glaube, und wenn auch Friederike darüber lacht, möchten wir doch z. B. nicht Nachts in der Kirche herumgehen. Der Mensch ist nun so. Verschiebe die förmliche Verlobung bis nach der fatalen Zeit. Nach Advent haben die jungen Leute noch hundert Jahre Muße, sich einander zu sehen,

Verlobung und Hochzeit zu machen. Warum denn eben jetzt geeilt? Was schadet ein Verzug von wenigen Wochen?

„Schäme dich, Mama! Muthe mir nicht Narrheiten zu. Eben deswegen gerade, weil der Pöbel sein Larifari mit dem todten Gaste hat, muß Friederike jetzt Braut werden, muß jetzt Verlobung sein. Man muß ein Beispiel geben. Es ist für uns Pflicht und dergleichen. Sehen die Leute in der Stadt, daß wir uns um keinen todten Gast bekümmern; daß wir unsere Tochter verloben, allem Geschwätz zum Trotz; daß Rieckchen den Kopf behält, und ihr Keiner den Hals umdreht: so ist dem tollen Aberglauben der Hals umgedreht auf immer. Den Leuten bloß predigen: seid einmal gescheit! thut Buße! werdet fromm! das hilft nichts; sondern hübsch voran, Herr Pfarrer, voran!“

— Gesetzt aber, Papa, dein Kind ist dir doch auch lieb, gesetzt nun . . . siehst du, vor hundert Jahren muß doch, laut dem Kirchenbuche, etwas Unglücks begegnet sein, sei es gewesen, was es wolle; vielleicht waren damals auch Menschen, die sich über die uralte Sage hinwegsetzten; — nun, wir wollen es auch thun. Aber wenn du die Verlobung eben in die böse, verrufene Adventszeit dieses hundertsten Jahres legst, und, was Gott verhüte! es geschähe dann, daß . . .

„Halt! du willst doch nicht sagen, Friederikens Gesicht im Nacken? Ich mag den Teufelseinfall nur nicht denken. Bleib' mir damit vom Leibe, sag' ich.“

— Nein. Aber, zum Beispiel, Herr von Hahn käme in diesen berüchtigten Tagen, bei diesem winterlichen Wetter zu uns, denke nur, kränklich ist er, wie er schreibt. Es könnte doch die Witterung auf weiter Reise, bei schlechten Wegen, sein Uebel verschlimmern . . Gesetzt, wir hätten einen kranken — vielleicht zuletzt einen todten Gast; es graut mir, es auszusprechen. Und dann die vom Aberglauben ausgezeichneten Advente dieses Jahres, — durch deinen

Eigensinn diesen Aberglauben bestätigt .... Freund, bedenk' es doch wohl.

Herr Bantes schien nachdenkend zu werden, und brummte endlich: „Mama, ich begreife nicht, wie du immer auf Einfälle geräthst, die sonst in keines Menschen Gehirn kommen. Wie machst du's auch. Könntest Poet werden und dergleichen. Spür's übrigens euch Allen an, daß ihr vom Popanz der Herbesheimer Adventstage lebendig besessen seid. Alle seid ihr's; du, Friederike, sogar der Hauptmann, der doch Soldat sein will, der Kassierer, Buchhalter, Inspektor. Alle, sag' ich! Aber Keiner will es Wort haben. Pfui!"

— Wenn es wäre, woran ich aber doch fast zweifle, so ist es Pflicht des klugen Hausvaters, glimpflich eines Vorurtheils zu schonen, das eben Keinem schadet.

„Alle Narrheit schadet. Darum keine Schonung; Krieg; offener Krieg. Seit Friederikens Geburtstag geht und steht hier im Hause Jedes so verblüfft, als wäre das jüngste Gericht unterwegs. Der Teufel hat das Mährchen vom todten Gaste erfunden. Es bleibt, wie gesagt, beim Alten, Mama. Nichts wird geändert. Ich bin unbeweglich."

So sagte Herr Bantes und lief aus dem Zimmer.

Inzwischen blieb es doch bei ihm nicht so ganz beim Alten. Das Gespräch hatte in ihm einen Dorn zurückgelassen. Er fand, daß es um des lieben Hausfriedens willen besser sein könne, die förmliche Verlobung auf Weihnacht hinauszustellen. Er liebte seine Tochter zu sehr, und diese Liebe brachte ihn auf allerlei Besorgniß, der Teufel könne doch auf irgend eine Art sein Spiel treiben, und dann würde man es dem todten Gaste zuschreiben. Je näher der erste Advent rückte, je unheimlicher ward ihm dabei, und zwar wider seinen Willen. Er wünschte, sein zukünftiger Schwiegersohn möchte einstweilen noch ausbleiben. Es jagte ihm Schrecken

ein, als sich das Wetter völlig aufklärte, und der volle, warme Sonnenschein über die Welt floß, als wolle der Spätherbst noch einen Nachsommer zum Geschenk bringen. Er ging nun eben so fleißig zum Barometer und klopfte, das Quecksilber wieder fallen zu machen.

Zu seiner Verwunderung bemerkte er, daß die Mama, daß Friederike die ehemalige gute Laune mit dem guten Wetter wieder bekommen hatten, der Kommandant ebenfalls, und daß zuletzt alle Hausgenossen den ehemaligen Ton wieder fanden. Nur er konnte ihn nicht sogleich wieder finden.

Gutes Wetter.

Frau Bantes hatte wohl bemerkt, daß Riekchen mancherlei in ihrem Herzen gegen den reichen Banquier einzuwenden hatte; daß der Stadtkommandant in diesem Herzen, mehr als sein sollte, Kommandant geworden war. Nicht um den Kommandanten, so lieb er ihr auch war, zu begünstigen, sondern jede Uebereilung und das daraus mögliche Unglück zu verhüten, trachtete sie nun, die förmliche Verlobung des Banquier mit ihrer Tochter zu verspäten. Sie wünschte, die jungen Leute sollten sich erst kennen lernen; Friederike sollte sich erst an ihr bestimmtes Schicksal in Gedanken gewöhnen. Nebenbei war doch auch erst näher zu erfahren, ob Herr von Hahn durch sein Herz das Herz Friederikens verdiene. Daher hatte die sorgliche Mutter dem Herrn Bantes, obwohl er ihr das auch für sie hochwichtige Verfügen über die Hand seiner Tochter bis zum Geburtstage verheimlicht hatte, nie in seiner Wahl widersprochen, keinen Vorwurf gemacht. Sie kannte Herrn Bantes zu gut; Widerspruch würde ihn noch erpichter auf seine Sache gemacht haben. Darum spann sie jenes Gespräch mit ihm an und schob sie ihm den Dorn ins Gewissen, und freute sich, als sie wahr-

nahm, es sei nicht ohne Wirkung geblieben. Darum hatte sie auch, schon am Geburtstage selbst, an eine Freundin in der Residenz um Erkundigung über den sittlichen Werth des Herrn von Hahn geschrieben. Die Antwort traf an demselben Tage ein, als das schöne Wetter dem Herrn Bantes Schrecken machte. Herr von Hahn ward in dem Briefe der Freundin als einer der rechtschaffensten Männer geschildert, der Jedermanns Achtung und bisher auch Jedermanns Bedauern genossen hätte, nicht nur, weil er immer sehr kränklich, sondern bisher auch in fast sklavischer Abhängigkeit von seinem alten, mürrischen, wunderlichen und geizigen Vater gewesen wäre. Seit einigen Wochen aber habe der junge Mann die sämmtlichen Geschäfte des Alten übernommen. Der Alte zöge sich nun auf ein Landgut zurück, weil er schon die Altersschwächen zu sehr fühle, schwer höre und selbst durch die Brille nicht mehr gut sehe.

Diese angenehme Nachrichten machten der Frau Bantes gutes Wetter.

Ein anderer Umstand brachte das gute Wetter für Friederiken und den Kommandanten an demselben Tage.

Waldrich war nämlich, aus Auftrag der Frau Bantes, in Riekchens Zimmer getreten. Das Mädchen saß am Fenster, die Stirn auf die neue Harfe gelehnt, die sie vor sich hatte.

„Fräulein, Mama wünscht zu wissen, ob Ihnen gefällig wäre, mit uns beim schönen Wetter eine Fahrt ins Freie zu machen?“

Riekchen antwortete nicht, sondern drehte das Gesicht noch ein wenig mehr von ihm ab, gegen das Fenster.

„Ihro Gnaden sind ungehalten?“ fragte Waldrich, der da glaubte, sie wolle mit ihm Scherz treiben: „Hab' ich zum Frühstück nicht, auch wider Neigung, eine Tasse Chokolade mehr getrunken, bloß weil Ihre Gnaden befahlen? Bin ich nicht pünktlich und zu rechter Zeit von der Parade gekommen? Hab' ich bei Tische nicht mein ehrerbietiges Ja gesagt?“

Es erfolgte keine Antwort. Er stand eine Weile schweigend da, ging dann zur Thür, als wollte er fort, kehrte dann wieder um und sagte ungeduldig: „Kommen Sie, Riekchen, das Wetter ist herrlich.“

Darauf ertönte ein dumpfes Nein. Er erschrak bei dem Tone; denn dieser verrieth, daß er unter Thränen hervorgegangen sei.

„Was fehlt Ihnen?“ sagte er ängstlich, und nahm die unter ihrer Stirn ruhende Hand von der Harfe und zwang sie, aufzusehen.

— Will die Mama ihm vielleicht mit uns entgegenfahren? Soll er heut' ankommen? Hat sie etwas gesagt? — fragte Friederike hastig, und trocknete mit dem weißen Tuche ihre rothgeweinten Augen.

Waldrichs Blick verdunkelte sich. Halb unwillig sagte er: „O Friederike, es ist nicht recht von dir, daß du so fragst. Glaubst du, ich möchte dich noch einladen, wenn mir so etwas nur ahnen könnte? Wollte Gott, er käme nicht, ehe ich davon wäre.“

— Wie davon?

„In eine andere Garnison. Ich habe dem General schon an deinem Geburtstag geschrieben und gebeten, und noch keine Antwort.“

Riekchen sah ihn verdrießlich an, stand auf und sagte: Georg, nimm mir's nicht übel, das war einmal wieder einfältig von dir.

„Ich kann, ich will, ich darf aber nicht bleiben.“

— Waldrich, ist das Ihr Ernst? Sie werden machen, daß ich Ihnen zeitlebens böse werde.

„Und wollen Sie meinen Tod, wenn Sie mich zwingen, Ihr Hochzeitgast zu sein?“

— Sie sollen nie zu meiner Hochzeit eingeladen werden. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mein Jawort schon gegeben?

„Sie dürfen es nicht verweigern.“

— Und, ach Gott, ich kann es doch nicht geben! — schluchzte

das Fräulein, und verhüllte ihr Gesicht. Auch Waldrich ward von seinem geheimen Schmerz übermannt. Dies war das erste Mal, daß beide unter sich diesen Gegenstand berührten, obgleich er ihnen nie aus dem Sinn gekommen war. Am letzten Geburtstage, als beide zum ersten Mal von der Gewißheit oder Möglichkeit erschreckt wurden, sich in Zukunft nicht mehr sein zu können, was sie bisher in unbefangener Fortsetzung jugendlicher Zusammengewöhnung gewesen waren, hatten sie zum ersten Mal in sich erkannt, mit welcher Liebe sie an einander hingen. Beide betrachteten sich, seit jenen verrätherischen drei Festtagsküssen, mit ganz andern Augen. Beide verstanden sich; wußten, daß sie liebten und geliebt wurden, ohne es weiter einander mit Worten zu sagen. In beiden war plötzlich das ruhige, Alles verschönernde Licht der Freundschaft zur Flamme geworden. Beide wollten diese vor einander verbergen, und erhöhten damit nur die innere Macht derselben.

Nach einer Weile trat Waldrich wieder zu ihr und sagte in treuherzigem Tone: „Riekchen, dürfen wir noch mit einander bleiben, wie es bisher war?“

— Waldrich, können wir denn gegen einander anders werden, wie bisher?

„Können? ich? Das ist unmöglich. Ach, ich wußte selbst nicht, Riekchen, was mein Glück gewesen. Nun ich dich verliere, weiß ich erst, daß ich verloren bin.“

— Verloren, Georg? Sage mir das nicht, und mache mich nicht unglücklich. Es ist ein entsetzliches Wort, das! Nenn' es nicht wieder.

„Aber, wenn er kommt?“

— Dann wird Gott sorgen. Da, nimm meine Hand, Georg, zehntausendmal lieber verlob' ich mich dem todten Gaste. Aber du sagst das weder dem Papa noch der Mama. Ich will es ihnen

sagen, wenn es Zeit ist. Nimm auf dies Wort meine Hand und sei ruhig für mich.

Er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Es ist ein Lebenswort, Fräulein!“ sagte Waldrich: „Ich durfte es kaum erwarten. Aber ich nehme es von Ihnen. Brechen Sie es, so brechen Sie mein Leben.“

— Und sind Sie nun wieder froh und glücklich?

„Ach, ich war's noch nie so, wie diesen Augenblick!“ rief er.

— Fort! rief Friederike, die Mama wird dich erwarten. Fort, ich mache meine Toilette und fahre mit euch. — Sie stieß ihn zurück und drängte ihn zur Thür; aber an der Thür erlaubte sie ihm einen Abschiedskuß. — Wie ein Trunkener ging er, und meldete der Frau Bantes Friederikens Entschluß. Sich selbst nicht empfindend, sank Friederike auf einen Sessel hin, und verging im Traum ihrer Seligkeit und vergaß die Spazierfahrt. Der Wagen wartete. Frau Bantes ging endlich selbst, die Tochter zu holen. Diese saß träumend da, das Köpfchen von blonden Locken umringelt auf die Brust gesenkt, die gefalteten Hände im Schoos

„Was sinnest du? oder betest du?“ fragte die Mama

— Ich habe mit Gott gesprochen.

„Ist dir wohl?“

— Wie einem Engel bei Gott.

„Dein Ernst, Riekchen? Du scheinst geweint zu haben?“

— Ja, ich habe geweint. Aber ich bin nun glücklich, Mama. Kommen Sie zum Wagen. Ich nehme nur noch den Hut.

Sie nahm den Hut und stellte sich vor den Spiegel, unter welchem das rosenfarbene Seidenband lag, welches Waldrich um die Geburtstagsharfe geschlungen hatte. Sie nahm es und band es um ihren Leib als Schleife.



Die Sage vom todten Gast.

Am folgenden Abend war im Hause des Herrn Bantes die gewöhnliche erste Wintergesellschaft; so hieß in Herbesheim, was in andern Städten auch Kränzchen, Soirée, Thee u. s. w. genannt wird. Unter den besten Familien der kleinen Stadt ging es nämlich der Reihe nach herum, sich jede Winterwoche einmal freundlich und einfach zu bewirthen, und mit Musik, Gesang, Gespräch, Spiel und Scherz den langen Abend zu erheitern. Zu bemerken ist übrigens im Vorbeigehen, daß unter Spiel kein Kartenspiel verstanden ward, wie es gewöhnlich die armselige Unterhaltung von Leuten zu sein pflegt, die zwischen Medisiren und Langeweilehaben keinen Mittelweg durch ein erheiterndes Gesellschaftsspiel kennen.

Diesen Abend beim Herrn Bantes war aber weder an Gesang noch Musik, weder an Spiel noch Scherz zu denken. Man sah sich in diesem Kreise und diesen Winter das erste Mal. Man hatte sich einander sehr viel zu sagen, und weil in drei Tagen der erste Advent war, kann man denken, daß der todte Gast die Kosten der Unterhaltung bestreiten mußte. Die jungen Frauenzimmer rümpften die Näschen, oder stellten sich doch etwas ungläubig. Manche war froh, daß sie keinen Bräutigam hatte, den sie aber vielleicht nach der Adventzeit nicht verschmäht haben würde; in mancher zog sich das arme Herz bange zusammen, wenn sie an Jemanden dachte, der dem armen Herzen angehörte. Die ältern Frauen, nach reiflicher Ueberlegung, stimmten so ziemlich überein, daß die Geschichte vom todten Gaste nicht ganz aus der Luft gegriffen sein möge. Die jungen Herren waren alle ohne Ausnahme ungläubig. Einige wünschten, der todte Gast möge kommen und ihren Heldenmuth versuchen. Ein paar ältliche Herren drohten den jungen Großsprechern warnend mit den Fingern. Einige junge Frauen-

zimmer stimmten ein, und es gab manche Neckerei, manches Witzspiel und muthwilliges Gelächter.

„Aber," rief Herr Bantes mit drolligem Zürnen: „Was ist das für Wirthschaft? Wohin ich den Kopf stecke: todter Gast, links und rechts todter Gast. Ist das auch eine Unterhaltung für meine lebendigen Gäste? Fort damit, sag' ich. Lebendigere Unterhaltung! Keine Winkelplaudereien, kein Geflüster von den Todten!"

„Der Meinung bin ich auch!" sagte der Kreissteuereinnehmer: „Lieber das gemeinste Pfänderspiel! Wenn Herbesheim von den lebendigen Gästen so wenig zu befürchten hätte, als vom hundertjährigen Besuche des todten Gastes, so würden wir sicher sein, daß unsern jungen Schönen nie das Köpfchen verdreht würde."

„Ich möchte eigentlich nur wissen, wie das alberne Histörchen in die Welt hineingekommen wäre!" sprach ein junger Rathsherr. „Die Sage ist auch so dürr, wie ein Gerippe; kein näherer Umstand davon bekannt, daß sich daraus allenfalls eine Romanze oder Ballade schaffen ließe, damit es doch zu etwas tauge."

„Umgekehrt," entgegnete Waldrich, „die Sage vom todten Gaste, wie man sie ehemals kannte, und wie ich sie in meiner Kindheit einmal von einem alten Jäger erzählen hörte, ist zu lang und für unsere heutigen Tage zu langweilig; darum hat man sie vergessen, und recht daran gethan."

„Wie, wissen Sie die Geschichte noch?" fragten schnell Mehrere.

„Ich erinnere mich ihrer noch dunkel!" erwiederte Waldrich.

„O, Sie müssen uns erzählen!" riefen die Mädchen und drängten sich zu ihm: „Bitte, bitte, Sie müssen uns erzählen!"

Da half kein Widerstand, kein Entschuldigen. Zu den Frauenzimmern traten die Herren und baten. Man rückte die Stühle zusammen.

Waldrich, gern oder ungern, mußte sich bequemen, die Sage mitzutheilen, wie er sie vom alten Jäger empfangen hatte. Er

schmückte, um damit einigermaßen zu unterhalten, die Geschichte so gut aus, als er es sogleich aus dem Stegreif konnte.

Es sind nun wirklich, fing er an, zweihundert Jahre voll, als der dreißigjährige Krieg angefangen, und der Kurfürst Friedrich von der Pfalz die Krone des Königreichs Böhmen auf sein Haupt gesetzt hatte. Der Kaiser aber und der Kurfürst von Baiern, an der Spitze der Katholiken Deutschlands, brachen auf, die Krone wieder zu erobern. Die große, entscheidende Schlacht am weißen Berge bei Prag wurde geliefert. Der Kurfürst Friedrich verlor die Schlacht und die Krone. Wetterschnell flog die Nachricht von Mund zu Mund durch Deutschland. Alle katholischen Städte jubelten über den Untergang des armen Friedrich, der seinen Thron nur wenige Monate besessen hatte, und den man deswegen schlechthin den Winterkönig zu nennen pflegte. Man wußte, daß er in Verkleidung mit geringem Gefolge aus Prag entflohen sei.

Das wußten auch unsere lieben Vorfahren in Herbesheim vor zweihundert Jahren. Sie plauderten damals schon eben so gern von Stadt- und Staatsneuigkeiten, wie wir, ihre würdigen Enkel; sie waren aber damals, ich darf nicht sagen religiöser, wohl religionswilder. Die Freude über Niederlage und Flucht des Winterkönigs war also ungefähr eben so ausgelassen, ja weit stürmischer, als bei uns vor einigen Jahren die Freude über Niederlage und Flucht des Kaisers Napoleon.

Drei bildschöne Jungfrauen saßen einst, vom Winterkönig plaudernd, beisammen. Sie waren alle drei gute Freundinnen und alle drei hatten einen Bräutigam, das heißt, jede einen besondern für sich, weil sie sonst nicht Freundinnen gewesen wären. Die eine hieß Veronika, die andere Franziska, die dritte Jakobea.

„Man sollte den König der Ketzer nicht aus Deutschland ent-

wischen lassen!" sagte Veronika: „So lange er lebt, wird das Ungeheuer der Lutherei leben, und nicht ruhen, Verderben auszuspeien."

„Ja," rief Franziska, „wer den todtschlägt, hat eine große Belohnung vom Kaiser, vom Kurfürsten von Baiern, von der ganzen heiligen Kirche und vom Papste zu erwarten; ja er hat auf den Himmel zu zählen!"

„Ich wollte," fiel Jakobea ein, „er käme in unsere Stadt, o ich wollt' es! Er müßte durch die Hand meines Liebsten sterben. Mein Liebster bekäme wenigstens eine Grafschaft zum Lohn."

„Es ist die Frage," sagte Veronika, „ob dich dein Liebster zur Gräfin machen möchte; denn er hat kaum Herz genug zu solcher Heldenthat. Der meinige würde, ich dürfte nur mit den Augen winken, das Schwert anlegen und den Winterkönig zu Boden schlagen. Und die Grafschaft wäre dir vor der Nase weg erobert."

„Macht euch beide nur nicht so breit!" sagte Franziska: „Mein Liebster ist doch der Stärkste von Allen. Ist er nicht schon im Kriege gewesen als Hauptmann? Und wenn ich ihm geböte, den Großtürken auf dem Throne niederzuhauen, er ginge. Freuet euch auf die Grafschaft nicht zu sehr."

Indem die Jungfrauen noch um die Grafschaft stritten, entstand ein heftiges Getrappel jagender Rosse auf der Straße vom Thore her. Flugs alle drei Mädchen zum Fenster. Es war aber ein schreckliches Wetter draußen; der Regen schoß in Strömen auf die Gassen von allen Dächern und Rinnen. Der Sturmwind sausete und trieb die Fluthen des Regens gegen Häuser und Fenster.

„Daß sich's Gott erbarme!" rief Jakobea: „Wer bei solchem Wetter noch unterwegs ist, der reiset gewiß nicht aus Lust."

„Den treibt die wilde Noth!" sagte Veronika.

Oder das böse Gewissen!" setzte Franziska hinzu.

'genüber, vor dem Wirthshause zum Lindwurm, hielten drei-

zehn Herren zu Pferde still und stiegen eilfertig ab. Zwölf blieben bei den Rossen, der dreizehnte in weißen Kleidern ging in das Haus des Wirthes. Bald kam der Wirth mit den Knechten. Die Pferde wurden in den Stall, die Herren ins Wirthshaus geführt. Trotz des Regens lief Volk in der Gasse zusammen, die fremden Reiter und Pferde zu sehen. Das schönste Roß gehörte dem weißen Herrn; es war ein schneeweißer Schimmel mit prächtigem Geschirr.

„Wenn das der Winterkönig wäre!“ riefen die drei Jungfrauen, wie sie sich von den Fenstern abwandten, im ersten Augenblicke, und einander bedenklich mit großen Augen anstarrend.

Da polterte es auf der Treppe. Siehe, herein traten die drei Bräutigame der Jungfrauen. „Wisset ihr schon, rief der eine, „der flüchtige Winterkönig ist in unsern Stadtmauern.“

„Da wäre ein Fang zu machen!“ sagte der zweite.

„Die Angst liegt dem langen, hagern Weißrock im Angesicht!“ rief der dritte.

Ein froher Schauer überfloß die Mädchen. Sie starrten sich wieder mit großen, forschenden Augen an. Es war, als redeten sie mit den starren Blicken zusammen, als verständen sie einander. Plötzlich reichten sie einander die Hände und sagten: „Ja, es gilt! es gilt! Alle drei mit einander und ungetheilt.“ Dann ließen sie die Hände los und jede drehte sich hin zu ihrem Bräutigam.

Veronika sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig lebendig aus unsern Stadtmauern ziehen, so will ich lieber des Winterkönigs Metze, als meines Liebsten ehelich Gemahl sein. So wahr mir Gott helfe mit seinen Heiligen.“

Franziska sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig diese Nacht überleben, will ich eher den Tod, als meinen Liebsten küssen, und mein Liebster soll ewig die Hochzeit umsonst erwarten. So wahr mir Gott mit seinen Heiligen helfe.“

Jakobea sprach zu dem ihrigen: „Der Schlüssel zu meinem Brautkämmerlein ist nun und ewig verloren, bringt morgen der Herzallerliebste mein nicht purpurroth sein Kriegsschwert vom Blute des Winterkönigs.“

Die drei Bräutigame erschraken; doch sammelten sie ihre Geister bald wieder, indem sie die schönen Jungfrauen liebreizender, denn jemals, vor sich stehen und der Antwort gewärtig sahen. Keiner wollte zurückbleiben; jeder der Erste sein, die Inbrunst seiner Liebe durch ein Heldenstück zu beurkunden. Also verhießen sie, der Winterkönig solle die Sonne nicht wieder sehen.

Sie beurlaubten sich von den Bräuten, die nun frohlockend beisammensaßen und von dem ewigen Ruhm ihrer Geliebten, von deren Muth und Zärtlichkeit, und zuletzt von der Grafschaft plauderten, wie sie dieselbe unter sich theilen wollten. Die drei jungen Männer aber beredeten sich, gingen alsbald ins Wirthshaus zum Lindwurm, forderten einen Trunk, forschten gesprächig dem Fremden nach, und wer der König sein möge, und wo er schlafe, und ob er ein schönes Zimmer habe. Sie kannten aber Alle jeden Winkel des Hauses wohl. Und sie zechten bis tief in die Nacht.

Vor Tagesanbruch eilten eilfertig zwölf der fremden Gäste fort bei Sturm und Wetter. Der dreizehnte lag todt im Blute schwimmend auf dem Bette. Er hatte drei Todeswunden. Niemand konnte sagen, wer er sei; doch versicherte der Wirth, der König sei es nicht. Und er hatte Recht; denn der Winterkönig entkam, wie bekannt, glücklich nach Holland, und lebte noch manches Jahr. — Der todte Gast wurde noch desselben Tages begraben, aber nicht auf dem Kirchhofe in geweihter Erde zu den Gebeinen anderer katholischen Christen, sondern, als ein vermuthlicher Ketzer, aus christlicher Liebe, auf dem Schindanger ohne Sang und Klang.

Aengstlich warteten indessen die drei Bräute auf die Ankunft ihrer Liebsten, um ihnen süßen Lohn zu zollen. Aber sie kamen

nicht. Sie schickten wohl nach ihnen aus in alle Gassen und Häuser; aber es hatte sie Niemand mehr, seit der Mitternachtsstunde, gesehen. Selbst der Wirth und dessen Frau, Mägde und Knechte wußten nicht zu sagen, wohin sie gegangen und was aus ihnen geworden.

Da härmten sich die armen Mädchen bitterlich, und sie weinten Tag und Nacht, und bereueten den frevelvollen Befehl, welchen sie so treuen und schönen Männern gegeben.

Am meisten jammerte heimlich die reizende Jakobea, denn sie hatte zuerst den gefährlichen Anschlag auf das Leben des Winterkönigs vor ihren Gespielinnen laut gethan. Zwei Tage waren seit der Unglücksnacht verflossen, der dritte fast verflossen. Noch wußten die Bräute, noch die bekümmerten Aeltern, nichts über das Schicksal der Jünglinge.

Da ward an Jakobea's Thür gepocht, und es trat ein fremder, vornehmer Mann herein und fragte nach dem Mägdelein, das weinend neben dem Vater und der Mutter saß. Der Fremde überreichte einen Brief, den er unterwegs von einem Jüngling empfangen und zu bestellen versprochen hatte. O, wie freudig erschrak Jakobea! Das Briefchen kam vom Geliebten.

Es war aber fast dunkel. Die Mutter eilte und brachte zwei brennende Lampen, den Brief zu lesen und den Fremden besser zu sehen. Er war ein Mann bei dreißig Jahre alt, von hoher, magerer Gestalt, ganz schwarz gekleidet, doch nach Sitte damaliger Zeit mit großem, von schwarzen Federn umwehten Hut, schwarzem Wamms mit weit überliegendem Spitzenkragen auf den Achseln, schwarzen Unterkleidern und weiten Stiefeln; an der Seite ein Schwert, dessen Griff mit Gold und Perlen und blitzenden Steinen ausgelegt war. Funkelnde Edelsteine sah man mit allerlei Licht von seinen Fingerringen strahlen. Doch sein Angesicht war regelmäßig und edel, wär, trotz dem Feuer seines Blicks, blaß und

erdfarben, und der schwarze Anzug machte ihn noch bleicher. Er setzte sich und der Vater las bei der Lampe den Brief. Er lautete: „Wir haben den Unrechten getroffen! drum, Liebchen, lebe wohl, dieweil ich den Schlüssel zum Brautkämmerlein verloren. Ich zieh' in Krieg gen Böhmenland, und suche mir eine neue Braut, die nicht fordert vom Liebsten ein purpurrothes Schwert. Tröste dich, wie ich mich. Da send' ich dir den Ring zurück." Der Ring fiel aus dem Briefe.

Als Jakobea solches vorlesen hörte, ward sie schier ohnmächtig, und sie weinte und fluchte dem Ungetreuen. Vater und Mutter trösteten das arme Kind, und der Fremde redete viel holdselige Worte: „Hätt' ich gewußt, daß der Schalksknecht mich zum Ueberbringer solcher Verzweiflung mache, so wahr ich bin der Graf von Gräbern, ich hätt' ihm den Johannissegen mit meinem guten Schwert ertheilt. Trocknet Eure schönen Augen, holdes Fräulein; eine einzige Thränenperle, die über Eure rosenrothen Wangen rinnt, ist genug, alle Flammen Eurer Liebe auszulöschen."

Aber Jakobea konnte nicht aufhören zu weinen. Der Graf entfernte sich endlich und bat um Erlaubniß, die schöne Leidende am folgenden Tage noch einmal besuchen zu können.

Er hielt auch Wort und kam, und da er mit Jakobea allein war, sprach er: „Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, indem ich immer Eurer Schönheit und Eurer Thränen gedachte. Ihr seid mir wohl ein Lächeln schuldig, daß meine von Schlaflosigkeit blassen Wangen wieder Röthe gewinnen."

„Wie kann ich lächeln?" sagte Jakobea: „Hat nicht der Ungetreue mir den Ring gesandt, das Herz umgewandt?"

Der Graf nahm den Ring und warf ihn hinaus zum Fenster: „Weg mit dem Ring!" rief er: „Wie gern ersetzt' ich ihn mit einem schönern!" und er legte den prächtigsten Reif von seinen

Fingern vor ihr auf den Tisch: „wie gern mit allen diesen Ringen, und an jedwedem hängt eine reiche Herrschaft!"

Jakobea erröthete. Sie schob den prächtigen Ring zurück. „Seid nicht so grausam," sprach der Graf: „denn nun ich Euch einmal gesehen, kann ich Euch nimmer vergessen. Hat Euch Euer Liebster verschmäht, verschmäht ihn wieder. Das ist süße Rache. Mein Herz und meine Grafschaft liegen zu Euern Füßen."

Zwar Jakobea mochte nicht davon hören: aber doch fand sie in ihrem Herzen, der Graf habe mit der Rache Recht, und der Treulose müsse vergessen sein. Sie sprachen noch Vieles mit einander. Der Graf redete sehr bescheiden und einnehmend; nur war er nicht so schön, wie der verlorne Bräutigam, sein Gesicht auch gar zu bleich und erdfarben. Doch wenn er anmuthig redete, vergaß man die Farbe leicht. Und da Alles seine Zeit hat, so hörte auch Jakobea auf zu weinen, und sie mußte wohl zuweilen zu den Scherzen des Grafen lächeln.

Die Anwesenheit des reichen Herrn in Herbesheim ward bald in der ganzen Stadt ruchbar, denn er hatte prachtvoll gekleidete Dienerschaft, und machte viel Aufwand. Auch daß er Jakobeä einen Brief von dem verschwundenen Bräutigam gebracht, erfuhr bald Jeder. Als dies Veronika und Franziska hörten: eilten sie zu ihrer Freundin, und fragten, ob der vornehme Graf nichts von den übrigen beiden gewußt habe, und baten, darnach zu forschen.

Solches that auch Jakobea; und da der Graf sagte, er wolle die leidtragenden Freundinnen selbst aufsuchen, um nach den Beschreibungen zu urtheilen, wer ihre Liebsten wären, dankte ihm das Mägdlein sehr. Auch that sie ihm schon gütiger, denn sie hatte Nachts bei sich selber mancherlei überlegt, und den kostbaren Ring viel betrachtet und gedacht: „Da darf ich ja nur die Hand ausstrecken und die Grafschaft nehmen, ohne sie mit Veronika und Franziska theilen zu müssen. So hat mir doch die That des Un=

getreuen zur Grafschaft geholfen.“ Und sie zeigte den Aeltern das Juweel, welches der Herr auf dem Tische hatte liegen lassen, und von seinen ehrbaren Anträgen erzählte sie Alles, und von seinen weitläufigen Herrschaften, was sie wußte. Die Aeltern staunten sehr, und wollten lange nicht daran glauben. Wie aber der Graf wieder kam und die Aeltern geziemend bat, ihrer Jungfrau Tochter eine Kleinigkeit zum Sonntagsschmuck verehren zu dürfen, und wie er aus kostbarem Kästlein ein Diamantenkreuz an siebenfacher Perlenschnur zog, bekamen sie den Glauben. Da beredeten sich Vater und Mutter, und sprachen: „Der Eidam steht uns wohl an, [illegible] müssen wir fahen.“

Nun redeten sie ihrer Tochter viel zu, ließen [illegible] viel im Kämmerlein mit dem Grafen allein, und bewirtheten ihn mit Leckerbissen und edeln Weinen, oft noch spät in der Nacht. Er aber nahm nichts ohne Dank, und die Aeltern erfreuten sich seiner schönen Geschenke. Jakobea freute sich im Geiste, als Gräfin von Gräbern den Neid und die Bewunderung der ganzen Stadt zu erregen, und ward gegen den Ungestüm des neuen Liebhabers nachgiebiger.

Dieser aber war doch ein böser Vogel. Denn als er zu Veronika kam, fand er sie noch schöner, als die schöne Jakobea; und wie er endlich gar die blondlockige Franziska sah, däuchten ihm die Andern fast häßlich. Er sagte aber der blondlockigen Franziska und der rabenlockigen Veronika, einer jeden insbesondere, von ihren Liebsten fast die gleiche Geschichte. Er habe unterwegs die drei Junggesellen in einer Herberge gefunden, mit zwei jungen Mädchen gar ausgelassen scherzend, bei vollen Weinbechern. Alle hätten in den Krieg nach Böhmenland ziehen wollen, und die Dirnen mit ihnen. Als sie von ihm im Gespräch vernommen, er werde auf seiner Reise durch das Städtlein Herbesheim ziehen, habe der eine an Jakobea den Brief geschrieben und ihn gebeten,

solchen mitzunehmen. Die andern hätten aber gespottet und gesagt: Wir haben wohl hier bei lustigen Mädeln Besseres zu thun, als Briefe zu schreiben; wollet Ihr Euch für uns beschweren, so saget ihnen, wir zögen nach Böhmenland, weil wir auf ihr Geheiß ein übles Werk gethan. Und wir schicken ihnen statt des Briefes den Brautring zurück. Sie sollen sich durch den Mann trösten lassen, dem er besser, als ihnen, an den Finger passe.

Schon bei Veronika behauptete der Graf, der Ring passe ihm vortrefflich; aber bei Franziska fand er, der Ring wäre wie ausschließlich für ihn gemacht. Und er tröstete Jede gar beredt, und fragte sie: ob ein Bräutigam solche Thränen verdiene, der sein Liebchen so schnöde verlassen und, an der Seite einer leichtfertigen Buhlin, Ring und Herz wegwerfen könne? Und er spielte seine Rolle bei Jeder so gut, wie bei Jakobea, und wußte zuletzt Jede zu trösten; Jeder machte er Geschenke. Jeder bot er sein Herz und die Grafschaft, und Jede gewöhnte sich bald an sein blasses Gesicht.

Die drei Freundinnen aber machten sich gegenseitig aus ihrem Umgang mit dem Grafen und aus ihren Entwürfen ein Geheimniß; denn eine fürchtete die andere, daß sie ihr Netz nach dem reichen Liebhaber auswerfen möchte. Sie besuchten sich nicht mehr, wie sonst, und ärgerten sich sehr, wenn sie zufällig erfuhren, daß der Graf auch die Bekanntschaft der andern unterhalte. Eine auf die andere eifersüchtig, wollte es den übrigen zuvorthun, ließ sich anfangs Liebkosungen gefallen, und erwiederte endlich dieselben, um den Anbeter enger zu fesseln.

Niemand freute sich dieser Eifersucht mehr, als der lose Graf. Denn vermittelst derselben gewann er in kurzer Zeit immer größere Vortheile über die drei Schönen. Zwar betheuerte er Jeder, bei Allem, was heilig im Himmel ist, daß er die übrigen häßlich und albern fände; aber doch müsse er sie von Zeit zu Zeit, Höflichkeit

willen, noch besuchen. Auch diese Ausrede half ihm zuletzt nicht mehr. Wie aber Jede nun von ihm, als Beweis wahrer Liebe, begehrte, er müsse die andern beiden gänzlich meiden, stellte er sich sehr betroffen. Und er machte eine Gegenbedingung: förmliche Verlobung und Ringwechsel in Gegenwart der Aeltern, und nach diesem eine stille Stunde in der Nacht, wo Liebende ungestört von der Hochzeit, von der Reise und von den Einrichtungen im gräflichen Palaste kosen könnten. — Auch das gab jede der drei Schönen zu, und das Wort ward mit einem Kusse versiegelt. Aber im Küssen sagte Jede: „Liebster Graf, wie seid Ihr doch so gar bleich? Leget das schwarze Gewand ab, es macht Euch noch blässer.“ Dann antwortetee er immer: „Ich trage schwarz, um ein Gelübde zu erfüllen. Am Hochzeittage erscheine ich roth und weiß, wie, Herzallerliebste, deine Wangen.“

Also hielt der Graf Verlobung mit jeder. Das geschah am gleichen Tage. Dann schlich er im Finstern zu jeder ins Schlafkämmerlein. Das geschah in der gleichen Nacht. — Als des andern Morgens die Mädchen zu lange schliefen, gingen die Aeltern, sie zu wecken. Da lag jede der Jungfrauen eiskalt im Bette, und den Hals umgedreht, das Gesicht im Nacken.

Zetergeschrei fuhr aus den drei Häusern über die Gassen. Alles Volk rannte erschrocken zusammen. Mord! Mord! ward geschrien; und weil der Verdacht auf den Grafen von Gräbern fiel, sammelten sich die Menschen vor dem Wirthshause zum Lindwurm, und die Stadtweibel und Hatschiere drangen hinein. Da wehklagte im Hause der Wirth, sein Gast sei verschwunden mit all seinen Knechten, und Niemand habe ihn sehen fortwandern. Alles Gepäck, dessen so viel gewesen, sei davon, und habe es doch Niemand von hinnen getragen; aus dem wohlverschlossenen Stalle seien die vielen prächtigen Rosse entkommen, und Keiner auf den Straßen, kein Wächter an den Thoren habe von ihnen gehört.

Da erschrak alle Welt, und Jeder schlug ein Kreuz und segnete sich, wer an den Häusern der unglücklichen drei Bräute vorüberging. Drinnen heulte Jammer und Schmerz, und bedenklich mußte Jedem vorkommen, daß die reichen Geschenke, die prächtigen Brautkleider, die der Graf schon gegeben, die Perlenschnüre, Steinringe, und Diamantenkreuze nicht mehr gefunden werden konnten.

Es war nur ein kleines Leichengefolge, welches den Särgen der drei Jungfrauen zum Thor hinaus nachwandelte, in schwarze Mäntel gehüllt. Und als die Särge auf dem Gottesacker bei der Sebalduskirche niedergesetzt worden waren, und das Gebet verrichtet werden sollte, sah man einen langen Mann aus dem Gefolge hinweggehen, den man bisher nicht bemerkt hatte. Und wie man ihm nachsah, wunderte sich Jeder, wie er, obgleich er vorher schwarz gekleidet gewesen, allmälig ganz weiß ward. Und es erschienen drei rothe Flecken auf dem weißen Wamms, und das Blut träufelte sichtbar über die Schöße des Wammses herunter. Und der lange bleiche Mann ging zum Schindanger.

„Jesus Maria!" schrie der Wirth vom Lindwurm: „das ist der todte Gast, den wir vor einundzwanzig Tagen dort einscharren ließen."

Entsetzen ergriff die auf dem Kirchhof waren, und Alle liefen mit Grausen davon, und die Schuhhacken wurden ihnen unter den Füßen lang. Ein Sturmwind mit Schnee und Regen blies in heftigen Stößen ihnen nach. Drei Tage und drei Nächte blieben die Särge unbeerdigt stehen neben den offenen Grüften.

Als die Obrigkeit endlich befahl, sie einzusenken, und die Aeltern viel Geld an herzhafte Männer boten, das letzte Liebeswerk zu leisten, verwunderten sich die Männer gar sehr. Denn wie sie die Särge aufhoben, fanden sie dieselben so leicht, als wenn sie leer wären, und doch sah man noch die Deckel fest vernagelt. Einer faßte Muth, holte Stämmeisen und Hammer, und ein an-

derer mußte den Herrn Pfarrer und Kapellan rufen. Wie die Särge geöffnet wurden, fand man dieselben ganz leer, und auch kein Todtenkissen, kein Leintuch, keinen Strohhalm darin. Also wurden die leeren Särge vergraben.

Hier machte Waldrich eine Pause. Es war Todtenstille im Zimmer. Alle Kerzen brannten dunkel und warfen falbes Halblicht auf den Kreis der Horchenden. Die Männer saßen und standen ernsthaft umher; die jungen Frauenzimmer hatten sich unvermerkt paarweise enger an einander gedrängt, und die betagten Frauen horchten noch, da Waldrich schon lange schwieg, mit gefalteten Händen und verlängerten Gesichtszügen.

„Vor allen Dingen putzt die Lichter!“ rief Herr Bantes: „Und redet wieder, daß man warme Menschenstimmen höre, sonst lauf' ich davon. Das Teufelszeug könnte Einem Grauen machen.“

Das war Jedem aus der Seele gesprochen. Man lief zu den Kerzen. Man stand auf. Man bot Erfrischungen umher. Man gefiel sich, recht laut zu plaudern und laut zu lachen, und sich mit der Furchtsamkeit zu necken, die Einer am Andern bemerkt haben und Keiner gestehen wollte. Man nannte die Sage vom todten Gaste das tollste Mährchen, was je eine Ammenphantasie ausgebrütet habe, und meinte, wenn eine Miß Anna Radcliff oder ein Lord Byron darum wüßten, die Welt noch ein Meisterstück des Schauerlichen zu erwarten hätte.

Sobald aber der Stadtkommandant vom Reden, und die Gesellschaft vom Hören ausgeruht hatten, ward das Bitten um den zweiten Theil der Sage, oder um die Geschichte von der andern Erscheinung des todten Gastes, begonnen. Man setzte sich im Halbkreise um den Erzähler, ohne seine Erklärung abzuwarten, ob er fortfahren wolle. Mit furchtsamer Neugier richteten sich Aller

Augen auf ihn, als er endlich seinen Platz einnahm. Gruppenweise rückten gleich anfangs die Mädchen die Stühle enger zusammen; eben so die Matronen unter einander. Es ward neue Stille.

Das heutige Beckersche Gut vor der Stadt gehörte ehemals, wie Sie wissen, einer freiherrlichen Familie von Roren — erzählte Waldrich — die es aber schon seit hundert Jahren nicht mehr bewohnte, sondern in Pacht gab, bis es ungefähr vor zwanzig Jahren in den Kriegsunruhen an den verstorbenen Herrn Hofrath Becker kaufsweise kam. Der letzte Baron, welcher dieses Gut, zu dem noch ein großer Theil unserer Stadtwaldungen gehörte, mit seiner Familie zuweilen selbst bewohnte, war ein ungeheurer Verschwender. Er zog freilich nur hierher, wenn er nach seinem Aufwand, den er zu Venedig oder Paris getrieben, wieder Kräfte sammeln wollte. Allein selbst seine ökonomischen Erholungszeiten auf dem prächtigen Edelsitze waren meistens nur Fortsetzungen der gewohnten Lustbarkeiten in verjüngtem Maßstabe. Noch jetzt sehen wir da die Spuren der alten Größe und Pracht an den weitläufigen Ruinen des ehemaligen Schlosses und der Nebengebäude, die schon vor siebenzig Jahren ein Raub der Flammen geworden sind, und an deren Seite sich jetzt das schöne, bürgerlich-bescheidene Landhaus erhebt, welches der Hofrath Becker zu seiner Zeit aufführen ließ. Weit umher, wo jetzt der Pflug geht, war ehemals Alles Garten.

Als der Baron das letzte Mal zu seinem Edelsitz kam, war es zu ganz ungewöhnlicher Zeit und in ganz ungewöhnlich großer Gesellschaft, nämlich spät im Herbst und mit fünfzehn bis zwanzig jungen Edelleuten und deren Dienerschaft. Seine Tochter war damals die Braut des Vicomte de Vivienne, eines reichen und liebenswürdigen Wildfanges, der die deutschen Höfe mit Aufträgen des Kardinals Dubois bereiset hatte. Dubois war der allmächtige

doch auch die Süßigkeiten eines so vornehmen und gütigen Herrn nicht mit Ueberdruß, denn ein Mädchen kann selten auf den böse werden, von dem es verehrt wird.

Wenige Tage vor dem Balltage — schon waren die Maskenkleider fertig — kam Altenkreuz sehr düster und verstimmt in Meister Vogels Haus. Er bat den Meister, ein Wort mit ihm allein zu reden, und sie entfernten sich.

„Meister,“ sagte er, „ich bin in schwerer Verlegenheit. Ihr, wenn Ihr wollet, könnet mir aus der Noth helfen, und ich will es Euch besser lohnen, wenn Ihr mir den Gefallen erweiset, als wenn Ihr mir das ganze Jahr Ballkleider nähtet.“

„Ich bin Ew. Gnaden allezeit gehorsamer Diener!“ versetzte mit Verbeugung und lächelnder Miene der Schneider.

„Denkt nur, Meister,“ sagte Altenkreuz ferner, „mein Fräulein, das ich zum Tanz führen sollte, ist krank geworden und läßt mir absagen. Alle andern Herren haben ihre Tänzerinnen, und, Ihr wißt es, meistens Bürgerstöchter aus der Stadt. Nun steh' ich da, ohne meine andere Hälfte. Ich könnte sie wohl noch in den Familien der Rathsherren und Kaufleute finden: aber welcher passen die Ballkleider? Ihr seht, Meister, ich muß Euch schlechterdings um Eure Tochter bitten. Ihr selbst habt ihr ja die Anzüge auf den Leib gemessen. Ihr müßt sie bitten.“

Der Schneider stutzte anfangs. So viel Ehre hatte er nicht erwarten können. Er verbeugte sich vielmals, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Henriette soll es nicht bereuen,“ fuhr Altenkreuz fort: „die Kleider, in denen sie tanzt, bleiben ihr Eigenthum, und ich will ihr, was in einer glänzenden Gesellschaft noch nöthig sein mag, um würdig zu erscheinen, mit Freuden anschaffen.“

„Ew. Gnaden sind allzugütig!“ rief Meister Vogel: „Ich muß Ew. Gnaden auch noch ohne Selbstlob sagen, das Mädchen tanzt

vortrefflich. Sie sollten sie nur an der Hochzeit meines Nachbars, des Zinngießers, gesehen haben Ich bin starr und steif geworden, wie ich das Mädchen so tanzen sah. Es hat nichts zu sagen. Bleiben Ew. Gnaden nur im Zimmer hier. Ich will das Mädchen herschicken. Tragen's Ew. Gnaden vor, und an mir soll's nicht fehlen."

„Aber Meister," versetzte Altenkreuz, „Henriettens Bräutigam ist vielleicht eifersüchtig, woran er sehr Unrecht hätte. Ihr müsset ihm ein gutes Wort geben."

„O!" rief Meister Vogel: „der Lümmel darf mir nicht mucksen."

Er ging. Nach einem Weilchen trat Henriette erröthend ins Zimmer. Der Graf bedeckte ihre Hand mit seinen Küssen. Er sagte ihr seine Wünsche, seine Verlegenheit, und daß er sie bäte, auf seine Kosten Alles anzuschaffen, was sie für unentbehrlich halte, um gleich dem geschmücktesten Fräulein zu erscheinen. Sie erröthete von neuem, besonders als er ihr zuflüsterte, sie werde die erste Schönheit des Balles sein, und als er ihr ein Paar der prächtigsten Ohrringe überreichte.

Das war für ein schwaches, eitles Mädchen fast zu viel. Henriette dachte sich in einem flüchtigen Augenblicke die Pracht des Festes, sich darin glänzend und bewundert, vom Kopfe bis zum Fuße den ersten Fräulein gleich gekleidet . . . aber sie blieb verlegen, und stammelte etwas von ihrem Vater her, wenn er es erlauben würde.

Altenkreuz beruhigte sie über diesen Punkt. Und da sie nun nicht anstand, seine Einladung dankbar anzunehmen, schloß er sie entzückt in die Arme und sagte: „Henriette, was soll ich's dir läugnen? Du, und kein anderes Fräulein, warst vom ersten Augenblicke an meine Auserwählte. Dich hatte ich schon ersehen, als dein Vater dir den Maskenanzug auf deinem schönen Leibe maß. Nur zur Tänzerin wählte ich dich damals. Ach, Henriette, ich

möchte dich zu mehr wählen; denn ich bete dich an. Du bist nicht so wunderschön geschaffen, um das Eheweib eines rohen, armen Schneidergesellen zu sein. Du bist zu Höherm bestimmt. Verstehst du mich, willst du mich verstehen?"

Sie antwortete nichts, zog sich aus seinen Armen und versprach nur, seine Tänzerin zu werden, wenn der Vater nichts dagegen habe. Beide gingen in die Arbeitsstube zurück. Hier lispelte Altenkreuz dem Meister ins Ohr: „Sie ist es zufrieden. Sorget, daß ihr das Nöthige angeschafft werde, um anständig zu kommen. Hier nehmet dies zur Bestreitung der Auslagen." Und er drückte dem Alten eine Rolle Goldstücke in die Hand und ging.

Jetzt aber gab es stürmische Auftritte in dem Hause des Schneiders; denn Christian, der Gesell, Henriettens Verlobter, ward fast toll, als er vernahm, wovon die Rede sei. Weder die tausend Liebkosungen des weinenden Mädchens, noch die Flüche und Schwüre des Alten konnten ihn wieder zur Vernunft bringen. Das dauerte den ganzen Tag. Henriette hatte eine schlaflose Nacht. Sie war dem Christian in vollem Ernste gut; aber sie konnte ihm doch unmöglich, wie er es trotzig forderte, die Gelegenheit aufopfern, einmal an einem Maskenball unter allen Vornehmen der Stadt und der Nachbarschaft, im höchsten Schmuck, wie sie ihn in ihrem Leben nicht getragen hatte, Bewunderung zu ärnten. Er verlangte in der That auch beinahe das Unmögliche. Ja sie konnte nicht anders, als glauben, er liebe sie nicht wahrhaft, weil er ihr eine solche Freude, die an sich höchst unschuldig war, mißgönnen mochte.

Am andern Tage war Christian wohl etwas ruhiger, das heißt, er tobte nicht mehr so erschrecklich; aber doch wiederholte er immer drohend und warnend sein: „Und du gehst nicht zum Ball!" dem Henriette gewöhnlich eben so mürrisch entgegensetzte: „Und ich gehe doch!" worauf der Vater hinzuzusetzen pflegte: „Und sie soll [illegible]en, dir zum Trotz, ich befehl' es." — Tanzschuhe, Seiden-

strümpfe, feine Schnupftücher, Spitzen u. s. w., Alles aufs kostbarste ward angekauft.

Wie aber der Balltag kam und aus der Sache Ernst ward, schnürte Christian sein Bündel und trat vollkommen reisefertig herein und sprach: „Gehst du, so geh' ich auch, und wir sind auf ewig geschiedene Leute.“ — Henriette erblaßte. Der Alte, der schon vorher heftig mit Christian gezankt hatte, sprach: „Packe dich, wenn du willst. Ich will doch sehen, wer von uns hier Meister ist! Henriette bekommt noch alle Tage einen Mann, zehnmal besser, als du bist.“ — Aber Henriette weinte. Da trat ein Bedienter des Grafen Altenkreuz mit einer Schachtel herein, die er im Namen seines Herrn abgab. Sie enthielt, sagte er, noch einige Kleinigkeiten zum Anzuge der Jungfer Vogel. Es war ein kostbarer Schleier; es waren prächtige Rollen breiten Seidenbandes; es war eine zierliche Korallenschnur zum Halsbande; es waren zwei Brillantringe. Henriette sah seitwärts nach den Herrlichkeiten, die der Vater hervorzog, und durch ihre Thränen funkelten die Diamanten noch sonnenhafter in allen Farben. Sie wankte zwischen Eitelkeit und Liebe.

„Und du gehst nicht!“ rief Christian.

„Und ich gehe!“ sagte Henriette mit stolzer Entschlossenheit: „Du bist nicht werth, daß ich so viel um dich weine; du bist nicht werth, daß ich dich so lieb habe. Denn nun sehe ich deutlich, daß du mir so viel Freude und Ehre nicht gönnest, und mir nie gut gewesen bist.“

„Meinethalben!“ sagte Christian: „So geh'! Du brichst ein treues Herz.“ Er warf ihr den von ihr empfangenen Ring vor die Füße, und ging und kam nicht wieder.

Henriette schluchzte laut, wollte ihn zurückrufen; allein der Vater tröstete sie. Der Abend kam. Sie kleidete sich zum Ball an. Die Zerstreuungen des Putzes machten sie bald des davon=

gelaufenen Liebhabers vergessen. Ein Wagen rollte vor das Haus. Altenkreuz kam, sie abzuholen. Man fuhr davon. „Ach, Henriette!" sagte er im Wagen: „du bist unendlich schöner, als ich glaubte. Du bist eine Göttin. Du bist für solchen Putz und nicht für deinen niedrigen Stand geboren!"

Das Fest war glänzend. Altenkreuz und Henriette erschienen diesen Abend schwarz in altdeutscher Tracht. Beide zogen durch ihre Pracht Aller Augen an sich; denn sie übertrafen selbst die Pracht des Vicomte de Vivienne und der jungen Baronin von Noren, die sich durch die bunten Reihen, als Perser und Perserin, bewegten.

„Der Schwarze ist kein Anderer, als der Graf!" sagte der Vicomte zu seiner Geliebten: „Wozu nur der Narr die Larve vornimmt! Er kann doch seine Stangenfigur nicht verkürzen, mit der er eines Kopfes Länge über Alle wegragt. Um sich kenntlicher zu machen, bedarf dieser Ritter von der traurigen Gestalt wahrhaftig seiner Leibfarbe nicht, in der er sich alle Tage wie ein Pariser Abbé zur Schau stellt, Schwarz auf Schwarz. Aber neugierig bin ich, wer seine Tänzerin sei. Wahrhaftig, sie hat schönen Wuchs, und tanzt allerliebst."

„Ich wette," sagte die Baronesse, „irgend ein gemeines Ding aus der Stadt. Man sieht es der gezwungenen ungelenken Haltung an.

Der Ball dauerte tief in die Nacht, ehe man zum Gastmahl ging, bei dem man natürlich die Masken ablegte. Da gab es beim Erblicken so vieler reizenden fremden Gesichter neue, angenehme Ueberraschungen. Der Vicomte konnte sich an der lieblichen Altdeutschen nicht satt schauen. Er saß bei der Tafel neben ihr, so wie Altenkreuz neben der jungen Baronin. Die beiden Herren schienen hier ganz ihre Rollen zu wechseln; so viel Artigkeiten, die fast mehr als Artigkeiten waren, der Vicomte seiner freudetrunkenen Nachbarin spendete, eben so viel der Graf der Geliebten

des Vicomte. Diese Vertraulichkeiten setzten sich auch nach aufgehobener Tafel fort.

„So wahr ich lebe," sagte der Vicomte zum Grafen, „ich kapere Ihnen Ihre Tänzerin, und wenn Sie mir darüber todtfeind würden."

„Ich habe die Rache in Händen, lieber Vicomte," erwiederte Altenkreuz: „Ich kapere Ihnen Ihre liebenswürdige Baronesse."

Der Vicomte, den die neue Leidenschaft und der alte Wein am Tische allzulebhaft gemacht hatten, sagte unbesonnen genug, und ohne darauf zu achten, daß die Baronesse in der Nähe stand und es wohl hören konnte: „Ein Dutzend meiner Baronessen für die einzige Venus im altdeutschen Kostüm!"

„Vicomte," rief der Graf finster: „besinnen Sie sich, was Sie sagen. Wie artig immerhin meine Tänzerin sei, der erste Preis der Schönheit gebührt immerhin der Königin dieses Festes, Ihrer Braut."

„Titularkönigin! Titularkönigin! Ich halte es mit der wirklichen Macht!" rief der Vicomte. Der Graf gab ihm vergebens durch Blicke und Winke wegen der Nähe der Baronin zu verstehen, daß er sich mäßigen solle; redete zuletzt entschlossener, und gebot dem Vicomte, keine Beleidigung weiter, wegen der Baronin, die sich zornig entfernte, auszustoßen. So kam es zum Wortwechsel. Umsonst suchte der Graf wieder zum Gütlichen einzuleiten. Der Vicomte, von Liebe, Wein und Aerger entflammt, betrug sich immer unanständiger. Die Gäste traten zusammen. Der Graf suchte durch Schweigen größeres Aufsehen zu verhüten. Als der Vicomte aber sagte: „Graf, ich hätte nicht geglaubt, daß ein so abgezehrter Wüstling, wie Sie, noch Kraft genug zur Eifersucht habe; denn nur ohnmächtige Eifersucht spricht aus Ihnen! — da konnte sich auch Altenkreuz nicht länger mäßigen.

„Vicomte!" rief er: „Wüstling? Ich? Wer sagt das?"

„Ihr eigenes bleifarbenes Gesicht!" lachte höhnisch der Vicomte.

„Schweigen Sie!“ sagte die Baronin lächelnd, und vergalt seine Worte mit einem leisen Händedruck: „Führen Sie mich lieber zum Tanz.“

Sie tanzten. Beide wurden nun vertraulicher, da er das schwere Geständniß, das schwerste für jeden Liebenden, schüchtern ausgesprochen, und sie es nicht verworfen hatte. Als sie ihn ihren vielgetreuen Kämpen und Ritter im Scherze nannte, verlangte er auch auf Ritterweise den Ehren- und Minnesold. Den nun freilich verweigerte die junge Baronin, ob er gleich nur in der Erlaubniß eines Kusses auf ihre glühenden Wangen bestehen sollte; aber die Eroberung war ihr darum nicht minder angenehm.

Noch freudeberauschter war Henriette. Sie sah sich als den Gegenstand allgemeiner Bewunderung. So viel Schönes war ihr in ihrem Leben noch nicht über ihre Schönheit gesagt, wie hier von den vielen jungen Edelleuten auf dem Balle. Als der Graf sie gegen Morgen wieder im Wagen zum väterlichen Hause zurückführte und sie wieder zum nächsten Balle einlud, verdoppelte sich ganz natürlich ihr Entzücken. „Ach, Henriette,“ seufzte er, „wirst du mich nie ein wenig lieben? Du hattest heute einen frohen Abend; willst du nicht immer diese Abende, diese Tage, diese Nächte? Es hängt von dir ab. Als Gräfin von Altenkreuz ist dein ganzes Leben ein fröhlicher Balltag.“

Sie schwieg. Er raubte ihr einen Kuß, indem er sie an seine Brust drückte. Sie zitterte und schwieg, und duldete den zweiten.

Des andern Tages fehlte der Graf nicht, sich nach dem Befinden der beiden Tänzerinnen zu erkundigen und bei beiden seine Bewerbungen fortzusetzen. Beiden machte er glänzende Geschenke; beider Mädchen Eitelkeit begeisterte er so, daß beide sich zuletzt einbildeten, sie liebten ihn wirklich. Die Väter, der Schneider und der Baron, wurden auf gleiche Weise von ihm geblendet. Der Schneider glaubte sich bald reich genug, sein Handwerk auf-

geben zu können, und der Baron konnte den Grafen nicht genug loben und schmeicheln, denn dieser hatte ihm, der in bedeutender Geldverlegenheit war, wirklich beträchtliche Summen vorgeschossen.

Altenkreuz hatte also leichtes Spiel, als er, um zum Ziele zu kommen, beim Schneider um Henriettens Hand, beim Baron von Roren um dessen Tochter anhielt. Ohne daß Einer vom Andern wußte, gaben ihm beide das Jawort, wie er es endlich auch schon von den beiden hoffärtigen Mädchen herausgelockt hatte. Ja, was das Aergste war, dieser unersättliche Verführer hatte dasselbe Spiel noch im Hause eines Beamten in der Stadt getrieben, durch seine Künste die Tochter des Hauses von ihrem Geliebten getrennt und dann dessen Stelle eingenommen. Förmlich ward die Verlobung mit Allen abgeschlossen.

Der Baron feierte den Verlobungstag seiner Tochter mit Gastmahl, Spiel und Ball. Auch Henriette ward wieder dazu eingeladen, und Altenkreuz empfing Erlaubniß von seiner Braut, die Schneiderstochter, jedoch erst Abends, zum Tanze abzuholen. Es war aber ein fürchterlicher Tag in der Natur; Sturm, Regen und Schnee wütheten. Sogar Blitz und Donner fanden sich mit Hagelschauern ein. Von den Dächern rasselten die Ziegel; viele Bäume stürzten gebrochen. Dessen ward man jedoch im Tanzsaal nicht gewahr. Hier glänzte von hundert Kerzen ein heller, warmer Tag; und Liebe, Wein und Spiel herrschten ungestört unter den Schrecken der empörten Außenwelt.

Die junge Baronin und Henriette schwammen in Seligkeit. Der Graf weihte sich jener mit gesteigerter Zärtlichkeit fast ausschließlich; nur selten tanzte er mit Henrietten, die sich indessen mit den Anbetungen schadlos hielt, die ihr von andern Tänzern wetteifernd dargebracht wurden. Die junge Baronin, die in wirklich königlicher Pracht ganz in die verschwenderischen Geschenke ihres Verlobten gekleidet war, tanzte mit ausgelassener Lust, und weidete

sich stolz an der neidischen Bewunderung der übrigen Frauenzimmer. Viele der reichsten Edelfräulein der ganzen Nachbarschaft mußten diesen Abend Zeuginnen ihres Reichthums sein, und sie ließ mehreren empfindlich fühlen, daß sie, als Braut des reichsten Grafen von Deutschland, nicht mehr ihresgleichen kennen möchte.

Früh ermüdet verließ sie den Ball gegen Morgen, ehe der Ball selbst geendet war. Der Graf, liebetrunken, führte sie unbemerkt hinweg. Im Nebensaale fanden sie eine der Kammerfrauen, die ihr zum Schlafgemach folgen wollte. Die junge Baronin, am Arm ihres Verlobten, sagte hocherröthend: „Macht Euch lustig, ich will Euern Dienst nicht, und will mich selbst entkleiden." Sie ging durch den Korridor, der Graf folgte ihr ins Schlafgemach.

Als er zurückkam, war die Gesellschaft eben bereit zum Aufbruch. Die Wagen fuhren vor. Altenkreuz führte Henriette zum Wagen und begleitete sie bis nach Hause. Alles schlief. Leise öffnete sie. Vergebens sträubte sie sich vor dem Hause. Der Graf hieß den Kutscher zurückfahren. Er folgte Henrietten.

Folgenden Morgens schon früh durchlief ein entsetzliches Gerücht die Stadt, man habe die Tochter eines Beamten todt im Bette gefunden, den Hals umgedreht. Man drängte sich zu dem Hause hin; Aerzte und Polizeibeamte eilten dahin. Die schreckliche Wehklage aus dem Trauerhause scholl weit durch den Haufen der hinzugeströmten Neugierigen. Jetzt fiel Mehreren die Begebenheit ein, welche sich schon vor hundert Jahren; ebenfalls in der Adventszeit, zu Herbesheim ereignet hatte. Die Sage vom todten Gaste lebte wieder auf. Todesschrecken kam über alle Familien.

Auch der Meister Vogel hörte davon. Da dachte er mit heimlichem Grausen an Henrietten; doch befrembete ihn ihr langes Schlafen nicht, da sie erst spät vom Balle zurückgekommen war. Aber wenn er des todten Gastes gedachte, wie ihn die Sage schilderte, und dann an den Grafen Altenkreuz dachte — an ihn, den

großen, langen Mann, an sein bleiches Gesicht, au die schwarze Kleidung, in der er immer zu gehen pflegte — dann ward es ihm doch, als wolle sich sein Haar aufwärts sträuben. Indessen er glaubte an die Sage nicht, weil die ganze Stadt an das Geschwätz nie geglaubt hatte. Er machte sich selbst über seine abergläubige Einbildung Vorwürfe, und ging zum Schränkchen, eine kleine Herzstärkung gegen seine Schwäche zu nehmen, ein Gläschen Madera, von des Grafen Geschenken. Zu seiner Verwunderung fehlte die Flasche; noch mehr staunte er, als er, in andern Schränken nachsuchend, Eins ums Andere Alles fehlen sah, was er oder seine Tochter jemals durch die Freigebigkeit des Grafen empfangen hatten. Er schüttelte den Kopf.

Ihm ward nicht wohl Ihm ahnete Böses. Allein und still schlich er die Treppe hinauf zu Henriettens Kämmerlein, daß im schrecklichsten Fall kein anderer Zeuge vorhanden wäre, und er nicht das Gerede der Stadt würde. Leise öffnete er die Thür. Er ging zum Bett der Tochter, und hatte doch nicht das Herz, aufzublicken. Und als er endlich die Augen flüchtig dahin richtete — dunkel ward es ihm vor seinen Sinnen — da lag sie todt, das schöne Gesicht im Nacken. Betäubt, wie vom Blitzstrahl, stand er da. Mitten in der Betäubung nahm er den blassen Kopf der Verstorbenen, und legte denselben in seine natürliche Lage. Ohne zu wissen, was er that, eilte er davon zum Arzt, und meldete ihm den jähen Tod seines Kindes. Der Arzt betrachtete die schöne Leiche und schüttelte den Kopf. Meister Vogel, der um Alles in der Welt die Wahrheit nicht verrathen wissen wollte, meinte, Erhitzung auf dem nächtlichen Balle, dann der kalte Windsturm bei der Heimkehr möge die Ursache des schnellen Todes sein. Er heulte seinen Schmerz so laut aus, daß alle Nachbarn erschrocken zusammenliefen.

Noch sprach Alles in Straßen und Häuserm vom Unglück der

beiden Mädchen, als sich dazu ein neues Gerücht vom schnellen Hinscheiden der einzigen Tochter des Barons von Roren mischte. Zwar die Aerzte, welche vom Hause des Barons in die Stadt zurückkamen, versicherten, das Fräulein habe noch am Morgen gelebt, oder lebe noch; ein Schlagfluß, Folge nächtlicher Erkältung, Folge des Balles, habe das zarte Leben zerstört: allein wer hätte das glauben mögen? Jeder war überzeugt, die junge Baronin habe das Schicksal der Uebrigen gehabt, und der Baron ehrenhalber das Geld nicht gespart, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Wirklich war das Haus des Barons plötzlich aus einem Wohnsitze rauschender Freuden in ein Trauerhaus verwandelt, der unglückliche Vater untröstlich. Sein Entsetzen, wenn es möglich gewesen wäre, zu vergrößern, mußte er noch die Entdeckung machen, daß alle Geldwechsel und Geldrollen, alle Halsbänder, Ringe, Juwelen, die der Graf von Altenkreuz dem Vater oder der Tochter gegeben, zugleich mit dem Leben der jungen Baronin verschwunden waren. Ja, der Graf selbst, den man aller Orten suchte, zu dem man aus mehrern Häusern schickte, hatte sich auf die unbegreiflichste Weise unsichtbar gemacht. Seine Zimmer standen so leer, aufgeräumt und sauber da, als hätte er nie darin gewohnt. Mit Kisten und Kasten, Dienern und Pferden, Wagen, Allem, was ihm angehörte, war er davon, daß man auch kein Fädchen und Stäubchen mehr von ihm entdeckte.

So wurden an einem und demselben Tage die drei Leichen der unglücklichen Bräute zur Erde bestattet. Die Särge mit ihren Trauerbegleitungen trafen zu gleicher Zeit auf dem Kirchhofe vor der Stadt zusammen. Der Pfarrer hielt für sie insgesammt das Gebet. Da ging einer der Leidtragenden, in seinen schwarzen Mantel gehüllt, noch ehe das Gebet vollendet ward, seitwärts; und kaum einige Schritte war er entfernt, sah man ihn, wie in veränderter Gestalt, in uraltmodischer, sonderbarer Tracht, schnee-

weiß, mit weißer Feder auf dem Hut; und auf dem Rücken wie auf der Brust, wenn er sich wandte, sah man drei dunkle, rothe Flecken und ganz deutlich Blutstropfen niedertröpfeln über das weiße Wamms und die weißen Beinkleider. Er wandelte gegen den Schindanger, und ward nicht mehr gesehen. — Während Grausen die Betenden ankam, die ihm nachsahen, überfiel Grausen die Sargträger, als sie die Särge heben wollten, um sie in die Gruft zu senken. Denn diese schienen ihnen auch gar zu leicht, als wenn sie leer wären. Aber sie, voller Schrecken, stürzten die hohlen Särge in die Grüfte und schüttelten eilfertig Erde nach. Wolkenbruchartiger Regenschauer mit Sturm fuhren herein ins Land. Alles flüchtete mit Furcht und Schrecken dem Thore der Stadt zu. Ein schneidender Wind sausete ihnen im Nacken.

Wenige Tage nach diesem, im traurigsten Wetter, verließ der Baron von Roren sein Landgut. Nie kehrte aus seiner Familie Einer wieder hieher zurück. Die Gärten verwilderten. Das Schloß stand unbewohnt und verlassen, bis es, der Himmel weiß wie, ein Raub der Flammen ward.

Gegenseitige Erklärungen.

So schloß Waldrich seine Erzählung. Es war sichtbar, daß die aufmerksamen Zuhörer und Zuhörerinnen, diesmal weniger von der Erzählung ergriffen ihre Plätze verließen, als das erste Mal, und sich mit ungezwungener Munterkeit durch einander mischten. Indessen schien der zweite Theil der Sage doch auch nicht ohne Eindruck geblieben zu sein; denn man unterhielt sich den ganzen Abend davon, und einige gar ernsthaft über die Möglichkeit solchen Spuks. Am kecksten jedoch spottete der alte Herr Bantes über das Mährchen. Sein Witz und Spott aber wirkte bei den Wenig=

sten; denn man kannte ihn schon, als eine Art Freigeist, und man wußte, daß der ehemalige alte Pfarrer deutlich auf ihn gezielt habe, wenn in der Predigt von Arianern, Naturalisten, Deisten, Atheisten, und Socinianern die Rede war.

Wie mächtig die Erzählung Waldrichs allgemeine Theilnahme angeregt hatte, ward schon daraus klar, daß sie sich in den folgenden Tagen die ganze Stadt wieder erzählte, und daß sie, natürlich, mit mancherlei Zusätzen reich ausgestattet, herumgeboten ward. In einer andern Zeit hätte sie kaum hingereicht, den Abend einer hörlustigen Wintergesellschaft auszufüllen. Jetzt aber, da die Rede von der hundertjährigen Wiederkunft des todten Gastes an der Tagesordnung war, beschäftigte es allerdings die Neugier auch der Ungläubigsten oder Gleichgültigsten, was für eine Bewandtniß es mit dem todten Gaste habe.

Waldrich selbst erfuhr erst später, welches unbeabsichtigte Schicksal sein Geschichtchen hatte. Denn er mußte Herbesheim in Geschäften seines Regiments auf einige Wochen verlassen. Das hätte er nun gern abgelehnt, nicht nur wegen des häßlichen Winterwetters, das sich früh einzustellen drohte, sondern auch Friederikens, oder vielmehr seiner selbst willen. Denn nun erst, da seiner Liebe durch den Herrn von Hahn Gefahr drohte, war diese zur Leidenschaft geworden. Er zweifelte zwar nicht an der Treue ihres Herzens, noch weniger an ihrem Muth, auf keine Weise in den kaufmännisch berechneten Heirathsplan ihres Vaters einzugehen; aber — doch ängstigten ihn Gedanken von hunderttausend Möglichkeiten. Und hätten sie ihn nicht geängstigt, würde ihm doch die Trennung von der ihm heimlich Verlobten, deren ganzes Wesen sich ihm in der Gluth seiner Leidenschaft vergöttert hatte, unerträglich gewesen sein. — Allein der Befehl war da, und der soldatische Gehorsam konnte nichts einwenden.

„Friederike,“ sagte er am Abend vor seiner Abreise, da er

zufällig mit dem Fräulein im halbdunkeln Zimmer allein beisammen war, „Friederike, nie, nie bin ich mit so schwerem Herzen von Herbesheim und von Ihnen gegangen, als diesmal. Und ist es gleich nur für wenige Wochen, ist es doch, als wäre es für ewig. Es steht etwas vor mir, wie ein dunkles Unglück, das sich durch Ahnungen verkündet. Mir wäre leichter, wenn ich bestimmt wüßte, es ginge in den Tod.“

Friederike erschrak über seine Worte. Sie ergriff seine Hand und sagte: „Macht dir etwa der Herr von Hahn Sorgen, daß er während deiner Abwesenheit eintreffe? Oder ist dir wegen meiner Standhaftigkeit bange? — Fürchte doch nichts, ich bitte dich, fürchte nichts. Sorge doch nicht für mich, sondern für dich, für deine Gesundheit, für dein Leben bei dieser ungesunden Jahreszeit. Denn ich gestehe dir, auch mir war noch bei keiner unserer Trennungen so übel zu Muth, wie diesmal. Ich weiß nicht zu sagen, warum; aber ich zittere, du kommst gar nicht wieder.“

Beide fuhren fort, sich ihre Bangigkeiten und Besorgnisse auszusprechen, — und was sie nicht öffentlich durften, thaten sie jetzt; sie sagten sich unter Umarmungen, Thränen und Küssen ihr Lebewohl, beide mit dem schweren Gefühl, es sei das letzte. Da trat eine Magd herein mit dem brennenden Licht. Waldrich eilte fort und aus dem Hause, um seine Thränen zu verbergen und seinen Schmerz im Freien auszuhauchen. Friederike ging in ihr Zimmer und schützte Kopfweh vor, um sich ins Bett legen und den ganzen Abend ungestört sein zu können.

In der Nacht reisete der Hauptmann ab. Herr Bantes hatte vorher ihn noch gezwungen, einen guten, wärmenden Punsch mit ihm zu trinken. Aber der Punsch erheiterte das Gemüth des Scheidenden nicht, ob er sich gleich in Gegenwart des Herrn Bantes Gewalt that, fröhlich zu scheinen. Frau Bantes bemerkte es wohl. Und als sie folgendes Morgens zu Friederiken ans Bett trat und

fragte: „Wie hast du geschlafen? Ist dir besser?“ sah sie wohl, daß das arme Mädchen blaß war und rothgeweinte Augen hatte.

„Kind,“ sprach sie, „ich merke, du bist krank. Warum verhehlst du der Mutter deine Leiden? Bin ich deine Mutter nicht mehr? Liebe ich dich weniger, denn sonst, oder liebst du mich weniger, seit Waldrich deine Liebe ist? — Warum wirst du roth? Erröthest du vor einem Unrecht? Daß du ihn liebst, darin finde ich eben nichts Sündhaftes; aber daß du mit deinem Herzen nicht, wie sonst, klar vor mir, wie vor Gott, stehest, das ist zu tadeln.“

Friederike richtete sich auf, breitete die Arme aus und drückte laut weinend die Mutter an sich: „Ja, ich lieb' ihn. Ja, ich bin ihm zugesagt. Sie wissen es. Ich hatte Unrecht, gegen die gute Mutter zu schweigen; aber ich wollte ihr ja nur mein Unglück verschweigen, um sie nicht zu früh in mein Leiden zu ziehen. Das muß endlich doch, aber so spät als möglich, geschehen, wenn es der Vater erfahren wird, daß ich lieber unvermählt sterbe, als seinem für mich Erwählten die Hand gebe. So dachte ich, und schwieg.“

— Kind, ich bin nicht gekommen, dir Vorwürfe zu machen. Ich verzeihe dein Mißtrauen gegen ein Mutterherz, das sich dir noch nie verläugnet hat. Also davon still. Und was deine und Waldrichs gegenseitige Neigung betrifft, hatte ich sie längst befürchtet. Ja, es konnte nicht anders kommen. Ihr konntet beide nichts ändern. Doch sei ruhig. Hoffe! bete! Wenn Gott will, wird er's lenken. Er ist deiner werth, ob er gleich nicht hat und ist, was der Vater dir bestimmt hat. Ich werde es dem Vater entdecken, wie ihr beide mit einander steht.

„Um Gotteswillen, noch nicht, nur jetzt noch nicht!“

— Ja, Friederike, jetzt. Es wäre besser gewesen, schon früher. Ich muß es ihm entdecken, denn ich bin seine Frau. Als solche will ich und darf ich kein bedeutendes Geheimniß vor dem Manne

haben; habe du dergleichen auch nie im Leben vor deinem künftigen Gemahl. Das erste Geheimniß, welches Mann oder Weib in der sonst glücklichsten Ehe vor einander hegen, bringt den Untergang alles Glücks, bringt Mißtrauen und Spannung. Wir mögen jemals recht oder unrecht handeln, Offenheit thut zu Allem wohl, hindert das Erscheinen vieles Bösen, und macht selbst das Fehlerhafte minder schuldvoll.

„Aber was soll ich thun?“ sagte Friederike.

— Du? was du? Weißt du's nicht? Wende dich im stillen Gebete zu deinem Gott. Die Unterhaltung mit dem, der die Sonnen droben und die Sonnenstäubchen hier unten leitet, wird dich erheben, dich heiligen, beruhigen. Du wirst besonnener, edler denken und thun. Und dann wirst du nie Uebles thun. Und thust du das Rechte und sagst du das Rechte, glaube mir, so wird's nicht unrecht gehen.

So sprach ihr Frau Bantes zu, und verließ sie, um sich zu ihrem Manne ans Frühstück zu setzen.

„Was fehlt dem Mädchen?“ fragte er.

— Vertrauen zu dir und mir, aus allzugroßer Liebe zu ihren Aeltern.

„Krummes Zeug und dergleichen! Mama, du hast wieder etwas im Hintergrunde. Gestern hatte sie Kopfweh und heute kein Vertrauen.“

— Sie hat Furcht, dich zu kränken; darum wird sie krank.

„Possen und dergleichen!“

— Sie fürchtet, du werdest ihr den Herrn von Hahn aufzwingen, auch wenn sie ihn nicht will.

„Sie hat ihn ja noch nicht gesehen.“

— Sie möchte ihn lieber nicht sehen. Ihr Herz hat schon entschieden. Sie und Waldrich haben Neigung für einander. Du hättest es längst bemerken können.

„Halt!“ rief Herr Bantes, und setzte die Kaffeetasse nieder; besann sich, hob die Tasse wieder auf und sagte: „Weiter!“

— Was weiter? Daß du behutsam gehen, daß du mit der Verlobung nichts übereilen mußt, wenn du nicht Unglück anrichten willst ohne Noth. Es ist möglich, daß Friederike den Herrn von Hahn, wenn sie nur weiß, daß er ihr nicht aufgedrungen werden soll, nach und nach recht angenehm findet. Es ist möglich, daß der Kommandant in eine andere Garnison verlegt wird, daß Trennung und die Zeit die erste Leidenschaft schwächt, . . . dann —

„Richtig! das ist auch mein ganzer Sinn. Ich schreibe seinem General. Er muß in andere Garnison. Zum Kukuk und Küster, Friederike wird doch nicht Frau Hauptmännin werden wollen? Ich schreibe mit nächstem Posttag. Das sind mir Teufelsstreiche!“

Jetzt hatte Frau Bantes angebahnt. Es gab freilich sehr lebhafte Unterredung; Vater Bantes stürmte nach seiner Art ein wenig, und sprach seinen Willen entschieden genug aus; doch gab er zu, man müsse behutsam gehen, keinem Strom einen Damm entgegenbauen und keiner Leidenschaft Gewaltgebote geben; Waldrich müsse mit guter Art von Herbesheim fort, Friederikens Neigung nicht offen widersprochen werden, damit sie sich beruhige, und so müsse dem Ziel unvermerkt zugesteuert sein.

„Bei dem Allen bleibt's ein dummer Streich!“ sagte Herr Bantes ärgerlich. Das sagte er auch, als er sich mit Friederiken unter vier Augen verständigt hatte. „Siehst du,“ sprach er zu ihr, „du bist ein vernünftiges Mädchen, und solltest dich da nicht, wie ein anderes Gänschen, verplempern. Aber, wie gesagt, ich habe nichts dagegen, meinetwillen liebt euch — nur an Heirath denkt nicht! Daraus wird nichts. Du bist zu jung. Nichts überhaspelt! Lerne alle Männer kennen. Es hat jeder sein Gutes. Denke dann, was sich für dich schickt. Lerne den Herrn von Hahn

kennen. Taugt er nicht für dich, dann marsch mit ihm. Ich zwinge dich zu nichts; aber zwinge mich auch zu nichts."

So ward der innere Friede der Familie wieder hergestellt, und durch weise Leitung der Frau Bantes ein drohendes Ungewitter in einen stillen, trüben Regentag verwandelt. Die alte Heiterkeit, so gut es ging, kehrte zurück, und Alles nahm den gewohnten Gang ein. Friederike, vollkommen beruhigt, dankte dem Himmel, daß es so weit gediehen sei, und erwartete von der Zukunft vertrauensvoll das noch Bessere. Mit Zuversicht erwartete auch Herr Bantes das Bessere. Er freute sich, daß Friederike ihren bisherigen Frohsinn wieder annahm, und entwarf indeß das Schreiben an den General. Frau Bantes, die ihren Gemahl, wie ihre Tochter, mit gleicher Zärtlichkeit im Herzen umschloß, hoffte wenig, fürchtete wenig; sie überließ die Entscheidung dem Himmel. Waldrich war ihr lieb, wie ein angenommener Sohn; aber auch der Herr von Hahn war ihr durch die erhaltenen Anzeigen und durch die Vorliebe ihres Gatten schätzbar. Sie wollte nur ihrer Tochter Glück, gleichviel, durch wessen Hand es gegeben werden könne.

Die Ueberraschung.

„Ach, der arme Waldrich!" sagte Friederike am Sonntage, da sie mit ihrer Mutter aus der Kirche gekommen war, und nun plaudernd mit ihr im warmen Zimmer am Fenster saß, und auf die öden Straßen hinabsah, die von Regenströmen rauschten: „Wenn er nur jetzt nicht unterwegs ist! Es wäre bisher das schönste Wetter zur Reise gewesen, und nun er fort ist, muß auch das übelste eintreffen."

— Ein Soldat soll Alles tragen können! antwortete Frau Bantes: Und willst du eines Soldaten Frau werden, so gewöhne dich zeitig an den Gedanken, daß dein Mann dem Könige mehr

als dir, der Ehre mehr als der Liebe, dem Feldlager mehr als dem Hause gehört, und daß, wenn andern Männern nur ein Tod nachlauscht, dem Soldaten hundert Tode aufpassen. Darum wäre ich nie eine Soldatenfrau geworden.

„Aber, sehen Sie auch hinaus, Mama, wie es in der Luft wüthet! wie schwarz der Himmel! Sehen Sie doch, zwischen dem Regen große Hagelsteine!“

Frau Bantes lächelte, denn es kam ihr ein Einfall, von dem sie anfangs nicht wußte, ob sie ihn mittheilen sollte. Endlich sagte sie: „Friederike, weißt du's? Heute ist der erste Adventssonntag, wo die Regierung des todten Gastes beginnen soll. Der wüste Prinz meldet sich, scheint's, immer mit Sturm an.“

„Ich wette, Mama, der Regensturz macht unsern Herbesheimern himmelangst. Die verriegeln vielleicht schon am hellen Mittag die Hausthüren, damit das lange, bleiche Gesicht nicht eindringe.“

In diesem Augenblicke trat Herr Bantes eilfertig mit einem lauten, doch etwas sonderbaren Gelächter in die Stube; sonderbar war es, weil man nicht wußte, ob es ein willkürliches oder unwillkürliches Lachen war.

„Tolles Zeug und dergleichen!“ rief Herr Bantes: „Geh' in die Küche, Mama, und bringe die Mädel in Ordnung, sonst werfen sie dir den Braten in die Suppe, die Suppe ins Gemüse, das Gemüse in die Milchcreme.“

„Was gibt's denn?“ fragte Frau Bantes verwundert.

„Wisset ihr nichts?“ Die ganze Stadt sagt, der todte Gast sei angekommen. Zwei Fabrikarbeiter kommen mir da athemlos und pudelnaß von der Gasse in die Zahlstube gesprungen, und erzählen, was ihnen an zehn Orten schon erzählt worden ist. Mag von dem tollen Zeug kein Wort hören; gehe an der Küchenthür vorbei; die Mägde drinnen lärmen. Ich stecke den Kopf hinein, zu sehen, was es gibt; schreien die dummen Dinger beim Anblick

meiner schwarzen Perrücke laut auf und rennen die Närrinnen seitwärts, meinen, ich sei der todte Gast. Seid ihr Alle unklug? rief ich. — Ach Gott! schrie die Käthe: ich will's nicht läugnen, Herr Bantes, ich bin abscheulich erschrocken. Mir zittern die Knie. Und ich brauche mich eigentlich gar nicht zu schämen, daß ich mich mit dem Schornsteinfeger Max eingelassen und versprochen habe. Aber nun es so kommt, wollte ich, ich hätte den Max in meinem Leben nicht gesehen. — So schrie Käthe, und wie sie sich die Angstthränen abtrocknen will, läßt sie die Pfanne mit den aufgeschlagenen Eiern aus der Hand fallen. Die Susanne sitzt hinter dem Feuerherd und weint hinter ihrer Schürze. Die alte, unschuldige Lene mit ihren fünfzig Jahren sogar sieht ganz verstört drein, und schneidet sich richtig mit dem Küchenmesser in die Finger, da sie es abwischen will."

„Hab' ich's nicht gesagt, Mama?" rief Friederike, indem sie ausgelassen lachte.

„Stelle Ordnung in der Küche her, Mama!" fuhr Herr Bantes fort: „Sonst ist die erste Teufelei des todten Gastes in Herbesheim, daß wir am lieben Sonntage verhungern müssen."

Friederike hüpfte lachend hinaus zur Küche und rief: „So arg soll er's uns doch nicht treiben!"

„Das sind," sagte Herr Bantes, „die saubern Früchte des Aberglaubens, der Pöbelweisheit. Alles Pöbelweisheit, von oben bis unten, vom Stallknecht bis zum Minister! Da schimpfen mir jetzt Schulknaben und Priester, Hebammen und Professoren, geheime Räthe und geheime Speichellecker auf die Aufklärung; sagen, sie bringe Insubordination, Irreligion, Revolution, und wollen das Volk wieder in die alte Dummheit zurückwerfen. Und die Esel von modischen Versemachern yahnen ihre Wunder- und Heiligenlieder dazwischen, und die Esel von Bücherfabrikanten machen sich mit Ammenmährchen breit, und wollen Heiden und Türken katho-

lisch machen, den Papst zum Herrgott der Könige, den Staat zum Nothstall der Kirche. Lumpenpack! Da geben sie kaum einen rothen Kreuzer für Verbesserung der Schulen, aber Millionen für die Soldaten hin, und für Ueppigkeit; da schnüren sie vernünftigen Leuten das Maul zu, wo nicht den Hals; aber wer Unsinn und Knechterei und Schlächterei lobpreiset, den behangen sie mit Orden, Titeln und Tressen. Da haben wir's nun. Aberglaube oben und unten. Erster Advent, Windwetter — sieh' da, kriechen die Narren in den Winkel und kreuzigen und segnen sich; meinen, der todte Gast mache den Sonntagsregen und dergleichen."

Frau Bantes lächelte sanft und sprach: „Papa, nicht so eifrig; nicht so böse! die Sache verdient's nicht."

— Verdient's nicht? He, du selbst hast wurmstichigen Glauben, Mama! Nimm mir den Aberglauben nicht in Schutz; nimm mir keinen Unsinn in Schutz! Ich will, wenn ich sterbe, zehntausend Gulden Legat aussetzen, bloß zur Besoldung eines Lehrers an der Schule, der gesunde Vernunft lehren soll. Wer solche wahnsinnige Einbildungen von Gespenstern, Teufeln, Todtenerscheinungen, todten Gästen und dergleichen dulden kann, der kann auch dulden, daß die ganze Welt ein Tollhaus und jedes Land ein Sklavenloch werde, worin die eine Hälfte des Volkes leibeigen frohnen, die andere mit Musketen und Kanonen die gehorchende im Zaum halten muß.

„Aber, aber, Papa, wohin verirrst du dich?"

— Verflucht sei der Aberglaube! Aber, ich merke wohl, man will ihn. Nur zu! das ist den Engländern recht. Je dummer die Völker, je leichter saugen sie uns aus. Es wird nicht eher besser, bis einmal wieder ein Hans Bonaparte mit eiserner Ruthe kommt und Schule hält mit den Narren.

Indem Herr Bantes noch fortfuhr, in vollem Ernste so zu donnern, während er hastig die Stube auf und ab ging und von

Zeit zu Zeit mitten im Laufe stehen blieb, trat leise der Buchhalter herein.

„Es ist doch richtig, Herr Bantes."

— Was ist richtig?

„Er ist wirklich angelangt. Er logirt im schwarzeu Kreuz."

— Wer logirt im schwarzen Kreuz?

„Der todte Gast."

— Narrheit! Müssen Sie, als ein verständiger Mann, denn Alles glauben, was Ihnen alte Weiber sagen?

„Aber meine Augen sind keine alten Weiber. Ich ging aus Neugier ins schwarze Kreuz; der Herr Gerichtsschreiber war, so zu sagen, mein Gefährte. Wir nahmen ein Gläschen Goldwasser, so zu sagen, nur zum Vorwand. Da saß er."

— Was?

„Ich erkannte ihn auf der Stelle. Der Wirth scheint ihn auch zu kennen. Denn wie der zur Thüre hinaus ging, wandte er dem Herrn Gerichtsschreiber seitwärts das Gesicht zu, machte große Augen, zog den Mund und die Augenbraunen in die Höhe, als wolle er, so zu sagen, andeuten, der da sitzt, bringt nichts Gutes."

— Larifari!

„Der Zolleinnehmer, der ihn schon am Thor erkannte, hat sich auf der Stelle zum Herrn Polizeilieutenant gemacht. Der Zolleinnehmer hat es uns gesagt, als wir wieder aus dem schwarzen Kreuz kamen."

— Der Zolleinnehmer ist ein abergläubiger Narr; schämen sollte er sich in die Seele hinein!

„Ganz wohl; aber erlauben Sie, wenn's nicht der todte Gast ist, so ist's sein Zwillingsbruder. Ein bleiches Gesicht. Vom Kopf bis zum Fuß rabenschwarz. Eine Gestalt, vier, fünf Ellen lang. Dreifache goldene Kette über die Brust zur Sackuhr. An den Fingern funkelnde Brillantringe. Prächtige Equipage. Extrapost."

Herr Bantes sah den Buchhalter lange mit starrem Blick an, worin Unglauben und Befremden zu kämpfen schienen; lachte endlich laut und übermäßig, und rief: „Treibt der Teufel seinen Spaß mit uns, daß der gerade am ersten Adventssonntage einpassiren muß?"

„Und gerade wie die Kirche aus war," sagte der Buchhalter, „gerade wie die Leute über die Gasse liefen und Wind und Regen, so zu sagen, am allerschrecklichsten stürmten."

„Wie heißt denn der Fremde?" fragte Herr Bantes.

„Mir nicht bekannt," antwortete der Buchhalter: „der aber gibt sich am Ende Namen, wie er will. Bald ist er ein Herr von Gräbern, bald ein Graf von Altenkreuz. Es ist mir, so zu sagen, bedenklich, daß er geradezu ins schwarze Kreuz einkehrt. Der Name scheint ihn angezogen zu haben."

Herr Bantes schwieg eine Zeit lang ganz ernsthaft und nachdenkend, fuhr sich endlich mit der Hand rasch über das Gesicht und sagte: „Ist nichts als Zufall, sonderbarer Spaß des Ungefährs. Denkt doch nicht an den todten Gast und dergleichen. Possen! Aber ein eigener Zufall ist es, ein toller Streich! Gerade am Adventssonntage, im schrecklichsten Wetter, lang, schwarz, blaß, die Fingerringe, die Equipage — ich würde kein Wort davon glauben, Buchhalterchen, wenn Sie nicht ein vernünftiger Mann wären. Aber, nichts für ungut, Sie hörten das Mährchen vom todten Gast; sahen einen Fremden; hatte schwarze Kleider: flugs spielt Ihnen die gottlose Einbildungskraft einen Hexenstreich, und setzt Ihnen, was noch fehlt, hinzu."

Dabei blieb es. Herr Bantes ließ sich auf keine andern Gedanken bringen.

Die Erscheinung.

Der todte Gast war nun das Gespräch über Tische bei der Mahlzeit. Man freute sich, bald mehr über ihn zu vernehmen, und gewisse Auskunft über den Fremden in der heutigen Winterabendgesellschaft beim Bürgermeister zu erhalten, und wenn nicht aus offiziellem Munde des Stadthauptes, doch durch die Frau Amtsbürgermeisterin, welche, ohne Hilfe geheimer Polizei, ununterbrochen eine wahre Tag- und Nachtchronik von Herbesheim hielt. Die Frauenzimmer fuhren sogleich nach Beendigung des nachmittäglichen Gottesdienstes zu ihr. Herr Bantes versprach, sobald es dunkel werden wollte, nachzukommen; er hatte noch einige Geschäfte mit Leuten aus seiner Fabrik abzuthun, die er gewöhnlich an Sonntagsnachmittagen zu sich kommen ließ.

Er war eben im Begriff, den Letzten dieser Leute abzufertigen und sich auf den Weg zur Wintergesellschaft zu machen, als plötzlich ein durchschneidender weiblicher Schrei geschah. Herr Bantes und der Fabrikarbeiter erschraken heftig. Es war tiefe Stille.

„Sieh doch einmal nach, Paul, was begegnet ist!“ sagte Herr Bantes zum Arbeiter.

Dieser ging, kam aber nach wenigen Augenblicken mit ganz verstörter Miene zurück, und konnte kaum halblaut mit bebender Stimme lallen: „Es verlangt Sie Jemand zu sehen.“

„Nur herein!“ sagte Herr Bantes ärgerlich. Paul öffnete die Thür, und es trat ganz langsam ein Fremder herein. Es war ein hagerer, langer Mann, in schwarzen Kleidern; das Gesicht zwar von angenehmen, feinen Zügen, aber bleich. Durch das dicke, schwarze Seidentuch um den Hals, ward die Blässe noch gesteigert und recht todtenhaft. Die saubere Kleidung, die äußerst feine Wäsche, deren Schneeglanz unter der schwarzen Seidenweste hervorstach, die reichen Ringe, welche von den Fingern blitzten, der

Anstand in allem Aeußern, verrieth den Fremden als einen Mann von höherm Stande.

Herr Bantes starrte den Unbekannten an. Er sah den todten Gast vor seinen Augen; faßte sich aber, so gut er konnte, und sagte, indem er sich mit etwas erschrockener Höflichkeit gegen den Eintretenden verneigte, zum Arbeiter: „Paul, du bleibst hier! Ich habe dir nachher noch etwas zu sagen.“

„Es freut mich das Glück, Herr Bantes, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ sagte der Fremde leise und langsam: „Ich würde meine Aufwartung schon am Morgen gemacht haben, hätte ich nicht Ruhe von der Reise nöthig gehabt, und Furcht gehabt, Sie und die Ihrigen sogleich nach meiner Ankunft unangenehm zu belästigen.“

„Viel Ehre, viel Ehre!“ erwiederte Herr Bantes mit einiger Verlegenheit. „Aber . . . .“ Es überfiel ihn ein unwillkürliches Grausen. Er traute seinen Augen kaum. Er rückte dem Fremden einen Stuhl hin, und wünschte ihn hundert Meilen weit von sich.

Der Fremde verneigte sich langsam, nahm Platz und sprach: „Sie kennen mich nicht; aber errathen ohne Zweifel, wer ich bin?“

Es ward dem Herrn Bantes, also sträubten sich unter seiner Perrücke alle Haare bergan. Er schüttelte höflich und ängstlich den Kopf, und sagte mit erzwungener Freundlichkeit: „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.“

„Ich bin Hahn, der Sohn Ihres alten Freundes!“ sprach der todte Gast mit hohler Stimme, und lächelte den Alten an, dem das Lächeln das Herz erstarrte.

„Sie haben keinen Brief von meinem alten Freund?“ fragte Herr Bantes. Jener wickelte eine prächtige Brieftasche auf, und übergab ein Schreiben. Es enthielt nur wenige Zeilen zur Empfehlung, und die Bitte, dem Ueberbringer Alles zur Eroberung [illegible]erzens der Braut zu erleichtern. Die Schriftzüge hatten wohl

viel Aehnlichkeit mit der Hand des alten Banquiers; doch schien etwas Fremdartiges darunter.

Herr Bantes las lange, und las wieder, nur um Zeit zu gewinnen und zu überlegen. In ihm war ganz natürlich Alles Widerspruch und Kampf. Er wollte, als ein aufgeklärter Mann, trotz dem unwillkürlichen Grauen, nicht glauben, daß er den berüchtigten todten Gast vor sich habe; aber eben so wenig wollte er und konnte er sich überzeugen, daß der Sohn seines Freundes eben genau in Wesen und Gestalt der aus Sagen viel bekannten Gestalt des entsetzlichen Gastes gliche. Hier war weder Gaukelei der Einbildungskraft noch des Zufalls gedenkbar. Er sprang geschwind auf, bat um Verzeihung, er müsse seine Brille suchen, die Augen wären ihm etwas dunkel, und entfernte sich, um nur in dieser Verlegenheit zur Besonnenheit zu kommen. Wie Herr Bantes ins Nebenzimmer ging, griff auch Paul nach dem Schlosse der Stubenthür. Der todte Gast wandte langsam sein Gesicht gegen diesen; und mit einem Sprunge, an allen Gliedern bebend, war Paul zur Stube hinaus, und kam nicht wieder, bis er Herrn Bantes vom Nebenzimmer zurückkehren hörte.

Herr Bantes hatte wirklich in der Eile überlegt, und in der Eile einen verzweifelten Entschluß gefaßt. Noch ungewiß, welchen Gast er vor sich habe, wollte er wenigstens die arme Friederike nicht geradezu in die Hände des Zweideutigen ausliefern. — Er trat demselben nicht ganz ohne Herzklopfen näher, und sagte mit Achselzucken und Bedauern: „Hören Sie, mein werthester Herr von Hahn, ich hege für Ihre Person alle Hochachtung und dergleichen. Indessen haben sich hier Dinge ereignet, äußerst fatale Dinge, die ich nicht voraussehen konnte. Hätten Sie doch uns die Ehre erwiesen, früher zu kommen! Seitdem hat sich zwischen meiner Tochter und dem Kommandanten der hiesigen Besatzung ein Liebeshandel entsponnen — Verlobung und dergleichen; das vernahm

ich erst vor wenigen Tagen. Der Hauptmann ist mein Pflegesohn; er war einst mein Mündel. Was konnte ich thun? Gern oder ungern, ich mußte mein Ja sagen. Ich hatte mir vorgenommen, morgen Ihrem Herrn Vater die Widerwärtigkeiten zu melden, ihn zu bitten, Sie nicht zu bemühen. Es schmerzt mich sehr. Was wird mein alter Freund von mir denken!"

Weiter konnte Herr Bantes nicht reden, denn die Stimme ging ihm vor Entsetzen aus. Der Gast ihm gegenüber hatte nicht nur, wider alle Erwartung, ganz kalt und ruhig, zugehört, sondern die Miene desselben, vorher still und düster, heiterte sich sogar bei den Wörtern „Liebeshändel" — „Verlobung" sichtbar auf, als wenn es ihm eben recht um ein Mädchen zu thun wäre, das einem Andern schon Hand und Herz verschenkt hätte. Auch entging Herrn Bantes nicht, daß das bleiche Gesicht, als hätte es sich verrathen, schnell wieder den vorigen Ernst, mit sich selbst unzufrieden, herzustellen suchte.

„Beunruhigen Sie sich deswegen nicht!" sagte der Herr von Hahn: „weder meines Vaters noch meinetwillen nicht!"

Herr Bantes dachte bei sich: „Ich verstehe dich schon!" Aber nun war es ihm doppelt darum zu thun, den aus der Sage wohlbekannten schrecklichen Verführer für immer von Friederiken abzuhalten.

„Ich sollte Sie," sprach er, „freilich nicht im Wirthshause lassen, sondern bitten, bei mir im Hause vorlieb zu nehmen. Allein eben jene Geschichte mit dem Kommandanten und meiner Tochter, und dergleichen, — Sie begreifen, wie das da geht, einen zweiten Bräutigam in Abwesenheit des andern, und dergleichen — und dann, Sie begreifen wohl — die Leute in einer so kleinen Stadt schwatzen gleich mehr, als sie wissen. Auch meine Tochter . . ."

„Ich bitte, keine Entschuldigung!" sagte der Sohn des Banquiers: „Ich bin im Gasthofe nicht übel. Ich verstehe Sie. Wenn

Sie mir nur erlauben, dem Fräulein Vantes meine Aufwartung machen zu dürfen."

— Aber, Sie . . .

„Denn in Herbesheim gewesen zu sein, und die Braut, die mir bestimmt gewesen, nicht gesehen zu haben, ich könnte es nicht bei mir selbst verantworten."

— Allerdings, Sie sind . . .

„Ich sollte den Herrn Kommandanten beneiden. Alles, was man mir von der seltenen Schönheit und Liebenswürdigkeit des Fräuleins . . ."

— Sie sind zu gütig.

„Mir wäre allerdings die größte Ehre widerfahren, in Ihre herrliche Familie aufgenommen worden zu sein, und der Sohn eines Mannes geheißen zu haben, von dem mein Vater nie ohne freundschaftliche Gefühle reden kann."

— Gehorsamer Diener.

„Darf ich bitten, dem Fräulein wenigstens vorgestellt zu werden?"

— Thut mir leid, sehr leid. Sie ist mit meiner Frau für diesen Abend in großer Gesellschaft — und es ist Gesetz da, daß man keinen Fremden, unter keinerlei Vorwand, einführen darf. Also . . .

„In der That liegt mir für diesen Abend wenig daran, ich fühle mich noch ermüdet. Noch weniger liegt mir daran, sie in großer Gesellschaft zu sehen, wo man mehr oder weniger beengt ist. Gern sähe ich sie in ihrem häuslichen Wesen."

Herr Vantes machte eine stumme Verbeugung.

„Noch lieber, und das gewähren Sie mir doch gütigst? möchte ich dem Fräulein einmal unter vier Augen, wenn ich sagen darf, vertraulich Manches mittheilen, was . . ."

Herr Vantes erschrak. Er dachte bei sich: „Da haben wir's! der marschirt in gerader Linie auf sein Ziel los!" — Er räu=

sperrte sich. Der Fremde schwieg nun, und erwartete, ob Herr Bantes reden wolle; da dies nicht geschah, fuhr jener fort: „Ich hoffe, durch meine Mittheilungen das Fräulein vielleicht in Betreff meiner auf richtigere Ansichten zu leiten; und vielleicht, indem ich sie über Verschiedenes beruhigen kann, mir ihre Achtung zuzusichern, die mir durchaus unter gegenwärtigen Umständen nicht ganz gleichgültig bleibt."

Herr Bantes suchte mancherlei Wenn und Aber zu entgegnen, um dies wahrscheinlich von Folgen begleitete vertrauliche Unter-vier-Augen abzulehnen. Er sprach in der Angst viel, aber verworren und aus Höflichkeit dunkel. Der todte Gast aber verstand ihn gar nicht, oder schien ihn nicht verstehen zu wollen, und ward immer zudringlicher. Desto peinlicher ward die Stellung des Herrn Bantes, der sein schönes Kind schon von jener Scheingestalt und ihren verruchten Künsten umgarnt und mit umgedrehtem Köpfchen sah.

Ueber dieser Unterredung, welche ziemlich lange dauerte, war es dunkel geworden. Als der Gast sich schlechterdings nicht entfernen wollte, stand Herr Bantes jählings auf, und erklärte unter großem Bedauern, daß er ihn verlassen müsse, weil unaufschiebliche Geschäfte ihn abriefen. — So erzwang er den Abschied. Der Gast, etwas finster, empfahl sich; bat aber um die Erlaubniß, wieder zu kommen.

Herr Bantes eilte in die Wintergesellschaft zum Bürgermeister, war aber auffallend still und nachdenkend. Man sprach von nichts, als vom todten Gaste. Man wollte wissen, er führe eine schwere Kiste voller Gold bei sich; er kenne schon alle Bräute von Herbesheim; er sei ein sehr angenehmer Mann, doch spüre man ihm etwas Verwesungsgeruch an. Alles, was hier geredet wurde, stimmte meistens nur zu sehr mit dem überein, was Herr Bantes an dem, der die Gestalt des reichen Banquiers angenommen, bemerkt hatte.

Sobald Herr Bantes mit seiner Frau und Tochter wieder zu Hause war, erzählte er von dem Besuche des todten Gastes, und wie er ihn hoffentlich ein- für allemal abgefertigt zu haben glaube. Anfangs erstaunten beide Frauenzimmer, oder vielmehr, sie erschraken; dann lächelten beide verwundert sich an, als sie den Namen des Bräutigams aus der Residenz hörten; zuletzt lachten sie hell auf, als sie hörten, der Vater habe Friederiken förmlich zur Verlobten des Kommandanten erklärt.

„O Papa, süßer Papa!“ rief Friederike, und fiel ihm um den Hals: „Ich bitte Sie, halten Sie auch Wort.“

„Zum Kukuk und Küster!“ schrie der Alte: „Ich werde doch wohl Wort halten müssen.“

„Auch dann, liebster Papa, wenn der todte Gast zuletzt der Herr von Hahn wäre?“

„Meinst du, ich habe keine Augen? Er ist es nicht. Eine Scheingestalt ist's. Wie käme der junge Hahn auf den Teufelseinfall, sich in die Figur des todten Gastes zu vermummen, von dessen Geschichte er wahrscheinlich in seinem Leben nichts gehört hat.“

Den Frauenzimmern war das Ereigniß freilich etwas unbegreiflich; aber doch wollten sie lieber glauben, der Papa habe mit seiner regen Phantasie etwas hinzugefügt, oder der Zufall diesmal drolligen Scherz getrieben, als daß sie an der Persönlichkeit des angekommenen Herrn Hahn gezweifelt hätten. Gerade diese Hartnäckigkeit der Mutter und der Tochter, sich durchaus keines Bessern belehren zu lassen, ängstigte den Herrn Bantes nur noch mehr.

„So muß es kommen, gerade so!“ rief Herr Bantes ärgerlich und zaghaft: „So hat er euch beide schon halb in seinen Krallen, hat euch schon betäubt! Ich bin doch wahrhaftig sonst nicht abergläubig, und auch diesmal kein altes, wundersüchtiges Weib: aber was mir begegnet ist, das ist mir begegnet. Es ist ein höllischer Spuk, der mich verrückt machen könnte. Die Ver-

nunft begreift's nicht. Aber es mag Vieles sein, das die Vernunft nicht begreift. Und sollte ich euch in den Keller sperren, ich sperre euch ein, nur daß ihr mir beide nichts mit dem Teufelsgespenst und dergleichen zu schaffen habt!"

„Schönster Papa!" rief Friederike: „Ich gebe Ihnen ja gern die Sache wohlfeiler. Möge der todte Gast Herr von Hahn sein oder nicht: ich schwöre Ihnen, ich will ihn nicht lieben, ich will Waldrichen nie vergessen. Aber geben Sie mir Ihr Vaterwort, daß Sie Waldrichen nicht von mir trennen, es möge nun der Herr von Hahn, oder der todte Gast um mich werben."

„Wahrhaftig, lieber gäb' ich dich dem ärmsten Bettler auf der Gasse — ist's doch ein lebendiger Mensch! — als dem Gespenst, dem Satan."

Gute und schlimme Wirkungen.

Friederike schlief unter schönen Träumen die Nacht, Herr Bantes äußerst unruhig. Die schwarze, bleiche Figur, deren Mondgesicht durch das schwarze Kopfhaar und den starken schwarzen Backenbart ihm so fürchterlich hervorblickte, schwebte ihm auch vor verschlossenen Augen sichtbar. Friederike hegte indessen für den gespensterhaften Unbekannten recht dankbare Gesinnungen, daß er ihren Vater so schleunig bekehrt und in der Angst dem lieben Waldrich zugewandt hatte.

Am andern Morgen, sobald Herr Bantes mit den Seinigen gefrühstückt hatte, begab er sich zum Amtsbürgermeister — dies war das Ereigniß nächtlicher Ueberlegungen — und bat denselben, gegen den Unbekannten Polizeimaßregeln zu versuchen, um ihn aus der Stadt zu entfernen. Er erzählte ihm nun offen, was sich gestern, ehe er in die Abendgesellschaft gekommen, in seinem Hause zugetragen habe, und wie seine Frau und Tochter schon halb und

halb in ihren Sinnen benebelt wären; daß sie den todten Gast für den angekündigten Sohn des Banquiers Hahn hielten; ungeachtet der junge Banquier, um Bräutigamsrollen zu spielen, nicht dazu das Aeußere des bekannten Gespenstes wählen würde, und wenn er sie aus Narrheit oder Spaß hätte wählen wollen, sie gewiß nicht gekannt haben würde.

Der Bürgermeister schüttelte lächelnd den Kopf. Er wußte nicht, was er zum plötzlichen Aberglauben des sonst ungläubigen Herrn Bantes sagen sollte; versicherte aber, er wolle ernste Untersuchung anstellen, denn die ganze Stadt sei von dieser wunderlichen Erscheinung beunruhigt.

Wie Herr Bantes nach einigen Stunden (denn auch mit dem Polizeilieutenant und andern Freunden hatte er sich berathen) nach Hause ging, sah er im Vorübergehen von ungefähr seitwärts durch ein Fenster ins Erdgeschoß seines Hauses. Das Fenster gehörte zu einem schön geschmückten Zimmer, welches sonst der Kommandant Waldrich zu bewohnen pflegte. Herr Bantes glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Er sah den wüsten, todten Gast da im tiefen, ja es schien, im leidenschaftlichen Gespräch mit Friederiken. Das Mädchen lächelte ihm freundlich zu, und schien gar nichts dagegen zu haben, als er ihre Hand ergriff und küssend an seine Lippen drückte.

Jetzt schwankte Alles vor den Augen des Greises, oder vielmehr er schwankte. Anfangs wollte er geradezu hinein in des Kommandanten Zimmer, um die zärtliche Unterredung zu unterbrechen und den unüberwindlichen Verführer aus dem Hause zu jagen; dann besann er sich, daß dies üble Folgen für ihn, oder Friederiken, haben könnte. Er erinnerte sich des Duells zwischen dem Grafen von Altenkreuz und dem Vicomte vor hundert Jahren. Er eilte todtenbleich ins Zimmer seiner Gemahlin, die vor seinem Anblick erschrak.

Als sie die Ursache seines Zustandes erfahren hatte, suchte sie ihn zu beruhigen; versicherte, das vermeintliche Gespenst sei in der That der erwartete Bräutigam, ein liebenswürdiger, bescheidener Mann, mit dem sie und Friederike sich lange unterhalten habe.

„Ich glaub's schon, Mama, der ist mit dir in deinen Jahren ganz bescheiden. Aber geh' hin und sieh', wie weit er mit Friederiken in kurzer Zeit gekommen ist. Sie küssen sich."

— Das ist nicht möglich, Papa!

„Da, da, diese Augen strafe du nicht Lügen. Er hat sie; sie ist verloren! Warum sind die allein und dergleichen? Dir ist auch schon der Verstand vergiftet! sonst würdest du sie beide nicht allein gelassen haben."

— Lieber Papa, er bat um Erlaubniß, sich allein gegen Friederiken erklären zu dürfen. Laß doch deine Einbildung fahren! Wie ist es möglich, daß du, eben du, aufgeklärter, Alles verspottender Mann, deinen Glauben so bethören lassen kannst, und plötzlich der Abergläubigste aller Menschen wirst?

„Ueberrumpeln? abergläubig? Nein, vorsichtig, behutsam und dergleichen gegen dies Teufelsblendwerk! — Sei es, was es immer wolle, man soll sich auf keine Weise prellen lassen. Das Mädchen ist mir zu theuer. Ich befehle ein- für allemal, ihr sollt mit euerm sogenannten Herrn von Hahn allen Umgang abbrechen."

— Aber was wird sein Vater sagen?

„Oh, der Alte wird nichts sagen. Und wie sollte er? Er hat ja weder Tod noch Teufel zum Sohn! — Und in Gottes Namen, sag' er, was er wolle. Geh', ich bitte dich, schicke den Verführer fort!"

Frau Bantes ward verlegen. Sie trat freundlich zu ihm hin, legte ihre Hand traulich auf seine Schulter, und sprach leise mit bittendem Tone: „Lieber Mann, bedenke, was du aus eitler Furcht thust! Wegen eines blassen Gesichts, und eines schwarzen Kleides

wegen, ist ja ein Fremder noch kein Gespenst. Wenn du aber befiehlst und darauf beharrst, und es zu deiner Ruhe beiträgt, so werde ich dir gehorchen. Doch bedenke: Friederike und ich haben ihn schon zum Mittagessen eingeladen."

„Da könnte einen ja der Schlag rühren!" schrie Herr Bantes: „Nun gar zum Mittagessen? Der muß einen Zauberdunst und dergleichen in seinem Odem haben, daß er euch behext, wie die afrikanische Schlange die kleinen Vögel, die sich ihrem offenen Rachen gern oder ungern nähern müssen. Fort, fort, fort! Ich will nichts von ihm!"

In dem Augenblicke trat sehr heiter Friederike herein. — „Wo ist der Herr von Hahn?" fragte die Mutter mißmuthig.

„Nur auf einen Augenblick in seine Wohnung. Er kommt sogleich zurück. Er ist wahrlich ein guter, edler Mensch!"

„Da haben wir's!" rief Herr Bantes: „In einer Viertelstunde Gesprächs hat sie es schon weg, daß er ein guter, edler Mensch ist. Wie? du den Waldrich lieben? O, daß Waldrich hier wäre! wenn er — — kurz weg! Ich will nichts davon wissen. Laß ihm absagen. Laß ihm eine Lüge sagen, eine ehrliche Nothlüge, ich sei krank geworden; wir bedauerten sehr; könnten heut' nicht die Ehre haben, ihn bei Tische zu sehen, und dergleichen."

Friederike erschrak über die Heftigkeit ihres Vaters. „Hören Sie mich doch, Papa; Sie sollen Alles wissen, was er mir gesagt hat. Er ist gewiß ein vortrefflicher Mann, und Sie werden . . ."

„Halt!" rief Herr Bantes: „Ich will nichts hören; habe schon zuviel Treffliches gehört. Sieh', Kind, laß mir jetzt meinen Willen. Nenn' es Wunderlichkeit, nenn' es, wie du willst; höre mich an. Gleicht der todte Gast dem Herrn von Hahn, oder der Herr von Hahn dem todten Gast, so ist das Alles ein Teufel. Ich mag und will nichts von ihm. Kannst du deinen edeln, vortrefflichen, guten Menschen und dergleichen bewegen, daß er Herbesheim noch

heute verläßt, auf immer verläßt: so geb' ich dir mein Ehrenwort, sollst den Waldrich behalten, und wenn der wirkliche Sohn meines Freundes dann auch wirklich ankäme. Ich verspreche dir, auf der Stelle an seinen Vater zu schreiben, alles mit ihm Abgekartete ganz ehrenhaft rückgängig zu machen, sobald ich weiß, der Schwarze ist fort. Da, nimm meine Hand darauf. Nun sage mir, kannst du ihn bewegen, einzupacken und sich aus dem Staub davon zu machen?"

„Wohl!" rief Friederike freudeglühend: „denn sehen Sie — er wird gehen. Erlauben Sie mir, ihn nur noch einige Augenblicke zu sprechen, unter vier Augen."

„Da haben wir's wieder! Nein, fort, fort! Schreib' ihm ein paar Zeilen! Nicht zum Essen! Fort mit ihm!"

Es half kein Widerreden. Aber der Preis, welcher Friederiken geboten war, hatte zuviel Werth. Sie schrieb an den ihr lieb gewordenen Banquier; entschuldigte, durch Krankheit ihres Vaters, die Einladung zum Mittagsmahl widerrufen zu müssen; bat ihn sogar, wenn er einige Achtung und Freundschaft für sie habe, die Stadt sobald als möglich zu verlassen, denn von seiner Entfernung hänge ihr Glück und der Frieden ihres Hauses ab. Sie verhieß ihm, mit nächster Post in einem Briefe die sonderbaren Ursachen dieser sonderbaren, unartigen, aber höchst dringenden Bitte zu entwickeln.

Unterhaltungen mit dem todten Gaste.

Ein Hausknecht trug Friederikens Brief ins Wirthshaus und fragte dem Banquier von Hahn nach. Der Kerl war schnell gegangen; er hoffte den vielbesprochenen todten Gast bei dieser Gelegenheit aus einiger Ferne zu sehen. Indem er aber die Thür vom Zimmer des Banquiers öffnete, wie man ihm angewiesen

hatte, fuhr er plötzlich zusammen, als er den langen, schwarzen, blassen Herrn gegen sich zuschreiten sah und fragen hörte mit hohler Stimme: was willst du? Die Gestalt schien ihm jetzt noch weit schwärzer, länger und bleicher zu sein, als er sich gedacht hatte.

„Halten zu Gnaden,“ sagte der Erschrockene mit einem Gesichte, worin sichtbar Todesangst lag, „ich wollte nicht zu Ihnen, sondern zum Herr Banquier von Hahn.“

— Der bin ich.

„Sie selbst?“ sagte der arme Mensch zitternd, weil ihm zu Muthe ward, als klebten seine Fußsohlen fester am Boden: „Um Gotteswillen, lassen Sie mich wieder gehen.“

— Ich halte dich nicht. Wer hat dich geschickt?

„Fräulein Bantes.“

— Weswegen?

„Diesen Brief sollen Sie . . . .“ Mit diesen Worten, die er nicht vollendete, weil der Banquier einen Schritt näher kam, warf er demselben den Brief vor die Füße, und lief in vollem Sprunge davon.

Der Banquier sagte halblaut für sich: „Sind die Leute hier zu Lande allesammt närrisch?“ Er las Friederikens Zeilen, runzelte die Stirn, nickte mit dem Kopfe und ging pfeifend im Zimmer auf und ab.

Indem ward wieder leise an die Thür gepocht. Schüchtern trat der Wirth herein, ehrerbietig die Mütze in der Hand, unter vielen Verbeugungen.

„Sie kommen zu rechter Zeit, Herr Wirth; ist das Essen fertig?“ sagte der schwarze Herr.

— Das Essen bei uns wird Ihrer Gnaden ohne Zweifel zu schlecht sein.

„Nichts weniger als das. Es wird hier gut gekocht. Ich esse nie viel, aber das soll keinen Vorwurf gelten.“

den Beweis, was Ihr für einen einzigen Blick ihrer großen, schwarzen Augen, ja für eine einzige Locke ihrer braunen Haare wagen würdet.

Der Polizeibediente verfärbte sich und riß die Augen weit auf. „Ihro Gnaden," stammelte er, „kennen Sie das Mädchen schon?"

— Warum nicht? Ist's doch gerade das niedlichste Kind in der ganzen Stadt! versetzte Herr von Hahn lächelnd, den es kitzelte, durch zufälliges dreistes Forschen die Liebeshändel der Polizei so schnell zu errathen. Den Polizeibedienten aber kitzelten die Fragen gar nicht; besonders däuchte ihm das schalkhafte Lächeln des bleichen, todtenhaften Antlitzes etwas Gräßliches, Höllisch-Boshaftes zu haben.

„Ihro Gnaden kennen sie schon? Wie ist das möglich? Seit gestern erst sind Sie in der Stadt? Ich habe die Hausthür der Putzmacherin mit keinem Auge verlassen, und war ich nicht da, hatte ein Anderer Acht. Sichtbarer Weise kamen Sie nicht ins Haus."

— Guter Freund, ein artiges Mädchen ist leicht zu kennen, und die Häuser haben auch Hinterthüren.

Der Schnurrbart stand mit verblüfftem Gesicht da, weil er sich in der That einer Hinterthür erinnern mochte. Herr von Hahn dagegen ward durch die Verlegenheit des Polizeimanns immer muthwilliger, und legte es darauf an, ihn ein wenig eifersüchtig zu machen. „Also sie spielt nun," sagte er, „die Spröde gegen Eure Zärtlichkeiten? Dacht ich's doch! Die Narbe!"

— Nein, gnädiger Herr, nicht die Narbe! Nichts für ungut: Sie selbst!

„Was, ich? Laßt Euch das nicht von mir träumen. Pfui, Ihr seid doch nicht schon eifersüchtig? Machen wir beide einen Bund mit einander, versteht mich wohl . . . ."

— Ich verstehe nur zu gut. Daraus wird diesmal nichts! Gott bewahre mich!

„Ihr führet mich bei Eurer jungen Putzmacherin ein, und ich versöhne sie mit Eurer Narbe.“

Der Polizeibeamte machte eine Bewegung, als ginge ihm ein Schauer über den Leib. Dann lud er mit trockener Amtsmiene den Herrn von Hahn ein, ihm zum Bürgermeister zu folgen.

„Ich werde kommen, aber Eure Begleitung durch die Stadt verbitt' ich mir.“

— Ich habe Befehl so.

„Und ich befehle das Gegentheil. Also geht und meldet's dem Herrn Bürgermeister. Macht Ihr die geringsten Umstände, so zählet keinen Augenblick auf Euer Mädchen!“

— Herr, um Gotteswillen! sagte der ehrliche Schnurrbart in großer Beklemmung: Ich gehorche. Aber lassen Sie, gnädiger Herr, um Gotteswillen das unschuldige Blut am Leben!

„Ich hoffe, Ihr traut mir doch nicht zu, ich werde Euch das Mädchen aus purer Liebe fressen?“

— Ihr Ehrenwort, gnädiger Herr, Sie verschonen das arme Kind, dann will ich für Sie thun, was Sie befehlen, und sollten Sie meinen eigenen Tod begehren.

„Seid ruhig. Ich geb' Euch gern mein Ehrenwort, das artige Mädchen am Leben zu lassen. Aber sagt mir, wie springt Eure Furcht gleich zum ärgsten Stück über? Wer in aller Welt will denn einem schönen Kinde gleich ans Leben?“

— Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben, gnädiger Herr. Ich bin zufrieden. Was kann Ihnen auch daran liegen, dem guten Kätherle das Genick umzudrehen? Ich gehe, und lasse Sie allein gehen. Auch die Hölle muß Wort halten.

Mit diesen Worten war der arme Mensch zur Thür hinaus. Er hörte hinter sich den todten Gast laut lachen. Das drang ihm schneidend durch die Ohren. Es kam ihm wie Hohngelächter des

Satans vor. Er lief zum Amtsbürgermeister und erzählte zum Erstaunen desselben seine ganze Geschichte.

Das Verhör.

Herr von Hahn nahm Stock und Hut, und ging. Noch mußte er heimlich über die Herzensangst des Polizeibeamten lächeln, dessen Eifersucht er erregt zu haben glaubte.

Er bemerkte bald, wie er über die Straße ging, daß er in einer kleinen Stadt sei, wo man jeden Fremden wie ein Wunderthier angafft, und mit Begrüßtwerden und Wiedergrüßen im Jahre ein Dutzend Hüte auf dem Kopfe verdirbt. Wo er ging, rechts und links, wich man ihm höflich aus mit tiefer Verbeugung. Schon von weitem zogen die ihm Begegnenden ihre Hüte und Mützen tief ab. Keinem Könige konnte mit mehr Ehrfurcht begegnet werden. Rechts und links in den Häusern, wo er vorüberkam, sah er hinter den ungeöffneten Fenstern eine Menge neugieriger Köpfe durch die Glasscheiben nach ihm schauend.

Das Aergste aber widerfuhr ihm, als er dem bezeichneten Eckhause mit dem Balkon näher kam. Unweit dem Hause befand sich auf dem Platze ein Brunnen, der aus sieben Röhren sein Wasser in ein weites Steinbecken goß. Um den Brunnen stand eine Schaar Mägde mit Eimern und Zübern, emsig plaudernd. Einige schabten Fische, andere wuschen Salat, andere setzten ihre leeren Eimer unter die Röhre, andere trugen sie schon gefüllt auf dem Kopfe. Herr von Hahn, der Wohnung des Bürgermeisters sicher zu sein, trat seitwärts, um eine dieser geschäftigen Mägde zu fragen, die ihn in der Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung anfangs nicht bemerkt hatten. Wie er aber den Mund öffnete, und Sämmtliche jetzt die Augen nach ihm wandten — hilf, heiliger Himmel!

welch ein Zetergeschrei, welch eine Verwirrung! Alle prallten mit Entsetzen aus einander. Die Eine ließ die Fische in das Brunnenbecken fahren, die Andere schüttete den gewaschenen Salat auf den Erdboden, der Dritten stürzte der Wassereimer vom Kopfe. Alle rannten bleich und athemlos davon. Nur eine Alte, deren Fußwerk nicht mehr gehorchen mochte, drängte sich mit dem Rücken hinterwärts gegen den hohen Brunnenpfeiler, als wollte sie ihn umstürzen, schlug mit der Hand vor sich Kreuze über Kreuze, sperrte die Lippen von einander und stierte ihn mit Augen der Verzweiflung an, während ihr Haar auf dem Kopfe emporstieg. So sieht man eine vom Hund angebellte Katze, den krummen Rücken ganz in sich hineingezogen, das Haar gesträubt, das Maul offen, mit durchbohrenden Blicken jeder Bewegung des Bellenden folgend.

Verdrießlich über die närrischen Leute, wandte Herr von Hahn sich ab und ging gerade in das Haus mit dem Balkon. Er war am rechten Orte. Der Bürgermeister, ein kleiner, feiner, gewandter Mann, empfing ihn sehr artig oben an der Treppe und führte ihn ins Zimmer.

„Sie haben mich zu sich rufen lassen," sagte Herr von Hahn: „und in der That, ich komme gern, denn ich hoffe, bei Ihnen mir Räthsel lösen zu können. Ich bin erst seit gestern in Ihrer Stadt, und gestehe, hier habe ich schon mehr Abenteuer erlebt, als sonst auf allen meinen Reisen."

— Ich glaub' es! — sagte lächelnd der Bürgermeister: Ich habe davon gehört, und einige Mal sogar das Unglaubliche. Sie sind der Herr von Hahn, Sohn des Banquiers aus der Hauptstadt; haben Verbindung mit dem hiesigen Hause Bantes; kamen, weil Fräulein Bantes . . . .

„Richtig Alles. Soll ich mich bei Ihnen legitimiren, Herr Bürgermeister?" Herr von Hahn zog bei diesen Worten einige Papiere aus der Brieftasche. Der Bürgermeister lehnte es nicht

ab, sie flüchtig durchzusehen, gab sie aber mit den verbindlichsten Aeußerungen seiner Zufriedenheit zurück.

„Ich habe Ihnen nun Alles gesagt und beurkundet, Herr Bürgermeister, worüber Sie irgend von mir Auskunft begehren können. Nun bitte ich hingegen Sie um Auskunft über allerlei Seltsamkeiten Ihrer Stadt. Herbesheim liegt doch nicht so gar weit von der übrigen Welt getrennt; es werden doch zuweilen auch Fremde hierher kommen; wie geht's nun zu, daß man mich ....“

— Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr von Hahn. Sie sollen Alles erfahren, wenn Sie die Güte haben, mir ein paar Fragen zu beantworten.

„Ich stehe zu Befehl.“

— Zählen Sie einstweilen meine Fragen nur auch zu den Seltsamkeiten von Herbesheim, die Ihnen aufstießen; hintennach werden Sie den Grund davon ohne Mühe sehen. Kleiden Sie sich gewöhnlich schwarz?

„Ich bin in Trauer um eine meiner Tanten.“

— Waren Sie schon in Herbesheim?

„Nie.“

— Haben Sie früher schon Bekanntschaft mit Personen aus dieser Stadt gehabt, oder zufällig etwas von den Geschichten dieser Stadt, nämlich von alten Geschichten, Mährchen, Volkssagen der Herbesheimer gelesen oder gehört?

„Ich kannte persönlich Niemanden von Herbesheim, und wußte von dieser Stadt nichts, als daß hier das Haus Bantes sei, und daß Fräulein Bantes ein äußerst liebenswürdiges Frauenzimmer wäre, was ich nun mit Vergnügen bestätigen will.

— Haben Sie vielleicht nie ein Geschichtchen vom todten Gaste der Herbesheimer gelesen, oder davon gehört?

„Ich wiederhole es, die Historie von Herbesheim, zumal die alte, — ich muß es zu meiner Schande sagen, Herr Bürger-

meister — ist mir so fremd, als die Historie des Königreichs Siam und Pegu."

— Nun, Herr von Hahn, und Ihre Abenteuer bei uns, die ich mehr vermuthe, als kenne, stammen in gerader Linie aus unsern hiesigen alten Geschichten her.

„Wie komme ich mit Ihren alten Geschichten zusammen? Dergleichen ist mir in meinem Leben nicht begegnet. Sagen Sie doch."

Der Bürgermeister lächelte und erwiederte: „Man hält Sie für den todten Gast, für ein Gespenst aus unsern Volksmährchen; und wie spaßhaft mir auch die lächerliche Einbildung unserer Spießbürger ist, kann ich doch — Sie nehmen mir Offenheit nicht übel — selbst meine Verwunderung nicht bergen, wie Sie mit dem Helden aus unserer Herbesheimer Schreckenshistorie eine ganz eigene Aehnlichkeit haben. Vorausgesetzt, Sie haben mit mir nicht etwa einen allfälligen Scherz fortsetzen wollen, und wissen durchaus nichts von der Geschichte des todten Gastes, will ich sie Ihnen so erzählen, wie ich sie mir habe von Mehrern erzählen lassen."

Herr von Hahn gab die lebhaftesten Aeußerungen seiner Neugier. Der Bürgermeister sagte: „Es ist wohl das erste Mal, daß man ein Ammenmährchen ganz offiziel vorträgt." Und nun hob er lachend die Erzählung vom todten Gaste an.

„Jetzt erklär' ich mir Alles!" sagte lachend Herr von Hahn, als die Geschichte beendet war: „Den schönen Herbesheimerinnen ist um ihre Hälse bange."

— Scherz bei Seite, Herr von Hahn, mir ist noch mancherlei dunkel. Ich glaube zwar auch an die buntesten Spiele des Zufalls; aber hier spielt der launenhafte Schicksalsgott doch fast zu grob, als daß ich nicht wirklich einen kleinen Verdacht gegen Sie fassen sollte.

„Wie, Herr Bürgermeister, Sie sind doch nicht in der Stimmung, mich für den Mann Ihrer Fabel zu halten, der Herbes-

heim nur alle hundert Jahre besucht, um arme Täubchen zu schlachten?“

— Das wohl nicht. Aber etwas von dem Gespenstermährchen könnten Sie doch zufällig gehört, und ihre Gestalt benutzt haben, um sich an dem Schrecken unserer leichtgläubigen Schönen zu belustigen. Warum, zum Beispiel, wählten Sie eben den ersten Adventssonntag zu Ihrer Ankunft, und eben den Augenblick des ärgsten Sturms und Regens, wenn Sie nichts gewußt hätten von der Fabel?

„Sie haben Recht, Herr Bürgermeister, er ist auffallend, dieser Zufall; er überrascht mich selbst. Indessen darf ich Sie versichern, daß ich im Kalender so unerfahren bin, daß ich eben jetzt erst das Vergnügen habe, zu erfahren, ich sei am ersten Advent hergekommen. Auch kann ich mit einem Eide betheuern, daß ich den Regen vom Himmel gar nicht bestellt hatte; umgekehrt, ich hätte ihn gern abbestellt, weil das Wetter mir sehr übel zuschlug.“

— Wie aber, Herr von Hahn, erklären Sie mir den Griff, welchen Sie diesen Morgen so schalkhaft nach dem Nacken Ihres Wirthes machten? Wußten Sie nichts von unserm Gaste und seinem berühmten Griff?

Herr von Hahn lachte laut auf: „Aha, darum duckte sich der arme Teufel tief unter mir weg! Der Wirth hielt meine unschuldige Handbewegung — ich wollte ihm auf die Schulter klopfen — für verdächtig.“

— Noch Eins, Herr von Hahn. Kennen Sie die Jungfer Wiesel?

„Manche Wiesel, Herr Bürgermeister, aber keine Jungfer dieses schönen Namens.“

— Man will doch behaupten, Sie wären mit ihr, und sogar bis auf die Hinterthür, bekannt.

„Hinterthür der Jungfer Wiesel? O, nun versteh' ich. An

der Hinterthür erkenn' ich die Abgöttin Ihres Polizeidieners. Nun werden mir auch die Reden und Bitten dieses Menschen erst klar."

— Noch Eins, Herr von Hahn. Sie werden bemerken, daß ich von allen Ihren Schritten unterrichtet bin, und die geheime Polizei von Herbesheim der besten von Paris aus den Zeiten der Spionenmeister Fouché und Savary nichts nachgibt. Wenn ich mir nun im Nothfall auch alles Bisherige sehr natürlich erklären kann, ohne Sie in Verdacht zu haben, unser frommes Völkchen durch absichtliches Spielen der Todten-Gast-Rolle ängstigen zu wollen — muß ich doch eine Frage noch thun. Wenn Sie diese Rolle wirklich nicht spielen konnten oder wollten, sagen Sie mir denn — und diese Frage richte ich weniger aus mir selbst, als für Jemand anders, an Sie — wie war es möglich, daß Sie mit Fräulein Bantes, welches Sie vorher nicht kannten, diesen Morgen binnen wenigen Minuten, binnen einer Viertelstunde, so jählings, so innig vertraut wurden, daß Sie — daß Sie das Fräulein — ich weiß nicht, wie ich sagen soll ....

„Also auch das schon haben Sie erfahren?" sagte der Herr von Hahn ganz betroffen, und über das bleiche, doch lebhafte Gesicht verbreitete sich eine Röthe, die dem Scharfblick des Bürgermeisters nicht entging.

— Ich bitte Sie noch einmal wegen meiner Neugier um Verzeihung! setzte der Bürgermeister hinzu: Sie wissen ja, Polizeibeamte und Aerzte haben das Vorrecht, indiskrete Fragen zu thun. Und bekannt ist Ihnen, daß der todte Gast ganz besonders im Rufe steht, Frauenzimmer wetterschnell zu bezaubern; eine Kunst, die ich Ihnen übrigens gerne zutraue, ohne Sie für todt zu halten.

Herr von Hahn schwieg ein Weilchen; endlich sagte er: „Herr Bürgermeister, ich fange bald an, mich vor Ihnen mehr zu fürchten, als sich Ihre ganze löbliche Bürgerschaft vor meinem schwarzen Rock fürchten kann. Ihnen müssen die Wände ausplaudern können,

denn ich war diesen Morgen mit dem liebenswürdigen Fräulein Vantes nur eine kurze Zeit allein, wenn Sie mit dem Worte Vertrautwerden darauf anspielen. Erlauben Sie mir aber, eben über diesen Punkt zu schweigen. Entweder Ihre Wände haben Ihnen den Inhalt meiner Unterredung ausgeplaudert, dann kennen Sie ihn, oder nicht: dann geziemt es mir nicht, darüber den Vorhang wegzuziehen, falls Fräulein Vantes es nicht mit eigener Hand thun will."

Der Bürgermeister zeigte mit einer sanften Neigung des Hauptes an, daß er nicht weiter in ihn dringen wolle, sondern wandte das Gespräch: Bleiben Sie noch lange bei uns, Herr von Hahn?

„Ich reise schon morgen wieder ab. Meine Geschäfte sind hier beendet, und wahrhaftig, es ist doch auch gar zu unlustig, den Poltergeist spielen zu müssen. Der Zufall hat wohl noch keinen Sterblichen übler mißhandelt, als mich, daß ich gerade auserwählt sein mußte, dem todten Gaste Ihrer hundertjährigen Stadtsage oder Stadtchronik auf ein Haar ähnlich zu sein."

Diese Erklärung der plötzlichen Abreise kam dem Bürgermeister sehr gelegen. Er verlor also darüber kein Wort mehr, und unterhielt sich über andere Dinge mit seinem Inquisiten. Dieser empfahl sich endlich.

Der Bürgermeister fand die Sache sonderbar. Denn für ein ungefähres Zusammentreffen der Umstände, die den Herrn von Hahn zum todten Gaste stempeln wollten, war es im gewöhnlichen Gange der Dinge hier zu viel. Und von der andern Seite hatte sich auch gar kein Grund gezeigt, an der Redlichkeit der Aussagen des Fremden zu zweifeln. Dies erwog der Bürgermeister her und hin, indem er zum offenen Fenster hinaus auf die Straße sah. Er war, gleich nachdem sein Besuch aus dem Zimmer verschwunden, an dies Fenster getreten, um zu seiner Belustigung Acht zu haben, mit welchen Augen die Leute auf der Gasse den todten

Gast betrachten würden. Allein zu seiner großen Verwunderung verließ dieser das Haus nicht. Der Bürgermeister wartete noch lange; es verging fast eine Viertelstunde, und er wartete vergebens. Er zog die Klingel. Der Bediente kam und ward vom Bürgermeister befragt. Der Bediente schwor, seit einer Stunde unter dem Balkon vor der Hausthür gestanden, aber keinen Herrn in schwarzer Kleidung gesehen zu haben.

Der Bediente ward entlassen. „Das sieht mir doch etwas gespenstisch aus!" brummte der Bürgermeister verlegen lächelnd vor sich hin, und lag wieder im Fenster. Nach einiger Zeit trat der Bediente ungerufen herein und meldete, das Kammermädchen sitze todtenblaß und weinend in der Küche, und erzähle, der todte Gast sei beim Fräulein Tochter des Herrn Bürgermeisters. Das Fräulein thue mit der schrecklichen Gestalt sehr bekannt; der Unbekannte habe dem Fräulein ein Paar prächtige Armbänder überreicht, und dazu etwas leise mit dem Fräulein gesprochen. Das Kammermädchen habe zwar Alles gesehen, aber nichts verstanden; es wäre auch vom Fräulein sogleich aus dem Zimmer fortgeschickt worden.

Der Bürgermeister lachte zuerst; dann verging ihm bei den Armbändern, bei dem Leisemiteinanderreden, bei dem Fortschicken des Kammermädchens, alle Neigung zum Lachen. Er hieß ärgerlich den Bedienten sich fortmachen. „Armbänder? Flüstern mit meinem Minchen? Woher kennt er sie? Jesus Maria! Wie wird das Mädchen mit dem Manne so schnell vertraut? Wahrhaftig, der legt's darauf an, den todten Gast zu spielen." So sprach er für sich. Bald lief er zur Stubenthür, öffnete und wollte hinaus, um seine Tochter und den Fremden zu überraschen; bald schämte er sich seines keimenden Aberglaubens, und legte er seiner Aengstlichkeit Zaum und Gebiß an. Darüber verging eine Viertelstunde. Endlich ward ihm die Zeit lang. Er ging zu seiner Tochter,

deren Zimmer nicht weit vom seinigen entfernt war. Sie saß am Fenster allein und betrachtete die köstlichen Armbänder.

„Was machst du da, Minchen?“ fragte er mit ungewisser Stimme.

Minchen antwortete ganz unbefangen: „Ein Geschenk des Herrn von Hahn für Riekchen Bantes. Er reiset morgen früh ab, und hat seine Gründe, selbst nicht mehr in das Haus des Herrn Bantes zu gehen. Er ist mir unbegreiflich. Bräutigam, und schon wieder davon reisen! Nun soll ich's ihr geben.“

— Und woher kennst du ihn, oder er dich?

„Als ich diesen Morgen bei Riekchen und ihrer Mutter war, machten wir Bekanntschaft. Es durchschauerte mich, als ich ihn zum ersten Mal sah. Der leibhafte todte Gast! Aber er ist ein sehr guter Mensch. Wie er von Ihnen ging, Papa, trat ich eben aus meinem Zimmer. Wir erkannten uns, und er brachte sogleich sein Gesuch an.“

Minchen erzählte dies so unbefangen, daß dem Bürgermeister, bis auf Nebensachen, Alles klar ward. Doch folgenden Morgens mußte der Polizeidiener sogleich nachspüren, ob der Fremde wirklich, seinem Worte gemäß, abgereiset sei.

Neues Schrecken.

Der Bürgermeister, durchaus ein Mann ohne Vorurtheil und Aberglauben, hatten doch eine etwas schlaflose Nacht gehabt. In der Nacht aber, beim Monden- und Sternenschein, oder beim Mangel alles Lichtes, hat nicht nur die Gestaltung der äußern Welt ein anderes Aussehen, sondern auch die innere Welt des Menschen. Man ist religiöser, zum Glauben an Ungewöhnliches, Seltsames, Abenteuerliches und Wunderhaftes geneigter, was auch die altkluge Vernunft dagegen einzuwenden habe. Die Vernunft ist die Tagessonne des Gemüthes, Alles wird hell und

klar durch ihren Schein; der Glaube des Gefühls und der Phantasie ist der nächtliche Mond des Gemüths, Alles wird in dessen zweifelhaftem Schimmern und zauberhaftem Helldunkel fremdartig. — Durchlief der Bürgermeister nun die ganze Geschichte, mit der sich die Stadt vom todten Gaste trug, und verglich damit Zeit und Stunde, in welcher der Herr von Hahn erschien; seine Gestalt, sein bleiches Gesicht, seine Kleidertracht, seine verschwenderischen Geschenke, sein schnelles Vertrautwerden mit Bräuten — denn auch Minchen war auf dem Sprunge, versprochen zu werden, und das Geschichtchen von der Jungfer Wiesel hatte in der That etwas Verdächtiges — so mußte das Alles wenigstens auffallen. Jungfer Wiesel hatte dem Polizeidiener wirklich noch am Abend gestanden, der schwarze Gast sei bei ihr im Putzladen gewesen, habe eine Kleinigkeit gekauft; doch erst in der Abenddämmerung sei er erschienen, und nie vorher; noch weniger wollte sie von der berüchtigten Hinterthür etwas wissen. Dies hatte der Bürgermeister von seinem Polizeidiener wieder vernommen, und es machte ihm allerlei sonderbare Gedanken.

Für einen bloßen Spaßvogel konnte er den schwarzen, langen Herrn unmöglich halten; dazu sah er zu ernsthaft aus. Auch waren seine Geschenke viel zu kostbar gewesen, als daß er nur einen Scherz mit den lieben Herbesheimern getrieben haben sollte. Herr Bantes, sonst ein Todfeind alles Aberglaubens, hatte aber dem Bürgermeister so viel Seltsames erzählt und geklagt, daß dieser allerdings eine unruhige Nacht haben konnte, indem er das Für und Wider in seinem Kopf umher warf.

Ehe noch der Polizeidiener folgenden Morgens auf Befehl des Bürgermeisters zum Kreuz kam, erzählten ihm schon die Leute auf der Straße, daß der todte Gast und sein Diener Knall und Fall verschwunden wären, man wisse nicht, wohin? Er hätte weder Wagen noch Pferde, noch Extrapost genommen, wäre zu keinem

Stadtthor hinaus, und doch nirgends zu finden. Dies bestätigte auch die Aussage des Kreuzwirthes, der den Polizeimann in das Zimmer führte, wo der angebliche Herr von Hahn gewohnt hatte. Da war noch Alles in der besten Ordnung, als hätte Niemand darin gewohnt; die Betten standen unangetastet, die Stühle an ihrem Ort, kein Koffer, kein Kleid, kein Bändchen, kein Stückchen Papier — nichts Hinterlassenes, keine Spur! Nur auf dem Tische lag die volle Zahlung des Wirthes in harten Thalern, die er aber wohlweislich nicht anrühren mochte.

„Nehme das Teufelsgeld, wer will!" sagte der Kreuzwirth: „Man weiß ja, dabei ist kein Segen. Leg' ich's in meine Truhe, wird es mir zu stinkendem Unrath. Ich will es den Armen im Stadtspital schenken; ich mag es einmal nicht." Er übergab die harten Thaler dem Polizeidiener, der sie dem Spitalpfleger bringen mußte.

Das Gerücht vom plötzlichen Verschwinden des todten Gastes war mit allen Nebenumständen sogleich durch ganz Herbesheim verbreitet. Auch Herr und Frau Bantes, da sie kaum das Bett verlassen hatten, vernahmen es von ihren Mägden, bald auch von dem Buchhalter und Kassierer.

„Wunderbar!" sagte Herr Bantes zu seiner Frau: „Nun, was sagst du denn dazu? Ich freue mich, daß er fort ist. Du wirst doch glauben, daß es da nicht mit rechten Dingen zuging? Ich sage dir, das war mir nimmermehr der Sohn meines alten Freundes Hahn. Wer hätte jemals an so tolle Mährchen, an solchen Unsinn und dergleichen glauben sollen, wenn man nicht mit leiblichen Augen Zeuge gewesen wäre?"

Frau Bantes brachte gegen die Aussagen der Mägde und des Buchhalters einige bescheidene Zweifel vor. Man schickte den Kassierer zum Kreuzwirth; aber auch dieser kam bald mit der vollen Bestätigung zurück. Frau Bantes lächelte befremdet zu dem Allem,

und wußte nichts mehr zu erwiedern. Sie meinte nur, das müsse sich noch anders aufklären, denn ihren gesunden Verstand wolle sie doch nicht bei dieser Geschichte preisgeben.

Plötzlich fuhr Vater Bantes mit wahrhaftem Todesschrecken auf, und ward so blaß, daß Frau Bantes für ihn zu zittern anfing. Denn lange konnte und wollte er nicht reden.

Endlich rief er mit einer matten, ungewissen Stimme: „Mutter, ist das Eine wahr, so könnte auch das Andere wahr sein."

— Was denn, um Gotteswillen?

„Glaubst du, Friederike schlafe noch? Wir sind doch schon lange wach gewesen in unsern Betten, hast du denn von ihr im Nebenzimmer auch nur den geringsten Ton, nur einen Fußtritt, nur das Rücken eines Stuhls gehört!"

— Rede doch, Papa, du wirst doch nicht argwohnen, das Kind sei . . . .

„Aber wenn das Eine wahr ist, kann auch das Andere — es wäre doch entsetzlich! Mama, ich habe nicht den Muth, nachzusehen."

— Wie denn! glaubst du, sie sei . . . . .

„Nun ja, den Kopf im Nacken!"

Mit diesen Worten sprang der Alte, von den schwersten Ahnungen gefoltert, zu Friederikens Schlafkabinet. Aengstlich trippelte Frau Bantes ihm nach. Er legte seine zitternde Hand an das Schloß der Thür; er öffnete diese leise; er wagte kaum zu athmen, und da ihm keine Stimme entgegen tönte, getraute er sich lange nicht, zum Bette hinzublicken. „Sieh du hin, Mama," sprach er, und war in ängstlicher Beklemmung.

„Sie schläft ja sanft!" sagte Frau Bantes. Er richtete die Augen dahin. Da lag Friederike harmlos im Bette, das zarte Gesicht mit den vom Morgenschlummer geschlossenen Augen noch an der gehörigen Stelle. „Aber lebt sie?" fragte Herr Bantes,

und hielt mißtrauisch das Steigen und Fallen der athmenden Brust seines Kindes für eine Täuschung der Augen. Erst wie er ihre warme Hand berührte, ward ihm wohl, und noch mehr, als sie davon erwachend, ihre Augen aufschlug, und ihr Erstes ein freundliches, verwunderungsvolles Lächeln war. Die Mama erklärte ihr nun den Besuch, und erzählte ihr das geheimnißvolle Verschwinden des Herrn von Hahn, und die daraus entstandene neue Angst des Papa. Und allesammt waren sie nun zufrieden und fröhlich.

Ende gut, alles gut.

Noch zufriedener und fröhlicher aber wurden sie, da allesammt an demselben Tage des Abends beim Nachtessen saßen, und ein Wagen rasch durch die Straßen rollte und plötzlich vor dem Hause hielt. Friederike, horchend, sprang auf und rief: „Waldrich!“ — Er war's. Alles eilte ihm entgegen. Vater Bantes schloß ihn zum Willkommen herzlicher, denn jemals, in seine Arme. — Da hatte man sich nun tausend Dinge zu fragen und zu antworten und wieder zu fragen. Vater Bantes machte endlich dem Lärmen ein Ende, und pflanzte den Kommandanten auf den gewohnten Platz zu sich an den Tisch. Da aber ging das lebhafte, freudige Geschwätz von neuem an. „Und denken Sie nur,“ rief Herr Bantes, „denken Sie nur, Schätzchen, Hauptmännchen, wir haben den Teufelskerl, den todten Gast und dergleichen in Herbesheim, leibhaftig im Hause hier gehabt. Was sagen Sie dazu? Ja, was sagen Sie dazu, er hatte schon wieder seine drei Bräute binnen kaum vierundzwanzig Stunden aufgefischt; da war voran das Mädchen Friederike dort, dann Bürgermeisters Minchen, und zum Dritten die Jungfer Wiesel bei der Putzmacherin. Wir haben uns hier Alle in der Stadt gefürchtet, wie die kleinen Kinder und dergleichen.“

Der Kommandant lachte hell auf und sagte: „Ich aber hatte mit ihm heut' im Posthause von Obernberg zu Mittag gespeiset, Sie werden doch den Herrn von Hahn meinen, denk' ich, und keinen andern?"

Herr Bantes lächelte ärgerlich: „Herr von Hahn hin, Herr von Hahn her! Sei er gewesen, wer er wolle, er war der todte Gast, wie er leibt und lebt, und der bekommt meine Friederike nicht, auch wenn's der Herr von Hahn wäre und dergleichen. Denn ich möchte nicht erleben, daß ich einen kalten Schauer bekäme, so oft ich meinen Schwiegersohn erblicken würde. Ist es der Sohn meines Freundes wirklich gewesen, desto schlimmer für ihn, denn er sah bestimmt aus, wie Sie den todten Gast beschrieben haben."

„Ah!" rief der Hauptmann: „daran ist er sehr unschuldig. Als ich jenen Abend die alte Sage vom todten Gast in der Wintergesellschaft erzählen mußte, und sein Aeußeres beschreiben sollte, fand ich in der Eile kein Original zu meiner Figur, als eben unsern Herrn von Hahn. Gerade der fiel mir ein, weil er mir gerade damals doppelt zuwider war. Als ich diesen Sommer mit meiner Kompagnie nach Herbesheim verlegt und auf dem Marsch hieher nur wenige Meilen von der Residenz entfernt war, machte ich unterwegs einen kleinen Abstecher dahin. An der Wirthstafel im König von Portugal fiel mir unter vielen Gästen, die da zu Mittag speiseten, die über Gebühr lange Gestalt des Herrn von Hahn auf, welche um eine Kopflänge über alle Sterblichen hinwegragte, zugleich sein schwarzes Haar, sein erdfahles Gesicht und die schwarze Kleidung dazu. Ich vernahm, er sei der Sohn des berühmten Banquiers. Er war mir damals sehr gleichgültig, aber ich konnte doch die Gestalt nicht vergessen; und noch weniger vergessen konnt' ich sie, da er mir aufhörte gleichgültig zu sein, weil er — Sie erlauben mir doch, es zu sagen? — weil ich wußte, daß er um Fräulein Friederike warb."

„Donner!“ rief Herr Bantes lachend aus und rieb sich und klopfte sich die Stirn: „Phantasiestreich eines Nebenbuhlers! Weiters nichts! Daß das Keinem in Sinn kommen mußte, selbst dem allwissenden, klugen Bürgermeister und seiner Polizei nicht! Hätte ich nicht, sobald ich den Herrn von Hahn sah, gleich darauf fallen sollen, daß der schelmische Kommandant ihn wahrscheinlich gekannt und aus ihm den todten Gast geschnitzelt habe? Wir Alten bleiben doch einfältige Kinder und dergleichen bis ins graue Haar. — Aber, Herr Kommandant, Sie sind an fatalen Geschichten Schuld. Der junge Hahn wird entsetzlich aufgebracht sein; wird wettern und fluchen, wie man ihn hier behandelt habe; wird mich einen alten Hans Kaspar heißen und dergleichen.“

— Nichts weniger, Papa, als das! — sagte Waldrich: Vielmehr, er ist sehr mit der Wendung der Dinge und dem Gange des Schicksals zufrieden. Freundlich empfiehlt er sich durch mich Ihnen, der Mama und Fräulein Friederike. Er und ich sind heute wirklich Freunde geworden. Denn wir haben uns einander alle Geheimnisse der Herzen gebeichtet. Anfangs, da wir beide im Posthause allein bei Tische saßen und unsere Suppe verzehrten, ging es unter uns trocken zu. Er war finster und still, ob er mich gleich nicht kannte. Ich war finster und still, eben weil ich ihn kannte, und glaubte, er sei auf der Bräutigamsfahrt nach Herbesheim. Zufällig, als wir aus Höflichkeit einige Worte über Tische wechselten, vernahm ich nun, daß er von Herbesheim komme und heimreise. Da brannte mich eine verzeihliche Neugierde, mehr zu erfahren. Natürlich konnte ich nicht läugnen, ich sei in Herbesheim wohlbekannt, sei der Stadtkommandant. „Aha!“ rief er lachend, und reichte mir über den Tisch die Hand: „Mein glücklicher Nebenbuhler, dem ich für sein Glück noch dankbar sein muß!“ — Da war die Bekanntschaft gemacht, und die Offenherzigkeit an der Tagesordnung. Denken Sie, Papa, er behauptete,

Fräulein Friederike selbst habe ihm erklärt, sie sei schon mit mir versprochen, und habe ihn gebeten, sie und mich nicht unglücklich zu machen. Und er hingegen habe dem Fräulein die Hand geküßt und gesagt: er habe zwar unbedingt dem Willen seines alten Vaters gehorchen, nach Herbesheim reisen, und um das Fräulein werben müssen; doch sei es ihm damit nur halber Ernst und in ihm sogar Hoffnung gewesen, Alles durch sein Betragen rückgängig zu machen. Denn er habe schon in der Residenz eine geheime Liebe, die Tochter eines dortigen Professors, der aber außer seinen Geistesschätzen wenig irdische besitze, was dem alten Banquier Hahn ein Aergerniß und Gräuel wäre. Der alte Herr hätte ihm also, unter Strafe der Enterbung, alle Gedanken an das arme Professormädchen untersagt; der junge Herr habe seiner Geliebten Treue gelobt, und sei fest entschlossen, sie nach dem Tode seines Vaters dennoch zu heirathen.

„Was?" rief Herr Bantes erstaunt: „Und du, Friederike, hast das Alles von ihm selbst gewußt? — Kinder, es will mir zu Sinnen kommen, ihr habet mich Alle zum Besten. Warum hast du mir davon keine Silbe, keinen Buchstaben gesagt?"

Friederike küßte die Hand ihres Vaters, und sagte: „Besinnen Sie sich wohl, Väterchen, und machen Sie Ihrer Friederike keine Vorwürfe. Wissen Sie wohl, als ich so froh von meiner Unterhaltung mit Herrn Hahn zu Ihnen kam, und Ihnen sein Lob verkündigte, und Ihnen Alles haarklein erzählen wollte, wie böse Sie geworden sind? Wissen Sie, wie Sie mir zu reden verboten, und mir zur Belohnung meines stummen Gehorsams versprachen, den Waldrich da drüben für Herrn von Hahn auszuwechseln? Wissen Sie noch?"

— So? Hab' ich das gethan? — Es geht doch in der Welt nichts über den Gehorsam, wenn man sich damit ein Vortheilchen machen will!

„Mußt' ich denn nicht gehorchen? Drohten Sie nicht, die liebe Mutter und mich in den Keller sperren zu wollen, wenn ...“

— Ganz gut, du Plappermaul! Rücke mir nicht noch meine Sünden vor. Da du aber doch mit dem jungen Hahn, weißt du's, ohne mein Vorwissen geplappert hast, konntest du ihm nicht gleich damals sagen, welches wunderliche Vorurtheil gegen ihn aufgekommen sei? Er wäre gewiß im Stande gewesen, uns sogleich anders zu belehren. Wenigstens hättest du ihm einen anständigen Grund und dergleichen sagen sollen, warum wir uns so und nicht anders gegen ihn betrugen?

„Das hab' ich gethan. Sobald er vernahm, bei mir im Herzen sei kein Kämmerchen mehr zu vermiethen, freute er sich und erzählte mir das gleiche Geschichtchen von seinem Herzen. Ein anständigerer Grund zur Trennung ließ sich nicht finden. Sie wissen ja, wir, Mama und ich, hatten ihn zum Essen eingeladen, allein ...“

— Schweig! Kommandantchen, weiter erzählt! Er war also gar nicht zornig auf uns? Was muß er auch von uns ehrlichen Herbesheimern denken! Glaubt er nicht, wir wären sammt und sonders am Adventstage Narren geworden und dergleichen?

Waldrich antwortete: „Ungefähr so etwas Aehnliches glaubte er wirklich. Das Benehmen aller Leute in Herbesheim muß ihm aufgefallen sein, denn er erzählte mir drollige Auftritte von der allgemeinen Furchtsamkeit. Als er aber durch den Amtsbürgermeister die Sage vom todten Gaste, und zugleich erfahren hatte, daß man ihm die unverdiente Ehre erweise, ihn für einen Hofkavalier des vor zweihundert Jahren hochselig verstorbenen Winterkönigs zu halten, kam ihm Alles noch toller vor, und er belustigte sich an dem Aergerniß und Schrecken weidlich, das er mit seiner Person unschuldigerweise verursacht hatte.“

— Und woran Sie mit Ihrer gottlosen Erzählung — rief Friederike — allein Schuld sind, Herr Kommandant; daß Sie's nur

nicht vergessen! Wer wußte denn vor dem ersten Wintergesellschaftsabend, wie der todte Gast ausgesehen habe? Am folgenden Tage sagten sich's schon alle Kinder auf der Gasse wieder.

„Nun, ich war ehrlich genug, dem Herrn von Hahn meine Sünde zu bekennen, sobald mir nach einem viertelstündigen Lachen der Gebrauch der Stimme wieder kam. Daß mir närrischer Weise eben seine Figur bei der Erzählung vorgeschwebt hatte, war verzeihlich. Doch ließ ich mir damals eher den Einsturz des Himmels, als eine solche Wirkung meiner unschuldigen Historie träumen. Herr von Hahn lachte aus Leibeskräften mit mir. Er erzählte mir nun dagegen, daß er, um die aufgeklärten Herbesheimer noch mehr zu ängstigen und in ihrem frommen Glauben zu besteifen, allerlei Schwänke getrieben. Einen verliebten Polizeidiener zu plagen, habe er dessen Braut bei einer Putzmacherin besucht; um seinen erschrockenen Kreuzwirth noch mehr in Furcht und Erstaunen zu setzen, habe er vorgegeben, früh ins Bett gehen und am andern Tage abreisen zu wollen, habe aber in der Dunkelheit des Abends durch seinen Bedienten den Reisekoffer zum Thor hinaustragen lassen, den Spaziergang bis zum nächsten Dorfe zu Fuß bei Mondschein gemacht und dort bis zur nächsten Poststation Fuhre genommen, nachdem er ausgeschlafen. Genug, nicht leicht in der Welt haben zwei Menschen das unauslöschliche Gelächter der homerischen Götter über Vulkans Geschäftigkeit im Olymp so treu nachgelacht, als wir beide in unserm Gelächter über die Geschäftigkeit der Herbesheimer mit dem todten Gaste. Bei einer Flasche Champagner schlossen wir zwei versöhnten Nebenbuhler unsern Freundschaftsbund, und schieden später von einander, als wir anfangs dachten, da wir noch bei der Suppe gesessen waren."

Vater Bantes schien, trotz dem er zu Waldrichs fernern Erzählungen lächelte, mit sich selbst im Kriege zu sein. Verdruß und Frohsinn waren in seinen Mienen wunderlich vermischt zu sehen.

Friederike schmeichelte ihm zärtlicher, denn sie sah wohl, was in ihm vorging, und küßte ihm die Falten von der Stirn weg, so oft sie sich zeigen wollten.

„Kinder," sagte Herr Bantes, „da seht ihr nun, welche Schleppe von Narrheiten und Albernheiten der Aberglauben hinter sich zieht. Und sogar ich alter Philosoph habe noch die Schellenkappe aufsetzen und mittraben müssen. Möchte mich gern schämen, aber find' es doch auch lächerlich, sich seiner armen menschlichen Natur geradewegs zu schämen. Also bleibt's dabei: dünke sich Keiner hoch, fest, stark, auf den Füßen und dergleichen, sondern sehe sich lieber vor, daß er nicht falle. Mama, laß eine Bowle Punsch machen, damit wir froh werden mit unserm Kommandanten. Ich sage Wir, das soll heißen, nur meine Wenigkeit; denn du, Mama, hast einen vollständigen Sieg der Aufklärung davon getragen, und bist froh; und dir, Friederike, sieht man es wohl an, daß du dem Waldrich da gegenüber nicht gar bekümmert bist, denn du hast einen vollständigen Sieg für deine Liebe davon getragen."

Die Mama reichte dem Kommandanten mit gütigem, wahrhaft mütterlichem Lächeln die Hand und sagte: „Haben Sie das letzte Wort des Papa recht verstanden?"

„Nein," sagte der Kommandant verlegen und erröthend: „aber ich möchte beinahe verwegen genug werden, es zu verstehen."

— Mama, laß eine Bowle Punsch anrichten; laß alles Geschwätz und dergleichen bei Seite. Wir müssen uns die verwünschte Geschichte aus dem Gedächtnisse mit Punsch wegbeizen. — Auch der Stärkste und Muthigste, der schon mehr als ein Dutzend Kugeln um seine Ohren pfeifen hörte, hat einmal seine Reißaus-Minute; auch der Weltumsegler, der sich in den fremdesten Landen und Meeren nicht verirrte, kann einmal auf einem Spaziergange den rechten Weg verfehlen; auch die andächtigste, reinste Himmelsbraut im Kloster hat einmal einen Augenblick, wie jede Evas-

tochter; auch der gescheiteste Mann unterm Monde hat einmal seinen Tag, wo Hans Ballhorn verständiger ist, als er.

„Fangen Sie doch an, Papa," sagte Friederike schmeichelnd, „und reden Sie von etwas Anderm! Zum Beispiel — fangen Sie doch von etwas Anderm an."

— Apropos, Kommandantchen, fuhr Herr Bantes fort: wissen Sie denn, daß ich Sie verkauft habe? Um den Preis, mir den todten Gast vom Halse zu schaffen, habe ich Sie da an Friederiken verkauft. Nehmen Sie's mir nicht übel, daß ich so mir nichts, dir nichts, in Ihrer Abwesenheit über Sie disponirte. Als ehemaliger Vormund glaubte ich mir so etwas herausnehmen zu dürfen. Da, Friederike, nimm hin. Seid glücklich zusammen.

Beide sprangen auf und fielen ihm um den Hals.

— Halt! rief er: Waldrich, aber fort mit der Uniform.

„Sie muß fort!" sagte der Kommandant mit Freudenthränen in den Augen.

— Und Abschied genommen vom Militär! denn Friederike wohnt bei ihren Aeltern, und ich habe Sie ihr, aber nicht sie Ihnen geschenkt. Also . . .

„Morgen fordere ich den Abschied, Papa!"

— Kinder, rief Vater Bantes, indem er sich unter den lebhaften Umarmungen der jungen Leute Luft machte: Eure Freude hat etwas Würgendes und dergleichen an sich; Mama, bringe den Punsch!



Der Fürstenblick.

Der Hof.

Bekanntlich übernahm Herzog Wilhelm nach dem Tode seines Vaters die Regierung in einem Alter von zweiundfünfzig Jahren. Wenige Fürsten seiner Zeit hatten so viel Wissenschaft, man möchte beinahe sagen, Gelehrsamkeit, als er; wenige hatten so große Reisen durch Europa gethan, als er, nicht von Hof zu Hof, um sich zu vergnügen, sondern des vollen Ernstes, sich für den künftigen Beruf zu bilden. Er lebte einfacher, als ein wohlhabender Bürger, ohne deswegen zu geizen. Für sich brauchte er wenig; alles zum Besten der Wissenschaften oder hilfsbedürftiger Personen. Eben so einfach, wie er selbst war, ließ er seinen Neffen erziehen. Seine Gemahlin war ihm früh verstorben; er wollte sich, des Hausfriedens willen, zu keiner zweiten Heirath entschließen. — Für den jungen Sohn seines Bruders hielt er, außer Oberhofmeister und Lehrer, einen Kammerdiener; für sich selbst nicht mehr, als einen Kammerdiener, einen Koch, einen Sekretär. Den Neffen oder Erbprinzen aber liebte er nicht; man könnte behaupten, er haßte ihn. Warum? ist unbekannt. Regenten lieben ihren Thronfolger selten herzlich, weil sie in denselben meistens ungeduldig hoffende Erben und Zerstörer der bisherigen Schöpfungen erblicken.

Der Herzog war ein gestrenger, eigenwilliger, übrigens um

sich her Pracht und Ordnung liebender Herr. In seinem Hause, wie im ganzen Staate, ging Alles nach hergebrachter Uebung, wie ein Uhrwerk. Niemand durfte sich unterstehen, mehr zu leisten, als vorgeschrieben war, Niemand weniger. Der Herzog selbst sah alle Begehren durch, wollte in Alles Einsicht haben, mengte sich in alle Kleinigkeiten, und verlor darüber die Uebersicht des Ganzen, wie immer der Fall ist. Noth und Verdruß, Elend und Druck war daher in allen Winkeln des Landes, obwohl alle Unterbehörden monatlich Tabellen über Tabellen schrieben, aus welchen die Oberbehörden wieder Tabellen zogen, von denen regelmäßig dem durchlauchten Regenten wieder eine Generaltabelle vorgelegt ward. Er meinte, wenn er seine Tabelle übersah, den augenblicklichen Zustand seines gesammten Herzogthums zu übersehen. Der gute Mann! er sah Namen, Zahlen und unterthänigste Anmerkungen. — Er bildete sich etwas darauf ein, seine ganze Staatsverwaltung in eine Maschine verwandelt zu haben. Er pries selbst den einfachen Mechanismus derselben, und hörte nebenbei nicht ungern, wenn man zu verstehen gab: aber es gehöre auch ungewöhnliche Geistesgröße dazu, wie die seinige, solche Maschine zu handhaben. Nur spürte er nicht, daß seine mechanisirte Staatseinrichtung eben darum die herz- und geistloseste aller Einrichtungen ward; daß sein Volk im uralten Stande der Niedrigkeit blieb, während die benachbarten kräftig fortschritten in Bildung, Gesittung, Wohlstand und Nationalkraft; daß es mit seiner Akademie der Wissenschaften so wenig, als mit den Fabriken seines Landes vorwärts wollte.

„Woran liegt denn das? ich lasse mir's doch Geld genug kosten!“ fragte einst der alte Herzog in öffentlicher Versammlung seine Hofleute. Von Mund zu Mund lief die Wiederholung der Frage, aber Keiner unterwand sich, die landesväterliche Anfrage allerunterthänigst zu beantworten.

Da trat der Freiherr von Leinau hervor, ein junger, viel-

seitig gebildeter Mann, der erst vor wenigen Tagen zum Geheimenraths-Sekretär ernannt worden war. Der gute Baron bildete sich vermuthlich ein, hier sei der beste Anlaß, sowohl seine Dankbarkeit gegen den Herzog, als den Beweis seiner Ehrfurcht auszudrücken, und sagte:

„Ew. Durchlaucht, nur mehr Luft, mehr Freiheit von oben, und mehr lebendige That, statt Papier von unten. Auch Armeen sind Maschinen; aber die trefflichste auf dem Exerzierplatz muß auf dem Schlachtfelde scheitern, wenn sie einer begegnet, in welcher irgend ein großer Gedanke das Gemüth aller Einzelnen begeistert."

Da schüttelte ein in Ruhe gesetzter Feldmarschall sein greises Haupt, beugte es tief gegen den Herzog und sprach: „Der Staat, wie das Heer, beide können, sollen, müssen nichts als willenlose, todte Maschinen sein. Jenen belebt der Geist des Regenten, dieses der Gedanke des Feldherrn. So, indem jener seine Millionen Hilfsmittel auf ein einziges Ziel lenkt, wird er allmächtig; so der Feldherr unbezwingbar, wenn seinen Absichten hunderttausend Arme zu Gebote stehen. Er ist allein Seele, das Heer aber seiner Seele Körper."

Der Baron von Leinau erwiederte schüchtern: „Eben darin scheint mir ein großer Fehler zu liegen, welcher der Staaten und der Armeen Unglück werden muß, daß man Menschen für gedankenlose Gliederpuppen hält, und weniger Geist und Herz, als Arme und Beine in Anspruch nimmt. Ein Heer, von einer großen Idee beseelt, wird, wäre es auch zerschlagen und zerstückelt, wie eine lernäische Schlange in allen einzelnen Stücken leben, und neue Köpfe, statt der abgeschlagenen, bekommen, und furchtbar bleiben; eine todte Heermaschine wird im Gegentheil — —"

„Schweig Er still, Naseweis!" donnerte der alte Herzog: „und hofmeistere Er keinen Feldmarschall, Er, der kaum noch eine Feder schneiden kann!"

Der Baron von Leinau ward vor Scham feuerroth — bald vor Zorn, als der Herzog mit der Hand gegen die Thüre winkte. Er verneigte sich mit funkelnden Augen, und ging.

Der Herzog warf ihm einen Blick der Verachtung und des Unwillens nach. — Der Hof bemerkte diesen Blick, und Jeder ahmte ihn unwillkürlich nach. Der Feldmarschall sprach nun von der Frechheit gewisser junger Leute, die sich selbst noch nicht regieren können, und dem weisesten und geliebtesten aller lebenden Regenten (er blickte ehrfurchtsvoll auf den Herzog) Rath des Bessern ertheilen wollen. Dann sprach der Kanzler, welcher ohnehin gern einen seiner Neffen an Leinau's Platz gesehen hätte, und erwähnte beiläufig dieses Neffen, indem er sagte: nicht alle jungen Leute wären so unbescheiden altklug. Dann sprach der Hofmarschall, der eine etwas häßliche Tochter hatte, gegen die der Baron Leinau sehr gleichgültig gewesen. Und so sprach Jeder.

Folgendes Tages empfing der Herr Baron die allergnädigste Weisung, er möge noch einige Jahre auf Reisen gehen, und Federn schneiden lernen, dann sich wieder zu einer Sekretariatsstelle melden.

Reisen und Bekanntschaften.

Herr von Leinau schlug sich zornig und züchtigend vor den Kopf, denn er fühlte, daß er Unrecht gehabt; nicht in der Sache, sondern in der Form. Man hat niemals das Recht, unklug zu sein. „Alter Narr, wirst du denn in deinem Leben nicht witzig? willst du dir immer selbst im Wege stehen?" — So rief er beim Einpacken und Thränen traten ihm in die Augen. Wir müssen übrigens doch bei dieser Gelegenheit anmerken, daß der vermeinte alte Narr vierundzwanzig Jahre zählte; es gibt freilich auch ältere Thoren, aber das entschuldigt die jüngern nicht.

Er ging also auf Reisen, um Federn schneiden zu lernen. — Er hatte keine Aeltern mehr, aber Vermögen genug, darum war er Freiherr im vollen Sinne des Wortes.

So kam er nach der Schweiz: die Berge zogen ihn durch Majestät an, die bunt aus mancherlei Rechtsamen geschnörkelten Verfassungen und die kleinlichen Menschen stießen ihn ab. Er kam nach Paris, — das Land hatte noch keinen Napoleon gesehen — man künstelte an den Finanzen; Wollust, Armuth und Noth links und rechts. Er kam nach London. Da gefiel ihm der freie Geist der Einrichtungen; er blieb hier geraume Zeit.

Eines Tages, wie er durch die Straßen ging, hörte er seitwärts, im Gewölbe eines Bücherhändlers, lebhaften Wortwechsel. Er wandte kaum das Gesicht dahin, als er einen deutschen Landsmann erkannte, mit dem er zuweilen in öffentlichen Häusern zusammengetroffen war. Dieser hatte mit dem Buchhändler Zwist, und von Leinau hatte immer an dem Deutschen, so oft er ihm begegnet war, einiges Wohlgefallen gehabt. Er hieß Graf von Streitenberg, ein junger, sehr gebildeter Mann, bescheiden, gutmüthig, von den edelsten Grundsätzen.

Der Graf, als er den Baron erblickte, winkte ihm. Dieser trat gern herzu.

„Ich bin in verdrießlicher Verlegenheit," sagte der Graf auf deutsch, indem er auf den Kaufmann zeigte, „dem Manne da hab' ich eine prächtige Sammlung von Landkarten, Kupferstichen, Handzeichnungen und seltenen Büchern abgekauft — ich kann wohl sagen, um ein Spottgeld. Das geschah vor zwei Monaten. Der Vertrag ward schriftlich gemacht, denn ich wartete auf Wechsel, und die Wechsel sollten mir schon vor vierzehn Tagen eingegangen sein. Denken Sie sich nun den Streich. Mein Oheim schreibt mir heut', ich sollte auf der Stelle nach Deutschland zurück, in Amsterdam eine Anweisung von ungefähr hundert Louisd'or finden, um die

Reise nach Hause zu bestreiten, und nach London sende er mir keinen Kreuzer. Nun bin ich dem Mann hier dreihundert Louisd'or schuldig; den Kauf will er nicht zurückgehen lassen. Er droht mit den Gesetzen. Ich habe kaum zwanzig Louisd'or Baarschaft, um mit meinem Bedienten die Reise nach Amsterdam zu machen. — Wissen Sie mir Hilfe?"

Der Baron besann sich einen Augenblick.

Der Graf sagte: „Sind Sie bei Kasse, so kaufen Sie die Sammlung für mich — denn ungern verlier' ich sie. Sobald ich zurück bin, schick' ich Ihnen das Geld in Wechseln."

Der Baron nickte mit dem Kopfe nachdenkend. „Wo sind Sie eigentlich zu Hause, Herr Graf?"

Der Graf antwortete etwas verlegen, und nannte die Residenz, aus welcher der Baron verwiesen war, um Federn schneiden zu lernen.

Der Baron sah ihm scharf ins Auge, schüttelte den Kopf und sagte: „Zwar, seit ich von Universitäten gekommen bin, lebt' ich da nur ein halbes Jahr, aber die Stadt ist so groß nicht. Ich habe dort nie von einer gräflichen Familie Streitenberg gehört."

Der vorgebliche Graf ward blutroth. — „Aber wollen Sie mir auf Ehrenwort glauben, daß ich Ihnen die dreihundert Louisd'or gleich nach meiner Heimkunft zurückzahle, wohin Sie wollen?" fragte der Graf mit ungewisser Stimme.

„Warum das nicht?" erwiederte der Baron: „Ich strecke Ihnen das Geld vor — ich bin eben über so viel Herr — doch unter einer einzigen Bedingung."

„Unter jeder!" rief der Graf: „ich will es Ihnen schriftlich geben. Sie haben Recht, etwas mißtrauisch zu sein, da ich — —"

„Nicht im geringsten, Herr Graf. Gerade ihr offenes Gesicht gibt mir das vollste Vertrauen. Wahrhaftig, ich möchte wissen,

ob solch' ein Gesicht täuschen könnte. Lassen wir's darauf ankommen. Also die Bedingung . . ."

„Nein, lieber Baron. Sie denken zu edelmüthig. Sie haben Ursache, argwöhnisch zu sein, da Sie von mir schon eine Unwahrheit hörten. Aber ich will Ihnen beweisen, daß ich aus der Residenz bin; und darin haben Sie Recht, es gibt dort keinen Grafen Streitenberg. Ich will Ihnen aber sagen, wer ich eigentlich bin . . ."

„Nichts, nichts, Herr Graf!" fiel ihm der Baron ins Wort: „Ohne Umstände, wollen Sie die Bedingung eingehen, unter welcher ich Ihnen das Geld leihe?"

„Jede, Herr Baron. Hier meine Hand darauf."

„Gut! so verlange ich, daß Sie das Geld dem Verwalter meiner Güter zurückzahlen, wenn Sie bei Ihren Aeltern angekommen sind. Ich werde Ihnen seine Adresse geben. Zweitens aber, daß Sie mir weder heut' noch morgen, noch jemals sagen, und auch meinem Verwalter nicht schreiben, weder wie Sie heißen, noch wo Sie eigentlich wohnen. — Sie haben mir Ihr Ehrenwort und Ihre Hand gegeben." Bei diesen Worten zog der Baron seine Brieftasche, gab dem Grafen eine Banknote und sagte: „Die Note ist zwar etwas mehr werth, als Sie gebrauchen, aber das schadet weder Ihnen noch mir."

Der Graf fiel dem Baron um den Hals, drückte ihn heftig an sich, wandte sich dann plötzlich, noch mit nassen Augen, zum Buchhändler und zahlte. Während der Buchhändler Geld wechselte, sagte der Graf zum Baron, indem er ihm herzlich die Hand drückte: „Wir müssen uns, ehe ich England verlasse, beide näher kennen lernen. Kommen Sie jetzt in mein Hotel. Speisen wir mit einander. Ein Glas Champagner schmelzt vielleicht Ihre Härte, und Sie erlauben mir, daß ich Ihnen sage, wem Sie eigentlich aus einer verzweifelten Lage geholfen haben. Wollen Sie?"

„Warum nicht. Aber sind Sie zu Fuß, Herr Graf?"

„Ja.“

„Ich ebenfalls. Erlauben Sie, ich rufe eine Lohnkutsche vors Haus.“

Der Baron von Leinau ging fort, und — kam nicht wieder. Der Graf wartete zwei Stunden vergebens. Er ließ die Kisten mit den erkauften Sammlungen aus dem Gewölbe schaffen, zu sich ins Hotel. Folgendes Morgens kam ein Briefchen vom Baron, worin sich dieser entschuldigte, ihn nicht vom Buchhändler abgeholt zu haben; er habe es in der Zerstreuung vergessen, daß er eben mit seiner Abreise nach Rußland beschäftigt gewesen. Er schrieb ihm die Adresse seines Verwalters und ein kurzes Lebewohl, indem er noch den gleichen Morgen London verlasse.

Der Graf ward zwar etwas empfindlich, daß ihm der Baron Gelegenheit versagte, dankbare Empfindungen zu äußern, oder nähere Bekanntschaft zu machen — „aber,“ rief er freudig, „Baron Leinau, Freundschaft ist gemacht! Du bist ein hochherziger Mensch, ein ächter Deutscher! Solcher schönen Züge des Gemüths ist der Brite nicht allein fähig. Und der Brite hat am Ende nur Stolz, aber der Deutsche Adel. Das ist der Nationalunterschied. Daher mag der Engländer gern andere Völker neben den seinigen verachten, und der Deutsche das Verdienst in jedem ehren“

Der Graf legte Leinau's Brief zu seinen Kostbarkeiten, „denn der Mann ist mein Freund!“ rief er immer. Dann ging er fort, und forschte so lange, bis er Leinau's Wohnung glücklich ausgekundschaftet hatte; er hoffte noch, ihn zu finden. Allein er irrte sich, und ging vergebens.

Abermals ein Fürstenblick.

Leinau war am gleichen Tage, da er dem Grafen geschrieben, von London abgereiset und nach Kopenhagen gesegelt, von da über

Stockholm nach Petersburg. In Petersburg hatte er das Glück, am Hofe Empfehlung zu finden. Katharina die Große, der er vorgestellt ward, behandelte ihn mit Auszeichnung; Leinau selbst begriff nicht, wie er zu der Ehre kam. „Lieber Himmel," sagte sein Freund lachend, der ihn vorgestellt hatte, „die Kaiserin ist eine Frau und Sie sind ein bildschöner Jüngling. Sie wünschen in russische Kriegsdienste zu treten. Zweifeln Sie gar nicht, Ihr Wunsch ist erfüllt. Auch bei den vortrefflichsten Fürsten spielt das Menschliche die Hauptrolle, ohne daß sie es wissen oder glauben. Es ist schon mancher verdienstreiche Offizier abgewiesen worden. Dem jungen, hübschen Baron Leinau hilft die Natur."

„Sie glauben also, die Kaiserin werde mir eine Kompagnie geben?"

„Gewiß, lieber Baron, und ich wette, Sie erhalten mehr, als Sie wollten. Ich sah den Blick, welchen die Kaiserin auf Sie senkte, als sie noch einmal nach Ihnen zurück sah. Graf Rasumovsky sah diesen Blick, die Fürstin Daschkow auch, endlich sogar auch Potemkin. Nun sprach Alles mit Entzücken von Ihnen. Potemkin erwies mir die Ehre, sich bei mir nach Ihnen zu erkundigen. Er sagte manches zu Ihrem Lobe. Ich weiß ferner, die Kaiserin nannte dem Fürsten Potemkin Ihren Namen. Seien Sie unbekümmert, Ihr Glück ist gemacht."

Wirklich ward der Baron nach einigen Tagen zum Fürsten Potemkin gerufen. Dieser überraschte ihn schmeichelhaft mit dem Brevet eines Oberstlieutenants bei einem der neu errichteten Kavallerie-Regimenter. Der junge Oberstlieutenant in neuer Uniform hatte nachher die allerhöchste Gnade erhalten, seiner erhabenen Gönnerin dankbar die Hand küssen zu dürfen. Darauf schickte ihn Potemkin mit größter Eile zum Regiment. Er folgte mit diesem den Fahnen Romanzow's und Repnin's in die Moldau und gegen Oczakow; er war beim Sturm auf diese Festung zugegen, wo die Grau-

samkeit der Russen sein Herz empörte, und zwar in solchem Grade, daß er im Begriffe war, seine Entlassung zu fordern. Allein daraus ward nichts. Denn die Kaiserin belohnte ihn wegen der bei Oczakow bewiesenen Tapferkeit mit Oberstenrang. „Wahrhaftig," schrieb der neue Oberst an seinen Freund in Petersburg, „meine Beförderung muß wohl Nachfrucht eines ersten sonnenvollen Fürstenblicks sein, denn ich habe bei Oczakow wenig Tapferkeit beweisen können. Ich stand mit einem Regiment als müßiger Zuschauer vor der Festung, im Fall die Stürmenden weichen würden, sie wieder gegen die Mauern anzutreiben. Ich preise den Himmel, daß dies nicht nöthig ward."

Oberst Leinau erhielt ein Regiment bei der russischen Armee in Finnland gegen die Schweden. Hier schlug er sich beinahe ein Jahr lang herum, dann kam der Friede im Lager bei Werelä zu Stande.

Während dieser Zeit hatte der Baron Gelegenheit genug gehabt, Erfahrungen jeder Art zu machen, auch zuweilen an den sogenannten Grafen von Streitenberg zu denken, dem er in London geholfen. Denn dem Herrn Grafen war nie eingefallen, von der Adresse des Verwalters Gebrauch zu machen. Daß der Brief in die Hände des Grafen gekommen, davon hatte Leinau Gewißheit; der Ueberbringer machte damals von der treuen Ueberantwortung genaue Meldung. Eigentlich schmerzten den Baron die drei- bis vierhundert Louisd'or nicht, die er verloren, als vielmehr, daß es Menschen geben könne, deren Gesicht so fürchterlich schön lüge; Menschen, die ehr- und gefühllos genug wären, daß das rührendste Vertrauen auf ihre Ehre sie nicht bände.

Inzwischen konnt' er im Herzen doch niemals dem Grafen übel wollen, ihn sogar nicht einmal vergessen. Der Graf hatte für ihn etwas unerklärlich Anziehendes gehabt. Und so oft er an ihn dachte, übernahm er wider sich selber dessen Vertheidigung. Zuletzt ward

die Vertheidigung sogar Lobrede. Der Graf konnte verarmt, verunglückt oder gar gestorben sein. — Ohnehin fühlte sich der Oberst reich genug. Gern würde er noch einmal so viel geopfert haben, hätt' er des Grafen Schicksal erfahren können.

Schon, als er Oberst geworden, machte er den Plan, da sich ein Kaufmann zu seinen Gütern in der Heimath fand, diese loszuschlagen, das russische Reich zu seinem Vaterlande zu wählen, und sich darin anzukaufen. Denn in sein deutsches Vaterland zurückzugehen, hatte er keine gar heftige Neigung. „Wer weiß, wenn du zurück kommst, ob dich dein gnädiger Landesvater nicht noch einmal auf Reisen zu schicken geruht, um Federn schneiden zu lernen." So dachte er, und gab dem Verwalter Vollmacht, das väterliche Gut zu verkaufen. Dieser that es, und verkaufte Alles bis auf einen Meierhof, auf welchem der alte, treue Verwalter selbst wohnte. So lange dieser lebte, wollte ihn der Baron nicht davon verdrängen.

Durch Zufall machte der Oberst die Bekanntschaft eines polnischen Starosten. Dieser, in Geldnoth, bot ihm beträchtliche und einträgliche Besitzungen in Polen um so billigen Preis, daß er, nachdem er die Besitzungen zu besichtigen Urlaub erhalten, und sich von ihrem hohen Werth überzeugt hatte, ohne anders den Handel einging. Er glaubte seine Sache sehr gut gestellt zu haben, und nun einer der reichsten Edelleute zu sein. Jedermann wünschte ihm Glück. Er beschloß, auf seinem polnischen Tusculanum einer ächt philosophischen Ruhe zu genießen; nahm Entlassung aus russischen Diensten; kaufte Ackergeräthe, physikalische Instrumente, Bibliotheken zusammen; sammelte sich eine Kolonie deutscher Handwerker, Künstler und Arbeiter; begab sich auf sein polnisches Schloß, und dachte, indem er die Verschönerung seines Sitzes anfing, auch zuweilen an eine Braut, die er sich suchen müsse. Denn das dreißigste Jahr war nahe vor der Thür.

Bisher hatte ihn das Glück begünstigt. Plötzlich stürmten die bösen Tage daher. Polen gerieth wegen seiner Reichstage und Konstitutionen in gewaltige Gährungen. Der Baron wollte sich zwar in die ihm fremden Händel nicht mischen, doch wenn er von seinen Nachbarn, den Starosten und Woiwoden befragt ward, dachte er ehrlich genug, ihnen den Rath zu geben: „begnügt euch mit dem Schlechtesten, wenn es nur vaterländisch ist, aber hütet euch vor dem Einflusse auswärtiger Mächte. Ihr seid verloren, wenn ihr der Partei-Ehre willen euch entzweit und schwächt, und euch durch Preußen oder Rußland aufrecht halten wollt."

Von der Zeit an galt der Baron, ohne es zu wissen, für einen Anhänger Kosciusko's und Feind der russischen Partei. Er mengte sich freilich in nichts; gleichviel, man zählte ihn mit. Sein Name kam, wie mancher andere, auf Proskriptionslisten, die nach Petersburg gingen. Das brachte ihm wenig Ehre. Die Russen rückten mit überlegener Macht in Polen ein, siegten in der Ukraine und bei Dubienka. Die polnische Armee streifte durch die Güter des Obersten. Er selbst ward gezwungen, mitzugehen. Die Russen kamen, verheerten Leinau's Besitzungen; sogar das Schloß ging in Flammen auf. Suwarow und Igelström, nach der Niedermetzlung der Einwohner von Praga, waren die Leute nicht, die Lust hatten, einem russischen Obersten, der es mit den Insurgenten gehalten, das Eigenthum zu schirmen. Er kam um Alles, und mußte froh sein, wie mancher geborne Pole, sein Leben durch Flucht nach Deutschland retten zu können.

Der gute Baron durfte von Glück reden, als er Dresden erreicht hatte, und sich erinnerte, daß er noch einen kleinen Meierhof besäße, wo er bei seinem alten, treuen Verwalter wohnen konnte. Der Verlust seiner Reichthümer kränkte ihn nicht; denn er war von jeher gewohnt, die wenigsten Bedürfnisse zu haben. Er meinte, er sei noch reich genug.

Die Tischgenossin.

Der alte Verwalter weinte aufrichtige Freudenthränen, als er seinen Herrn unverhofft wieder erblickte. Schon von Dresden aus hatte ihm dieser seine Ankunft gemeldet, doch mit Befehl, Keinem seine Rückkehr zu verrathen, indem er Gründe habe, so lange als möglich unbekannt, von der Neugierde ungefragt und ungeplagt, zu bleiben. Zum Theil war es Stolz oder Scham, was ihn zu diesem Wunsche brachte. Denn ob er gleich das Urtheil der großen Menge überhaupt verachtete, scheute er es doch, insofern es ihn berührte; nicht, weil es ihn betrübte oder freute, sondern weil er wußte, „die Welt," die sogenannte, werde an diesem Leitseil geführt, dem Einen zum Verderben, dem Andern zum Heil.

Doch hätte sich der Oberst nicht allzusehr ängstigen sollen. Denn es mußten wohl in der That wunderliche Zufälle zusammentreffen, um seine Anwesenheit im Vaterlande zu verrathen, wenn er selber keine Lust hatte, Lärmen zu schlagen. — Der Meierhof lag an den äußersten südlichen Enden des Herzogthums, von der Landstraße weit abgelegen, noch weiter von der Residenz. Kein Reisender streifte da vorbei, kaum ein Handwerksbursch oder reisender Deklamator.

Anfangs gefiel sich der Baron in seiner Zurückgezogenheit sehr wohl; nach und nach aber ward ihm das Schneckenleben langweilig. Er ließ sich aus dem nächsten Städtchen Lesereien bringen; damit ging es wieder eine Weile, aber am Ende kam er sich wie ein Gefangener oder Verbannter vor, und das war ihm die widerlichste aller Empfindungen. Von seinen alten Jugendfreunden lebte Niemand in der Nähe; im Grunde hatte er, ausgenommen einen ...er, der am andern Ende des Herzogthums in einem Dorfe ...e, keinen, nach welchem er sich besonders sehnte. Dieser

Pfarrer war ehemals sein Hofmeister und Lehrer gewesen. Er beschloß, ihn aufzusuchen. Er füllte die Jagdtasche mit den nöthigsten Bedürfnissen, und an einem schönen Herbsttage, im schlichten Jägerrock, die Flinte über die Schulter gehängt, wanderte er aus.

Er hatte bis zum Pfarrer Mauritius zwei Tagereisen. Sein erstes Nachtlager nahm er im Wirthshause eines unbedeutenden Städtchens, wo ihm inzwischen ein sehr bedeutendes Abenteuer begegnete. Auf sein Begehren, etwas zu Nacht zu speisen, denn dem Mittagsessen war er mit weiser Sparsamkeit vorbeigegangen, sagte ihm die Wirthin, er könne in Gesellschaft eines jungen Fräuleins speisen, welches vor einer Stunde mit Vater und Kammermädchen angekommen sei. Ohne Zweifel wäre die Herrschaft aus der Residenz. Der gnädige Herr habe sich, weil er vom Kopfweh befallen worden, gleich nach seiner Ankunft zu Bette gelegt, und nur mit einer Tasse Thee vorlieb genommen.

Den Baron von Leinau interessirten diese Merkwürdigkeiten wenig; doch bekamen sie plötzlich höhern Werth, als die Tafel gedeckt war, und beim hellern Kerzenschimmer die schöne Tischgenossin hereintrat. Schön war sie, das ließ sich nicht läugnen; wenigstens konnte es der Baron nicht läugnen, dem zu Muthe ward, als säh' er eine Fee oder Botin des Himmels.

Seinem ehrfurchtvollen Gruße ward mit stummer Verbeugung und zartem Erröthen geantwortet. Der Baron machte sich ein freudiges Geschäft, die holde Tischgenossin mit dem Besten zu bedienen. Das gab Gelegenheit und Muth erst zu einzelnen Silben, dann zu einzelnen verbindlichen Worten, dann zu Fragen, dann zu Versicherungen, und endlich war das Gespräch unter beiden eingeleitet, wie es unter Leuten von gutem Gewissen sein darf, doch sahen sie sich zuweilen sonderbar an, als hätten sie kein gutes Gewissen.

Das speisende Paar war den Wirthsleuten ohne Zweifel eine Er-

scheinung außerordentlicher Art; denn Wirth und Wirthin, Knechte, Mägde, selbst einige Bürger des Städtchens, standen stillschweigend im dunkeln Hintergrunde der Stube, und gafften die Gäste an. „Es sind Brautleute!" flüsterten die einen; „es sind Bruder und Schwester!" die andern. Im Städtchen hatten die Weiber noch keinen schönern Mann gesehen, als den Baron, und die Männer noch kein schöneres Mädchen, als das Fräulein. Es war der Mühe werth, solch ein Paar zu sehen, zumal unentgeldlich.

Das Fräulein sprach von der Residenz. Der Baron ward nicht müde zu fragen. Es war ihm weniger um die Residenz zu thun, als um die Antworten voll reinen Urtheils, zarten Sinnes. Er hätte wohl die ganze Nacht fragen mögen, wenn sich das Fräulein nicht beurlaubt und entfernt hätte, um noch einmal den kopfwehkranken Vater zu sehen.

Der Baron trommelte sinnig mit der Gabel auf dem Teller, und hätte die ganze Nacht trommeln können, wenn nicht endlich der Wirth gefragt hätte, ob ihm gefällig sei, sein Bett zu sehen. Er ging. Wie er am Sitze des Fräuleins vorbei streifte, sah er ihren Handschuh am Boden liegen. Hastig nahm er das Kleinod zu sich; damit ließ sich beim Morgengruß wieder ein verbindliches Gespräch anknüpfen.

Er hatte nicht berechnet, daß er von der Tagreise müder als gewöhnlich sein würde, sonst würd' er sich beim Erwachen nicht gewundert haben, daß die Sonne mit vollen Strahlen an seinen Fenstern lag. Er sprang auf. Die Tischgenossin, der Handschuh, der Morgengruß waren seine ersten Gedanken. Er war voll Wonne, als ständ' ihm ein unendliches Glück vor. Die Kleidung ward diesmal mit höchster Sorgfalt angelegt, jedes Stäubchen vom Jagdkleide mit der in Gewohnheit verwandelten Ordnungssucht und Säuberlichkeit eines Kriegers verwischt, der die Pflichten des Garnisondienstes kennt. Zuweilen entschlüpfte bei dieser Arbeit wohl

der tiefsten Tiefe seiner Brust ein Seufzer, wenn er an den Handschuh, an seine Uniform, an die polnischen Besitzungen, an sein jetziges philosophisches Loos dachte.

Indem — noch waren die Stiefel anzuziehen — hörte er sehr vernehmlich die Himmelsstimme der Tischgenossin, und zwar von der Straße herauf. Einen Reisewagen hatte er schon längst vorfahren und packen hören. Was mußte er sich da nicht in Gedanken zusammenstellen! — Er riß das Fenster auf. O weh! er sah die jugendliche Hebe, und zwar in dem entscheidenden Augenblicke, als sie den kleinen niedlichen Fuß auf den Wagentritt setzte, um hineinzusteigen, während der dicke Wirth, höflich die Baumwollenmütze unterm Arm, der Züchtigen nachhalf. — Und indem sie einstieg, blickte sie, noch vor ihrem Verschwinden, ans Haus herauf zum aufgerissenen Fenster, zum halb ohnmächtigen Oberst; ihre seelenvollen Augen schienen ihm mit bescheidenem Tone einen Morgengruß zu wünschen — dann verschwand sie. Der Wirth schlug die Wagenthür zu; es klang dem armen Baron dumpf herauf, als schaufelte man die ersten Grabschollen auf den versenkten Sarg seiner Freuden. — Der Wagen rollte davon zum Thor hinaus.

Als nichts mehr zu sehen und zu hören war, zog der Oberst die glänzenden Stiefel an, und — man muß immer auch den Geist bei solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen wissen — fluchte alle russischen Flüche, die er jemals in Moldau, Wallachei und Finnland gehört hatte. Warum er fluchte, wußte er in der That selbst nicht, aber es that seinem Herzen so wohl, als es irgend einem Heiligen wohl thut, wenn er segnet. Die Jagdtasche stieß er mit dem Fuße weg, daß sie im halben Bogen, wie eine Bombe, gegen die Thüre flog, aber in der unglücklichsten Sekunde von der Welt, nämlich als der dicke Wirth ehrbarlich und harmlos mit dem Kaffee hereintrat und seinen schönsten guten Morgen offeriren wollte. — Die Jagdtasche fiel dem entsetzten Wirth erst auf den

Kopf, dann aufs Tassenbrett zwischen Kaffee- und Milchgeschirr, daß Alles zu Boden strömte. Der Wirth hätte dem zerschlagenen Frühstück bald nachsinken mögen, denn der siedend-heiße Levantetrank war ihm über das ganze Gesicht geflogen.

„Bäh!“ schrie der Wirth schmerzlich.

„Bäh!“ schrie der Oberst nach: „Ungeschickter! fahr' Er zum Teufel; wer heißt Ihn meine Jagdtasche salben?“

Der dicke Mann, der in der Bestürzung gar nicht zweifelte, eine Unvorsichtigkeit begangen zu haben, hob die Scherben auf, bat um Verzeihung und zog ab. — Dieser Zufall war für den Obersten die wohlthätigste Zerstreuung. Sein Zorn war verflogen. Sein Fluchen ging zum Lachen über. Er packte die Jagdtasche; — als er aber den Handschuh nahm, da zuckte er die Achseln und seufzte. Doch das Gut, welches er von der schönen Tischgenossin geerbt, wollt' er — wenigstens zum Andenken des Abenteuers — behalten.

Er nahm sein Frühstück in der Wirthsstube; er hoffte da Namen und Aufenthalt der abgereiseten Fremden zu erfahren. Allein er fragte vergebens, weil keine Seele die Fremden um ihre Namen befragt hatte. Mißmuthig zahlte er seine Schuld, wozu er auch Scherben und Entsetzen des guten Wirthes rechnete, und zog von dannen ins Gebirg endlich.

Ein Jagdstück.

Je tiefer er ins Gebirge kam, je mehr heiterte sich sein Gemüth auf. Er dachte nun an seinen alten Lehrer, den Pfarrer Mauritius; zuweilen wohl auch an die liebenswürdige Tischgenossin. Er nahm sogar ihren Handschuh einmal aus der Tasche und betrachtete ihn recht aufmerksam. Aus dem Handschuh studirte er die Form des schönen Armes und der Hand und der Finger; zum

Arm dachte er sich dann die Achsel, zur Achsel den schlanken Wuchs, und den Liebreiz aller Glieder und die stolze Majestät der Unschuld.

Er hatte in diesem Augenblicke wirklich nichts Besseres zu thun, als Betrachtungen anzustellen; denn sein Weg bot keine Mannigfaltigkeiten der Gegend dar. Es war auf einer Straße durch Waldung; links und rechts Holz und Berg. Indem fiel nahe vor ihm ein Schuß; die Kugel pfiff neben ihm weg. Der Oberst stand still. „Was gibt's?" rief er. Ein Fuchs sprang aus dem Dickicht über die Straße; bald darauf trat ein Jäger aus dem Gebüsche und stieß ins Hüfthorn. „Fehlgeschossen, Weidmann!" rief der Oberst: „Bald hätt' es mich getroffen, statt des Fuchses."

Der Weidmann wandte sich gegen den Oberst: „Wie!" rief er: „Ist's denn möglich?" Er trat langsam näher, zog den Hut, und fragte mit vielem Anstande: „Ich irre doch wohl nicht? Sie sind der Baron von Leinau?"

„Und Sie — wohl, ich erinnere mich Ihrer. Wir haben uns irgendwo gesehen. Richtig! in London. Sie sind der Graf Streitenberg!" sagte der Oberst.

„Braver Mann!" rief der Graf, und umhalsete und küßte den Baron mit großer Innigkeit.

Jetzt gab's Frage über Frage und Freude über Freude. „Kommen Sie mit mir!" sagte der Graf: „Nicht weit von hier steht ein weidmännisches Frühstück; kalter Braten, ein Glas Wein. Wir wollen theilen."

Sie gingen. Das Frühstück fand sich unter einer alten Eiche, von einem jungen Jäger bewacht. Der Graf gebot dem Jäger, mit den Hunden heim zu gehen und das Mittagessen auf die rechte Stunde zu bestellen, denn die Jagd sei zu Ende und der Fremde werde Gast sein.

Als der Jäger davon war, fiel der Graf dem Baron abermals um den Hals. „Baron," rief er, „ich kann meine Freude

keit der Gartenanlagen, durch welche sie gingen. Als aber die Gebüsche zuletzt ganz aus einander traten, und ein weitläufiges, im edelsten Geschmack erbautes Schloß mit großen Vorhöfen, Springbrunnen und Bildsäulen vor ihnen sich ausbreitete, stutzte der Baron endlich doch, schwieg, stand still, sah sich um und fragte: „Wem gehört dies Schloß hier?"

„Meinem Oheim!" antwortete der Graf: „aber ich bewohn' es. Du siehst nun, an Raum fehlt es mir nicht, dich zu beherbergen."

Der Baron ward ernsthaft und immer ernsthafter, je näher sie dem Schlosse kamen, und er über dem Portal das herzogliche Landeswappen erblickte.

Indem traten zwei Kammerdiener aus dem Schlosse, die mit ehrerbietigem Schweigen dem Grafen die Jagdflinte abnahmen, so wie dem Baron.

„Können wir speisen?" fragte der Graf.

„Wenn Ihre Durchlaucht befehlen."

Der Oberst Leinau sah bald den Grafen, bald das Schloß an. „Was schwatzt der Kerl da?" sagte Leinau, und zeigte auf den fortgehenden Kammerdiener.

„Wie so?" fragte der Graf.

„Ich hörte . . ." stammelte der Baron: „Es klang wie . . ."

„Darf ich dir sagen, jetzt endlich, wie ich heiße, Lieber?" unterbrach ihn der Graf: „In London wolltest du schlechterdings nichts wissen."

„Gut — es wäre jetzt Zeit!" erwiederte der Baron.

„Ich heiße Ludwig."

„Ganz gut; aber weiter?"

„Nicht so, du zürnst nicht?" sagte der Graf und drückte dem Baron freundlich die Hand: „Ich bin der Erbprinz."

Der Oberst erschrak, und wollte mit der Hand nach dem Hute fahren.

„Wie? soll ich dich zur Eiche zurückführen, Leinau, wo du mir Bruderliebe schworst?“ sagte der Erbprinz.

„Unter uns fehlt die Grundlage der Freundschaft,“ entgegnete der Baron: „die Gleichheit.“

„Vor der Welt, lieber Leinau, fehlt sie,“ versetzte der Prinz, „aber unter uns nicht. Vor der Welt gib du mit die alltägliche Titulatur! unter uns bin ich dein Bruder; da heiße mich beim rechten Namen Ludwig.“

Aufschlüsse.

Der Oberst vergaß in der Gesellschaft des Prinzen, den Pfarrer Mauritius zu besuchen, den er eigentlich doch nur aus langer Weile aufgesucht haben würde. Beide junge Männer hatten darin nicht Unrecht, daß sie für einander geboren zu sein glaubten. Beide liebten, haßten, ehrten oder verachteten die gleichen Gegenstände, aber oft aus ganz entgegengesetzten Gründen. Der Prinz, ob er gleich nicht gemüthlicher war, als der Oberst, hatte noch mehr Neigung als dieser, Alles mit Schwärmerei zu umfangen. Er war von reizbarem Gefühl; der Oberst besonnener, ruhiger oder wenigstens mehr Herr seiner Empfindungen. Einer milderte den andern, oder hob ihn, wo er sank, oder läuterte dessen Sinn. Einer glaubte dem andern immer die größten Verbindlichkeiten schuldig zu sein. — Von nun an wurden ihre Studien, ihre Vergnügungen die gleichen. Der Baron ließ sich gern gefallen, als Gesellschafter im Schlosse des Erbprinzen zu bleiben, und dieser lebte in so belehrendem, erheiterndem Umgange neu auf. Denn vom regierenden Herzog zurückgedrängt, beinahe gehaßt, war sein Leben bisher dem eines Gefangenen oder Verwiesenen ähnlich gewesen. Man liebte den

Erbprinzen zwar allgemein im Lande um dieser unverschuldeten Härte willen desto inniger, aber Keiner unterstand sich, das öffentlich zu äußern.

Der Oberst erhielt wenige Tage nach seinem Einzuge in Friedensheim, so hieß das Landhaus des Erbprinzen, einen überzeugenden Beweis von der Härte des regierenden Herzogs gegen seinen Neffen.

Der Prinz wollte nämlich seinem Freunde ein Geldgeschenk machen, da er wußte, wie der Oberst den größten Theil des Vermögens verloren und eher in dürftigen, als glänzenden Umständen war. Er brachte ihm das Geschenk, wie er sagte, als Zins von jenem Kapital, das er einst vom Baron in London erhalten. „Und ob ich das Geld gleich deinem Verwalter baar, sobald ich ankam, zugeschickt habe," setzte er hinzu, „muß ich es dir doch lebenslänglich verzinsen. Denn ich war in der größten Verzweiflung. Der Herzog ließ mich ohne Hilfe, und doch hatt' ich seinen strengen Befehl, weder Schulden zu machen, noch mein Inkognito zu brechen. Dazu rief er mich plötzlich zurück — ich weiß nicht, welche Folgen daraus entstanden wären, hätt' ich seinen Befehl nur im kleinsten Punkte versäumt."

Jetzt ward über die vorgebliche Rückzahlung gesprochen. Der Prinz staunte, daß der Baron davon nichts wissen wollte. Er bewies seine Zahlung mit dem Empfangschein des Postamts. Nun ward ein Ritt zum Verwalter gemacht; der alte ehrliche Mann betheuerte, nie diese Summe erhalten zu haben. Der Prinz ließ auf der Stelle Untersuchungen beim Postamt anstellen und den Empfangschein vorweisen. Da wies dieses einen herzoglichen Befehl vor, vermöge welches alle Briefe des Prinzen an die höchste Stelle eingeliefert werden mußten. — Nun war das Räthsel gelöset.

Aber eben die Mühe, welche man zu dieser Lösung angewandt hatte, brachte noch andere Wirkungen hervor. Der Herzog ward

dadurch auf den Baron von Leinau aufmerksam, und daß er wieder im Lande sei. Vermuthlich hielt er ihn für einen Mißvergnügten, der sich eben deswegen an den Erbprinzen gemacht habe. Es kam der gemessene Befehl, der Prinz solle den Baron aus seinen Umgebungen entfernen.

Hier blieb nichts übrig, als stummer Gehorsam, wenn man den Landesfürsten nicht zu heftigern Maßregeln reizen wollte. Der Oberst kehrte zu seinem kleinen Meierhof zurück, und empfing hier wochenlange Besuche seines fürstlichen Freundes; oder, fehlten diese, doch Briefe; oder man kam Mitte Weges zusammen. Beide Männer waren nun einmal einander zum Bedürfniß geworden, und die ihnen widerfahrende Strenge von oben her schloß sie nur brüderlicher zusammen.

Veränderungen.

An einem stürmischen Wintermorgen — es lag draußen hoher Schnee — es war noch finster — der Oberst noch im Bett — entstand Lärmen vor dem Meierhofe. Man pochte. Man öffnete. Es ging die Treppe auf und ab. Der Oberst vermuthete beinahe, der Erbprinz, den er seit einigen Tagen wegen schlechten Wetters nicht gesehen, sei angekommen.

Nach einer Weile trat der alte Verwalter mit brennendem Licht und einem großen Briefe ins Zimmer vor das Bett des Barons. — „Wer ist so früh angekommen?“ fragte dieser. — „Ein herzoglicher Kurier aus der Residenz mit diesem Schreiben!“ antwortete der Verwalter.

Der Baron erschrak. Se. Durchlaucht der Herzog, dessen Fürstenblick der Oberst nie vergessen hatte, konnte unmöglich etwas Gutes im Schilde führen. „Vermuthlich ein allergnädigster Befehl,“ dachte er, „dem Erbprinzen die Thüre zu weisen, wenn er

mich auf dem Meierhof in meinem Stübchen heimsucht.“ Aber die Adresse des Briefes lautete: „An den Präsidenten Unsers geheimen Raths den Baron August von Leinau.“

„Was?“ rief der Oberst und sprang im Bette auf: „Ich Geheimerrathspräsident? Sind die Leute närrisch geworden, oder wollen sie mich närrisch machen?“

Er riß das Schreiben auf, und las seine Ernennnung zur ersten Staatswürde in aller Form abgefaßt; hinzugefügt war der huldreiche Befehl, auf der Stelle in die Residenz zu kommen. Unterzeichnet war Ludwig. Mit eigener Hand hatte dieser noch darunter geschrieben: „Die erste Handlung beim Antritt meiner Regierung ist, daß ich Sie, lieber Baron, an meine Seite rufe. Kommen Sie unverzüglich.“

Der Baron war, wie man zu sagen pflegt, wie aus den Wolken gefallen. „Ist denn der Herzog gestorben?“ fragte er den Verwalter. Dieser wußte davon nichts. Der Kurier ward befragt; die Antwort lautete: „am Schlagfluß.“ Der Verwalter zitterte bei diesen Worten an allen Gliedern, denn er liebte die Schlagflüsse nicht. Er eilte zum Baron und sagte: „Se. Durchlaucht, der höchstselige Herzog, sind gestorben.“ Aber das Wort Schlagfluß kam ihm nicht über die Lippen.

„Was, wie? so plötzlich?“ rief der Baron.

„Der Höchstselige waren immer rasch in Dero Resolutionen.“

„Aber wie denn? durch Krankheit oder anderes Unglück?“

„Se. Durchlaucht geruhten am — am — Zufall zu sterben.“

„Bravo!“ rief der Oberst, warf sich in Reisekleider und in den Wagen seines Verwalters und eilte zur Residenz.

Gespräch über Fürstenleben.

Die Einleitung zur Anekdote, welche wir eigentlich erzählen wollen, ist wahrhaftig länger geworden, als die Anekdote selbst sein wird. Dies ist die natürliche Folge, wenn man im Plaudern besser, als im Erzählen geübt, und ohne Kenntniß der Regeln ist, durch welche ein wohlgezogener Schriftsteller gefällt. Referent, ohnehin ein Mann, der seine gute Reihe von Jahren zählt, macht weniger auf schriftstellerischen Ruhm, als auf Wahrheitsliebe Anspruch. Man halte ihm also das zu gute, was in allem Vorigen nicht zur Sache gehörte.

Es ist bekannt, Herzog Ludwig machte gleich bei seinem Regierungsantritt große Veränderungen, sowohl in der Verwaltung, als im Personal der ersten Beamten und des Hofes. Prachtaufwand zur Verherrlichung seiner Würde liebte er nicht; er meinte, ein Fürst müsse die größte Pracht in seinen Thaten, und die meiste Würde in der Würdigkeit zu seinem Berufe zeigen. Um Geld in Umlauf zu setzen, besoldete er weder Verschnittene auf dem Theater, noch verlor er großmüthig im Spiel, noch setzte er Juweliere, Goldarbeiter und andere Diener des fruchtlosen Aufwandes in starke Nahrung. Aber er baute durch sein Land dauerhafte Hochstraßen, von den Deutsch-Franzosen sonst Chausseen genannt; er ließ für arme Leute zwar keine Almosen austheilen, aber dafür öffentliche Arbeitsschulen und Arbeitshäuser errichten; ließ zwar wenig tabellarisiren, aber dafür schleunigern Geschäftsgang einrichten; kluge Beamte waren ihm zwar vorzüglich lieb, aber rechtschaffene Beamte waren ihm noch theurer, als die klugen. Unerbittlich gegen nachlässige oder fehlbare Beamte, noch strenger gegen die höhern, als die niedern Staatsdiener, selbst schon ihre Grobheit gegen den geringsten Bürger mit Ernst rügend, war er gleich willig, den Verdienstvollen zu lohnen. Bei ihm aber galt nur der für einen

Mann von Verdienst, der — nicht bloß Amtspflichten treu und fleißig vollstreckte („dafür seid Ihr mit Geld und Auszeichnung hinlänglich bezahlt!“ sagte er oft), sondern der auch da dem Staate einen Vortheil oder Ruhm verschaffte, wo es zu thun nicht geboten werden konnte.

Es ist unbeschreiblich, welch ein Leben plötzlich in den Gang der Geschäfte kam. Eh' ein Jahr verfloß, war im ganzen Herzogthum anderer Geist, anderer Ton. Die höhern Beamten, persönlich verantwortlich für die Arbeiten der untern, und so vom Präsidenten des Geheimenraths hinab bis zum besoldeten Abschreiber in den Aemtern, bewachten die Thätigkeit der andern mit rastloser Sorgfalt. Man hätte sehen sollen, mit welcher Artigkeit jeder, auch der geringste Mann des Volks empfangen, angehört und abgefertigt ward — ja sogar, es ist beinahe unglaublich, die Postoffizianten und Päßeschreiber verloren ihre Ungeschliffenheit und lernten höflich sein.

Ich werde vielleicht an einem andern und schicklichern Orte die durch Herzog Ludwig gemachten Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung schildern. Man verzeihe mir, daß ich hier schon wieder mehr plauderte, als zur Sache gehörte. Aber wer kann von dem immer schweigen, woran man mit Wohlgefallen denken muß?

„Wohlan,“ sagte eines Tages der Herzog in einer frohen Stimmung zu seinem Freunde, „wohlan, lieber Leinau, unsere Sachen gehen gut. Ich sehe es den Leuten überall an den Augen an, sie sind zufrieden mit uns. Ich freue mich, denn ich bekomme wahrhaftig Achtung für mich selbst. Aus dem Tone, der im Lande herrscht, lernt man den Mann kennen, der obenan steht. — Du freilich thust in vielen Dingen mehr als ich, und sollst es thun; aber mein Verdienst ist, daß ich dich an die Spitze der Geschäfte stellte, und willst du mir's nicht als Verdienst gelten lassen, nenn' ich's Glück. Was fehlt uns noch? Wir haben vollauf zu thun.

Es ist noch manches auszubessern. Aber mit Gerechtigkeit und Liebe kann's ein Fürst allen Rechtschaffenen gerecht machen, selbst wenn diese nicht immer empfangen, was sie wünschen. Am meisten freut mich's, daß ich meine Umgebungen gesäubert habe, daß das gottlose Intriguiren, die verruchte Augendienerei aufgehört hat; daß ich überzeugt sein kann, jeder thut seine Pflicht, weil er sie liebgewonnen hat, nicht weil er sich vor mir breit machen möchte."

„O du guter Fürst!" sagte der Geheimerathspräsident: „glaubst du das im Ernst?"

— Allerdings.

„Und ich bin des Gegentheils überzeugt!" sagte der Baron: „In einem Lande, wie bei uns, wo der Fürst zu Allem, auch zum Bösen und Verderblichen, das Recht hat, wo ihn kein Gesetz beschränkt, weil er selbst das Gesetz ist: da gibt es für Leben und Eigenthum der Einzelnen keine wahre Sicherheit, weil Alles in des Machthabers Macht liegt. Bei der Sorge eines Jeden für sich selbst, verwandelt sich die Tugend in bloße Klugheit und Augendienerei. Jeder benutzt, so weit er kann, die Einrichtungen des Landes, oder die Art des Landesherrn, zum eigenen Vortheil; und ist's ihm zu verargen? — Es müßte wunderbar sein, wenn bei uns nicht der unschuldigste, redlichste Mann, gegen den Niemand etwas weiß, durch einen einzigen Blick von Dir, zum strafbaren Verbrecher gestempelt werden könnte. Man wird auf der Stelle in seinen Handlungen tausend Vergehungen entdecken, die ihn um Vermögen, Ehre, Freiheit und Leben bringen können. Wo der Landesherr das Recht hat, Unrecht zu thun, werden seine Schlechtigkeiten eben so viel Bewunderer, als seine Tugenden, finden, und ist überall kein unantastbares Recht mehr für Andere vorhanden. Die Moralität des Landesherrn ist die schlechteste und unsicherste Staatsverfassung; sie ist die Staats-

verfassung der Asiaten. Der bravste Mann in deinem Herzogthum hat so wenig Sicherheit der Ehre und des Vermögens, als Sicherheit für die Dauer deiner Tugend."

— Da wären wir ja ärger daran, als in der Türkei.

„Ich glaube es auch, und zwar darum ärger, weil man bei uns in gesetzlichen Formen jeden um Freiheit und Wohlfahrt bringen kann, dort nur mit roher Gewalt. Denn bei uns ist das Gesetz kein Maßstab, keine Schutzwehr des Rechts jedes Bürgers, sondern nur ein Sehglas für die Augen der Angestellten und Beamten, um das Recht der Einzelnen dadurch zu erkennen. Aber dasselbe Glas, je nachdem man es hält, kann vergrößern, kann wieder verkleinern, und sogar zum Brennglas dienen. Was ist also Gesetz, Recht und Sicherheit bei uns?"

— Ich verstehe dich nicht, Leinau.

„Weil du zu edel bist, um das Abscheuliche zu verstehen. Aber das ist dein Loos, dein unglückliches, weil du Fürst bist, daß du weder jemals zur genauen Kenntniß derer gelangen kannst, die sich dir nahen, noch durch Andere zur Kenntniß deiner selbst gelangst. Die Fürsten werden gewöhnlich Despoten, nicht weil sie es eigentlich sein wollen, sondern weil ihre Diener Sklaven sein wollen. Je größere Fehler du begehst, je ämsiger wird man sie vergolden. Sei grausam, man wird dir, anbetend und vergötternd, zu Füßen fallen, was jetzt Keiner wagt, weil man sich vor deinem Edelsinn schämen würde. Du lernst Niemanden als das kennen, was er ist, sobald er in deine Nähe tritt. Jeder verwandelt sich, um dir zu gefallen; und will dir gefallen, wahrlich deinetwillen nicht, sondern seines Eigennutzes oder seiner Sicherheit wegen. Man sagt, es sei ein Zauberkreis um die Fürsten gezogen; aber nicht die angestammte Vortrefflichkeit und Würde des Fürsten zieht ihn, sondern die angestammte Niederträchtigkeit und feige Selbstsucht der Knechte zieht ihn. Fürwahr, es gibt vielleicht wenig Menschen,

die, unzugänglich aller Hoffnung und Furcht in der Nähe der Thronen, ihre Grundsätze und ihre Tugend höher, als den Einfall ihres Fürsten achten; und vielleicht wenig Fürsten, denen man einige Aufmerksamkeit widmen würde, wenn sie als Privatleute im Volke sich durch innern, eigenen Werth geltend machen sollten. Es ist an dem Sprichwort mehr, als man glaubt: Fürsten haben selten wahre Freunde."

— Doch, ich habe dich.

„Darum bist du eine Seltenheit unter den Fürsten."

— Und, sei nicht halsstarrig, du bist heut' ein wenig übler Laune. Wollen wir einen Ritt nach Friedesheim thun?

„Ich bin der besten Laune. Es wäre des Versuchs werth, zu wissen, wer von uns beiden in diesem Stücke irrt?"

— Wie aber den Versuch machen?

„Wähle dir zum Beispiel einmal den rechtschaffensten Mann im Herzogthum zur Hiobsrolle. Stelle dich erbittert auf ihn, wenigstens unzufrieden; aber anhaltend, dann gib Acht, wie Alles über den Unglücklichen herfallen, wie der Unschuldige in einen Verbrecher verwandelt werden wird, um dir Genüge zu leisten. Dann überzeuge dich, daß auch der Edelste in deinem Lande, wenn du ihn verderben willst, weder seiner Ehre noch seines Vermögens sicher sei. — Du kennst zum Beispiel den Archivregistrator Helmold; den kenntnißvollen, unermüdet thätigen, treuen, redlichen Mann, über den kein Mensch zu klagen hat, weil er allen hilft; der bei seiner geringen Besoldung doch noch nie um Zulagen zudringlich ward und dabei fast immer die Arbeiten des Staatsarchivars verrichtet, der bei reicher Besoldung und übrigem großem Vermögen sich wohl sein läßt."

—In der That, ich habe schon daran gedacht, des guten Helmold Gehalt ein wenig auszubessern. Der Mann hat drei, vier Kinder, wenig eigenes Vermögen. Seine Schriftstellerei, die er

nebenbei treibt, mag ihm auch nicht viel eintragen. Aber ihm eine saure Stunde machen, das könnt' ich nicht.

„Allein die Lehre, die wir daraus zögen, wäre viel werth. Gib diesen Unschuldigen einmal den Speichelleckern preis. Zur Stunde weiß noch Niemand etwas gegen ihn; in kurzer Zeit wird Jeder ihm begangene Verbrechen beweisen können. Da wirst du deine Leute kennen lernen. Aber der ehrliche Helmold, ich gebe dir mein Wort, soll nicht versinken. Ich will schon im rechten Augenblick dazwischen treten. Dann muß er fürstlich für die Schlachtopferrolle entschädigt werden, die wir ihn, höherer Zwecke willen, wider seinen Willen spielen ließen."

— Ich begreife nicht, was man gegen diesen Mann wird aufbringen können.

„Eben deswegen laß uns diese Komödie spielen. Vielleicht hab' ich Unrecht."

— Gut, Leinau, es sei. Ich geb' ihn preis. Ich will sehen, ob meine Leute Sklaven sind.

Der Fürstenblick.

„Ist, der da über den Platz geht, nicht der Registrator Helmold?" fragte eines Tages der Herzog, ans Fenster seines Audienzsaales gelehnt, die um ihn Stehenden.

„Er ist's!" sagte Jeder.

„Ein unausstehlich widerliches Gesicht!" fuhr der Herzog fort.

„Er hat freilich etwas Verstecktes, Affektirtes in seinem Wesen, aber er ist daneben ein ganz braver Mann!" sagte der geheime Justizrath von Strom.

„Es ist etwas Kaltes, Hämisches, Fatales in seinen Zügen, das läßt sich durchaus nicht läugnen," sagte der Staatsarchivar von Wandel: „aber so viel ich weiß, ein grundehrlicher Mann ist er."

„Grundehrlicher Mann?“ rief der Herzog heftig, indem er die Stirn runzelte und dem Archivar einen vernichtenden Blick zuwarf: „Wandel, Sie kennen vermuthlich ihre Leute schlecht. Sie sind zu gutmüthig. Dem Helmold ist nicht zu trauen, oder die Natur wäre zur Lügnerin an ihm geworden. Er scheint mir voller Gift und Tücke. Sprechen Sie mir von dem Menschen nicht wieder — ich wollte, er wäre überall, nur nicht in meinem Dienste.“

Der Archivar erblaßte, da er des Herzogs zornigen Blick sah. — Alle verstummten.

„Wandel!“ rief der Herzog nach einer Weile: „Warum werden Sie blaß? Ich will nicht hoffen, daß Sie mit dem Menschen Parthie machen?“

„Behüte mich Gott, Ihre Durchlaucht; ich stehe durchaus in keiner Verbindung mit ihm, als so weit es mein Amt fordert!“ erwiederte der Archivar: „Ich habe nie mit ihm zu thun haben mögen, denn, in der That, wie Ew. Durchlaucht sehr richtig bemerkten, es scheint viel Falschheit in ihm zu nisten. Ich habe Ew. Durchlaucht schon mehrmals unterthänigst angehen wollen, ihm seine Entlassung zu geben. Er ist Schriftsteller, korrespondirt mit vielen Ausländern, und hat die wichtigsten Aktenstücke des Staates unter Händen. Ich kann ihm nicht trauen.“

„Ohne daß er eines Vergehens überwiesen wird,“ versetzte der Herzog, „darf ich ihm nicht den Abschied geben, oder ich wäre ungerecht.“

„Ich habe ihn einen braven Mann genannt,“ sagte der geheime Justizrath von Strom, „weil ich ungern das Wort gegen Jemand führe. Der Mann hat Weib und Kinder, ich möchte die nicht unglücklich machen. Aber da hier nun einmal die Rede über ihn sein soll, gebeut mir Ehrfurcht vor Ew. Durchlaucht, zu bekennen, daß der Helmold durch seine ruchlose Bücherschreiberei schon zehnmal die Festung oder Landesverweisung verdient hat.

Nicht Throne, nicht Altäre, nicht öffentliche, nicht Privatehre sind vor den giftigen, jesuitischlistig versteckten Ausfällen dieses Menschen sicher. Ich getraue mich, Anklage zu führen und zu beweisen, daß Helmold schon allzuoft in seinem Journal sowohl die Staatsverwaltung, wie die hohen Regenten unsers Herzogthums der Verachtung des Volks preisgegeben. Wie kann, wo solche Frechheit ungestraft bleibt, Liebe zum Fürsten, Ehrfurcht vor den Gesetzen sein?“

Jetzt nahm ein Oberkirchenrath, dann nahmen ein paar Generale, dann der Oberpolizeidirektor und so einer nach dem andern das Wort; und Jeder wußte so viel Vergehen, groß und klein, von Helmold, daß in der That dieser Mann dem Baron von Leinau am Ende nicht so ganz rein mehr galt, als er beim ersten Blick gewesen zu sein schien. Denn es wurden zu allerlei Anklagen und entehrenden Anekdoten nicht nur Beweise verheißen, sondern sehr achtungswerthe Männer, als Zeugen, genannt.

„Ist denn der Mensch wirklich so schlecht, so gefährlich,“ rief der erstaunte Herzog: „warum zog man ihn nicht längst zur Rechenschaft und behandelte ihn laut bestehenden Verordnungen und Gesetzen?“

Er verließ mit Unwillen die Versammlung.

Folgen davon.

Der Registrator Helmold empfand bald die Wirkungen jenes Fürstenblicks. Man zog sich scheu von ihm zurück. Es ging von Ohr zu Ohr, es stehe übel mit ihm; er sei beim Herzog in Ungnade. Höhere Beamte begegneten ihm mit Unwillen und Härte oder Kälte. Seinesgleichen entfernte sich vorsichtig von ihm. Seine Feinde, seine ehemaligen Neider ließen ihren Witz schadenfroh über ihn hinspielen.

Helmold bemerkte bald, es gehe in Betreff seiner etwas vor. Er fragte bei diesem und jenem an — man zuckte die Achseln; man wollte nichts wissen. Helmold blieb ruhig. „Was ficht die Menschen an?“ sagte er zu sich selbst: „Ich habe keinen beleidigt, ich habe nichts verbrochen, ich thue meine Pflichten, — was haben sie wider mich? Zum Glück ist ihre Freundschaft zu meinem Frohsinn nicht nöthig.“

So dachte er laut; aber leise dachte er doch anders. Es schmerzte ihn diese Zurücksetzung und Kälte tiefer, als er's sich selbst glauben machen wollte. Er zog sich von den meisten Gesellschaften, die er ohnedem nur sparsam zu besuchen pflegte, ganz zurück, und lebte seiner Familie desto mehr. Er hatte eine vortreffliche Gattin, eine liebenswürdige Tochter, ein paar hoffnungsvolle Söhne von zwölf bis vierzehn Jahren. Die reizende Emma, der Augapfel ihrer Aeltern, zwar ganz dazu geeignet, einen Mann durch ihre Hand zu beglücken; sie zählte schon neunzehn Jahre, noch aber war es keinem eingefallen, die schöne Hand zu fordern, denn — sie war ohne Mitgift. Der Registrator galt eher für dürftig, als wohlhabend. Sein Gehalt reichte zur Erziehung seiner Kinder in einer Residenz nicht hin, darum mußte er sich in Nebenstunden auf Erwerb der Schriftstellerei legen, ungeachtet er wenig Talent dazu, folglich wenig Glück hatte.

Um die Harmlosigkeit der Seinigen gar nicht zu stören, verschloß Helmold seinen Verdruß in sich, und sagte zu Hause kein Wort von Allem, was ihm begegnete. — Desto härter aber war ihnen nachher der erste Donnerschlag des ausbrechenden Gewitters, von dessen Annäherung sie keine Ahnung hatten.

Eines Tages ließ der Staatsarchivar Helmolden zu sich rufen. Helmold kam. Herr von Wandel trat ihm ernst entgegen, wies ihm das neueste Heft der Helmold'schen Monatsschrift, und fragte:

„Wer hat den Etat vom Schuldenwesen unsers Landes in Ihr Journal eingesandt?“

„Niemand, Herr Staatsarchivar. Ich selbst rückte ihn ein.“

„Wer bevollmächtigte Sie dazu?“

„Niemand besonders; denn schon ähnliche Aufsätze standen darin, und Sie hatten nie etwas dagegen.“

„Ich lese Ihr Journal nicht, daher konnt' ich nichts dagegen sagen. Aber Ihre Instruktion verbietet, ohne meine Erlaubniß keine archivarische Urkunde auf irgend eine Weise Andern mitzutheilen.“

„Der Schuldenetat zirkulirt aber in vielen Abschriften in der Stadt; Auszüge davon stehen schon in einer ausländischen Zeitung. Ich nahm die Urkunden nicht aus dem Archiv.“

„Alles das berechtigte Sie nicht, als Beamter, die vollständige Publizität zu geben. Gehen Sie, Sie sind verantwortlich.“

Wenige Tage darauf ward Helmold vor das Hofgericht zitirt. Ehe dieses aber geschah, ereignete sich ein anderer Umstand. Der Herzog verlangte zufällig Einsicht von einer geheimen Korrespondenz, die der verstorbene Fürst, sein Oheim, mit einem Minister einer auswärtigen großen Macht geführt, und wovon der Herzog in einer ausländischen Zeitschrift kurze Andeutungen gefunden. Der Staatsarchivar forderte die Originalien vom Registrator; dieser, unter dessen Aufsicht sie gelegen, fand sie nicht mehr. Der Staatsarchivar schüttelte argwöhnisch den Kopf.

Den Tag nachher traten Polizeibediente in Helmold's Haus, erklärten ihm auf Befehl Sr. Durchlaucht Hausarrest und versiegelten sämmtliche Papiere aller Art, die dem Ober-Polizeidirektor überbracht werden mußten. — Ein fürchterlicher Jammer in der ganzen Familie. Nur Helmold, sich seiner Unschuld bewußt, tröstete Alle, so gut er konnte. Er blieb unerschrocken.

Bei der förmlichen Untersuchung von Helmold's Papieren, die

in seiner Gegenwart geschah, fand sich zwar die erwähnte geheime Korrespondenz nicht, hingegen manche andere Urkunde aus dem Staatsarchiv. Er erklärte, sie in seine Wohnung genommen zu haben, als er Krankheit halber das Archiv nicht besuchen konnte und die Arbeiten zu Hause fortzusetzen Erlaubniß hatte. Daß sie noch nicht zurückgestellt wären, gestand er, sei in Vergessenheit geschehen. Er bäte deshalb um Verzeihung.

Man durchlas seine Aufsätze und Privatbriefe, um Spuren zu finden, ob er vielleicht von der oben erwähnten geheimen Korrespondenz Mißbrauch gemacht? In der That schienen ihn einige Ausdrücke auswärtiger Freunde verdächtig machen zu können. Man fand Briefkonzepte von seiner Hand, in denen er sich in ziemlich ungemessenen Ausdrücken über die durch den neuen Herzog gemachte Wahl des Geheimenrathspräsidenten aufhielt; ihn einen Günstling des Herzogs nannte, und von diesem und seinen philantropischen Verwaltungsabänderungen wenig Gutes für das Land verhieß. Zwar stellte Helmold vor, diese Briefe wären gleich in den ersten Wochen der Regierung Herzog Ludwigs geschrieben worden, seitdem habe er seinen Sinn so gut geändert, wie das ganze Land die Ansichten geändert habe; — zwar stellte er vor, diese Briefe könnten ihm, als flüchtig geäußerte Meinungen an vertraute Freunde, so wenig zum Vorwurf gereichen, als wenn Jemand in Privatkreisen mündlich gegen einen Freund äußerte, wie er dächte. Doch waren die fatalen Zeilen geschrieben. Man fand deren bald noch über andere Dinge, die seine Unzufriedenheit erregt hatten. — Alles verwandelte sich in Anklagepunkte gegen ihn. Es ward förmlicher Verhaft gegen ihn, als Staatsverbrecher und ungetreuen Beamten, ausgesprochen.

Da Helmold diese Worte hörte, richtete er sich empor, und lächelnd sagte er: „Man sucht gewaltthätiger Weise Verbrechen an mir und findet sie. Ich will bekennen, daß ich aus Vergessen-

heit ein paar alte Urkunden im Hause liegen hatte, woraus freilich dem Staate kein Unglück erwuchs; — ich will bekennen, daß ich in vertrauten Meinungsergüssen gegen Freunde über die neuesten Staatsveränderungen offenherzig war, woraus dem Staate kein Schade erwuchs. Meine spätern Briefe an Freunde, und öffentliche Aeußerungen in meiner Zeitschrift, könnten beweisen, wie anderes Sinnes ich durch die folgerechten, weisen Verfügungen der neuen Regierung geworden sei. — Aber vermuthlich wäre dies vergebens. Doch, meine Herren, wollte man bei jedem Einzelnen von Ihnen ein Versehen aus Vergessenheit, oder andern Ursachen, so streng aufheben; wollte man Ihre Papiere, Ihre Privatbriefe, Ihre in vertrauten Kreisen geäußerten Meinungen würdigen — wenige würden vielleicht sein, die nicht so strafbar wären, als ich!"

Diese Aeußerungen erregten im Hofgericht den tiefsten Unwillen. Er sprach mit Stolz, mit Kraft noch lange in diesem Ton. Das Murren Aller unterbrach ihn. Der Präsident mußte ihm Schweigen gebieten und ihn abtreten lassen.

Da stand der greise Hofrath von Ferlach auf und sprach: „Es ist nicht recht, daß wir seine Vertheidigung unterbrechen. Daß wir es thun, beweiset, er habe Recht gehabt. Wir haben gegen ihn die Untersuchung nicht richterlich, sondern feindselig begonnen. Ich protestire gegen dieses Verfahren; ich biete keine Hand dazu; ich verlange, daß meine Protestation dem Protokoll einverleibt werde."

Es war umsonst, den alten Herrn des Bessern zu belehren — ihn zu warnen, ihm mit der Ungnade des Herzogs zu drohen. „Ich bin," sprach er: „im Dienst unsers Staates alt und grau geworden; jederzeit hab' ich Gerechtigkeit geliebt. Denke nun Se. Durchlaucht von mir, wie es ihm beliebt. Wenn aber solche

Inquisitionen gut geheißen werden, dann erlaube Se. Durchlaucht, daß ich von Hochdemselben denke, wie es mir beliebt."

Sowohl der Baron von Leinau, als der Herzog erfuhren Helmold's Verhaftung und den Gang seines Prozesses; sie ließen dem Geschäfte seinen Lauf. Als aber des alten Ferlach's trotzige Aeußerungen dem Herzoge vorgebracht wurden, schien er betroffen zu sein. Alle Höflinge beobachteten den Blick des Fürsten. Es war in Allen die Frage: „müssen wir ihn auch verderben?"

In Helmold's Hause war große Betrübniß. Der Vater fehlte — er war im Verhaft, und schwerer Verbrechen angeklagt. Niemand ward zu ihm gelassen; selbst seine Gattin, seine Kinder durften ihn nicht ohne Zeugen sprechen. Nach einigen Wochen fehlte es schon an baarem Geld in der Wirthschaft; Frau Helmold sprach ihre alten Freunde an; man suchte der guten Frau los zu werden, gab Kleinigkeiten, und zog sich von dem Hause zurück, auf welchem nun einmal der Fluch des Herrn lag.

Das Juweel.

Herzog Ludwig hatte sich malen und sein Bildniß in einige Dutzend goldene Dosen, mit Diamanten und Perlen geschmückt, setzen lassen, um damit an Gesandte, an Boten angenehmer Nachrichten, an Schriftsteller, die ihm Bücher dedizirten u. s. w. Geschenke machen zu können nach Fürstenbrauch. Baron Leinau, wie er an einem Herbstabend, in seinen Oberrock gehüllt, durch die Residenz ging, und am Hause des Hofjuweliers vorbei, gerieth auf den Einfall, hinzugehen, um die bestellten Dosen zu besichtigen.

Der Juwelier, erstaunt über die Erscheinung des Präsidenten, empfing ihn im Gewölbe und schien in großer Verlegenheit. Die Dosen waren im Nebenzimmer, und doch wollte er den Präsidenten nicht dahin führen, wie es schien. Unter einem Vorwande sprang

er schnell in das Zimmer, kam aber bald mit einigen Dosen zurück. Indem der Baron sie besah, öffnete sich die Thüre des Seitengemachs abermals, und ein junges Frauenzimmer mit verweinten Augen trat heraus. Den Baron überlief es fieberheiß, wie er seine Blicke auf die Schöne warf und seine ehemalige Tischgenossin erkannte, die er — trotz aller hohen Staatsgeschäfte — noch nicht hatte vergessen können, noch nicht hatte vergessen wollen.

Er verbeugte sich stumm gegen sie. Mit gesenkten Blicken, doch erröthend, ging sie an ihm vorüber gegen die Glasthür zur Straße. Indem der Juwelier ihr die Thür öffnen wollte, sagte er: „Fräulein, Ihnen ist nicht wohl." Sie trat, von ihm gehalten, einige Schritte zurück, und sank todtenblaß auf einen hinter ihr befindlichen Sessel. Der Baron, mit hochklopfendem Herzen, eilte ihr erschrocken zu; die Frau des Juweliers brachte ein Glas frischen Wassers. Die Kranke trank davon. Nach einigen Minuten sprach sie: „Mir ist wohl, verzeihen Sie, daß ich Ihnen Ungelegenheit machte." Sie stand auf, und ließ sich durch kein Bitten bewegen, einen Augenblick länger zu verweilen. „So müssen Sie wenigstens gestatten, daß ich Sie bis zu Ihrem Hause begleite!" sagte der Baron, nahm, alles Weigerns ungeachtet, ihren Arm und führte sie durch die Straßen. Seine Fragen wurden sehr einsilbig beantwortet; sein Bedauern, eine ihm so theure Bekanntschaft unter solchen Umständen zu erneuern, vergalt sie mit trockener Höflichkeit. Aber das arme Mädchen konnte auch kaum reden; es sprach so still und leise, wie eine Sterbende; es zitterte an seinem Arme, als würd' es zum Tod geführt. Vor dem Hause, in welches sie schnell eintrat, verneigte sie sich dankend und verschwand.

Der Geheimrathspräsident hatte seine ganze Fassung verloren. Er stand eine Weile still, dann ging er träumend fort, und dachte nur: „o mein Gott, wie ist sie so liebenswürdig!" — Er wollte

zum Juwelier zurück, um sich über die Unbekannte näher zu erkundigen; er konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihm der Juwelier Alles, auch die Ursache ihrer Thränen gesagt haben würde; er lief fast odemlos ins Blinde fort und fort, bis er zu einem großen Walde kam, der fast eine halbe Stunde von der Residenz seinen Anfang nahm.

Erst hier erwachte er von seinen Träumen, sah mit großen Augen, statt des Juweliers, die alten, hohen Eichen, die sein Haupt umrauschten; lachte über sich selbst, drehte wieder nach der Stadt um und sagte, sich gegen sich selbst entschuldigend: „Nun ja doch, ich bin ein Thor. Ich bete dich an, du Engel, der mich verachtet.“ Binnen einer halben Stunde war er beim Juwelier, der ihn sogleich ins Zimmer führte, wo die Dosen standen.

Hier erfuhr er nun den Namen des Fräuleins. Es war Emma Helmold gewesen. — Aber die Ursache ihrer Thränen ward ihm erst nach langem Sträuben verrathen. Das Fräulein hatte, ohne Vorwissen ihrer Mutter, die der Kummer krank gemacht, daß sie das Bett hüten mußte, ihren eigenen kostbaren Schmuck, ein ererbtes Halsband von Perlen und Diamanten, verkauft, um die Ausgaben der Haushaltung bestreiten zu können; hatte erzählt, wie der unschuldige Vater im Gefängniß schmachte, wie die ganze Familie ohne Unterstützung sei, und nur die äußerste Noth zum Verkauf des geliebten Halsschmuckes getrieben habe. Der Juwelier hatte zwar nun das Kleinod käuflich an sich gebracht, aber dem Fräulein freiwillig angeboten, es um die gleiche Summe noch in Jahresfrist zurückzugeben.

„Schicken Sie dem Fräulein das Halsband auf der Stelle zurück; die Summe sollen Sie binnen einer Stunde dafür in Händen haben. — Aber auf der Stelle!“ rief der Baron und ging tiefbewegt von dannen.

Es war schon dunkel, als der Juwelier selbst das Halsband

dem erstaunten Fräulein zurückbrachte. Sie wollte es nicht annehmen. „Sie müssen!“ sagte in großer Aengstlichkeit der Juwelier: „Ich habe Befehl dazu. Das Geld dazu ist schon in meinen Händen.“ Jetzt drang Emma heftiger in ihn: „Wie? das Geld? von wem?“ Der weichherzige Juwelier, dessen Kardinaltugend das Schweigen eben nicht war, gestand Alles. Emma ward feuerroth. Der Juwelier legte das Halsband auf den Tisch und eilte davon.

Er that sehr wohl daran, denn die betrübte Emma war der Einsamkeit bedürftig. Eine halbe Stunde saß sie da, träumend bewußtlos, weinend, die Hände gefaltet. Der Geheimerathspräsident war ihr — denn sie lebte sehr eingezogen — bis zum heutigen Tag von Person unbekannt gewesen. Als sie beim Juwelier um ihren Verkauf weinte, und dieser dann plötzlich ins Zimmer gesprungen war, und sagte: „Fräulein, verbergen Sie Ihre Thränen! Se. Erzellenz, der Herr Geheimerathspräsident, werden den Augenblick hereintreten!“ war sie tief erschrocken. Denn Emma fürchtete diese hohe Erzellenz seit dem Unglück ihres guten Vaters. Sie wollte sich schnell entfernen. Wie sie aber ins Gewölbe getreten, den jungen, erhabenen Mann sah — denselben, mit welchem sie einst im Wirthshaus zu Nacht gegessen — denselben, an den sie seitdem ziemlich oft gedacht hatte, wie er so ehrerbietig, liebevoll, so ganz eigen gewesen, wie andere Menschen nicht sind; — denselben, mit dem ihr Herz oder ihre Einbildung sich manchmal und gern, doch auch kindlich unschuldig, beschäftigt hatte; — — ach! in solchem Alter beschäftigen sich ja wohl zuweilen Herz und Einbildung mit Träumen! — denselben, dessen Wiederfinden, Wiedersehen sie im Stillen gläubig, ich möchte eher sagen, ein wenig abergläubig gehofft hatte, ohne von diesem Aberglauben dem Papa und der Mama eine Silbe zu verrathen — — genung, wie sie ihn sah, da verlor die ohnehin zu

tief Bewegte Besonnenheit und Muth. Ihr ward nicht wohl. Er hatte sie zu ihrem Hause geführt; aber sie wußte kaum davon und zweifelte daran, als sie allein war. Aber jetzt zweifelte sie nicht mehr, denn das Halsband lag auf dem Tische. Sie nahm es aus dem Saffiankästchen, drückte es laut schluchzend an ihr Herz, und flüsterte leise: „Ich habe dich wieder, nun doppelt theuer!“

Der Schutzengel.

Emma, vertrauensvoll auf die Güte ihres mächtigen geheimen Lieblings, wollte diesen Anlaß benutzen, für den Vater des Herzogs Gnade anzurufen. „Unser Vater ist gerettet!“ sagte Emma mit freudeglänzenden Augen, als sie vor das Bett ihrer Mutter trat: „Ich schreibe dem Geheimenrathspräsidenten von Leinau. Er ist ein gütiger Herr!“ Und nun konnte sie nichts mehr hinterhalten. Sie erzählte der Mutter das ganze Abenteuer vom Halsband. Des guten Mädchens Herz war zu voll. Und wie Emma den Baron beschrieb, von Kopf zu Fuß — da war's kein Sterblicher mehr, ein Halbgott war's.

Auf die Mutter machte diese Erzählung den wohlthätigsten Eindruck. Die Hoffnung kehrte in beider Brust zurück. Frau Helmold, vom seligen Glauben und Zutrauen ergriffen, Leinau werde helfen können, war schon den folgenden Tag erstärkt genug, außer Bett zu sein. Emma schrieb diesen ganzen Tag Briefe an Se. Exzellenz Herrn Geheimenrathspräsidenten von Leinau, und zerriß sie alle wieder. Denn in das zärtliche Flehen einer Tochter um der Aeltern Glück, wollte sich immer eine Stimme mischen, welche da nicht hingehörte. Und doch mußte, wegen des Halsbandes, ein dankbares Wort gesagt werden. Aber wie denn dies Wort finden, daß es die innigste Erkenntlichkeit, aber durchaus in der Welt sonst nichts Inniges, ausspräche? — Mama schrieb

endlich auch Briefe; allein Emma fand diese doch allzutrocken und kanzleimäßig. „Wie soll des Fremden Herz für unsere Noth erwarmen, wenn unser Jammer ohne Herzlichkeit und Wärme klagt?“ rief Emma.

So ward es finstere Nacht und noch kein Brief fertig. Da beschlossen Mutter und Tochter, jede solle, wetteifernd mit der andern, den Brief entwerfen; dann wolle man das Beste aus beiden vereinigen, und die Kälte des einen mit der Gluth des andern mildern.

In dieser Arbeit, kaum angefangen, wurden sie wieder durch die Magd unterbrochen, welche der Frau Helmold meldete, daß sie Jemand sprechen wolle. Es trat, sobald es erlaubt war, der Jemand herein, und nach den ersten ausgewechselten Höflichkeiten bedeutete er, aus Auftrag Sr. Durchlaucht des Herzogs zu kommen, der die Mutter und Tochter nicht länger wegen Herrn Helmolds Schicksal in Kummer lassen wolle.

Frau Helmold, mit Augen voller Thränen, den Friedensboten anlächelnd, hätte ihn entzückt umarmen mögen; Emma, freudig, sprachlos, hätte ihm zu Füßen sinken mögen. Sie stand hochglühend, mit gesenkten Blicken, die sich nur dann und wann unter Thränen leuchtend zu ihm erhoben, da.

„Zwar der gegen Herrn Helmold angehobene Prozeß darf nicht gewaltsam unterbrochen werden,“ fuhr der Bote fort, „aber er möge auch enden, wie er wolle, allezeit wird Se. Durchlaucht dann für Herrn Helmold und dessen Familie väterliche Sorge tragen. Ich wünsche, daß diese Zusicherung Sie beruhigen und alle Furcht von Ihnen nehmen möge.“

„Ach!“ rief Frau Helmold: „wie gnädig ist unser Fürst und Herr! Der Vergelter droben segne ihn. Aber mein unglücklicher Mann, darf ich ihm diesen Trost noch heut' bringen?“

„Er ist schon von Allem unterrichtet und freudiges Muthes.

Freilich werden Sie noch einige Wochen darauf Verzicht thun müssen, ihn wieder zu besitzen. Aber Sie können beide seine Befreiung beschleunigen."

„Wodurch?" riefen beide, indem sie bittend die Hände ausstreckten.

„Wenn Sie verschweigen gegen Jedermann, wie der Herzog in Betreff Ihrer denkt, und daß ich deswegen bei Ihnen war."

„O können wir schweigen? Wir müssen doch im Gebete Ihren Namen dem Vergelter nennen!" rief Emma.

„Und Ihr Name?" fragte Frau Helmold.

„Mutter, es ist der Wohlthäter, dem wir in diesem Augenblick schrieben!"

Der Baron nahm die Einladung gern an, sich bei ihnen zu verweilen, ihre Klagen, ihre Erkenntlichkeitsversicherungen hören zu wollen; besonders da Frau Helmold versicherte, daß sie den ganzen Abend einsam sein würden.

„Man flieht uns schon geraume Zeit, wie Pestkranke," sagte Frau Helmold, „sogar Menschen, die wir für unsere ergebensten Freunde hielten, meiden uns im Unglück!"

„So machen Sie mich zu ihrem Freund in der Noth," sagte der Baron, und erlauben Sie mir, bis Sie Ihren Beschützer aus dem Verhaft zurück erhalten, daß ich Ihr Beschützer sein darf."

Der Baron hatte sich vorgenommen, nicht länger zu verweilen, als erforderlich sei, nur ein paar Minuten, des Herzogs Befehl zu vollziehen — aber die paar Minuten verschlangen den ganzen Abend. Wie edel war die Mutter; wie seelenvoll die in einer Art Begeisterung athmende Tochter!

Als Leinau sie verlassen hatte, fielen Mutter und Tochter einander stumm weinend an die Brust. Der Schutzengel ward ihr Gespräch bis tief in die Nacht — ward es den ganzen folgenden Tag. Auch deutete man es gar nicht übel, wenn der Schutzengel

sich noch manchen andern Abend die Mühe nahm, zu erscheinen, um sich nach den Wünschen und Bedürfnissen der verwaiseten Familie zu erkundigen.

Das Urtheil.

„Du hast Recht gehabt, Leinau!“ sprach der Herzog unwillig und warf die Akten des Helmold'schen Prozesses zurück: „Die Fürsten sind nicht halb so geneigt, Despoten zu sein, als ihre Unterthanen zur Sklaverei geneigt sind. Die schändlichen Augendiener! Also ein bloßer Wink, ein bloßer Blick war genug, aller ihrer Redlichkeit ein Ende zu machen. Gesetz und Recht, was ihnen selber Schutz gewährt, treten die Elenden willig mit Füßen, um mir zu gefallen. Leben, Ehre, Freiheit, Vermögen, nichts ist mehr sicher. Wohl, lieber Leinau, ich begreif' es, Sklaven können keine Freunde sein, und Fürsten können keine wahren Freunde haben, sie müßten sie denn unter Ihresgleichen suchen. Bleib' du mir nur getreu mit deiner Wahrheit, zerstöre jedes Blendwerk um mich her, sonst bin ich verloren.“

Der Herzog und Leinau umarmten sich und schworen einander neue Liebe.

„O Freund,“ fuhr der Herzog fort, „ist es nicht schändlich, den guten Helmold seiner Stellen zu entsetzen; ihn Landes zu verweisen; sein Vermögen zu konfisziren, wegen einer Vergessenheit, wegen einiger Worte, die er vor langer Zeit vertraulich äußerte, wegen Bekanntmachung von Rechnungen, die schon in Jedermanns Händen waren, und deren Geheimhaltung kein Gesetz geboten? Selbst daß sich die Papiere der geheimen Korrespondenz unter den Staatsschriften seiner Amtsvorfahren gefunden haben, der sie ohne Vorwissen des Archivars und des Registrators zu sich genommen hatte, konnte den guten Helmold nicht rechtfertigen. Man machte ihm

zum Verbrechen, entweder davon gewußt, oder nicht gewußt zu haben. Sünder in allen Fällen. Aber Ferlach's edelmüthige Schutzschrift soll auf öffentliche Kosten dem Druck übergeben werden. Die Sache kömmt vor das Appellationstribunal. Ich will dessen Spruch abwarten, und dann wollen wir handeln."

Der Spruch des Appellationstribunals fiel aber zu Helmold's Gunsten aus. Der Herzog empfing ihn freudig. Er ließ sogleich den Präsidenten des geheimen Rathes berufen, und sagte: „Leinau, die Unschuld siegt!"

„Weil man im Appellationsgericht vernommen hat, edler Fürst, wie zornig dich die Gesetzschänderei und Rabulisterei des Hofgerichts gemacht. Hättest du deinen wahren Sinn länger verbergen können, wer weiß, ob Helmold nicht auch vor dem Appellationsgericht schuldig geworden wäre!" sagte der Baron.

„Ich kassire das feile Hofgericht," rief der Herzog, „und bilde ein neues; an dessen Spitze soll der freimüthige, gerechte Ferlach stehen. Ich entsetze den Staatsarchivar Wandel seiner Aemter; der gerechte Helmold wird zu diesen erhoben."

„Aber den kenntnißvollen, treuen Mann auf seinen rechten Platz zu bringen," fuhr der Herzog fort, „ist bloß eine Pflicht, die ich gegen den Staat habe. Doch, Leinau, wir sind dem guten Helmold andern Ersatz schuldig; denn wir machten ihn und sein häusliches Glück zum Opfer unsers Experiments. Ich habe durch diesen Versuch Vieles, Vieles gelernt; gelernt, daß wir Fürsten bedauernswürdige Leute sind, die durch ihre Lage schlechterdings außer Stand gesetzt werden, sich selbst oder die Menschen kennen zu lernen, von denen sie umringt sind; daß wir Fürsten mit einem vorlauten, absichtslosen Urtheil, mit dem Wink der Augen, mehr Unglück anrichten können, als wir mit allem guten Willen und Verstand Gutes zu leisten vermögen; daß unter zwanzig unserer Unterthanen kaum immer einer groß genug denkt, Wahrheit und

Recht über Alles zu lieben. Das Alles dank' ich dem Helmold, ich dank' ihm, daß du, Leinau, mir noch unendlich schätzbarer geworden bist, als du warst. Wie wollen wir vergelten?"

Folgen.

Es war ein Donnerschlag für Viele, besonders für die Hofrichter und Herrn von Wandel, als man folgenden Tags den appellationsrichterlichen Spruch und die herzoglichen Beschlüsse erfuhr; erfuhr, wie der Präsident des geheimen Raths selbst, auf Befehl Sr. Durchlaucht, dem verhafteten Helmold Unschuldigerklärung, Freiheit, Erhöhung in Amt und Gehalt verkündigt, dann denselben in seinen eigenen Wagen genommen und zu dessen Familie zurückgeführt habe, wie im Triumph; erfuhr, daß der Staatsarchivar von Helmold wenige Tage nachher an der Tafel des Herzogs gespeiset, dort großer Auszeichnung genossen, und ein kleines, aber angenehmes Landgut nahe bei der Residenz zum Geschenk erhalten habe.

Nun drängten sich die alten Freunde der Helmold'schen Familie wieder in Haufen zu dem vor Kurzem verlassenen Hause. Nun klagte der eine: er sei gerade zur Zeit des Prozesses abwesend, der andere krank, der dritte ohne einen Heller Geld, der vierte von Geschäften überladen gewesen. Nun erschienen wieder Emma's ehemalige Bewunderer und Anbeter. Nun regneten wieder Einladungskarten zu Kränzchen, Klubbs, Bällen, Redouten, Pikeniks, Privatkonzerten, Schlittenparthien u. s. w.

Frau Helmold, nicht ohne Bitterkeit, wollte alle zurückweisen. „Nein, liebes Weib," sprach ihr Mann, „werde darum nicht zur Einsiedlerin, weil die Leute schwach sind. Ich will die Menschen lieben, wie sonst, aber ich traue den wenigsten. Um in dieser Welt glücklich zu sein, muß man sich selbst ein wenig täuschen;

im Glauben an die Menschheit sie für besser nehmen, als sie ist, und im Handeln für schlimmer, als sie sein mag. Es ist ein größeres Unglück, sich zeitlebens vor einem Erdbeben zu fürchten, als in einem Erdbeben umzukommen. Besser einmal und zehnmal im Leben betrogen werden, als immer Betrug wittern. Wir wollen alles aus Liebe für die Leute thun, aber nichts von ihrer Liebe erwarten.

Menschliches Urtheil.

In der Residenz, wie im ganzen Lande pries Jedermann Herzog Ludwigs Gerechtigkeit, und seinen Eifer, den guten Helmold wegen des erlittenen Unrechts zu entschädigen. Freilich wußte, außer dem Baron von Leinau, Niemand, wie die Sachen zusammenhingen; und daß Alles, was der Herzog that, nichts weniger als Großmuth, sondern Schuldigkeit war, indem er eine That begangen, die wirklich an Grausamkeit gegrenzt hatte. Denn ohne seinen Blick, ohne seine Aeußerungen, wäre Helmold nie als Verbrecher angeklagt worden. — Aber so sind die Menschen. Sie loben und vergöttern die Thaten der Großen, ohne die Quellen zu kennen.

Als der Frühling kam, besuchte der Baron von Leinau die Familie Helmold auf ihrem Landgut. Eines Abends, unter dem Schlage der Nachtigallen, lag Emma an seiner Brust, und bekannte ihm eine Liebe, die er ihr längst geschworen. Die Glücklichen! Der Aeltern Segen folgte. Der Herzog übernahm die Aussteuer seines Freundes.

Wenn nun der Geheimerathspräsident Freiherr von Leinau mit seiner reizenden Gemahlin durch die Straßen der Residenz fuhr, schüttelten die Leute den Kopf und sagten: „So, so? — nun ja, sie ist schön, das läugnet ja Keiner. Hm, hm! der Zusammenhang ist klar! Unser Herzog liebte den Baron, der Baron liebte

das Fräulein Helmold; darum mußte der Registrator mit aller Gewalt unschuldig erklärt, das Hofgericht aufgelöset, der bedauernswürdige Staatsarchivar Wandel abgesetzt, Helmold mit Aemtern, Titeln, Landgut und Zubehörden überhäuft werden. Das ist leicht zu begreifen. Wenn Jeder nur gleich solchen Schwiegersohn hätte! Unser Herzog ist ein vortrefflicher Herr, aber schwach, o schwach! — Er sieht nicht, was um ihn her vorgeht. Wir andern sehen das Alles deutlicher, obschon in der Ferne, — aber der gute Herr ist verblendet. Es geht vielen Großen in der Welt so!"

In der Residenz und im ganzen Lande tadelte nun Jeder Herzog Ludwigs Schwäche, Kurzsichtigkeit und Härte gegen die, wegen der Helmold'schen Sache, in Ungnade Gefallenen. — Man tadelte ihn aber mit eben so vieler Ungerechtigkeit, als man ihn vorher vergöttert hatte. Baron Leinau erfuhr Alles und benachrichtigte den Herzog davon.

„Ich lerne daraus," sagte der Herzog Ludwig lächelnd: „es ist sehr schwer, daß ein Fürst seine Umgebungen, aber eben so schwer, daß ein Volk seinen Fürsten richtig würdige. Es ist beinahe unmöglich. Wie viel Mißverständnisse, politische Mißgriffe, Verwirrungen und Leiden der Fürsten und Völker stammen aus diesen Quellen!"

Das Loch im Aermel.

Herr Marbel.

Man erzählt sich noch heutiges Tages viel Seltsamkeiten und drollige Züge von einem Mann — — seinen wahren Namen darf ich hier nicht nennen, und einen Namen muß er doch haben; also er heiße für uns Herr Marbel. — Man erzählt sich noch heutiges Tages von diesem Herrn Marbel mancherlei Wunderlichkeiten. Ich will auch eine derselben erzählen, die weniger bekannt, aber durch ihre Folgen sehr wohlthätig geworden ist.

Er selbst war ein Mann von geradem, schlichtem Verstande, ohne Anmaßung, ohne Begierde sich auszuzeichnen, im Thun und Lassen rechtlich, und doch galt er für wunderlich. Die Leute hielten ihn für eine Art Narren, mit dem nicht viel anzufangen sei; und er nahm das den Leuten gar nicht übel; „denn," sagte er, „die Leute haben vollkommen Recht. Ich lebe nach eigenen Ueberzeugungen; das fällt auf. Die Leute aber leben nach der Meinung Anderer, und so schwimmen sie mit dem Strom, und fallen nicht auf. Sie kleiden sich nicht nur nach der neuesten Mode, sondern sie essen nach der Mode, darum schmecken ihnen sogar Austern gut; sie erziehen nach der neuesten Mode, lehren, urtheilen, denken, tadeln, loben, handeln, Alles nach der Mode,

nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung und nach eigenem Gefühl. Darum sieht sich der Karakter der Leute so grundähnlich, daß es gar keine Karaktere mehr zu geben scheint."

Herr Marbel war ein sehr reicher Mann, und zwar einer von denen, die mit nichts angefangen hatten. Als Knabe hatte er Aufwärterdienste in einem angesehenen Handelshause zu Hamburg geleistet, wo er nach und nach zu wichtigern Dingen gebraucht, und ein paar Male nach Westindien geschickt wurde. Er fing nachher kleine Geschäfte für eigene Rechnung an; aus den kleinen Geschäften waren zuletzt große geworden.

Um während seinen Reisen ein treuer Verwalter seines Vermögens zu haben, heirathete er ein tugendhaftes, verwaisetes Mädchen, dessen sich kein Mensch annahm. Das Mädchen saß auf einem Zaune und weinte, als er eines Tages durch ein Landstädtchen reisete. Er fragte: was fehlt dir? — „Meine Mutter ist gestorben, nun jagen sie mich fort." — „Komm mit; ich helfe dir." — Er ließ die Verwaisete neben sich her laufen bis zur nächsten Stadt, von da schickte er sie mit der Post nach seiner Heimath. Ein Jahr lang mußte das Mädchen seine Wirthschaft führen; dann heirathete er es.

„Sie sind ein Narr!" sagten seine Freunde: „Sie können die beste Parthie machen, das Schönste, das Reichste gehört Ihnen, wenn Sie wollen. Aber so ein Ding vom Zaune wegnehmen und heirathen!" — „Laßt's gut sein," sagte Herr Marbel: „mir wählt' ich das Beste, nämlich das tugendhafteste Mädchen."

Als er reich genug war, gab er plötzlich den Handel auf; that sein Geld an sichern, obgleich geringen Zins, und setzte sich in Ruhe. — „Sie sind ein Narr!" sagten seine Freunde: „Kaum fünfundvierzig Jahre alt, und schon in Ruhe! Erst jetzt können Sie ungeheure Spekulationen treiben, Sie haben die Erfahrung, Sie haben die Mittel!" — „Laßt's gut sein!" sagte Herr Mar-

bel: „Ich will jetzt von meinem erworbenen Brod essen, weil ich noch Zähne zum Beißen habe.“

Er war, wie gesagt, sehr reich; und doch wohnte er nur in einem kleinen bürgerlichen Hause; blieb einfach in Geräth und Kleidern; hielt keine Kutschen und Pferde; gab keine Essen — jeder Handwerksmann in der Residenz machte mehr Aufwand, als er. Dagegen, wenn ihm die Laune ankam, nnd er hatte die Laune ziemlich oft, machte er gemeinen Leuten oft große Geschenke; verheirathete er auf seine Kosten junge Leute, die er ausstattete; kaufte er geschickte Bürgerssöhne mit schwerem Gelde vom Soldatenstand los; oder besoldete er Advokaten, um Angelegenheiten und Rechte von Personen zu vertheidigen, die ihm ganz fremd waren. So mischte er sich überall in andere Händel, und brachte viel Geld durch. Dagegen, wenn Personen von Rang und Vermögen zu ihm kamen, um Geld zu leihen, zuckte er die Achseln und hatte nichts. „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Sie wissen nicht, was anfangen mit Ihrem Reichthum. Machen Sie doch ein Haus. Sie dürfen nur winken, die ersten Familien der Stadt, die bedeutendsten Männer am Hofe werden Ihre Freunde. Wollen Sie einen Titel? wollen Sie ein Adelsdiplom? Wofür sind Sie denn reich? Für das Lumpenpack doch nicht, mit dem Sie sich so gern abgeben?“ — „Laßt's gut sein!“ sagte Herr Marbel: „Ich bin ärmer, als ihr glaubt. Ich darf keinen Heller verschwenden, und brauche mein Geld nothwendig.“

„Es ist nicht möglich! Sie müssen ja jährlich wenigstens bei dreißigtausend Gulden Revenüen haben?“

„Das wohl,“ antwortete Herr Marbel, „aber davon brauche ich zweitausend Gulden für meine Haushaltung, und das Uebrige gehört denen, die nicht genug haben; Gott hat mich zum Verwalter für die guten Leute gemacht.“

Herr Marbel verlor im gleichen Jahr an der gleichen Krank-

heit seine edle Gemahlin und zwei liebenswürdige Kinder. Er war wieder einsam. Man wollte ihn zerstreuen, erheitern. „Laßt's gut sein," sagte er, „ich bin nichts weniger, als traurig; vielmehr inniger selig, als sonst. Ich lebe jetzt in zwei Welten. Mein Weib, meine Kinder gehören mir überall und ewig, und ich ihnen. Ich bitte Euch, machet Euch keinen Alltagsspaß mit mir; tröstet mich nicht."

Der Sturmwind.

Indessen war ihm doch, durch den Verlust seiner Gemahlin und Kinder, die Welt ein wenig öde, das Leben ein wenig langweilig geworden. Er stand überall einsam. Er ging oft, sich zu zerstreuen, auf Reisen; es half für den Augenblick. Er kam oft mit rothgeweinten Augen aus seiner kleinen Schreibstube. Dann sahen ihn seine Diener und Mägde voll Mitleids an, denn alle liebten ihn, wie einen Vater. — „Ihr habt Recht, Kinder, bemitleidet mich nur. Ich verdiene es. Aber tröstet mich nicht. Mitleid ist mir Noth, aber Trost nicht; den gibt mein Inneres besser, als ihr; aber den menschlichen Schmerz, das Vermissen der gewohnten Lieben, das wird Alles die Zeit bessern, noch hat sie nichts gebessert."

Zerstreuung, das fühlte er, sei am wohlthätigsten. Er besuchte alle Plätze rings um die Hauptstadt. Er war auf allen Lustgängen, in allen Vergnügungsörtern. Eines Tages im Thiergarten.

Viel Volks tummelte sich da herum im Grünen, wie es an Sommertagen zu sein pflegt. Herrn Marbel that es immer wohl, im regen Gewühl der Frohen zu sein. — Aber die Freude ward bald durch ein anrückendes Gewitter gestört, dem ein gewaltiger Sturmwind voranzog. Die hohen Bäume fuhren sausend, wie schwanke Halme, her und hin; die Buden wurden geschlossen; die

Krämer packten ein; die Musik in den Gebüschen verstummte; die Tänzer flogen aus einander.

Herr Marbel blieb in dem Lärmen des Sturmes und der Menschen ruhig stehen. Ihn ergötzte der Anblick. Die breiten Wege waren bald leer; Wirbelwinde zogen Staubwolken in die Höhe. Indem kam die junge Fürstin Emilie aus einem Seitenwege des Lustwaldes eilfertig; sie hatte sich verspätet. Bei ihr ein paar zierliche Kammerherren, hinter ihr ein paar Offiziere, die alle Mühe hatten, die hohen Federbüsche ihrer Hüte gegen den Wind aufrecht zu halten. Plötzlich fiel Sturm und Wirbelwind über Alles her. Der Schleier der jungen Fürstin flog hoch in die Luft. Erschrocken streckte die Beraubte ihre Arme dem entführten Schmucke nach. Der Schleier blieb im Wipfel einer Tanne hangen, wie Spinngewebe.

„Schaffen Sie mir meinen Schleier wieder!“ sagte das Frauenzimmer: „schaffen Sie mir ihn wieder! Ich muß ihn haben. Er ist das Neujahrsgeschenk meiner Mutter. Er hat für mich unermeßlichen Werth.“

Die Herren hielten ihre großen Hüte sammt den großen Federbüschen fest, sahen hinauf und zuckten die Achseln.

„Ich muß ihn wieder haben, und sollt' ich hier umkommen; ich weiche nicht eher von der Stelle!“ sagte die Fürstin und hatte die Augen voller Thränen.

Die Herren sahen in bitterer Verlegenheit abermals zum Wipfel der Tanne hinauf. Der eine seufzte, der andere kratzte sich im Nacken, der dritte nahm in der Verzweiflung eine Prise, der vierte machte stumme Verbeugungen, als wollte er damit die Unmöglichkeit darthun, das fürstliche Begehren zu erfüllen.

„Sie haben doch oft geschworen, das Leben für mich aufopfern zu wollen: warum steigt denn Keiner in die Aeste des Baumes hinauf? Es geht ja recht bequem von unten an! Herr Major,

Sie sind der Jüngste. Holen Sie mir den Schleier!" rief Emilie weinend.

Der Herr Major sah erschrocken auf seine weißen Kasimir-Beinkleider und auf die hohe, wankende Tanne — siebenzig Schuh hoch mochte sie wohl sein. Er that, als wollte er sich zum gefährlichen Gang rüsten, räusperte sich und kam doch nicht von der Stelle.

Wie der alte Herr Marbel, hatte auch ein zerlumpter zwölfjähriger Bettelbube in der Nähe das Gespräch mit angehört. — „Ich will das Tuch droben schon herunter holen, wenn Sie befehlen!" sagte der Knabe, und maß mit lebhaftem Blick die Höhe der Tanne.

„Marsch! geschwind hinauf!" schrien alle fünf mit lauter Stimme zugleich.

Der Knabe besann sich nicht lange. Er kletterte von Ast zu Ast empor, schlug die Zweige nur aus einander; man sah ihn lange nicht, bis er oben am Wipfel der Tanne wieder zum Vorschein kam. Der Sturm wüthete von neuem und warf die Bäume sausend durch einander. Der Knabe umklammerte den schlanken Wipfel, der mit ihm in weiten Kreisen herumflog. Herr Marbel zitterte, als er das sah. Die Offiziere lachten; die Fürstin hüpfte vor Freuden hoch auf, da sie den Schleier in der Hand des Waghalses sah. „Wenn der Ungeschickte ihn nur nicht zerreißt!" rief sie dann wieder mit neuer Aengstlichkeit.

Glücklich brachte ihn der Knabe herab. „Gottlob!" sagte die Fürstin und hüpfte selig davon, um sich aus dem Sturme zu flüchten. Ihre Begleiter eilten ihr nach. Der Knabe lief mit ausgestreckter Hand hinter ihnen, um ein Almosen flehend: der Kammerherr warf ihm kleine Münze zu. Der Knabe hob sie vom Boden auf und betrachtete ihren Werth.

Herr Marbel, sonst nicht neugierig, war es doch diesmal. Denn der Knabe, seine offene Miene, sein freundliches Wesen, sein

Muth hatten ihm gefallen. Auch er hatte schon die Hand in der Tasche, um ihn für das Wagstück zu lohnen.

„Was haben sie dir gegeben?“ fragte er. Der Knabe zeigte ihm das Geld in der offenen, von Tannenharz besudelten und von den Aesten wundgerissenen Hand. „Fünf Kreuzer, Herr!“

„Fünf Kreuzer!“ seufzte Herr Marbel: „Guter Bube!“ Er nahm die Hand voll kleiner Münze, und füllte damit beide Hände des Jungen, der, ganz erstaunt über den Reichthum, mit großen Augen bald das Geld, bald den Wohlthäter ansah, und endlich fragte: „Soll ich Alles haben?“

„Alles! Und was wirst du damit machen?“

„Ich weiß selbst nicht. Neue Kleider kaufen. Ich kann nun wie ein Herr leben.“

„Hast du keinen Vater?“

„Nein, schon seit zwei Jahren nicht mehr. Der Vater war Soldat und ist im Krieg umgekommen; die Mutter ist gestorben, und da wollten sie mich nicht im Dorfe.“

„Gib mir das Geld wieder, Bube.“

„Alles?“

„Alles.“

Traurig gab es der arme Knabe zurück, und ein paar Thränen bedeckten den Glanz seiner großen schwarzen Augen.

„Auch die fünf Kreuzer gib mir.“

„Nein, die gehören mir.“

„Du sollst kein Geld mehr nöthig haben. Es taugt dir nicht. Ich nehme dich in mein Haus. Du sollst mein Sohn werden, wenn du brav bist. Willst du das?“

„Wenn's Ihnen Ernst ist.“

„Hast du noch mehr Geld?“

Der Knabe hatte noch einige Kupfermünzen und ein großes

Stück Brod. Herr Marbel nahm ihm das ab und ließ ihn mit sich kommen.

Erziehung.

Der kleine Konrad Eck wurde umgekleidet, aber äußerst einfach, in grobes Tuch. Er war gewohnt, in Ställen oder unter freiem Himmel zu übernachten. Der reiche Herr Marbel gab ihm zum Bett einen Strohsack, und zur Nahrung die wohlfeilste Kost. — Der Knabe war froh wie im Himmel, behend, dienstfertig, immer freundlich, unverdrossen, ergeben, zeigte viel natürlichen Verstand, aber war in Allem unwissend, was nicht in den Erfahrungs- und Geschäftskreis eines Bettlers gehörte. Nach einem halben Jahr war der junge Bär so weit geleckt, daß man ihn doch der Welt zeigen und mit Aufträgen herumschicken konnte. Er hatte sich, wiewohl mühsam, an Ordnung, an Reinlichkeit gewöhnt. Sein gutes Herz machte ihn Allen im Hause lieb. Herr Marbel nannte ihn seinen Sohn und beschloß, aus ihm etwas Rechtes zu machen, Konrad mußte in die Stadtschule. Er war fleißig. Es ward ihm anfangs sauer; aber es ging. Die Freude des Wohlthäters an seinen Fortschritten war ihm der höchste Lohn; Herrn Marbels Kälte die bitterste Strafe.

Doch ich will hier nicht die Erziehung des Betteljungen beschreiben. Nur dies, weil es Herrn Marbels Gemüthsart bezeichnet, sei noch gesagt. Konrad, sobald er einige Jahre im Hause gewesen, saß er an Marbels Tisch. Er konnte von allen Leckerbissen genießen; aber Herr Marbel gab ihm Beifall, wenn er mit Brod, Fleisch, Kartoffeln und dergleichen vorlieb nahm. Er konnte in weichen Betten schlafen; aber Herr Marbel freute sich, wenn Konrad seinem Strohsack getreu blieb. Konrad bekam alle Wochen einen halben Thaler Taschengeld, aber sich selbst durfte er nichts

dafür kaufen; er mußte es zum Besten Anderer anwenden; doch ward ihm gestattet, für sich daran zu sparen, damit er habe, wenn ihm Herr Marbel einmal nichts mehr zu geben habe. — „Für dich mußt du wenig bedürfen, wenig gebrauchen; Alles für Andere haben und sein!“ Das sagte ihm sein Wohlthäter bei jeder Gelegenheit. Als Konrad sechszehn Jahre alt war, gab ihm Herr Marbel zum Geburtstage vierhundert Thaler. „Jetzt, lieber Konrad,“ sagte er, „wollen wir unsere Haushaltung trennen. Da hast du Geld. Jetzt beköstige und kleide dich dafür, bezahle deine Lehrer; schaffe dir an, was du willst. Du kannst bei mir im Hause wohnen, aber du zahlst mir für Zimmer, Betten, Hausgeräthe alle Vierteljahre vier Thaler. Richte dich ein.“

Konrad wunderte sich, aber es freute ihn, Herr so vielen Geldes zu werden. Er richtete seine Haushaltung ein. Monatlich mußte er von seinen Ausgaben Rechnung ablegen. Herr Marbel beobachtete ihn scharf und ließ ihn beobachten. Konrad lebte, wie es Herr Marbel erwartet hatte, dürftig wie ein Geiziger, und wo er helfen konnte, verschwenderisch wie ein Fürst. Am Ende des Jahres hatte er doch noch hundert und zwanzig Thaler übrig. Er mußte sie an Zins legen, und empfing abermals vierhundert Thaler.

So ging's bis ins zwanzigste Jahr. Herr Marbel schickte den Jüngling auf eine Universität; er gab ihm neue Zulage an Geld. „Deinen Körper gewöhne an nichts, mein Sohn,“ sagte er zu ihm, „aber das Anständige wie das Nothwendige versag' ihm nie. Ein guter Künstler muß braves Werkzeug haben, ohne dieses ist er selbst ungeschickt. Der Leib ist das Werkzeug; der Künstler ist der unsterbliche Geist. Diesen vollende! Das Leben ist kurz; es ist die Schule. Bilde Geist und Gemüth; wir wissen nicht, wozu wir's lernen müssen. Das werden wir in der Ewigkeit wohl erfahren, wo uns der Vater an ein höheres Werk stellt. — Ich setze dir für die drei Universitätsjahre eine beträchtliche Summe

aus. Du wirst sie gebrauchen. Du sollst und mußt in die besten Gesellschaften, in alle gehen, um die Leute aller Gattung kennen zu lernen; aber auch von den schlechten entferne dich nicht; du mußt sie kennen lernen. Bist du schwach und wirst schlecht, gehst du unter. Bist du stark, stehst du wohlthuend über alle. Nach drei Jahren denke daran, dein Brod selber zu verdienen. Dann geb' ich dir nichts mehr."

Das Loch im Aermel.

Ich bin reich — was man reich zu nennen pflegt, — fuhr Herr Marbel in seiner Rede fort: Der Reichthum freut mich an sich nicht, denn ich bedarf für mich wenig. Ich könnte von Wenigerm leben, als meine Bedienten. Wozu mir also das Geld? Aber das ist's, das mich freut, daß ich das Alles mit eigener Kraft und auf die unbescholtenste Weise erworben habe. Da klebt kein Blut, keine Thräne daran; nur mein Schweiß allein. Dies sind die höchsten Freuden des Geistes: Wirksamkeit im Kleinen und Großen, Unschuld, Alles Andere ist mehr oder weniger Narrheit oder Thierheit, z. B. Ehrgeiz, Weiberliebe, Gewinnsucht, Herrschgier, Stolz, Neid, Haß, Religionsgroll u. dergl. Merke dir das, Konrad: Mächtig wirken, mit Unschuld, im Großen wie im Kleinen, das ist das reine, wahre Geisterwesen. Verachte das Kleine nicht, als wäre es gering. Gott hat nichts Geringes geschaffen. Auch kein Sandkorn und kein Wurm sind groß.

Ich habe dir gute Erziehung gegeben. Du warst eine wilde, aber kräftige Pflanze. Jetzt bist du zwanzig Jahre, das Alter, wo im Menschen der Engel mit dem Thiere kämpft. Möge der Engel obsiegen! — Erst wird der Mensch als Pflanze erzogen, dann als Thier, zuletzt als Engel. Viele bringen es nicht weiter, als zum wohlabgerichteten Thier.

Aber das Thier ist nicht zu verachten. Aus dem unreinen Staube blüht die schneeweiße Lilie hervor. Eine Kleinigkeit gab mir die wahre Richtung. Ich lernte nähen, und dadurch ward ich zum reichen Mann.

Das wirst du nicht glauben wollen, und doch ist's so. Ich war vierzehn Jahre alt, konnte lesen, schreiben und rechnen. So weit war ich dressirt. Ich war eines Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was aus mir machen, denn es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einsehe.

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, Namens Albrecht. Wir beide waren überall und nirgends, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause; waren die einmal abgeschüttelt, blieb's beim Alten.

Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Albrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus euch beiden gibt's in Ewigkeit nichts!" sagte ein steinalter Mann, in feinen Kleidern und weißgepuderter Perrücke, der hinter unserer Bank stand, und die kindischen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschraken. Albrecht fragte: warum nicht?

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euern Röcken an; aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euern Aermeln dulden?" Dabei faßte er jedem von uns an die Ellbogen, und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Aermel hinauf. — Ich schämte mich; Albrecht auch. „Wenn's euch," sagte der alte Herr, „zu Haus Niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr kommet wie Bettelbuben. Wollet ihr Generallieute=

nant werden, so fanget an beim Kleinsten. Erst das Loch im Aermel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes."

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es Niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wolle. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam, ich mochte an zerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich, und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perrücke hat so Unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit, rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; aus rothen Pfenningen werden Thaler; aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß!

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es ward sein Schade. Wir waren beide einem Handelsmann empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Herr prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren hell und sauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe Ihm an," sagte er, „Er hält das Seine zu Rath; aus dem Andern gibt's keinen Kaufmann." Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Aermel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Aermel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern Alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die

Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes, noch Gleichgültiges, weder im Guten, noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Aermel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach; da gab's Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Aermel geben, und ich Zänker und gallsüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal, werden. Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben; ich begnügte mich, recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer ihrer viel hat, ist nie ganz froh), sparte ich Manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Aermel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Aermeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatte ich beständige Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich; du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. — Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Aermel aufweisen? — Hilf Andern, wie dir Gott durch Andere geholfen. Dabei bleibt's. Das höchste Gut, das der Reichthum gewährt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute, und ein großer Wirkungskreis. Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der schneeweißen Perrücke; hüte dich vor dem ersten kleinen Loch im Aermel; mach's nicht, wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika todtschießen.

Der Handwerksbursche.

Konrad ging also nach Göttingen, studierte Rechte und Kameralwissenschaften, und war sehr fleißig, ohne sich jedoch dem Umgang mit Altersgenossen und dem Genuß der Freuden zu entziehen. Aber er sparte; denn er hatte einen großen Plan. Er wollte eine Reise durch Europa machen. Herr Marbel munterte ihn dazu auf, erklärte aber, keinen Kreuzer dazu herzugeben. Und was Herr Marbel einmal erklärt hatte, dabei pflegte er gerne zu bleiben. Zum Reisen aber gehörte Geld. Konrad entschloß sich kurz. Sobald er es bis zum Doctor juris utriusque gebracht hatte, ging er zu einem Kunstschreiner in die Lehre, und lernte dessen Handwerk: hobeln, schneiden, sägen, bohren, leimen, Hölzer beizen, firnissiren u. s. w. Seine Uebung im Zeichnen, sein Geschmack, seine chemischen Kenntnisse — Alles kam ihm zu statten. In einem Jahr hatte er Uebung im Mechanischen; er kam Meister und Gesellen gleich. Mit zwanzig Louisd'or verkürzte er die Lehrzeit. Er ward als Gesell ausgeschrieben.

Herr Marbel kehrte eines Abends von seinem gewöhnlichen Spaziergang heim, und rauchte sein Pfeifchen wohlgemuth zum Fenster hinaus. Da kam ein fremder Handwerksbursche, das Ränzel auf dem Rücken, grüßte, und sprach, den Hut in der Hand, kein Wort. Herr Marbel warf ihm ein Stückchen Geld in den Hut. Der Handwerksbursche dankte, steckte die Gabe ein, und wünschte Herrn Marbel allein zu sprechen. Er ward eingelassen.

Der Handwerksbursche brachte freundliche Grüße von Konrad. Herr Marbel freute sich kindlich. Seit drei Jahren hatte er nichts von seinem Pflegesohn vernommen, der ihm theurer war, als er glaubte. Indem er aber dem Handwerksburschen ins Gesicht sah, sprang er betroffen zurück. „Was? bist du's nicht selbst, Konrad?

Spielst du Komödie mit mir? — Ist das auch der Aufzug von einem Herrn Doktor?"

Konrad lächelte und sprach: „Der Doktor steckt hier im Ränzel; auf Reisen ist er Schreinergesell. Der findet mit seinem Handwerk wohl überall Brod und darf wohlfeil leben. Hier ist mein Doktordiplom, hier mein Lehrbrief. Jetzt mache ich die Reise durch fremde Länder. Ich komme nur, Sie noch einmal zu sehen, theurer Vater, Ihnen noch einmal zu danken und Ihren Segen mit auf den Weg zu nehmen."

Da ward Herr Marbel tief gerührt; sein Auge feucht. Er fiel dem guten Konrad um den Hals, drückte ihn an seine Brust und stammelte: „Ja, du bist mein Sohn, ich will dein Vater sein."

Herr Marbel behielt ihn vier Wochen lang bei sich. Dann ließ er ihn ziehen mit seinem Segen. Hast du auch noch Geld? fragte er ihn beim Abschied. Konrad erwiederte: „Noch fünfundzwanzig Thaler. Das ist Alles, was ich erübrigen konnte."

„Geld genug für einen reisenden Handwerksburschen!" sagte Herr Marbel lachend: „Da hast du noch einen Thaler auf die Reise, so hast du sechsundzwanzig! Gott sei mit dir. Schreibe mir alle Vierteljahre, wie es dir geht und was du lernst und siehst. Hüte dich vor einem Loch im Aermel, so wird es dir wohl gehen."

Reise durch Europa.

Mit sechsundzwanzig Thaler machte Konrad die Reise durch Europa; erst durch Deutschland über die Alpen nach Rom und Neapel. Er wollte die zerfallenen Trümmer einer herrlichen Vorwelt sehen. Dann zur See nach Frankreich. Er arbeitete in Lyon und Paris, sich im Handwerk vollkommener zu machen, ging nach London über, wo er fast ein Jahr lang verweilte; trieb sich dann

in einigen holländischen Städten herum, ging nach Dänemark, und über Stockholm nach Petersburg, von da in die Heimath zurück.

Kam er in eine Stadt, wo es Sehenswürdiges gab, und der Mühe werth war, zu bleiben, auch nur, um wieder Reisegeld zu erwerben: so gab er sich zu einem Meister in Arbeit. Sonntags verwandelte sich der Schreiner in den Gelehrten. Ein paar Klassiker mußten ihn auf seinen Wanderungen begleiten. Hatte er erworben, zog er weiter. Gern hätten ihn die Meister oft länger gebunden; denn einen geschicktern Gesellen fanden sie nicht leicht, und über seine Gelehrsamkeit erstaunten sie. Manche hübsche Meisterstochter hätte den wunderbaren Fremdling gern gehalten und zum Meister gemacht. Denn Konrad war ein feiner Jüngling; sein schwarzes Auge voll Geist und Feuer; sein Anstand wie der eines Mannes aus höhern Ständen; sein Umgang nicht wie bei Gewöhnlichen, und doch dabei gegen Seinesgleichen leutselig, einnehmend, bescheiden. Jeder hatte den Sonderling gern.

Zwar hie und da, einmal in Lyon, einmal in London, machte ihm ein artiges Mädchen das Herz schwer. Er riß sich los; zur Leidenschaft ließ er keine Neigung aufsteigen; das nannte er immer ein neues Loch im Aermel. Heim in sein deutsches Vaterland wollte er, in der Nähe seines zweiten Vaters, Herrn Marbels, als Schreiner oder Advokat sein Leben zubringen.

Nach mehrjähriger Wanderung stand er wieder vor Vater Marbels Hause. Seit drei Jahren hatte er von Herrn Marbel keine Zeile gesehen; er hingegen hatte seinem Wohlthäter regelmäßig jedes Vierteljahr geschrieben; ihm auch seine nahe Ankunft gemeldet. Nun war die Frage, ob der wackere Mann noch lebe.

Konrad ward todtenblaß, als er von fremden Personen begrüßt und benachrichtigt wurde, Herr Marbel habe das Haus verkauft und die Stadt verlassen schon seit Jahr und Tag. Er ging

traurig von einer Straße zur andern. „Hätte der Vater nicht die Liebe haben und mir wenigstens diese Veränderung melden sollen? Nun fort, und man weiß nicht einmal wohin?“

Er ging, das Ränzel auf dem Rücken, zur Schreinerherberge, um zu übernachten; folgenden Tages im Feierkleide zum Banquier Schmidt, Herrn Marbels ehemaligem besten Freund, um Erkundigungen über seinen Wohlthäter einzuziehen.

Der alte Banquier erkannte ihn sogleich, und empfing ihn mit herzlicher Freude. „Gottlob, Herr Doktor,“ rief er: „daß ich Sie doch noch sehe! Unser alter Freund ist nach Ostindien, wie Sie wissen. Er hat bei mir für Sie zweihundert Louisd'or hinterlegt, die er Ihnen zur Ausstattung übermachen wollte, wenn Sie heimkehrten und sich irgendwo in Ihrem Beruf ansäßig machen wollten.“

„Nach Ostindien ist er?“ rief Konrad, und Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Wissen Sie das nicht? — Er hatte hier in der Stadt allerlei Verdruß: der Fürst wollte ihn adeln, und er, nach seiner Manier, schickte Sr. Durchlaucht den Adelsbrief zurück, in der Meinung, jeder Mensch habe einen angebornen Adel, aber geadelt von fremder Hand könne keiner werden. Das gab den ersten Stoff zu Mißdeutungen, zu Neckereien, endlich zu einer Art von Verfolgung. Man nannte den guten Marbel Jakobiner; hielt ihn eines Briefwechsels mit Revolutionssüchtigen verdächtig; für einen Menschen, der sich unter dem Pöbel Anhang verschaffen wolle. Dann kam dies und das dazu. Genug, dem guten Manne ward das Leben sauer gemacht. Nun wissen Sie, wie er war — allzugut, allzuleichtgläubig. Es gingen ihm beträchtliche Kapitalien verloren. Es that ihm leid, sich einschränken zu müssen. Er fing neuerdings kaufmännische Spekulationen an. Die schlugen ihm um. Da trat er eines Tages zu mir, sagte, er habe in Ostindien noch ein be-

deutendes Kapital; er wolle hin, es selbst beziehen. Meine Einwendungen halfen nichts. Er verkaufte und verschenkte, was er hatte; gab mir für Sie die Summe in Verwahrung und reisete ab. Es sind nun bald drei Jahre.

Konrad stand betäubt. Hätte er nur gewußt, wo ihn finden in Ostindien, er wäre ihm auf der Stelle nachgereiset.

Herr Schmidt ließ es nun nicht anders geschehen: Konrad mußte bei ihm im Hause wohnen, bis er seinen Lebensplan gemacht haben würde. Konrad hatte fast im Sinn, eine Schreinerwerkstatt zu eröffnen. Herr Schmidt hielt ihn davon ab, und rieth ihm, als Advokat aufzutreten; da könne er der Welt nützlicher sein.

Der Gerichtshalter.

Nach einigen Wochen trat Herr Schmidt zu Konrad mit freudigem Antlitz ins Zimmer, in der Hand ein Intelligenzblatt. „Freundchen!“ rief er: „Sie müssen mir zum Herr von Wallenroth folgen. Er verlangt einen Gerichtshalter auf seinen Gütern. Ihm gehört ein ganzes Dorf. Er braucht einen Mann, wie Sie. Er ist mein Spezialfreund. Da schreibt er im Wochenblatt die Stelle aus. Siebenhundert Gulden Gehalt, freie Wohnung, Licht, Holz und vermuthlich reiche Sporteln daneben. Was wollen Sie mehr? Haben Sie Lust?“

Konrad zuckte die Achseln.

„Nichts! folgen Sie mir, Herr Doktor!“ fuhr Herr Schmidt fort: „Erlauben Sie mir, bei Ihnen Stellvertreter von Papa Marbel zu werden. Das ist ein Platz für Sie!“

Konrad setzte sich mit ihm in die Kutsche. Sie machten dem Herrn von Wallenroth den Besuch.

Dieser, ein ältlicher Herr, sehr gefällig und gutherzig, sagte zu Konraden: „Ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen.

Doch genug, mein Freund Schmidt schlägt Sie vor. Sie, und kein Anderer empfangen die Stelle. Aber ich muß Ihnen darüber noch dies und das sagen. Ich reise in Aufträgen meines Hofes nach Paris, bin wahrscheinlich mehrere Jahre abwesend. Ich übergebe Ihnen meine Güter, die Erb- und Gerichtsherrschaft zu Alteck. Sie sollen nicht bloß die Stelle des Justitiarius dort versehen, nein, meine eigene Person. Unter Ihnen steht der Verwalter. Sie sollen meine verwahrloseten Güter wieder in Aufnahme bringen, und, was mir vor Allem am Herzen liegt, meine Bauern menschlicher machen. Denn die Altecker sind wahres Vieh, elend, roh, arm, unwissend. Ich habe die Herrschaft erst seit einem Jahre in Besitz, mich aber wenig darum bekümmern können. Alles ist in Verfall da. Ich überlasse es Ihnen, anzustellen und wegzujagen, wen Sie wollen. Kurz, alle meine Rechte sollen Sie üben. Die Gelder und Rechnungen schicken Sie jährlich an meinen Freund Herrn Schmidt, zu meinen Handen."

Konrad wollte Entschuldigungen vorbringen, er verstehe von der Landwirthschaft zu wenig. Die Bescheidenheit half nichts. Die beiden alten Herren drangen mit Güte in ihn. Herr von Wallenroth, in der Meinung, Konrad fände die Besoldung für ein so weitläufiges Geschäft zu gering, erhöhte den Gehalt, bot ihm immer mehr, verdoppelte zuletzt beinahe die Summe von siebenhundert Gulden. — Konrad war bestürzt und froh zugleich. „Aber," sagte er, „wie komme ich zu diesem übermäßigen Vertrauen?" Herr von Wallenroth deutete auf Herrn Schmidt. „Das Herz dieses Mannes," sagte er, „und das meinige sind eins."

Die Sache ward in Richtigkeit gebracht, schriftlich, wie sich's gehört. Hintennach aber trat Herr von Wallenroth noch mit einer Klausel hervor, auf welche er viel Gewicht legte. — „Alle," sprach er, „sind Ihren Befehlen unterworfen, nur eine Person nicht, die mir theuer ist, deren verstorbenem Mann ich große Verpflich-

tungen schuldig bin, wiewohl sie mich kaum kennt. Diese ist eine brave Predigerwittwe, Namens Walter. Sie ist ohne Vermögen. Sie lebt von einer mäßigen Pension zu Alteck, und ich habe ihr lebenslängliche Wohnung und Kost und Bedienung in meinem eigenen Hause zu Alteck gegeben. Sie werden also mit ihr unter gleichem Dache hausen. Es ist die bravste Frau von der Welt. Ich hoffe und wünsche, Sie werden mit ihr in guter Harmonie bleiben."

Konraden blieb gegen diese Klausel durchaus nichts einzuwenden, und war es gar wohl zufrieden, sogleich eine Frau da zu finden, die ihm die kleinen Sorgen der Haushaltung durch Rath erleichtere.

Noch in derselben Woche reisete Herr von Wallenroth mit Konraden nach Alteck; führte ihn in aller Form in sein Amt ein, hielt sich aber nicht länger, als einen Tag auf, und ließ ihn bei Frau Walter.

Die Gesellschaft.

Das Herrenhaus, wie man es nannte, lag sehr angenehm, mitten in Gärten, auf einem Hügel über dem Dorf, Stallung, Scheunen, mit großem Hofraum im Viereck nebenbei. Ueberall viel Ordnung; im Herrenhaus viel Reinlichkeit und heiteres Wesen. Die schönsten Zimmer, einfach und geschmackvoll, waren dem Herrn Gerichtshalter eingeräumt. Es fehlte nirgends. Selbst eine kleine Bibliothek, selbst ein Fortepiano war vorhanden. Nirgends ein Stäubchen; der Fußboden wie neu. Frau Walter hatte Haus, Garten, Keller aufs schönste geordnet.

Frau Walter, eine lebhafte und doch ernste Frau von vierzig und etlichen Jahren, verrieth Bildung und Lebensart. Die Blässe ihres Antlitzes, ihr stiller, hoher Blick, der sich nur erst im Ge-

spräch erheiterte, sagten, sie habe leidensreiche Erfahrungen im Leben gemacht. Vor ihr erschien Niemand als Fremdling. Konrad war den ersten Tag mit ihr, als hätte er sie vor Jahren gekannt. Sie machte ihn mit Wohnung und Umgebungen, mit dem Werthe der Knechte und Mägde bekannt — genug, in Alles weihte sie ihn ein, was in ihrem Wirkungskreis lag.

„Mit der Frau läßt sich leben!“ dachte Konrad nach einigen Tagen, der sich, als Herr von Wallenroth mit großer Wichtigkeit von der Klausel gesprochen, doch ein wenig zu fürchten angefangen hatte.

„Mit der Frau läßt sich wahrhaftig leben!“ dachte er nach einigen Wochen, da er nun schon in Alteck einheimisch geworden war. Denn er empfand wahre Hochachtung für sie; sie war ihm Bedürfniß geworden. Er freute sich, wenn er von seinen Geschäften Morgens oder Abends zum Tisch kam — denn sonst sahen sie sich einander selten. Da war sie und der Herr Verwalter, ein herzguter, aber etwas zeremoniöser Mann, daneben wackerer Landwirth, seine Gesellschaft. Dann erzählte Jeder sein Bestes, der Verwalter von der Wirthschaft, Konrad zuweilen von seinen Reisen. Anmuth und Würde verbreitete über Alles der Geist der Frau Walter.

Konrad war mit seiner Lage so innig zufrieden, daß er dem Herrn Banquier Schmidt einen Brief voll des lebhaftesten Dankes schrieb. „Ich verlange,“ schrieb er, „in meinem Leben kein angenehmeres Loos. Ich bin glücklich, weil Sie mich in die Verhältnisse brachten, viel Gutes zu thun. Und es soll geschehen, sobald ich mich mit meinem Wirkungskreise vertrauter gemacht habe. Hier sind die Menschen verwildert, wie ihre Ländereien. Wie viel bleibt anzubauen! Ich hoffe Herrn von Wallenroths Zufriedenheit zu gewinnen.“

Allein das Blättchen wendete sich schnell, und die Freude blieb

nicht lange in Konrads Brust. Zwar hatte ihm Frau Walter erzählt, sie habe eine Tochter, deren Heimkunft von einer Verwandtin in der benachbarten Stadt sie täglich erwarte. Zwar dachte Konrad, wenn die Tochter der Mutter nachartet, wird sie meinen Himmel in Alteck nicht verderben. Doch wie gesagt, das Blättchen wendete sich.

Er kehrte eines Abends aus dem Walde heim, wo er Feldmesser hatte. Eine Kutsche begegnete ihm unterwegs, worin zwei Frauenzimmer saßen. Sie schienen vom Herrenhause gekommen, nach der Stadt zurückzufahren. Als er ins Speisezimmer eintrat, befand sich da, nebst Frau Walter und dem Verwalter, ein junges Frauenzimmer, etwa siebenzehnjährig, braunlockig, von feinen Gesichtszügen, und einem Blick — Konrad verbeugte sich gar ehrerbietig. Die schöne Fremde, etwas erröthend, erwiederte. Frau Walter sagte: es ist meine Tochter Josephine.

Konrad vergaß Feldmesser und Waldungen, worüber er doch dem Verwalter viel zu bemerken hatte; sogar der neuen Hausgenossin etwas Angenehmes zu sagen, vergaß er, wäh[illegible] ein freundliches Wort mit aller weiblichen Gewand[illegible]muth zulispelte. — Bei Tisch, wo er sonst gern redse[illegible]en und scherzliebend zu sein pflegte, blieb er diesmal ver[illegible]ssen, einsilbig, trocken. Es war, als wäre in dem Mädchen ein böser Geist für ihn; als wäre er eingeschüchtert, wenn man dies Wort gelten lassen will.

Er wunderte sich selbst, und daß diese fremde Josephine ihm so gewaltige Ehrfurcht auflege. Er wollte es nicht gelten lassen, Muth fassen, und mit ihr in Unterhaltung treten, wie mit den Andern. Aber wenn ihn das Mädchen ansah mit den dunkeln Augen, wenn es ihm antwortete mit der Stimme, die seine Seele beben machte — es ward ihm, als wäre er verrathen und verkauft.

Man blieb bei ziemlich langweiliger Unterhaltung ungewöhnlich

lange am Abend beisammen. Als Konrad in seinem Zimmer einsam war, wandelte ihm die Gestalt der neuen Hausgenossin an allen Wänden herum. Er schüttelte den Kopf und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich nicht leben! Warum schwieg die Mausel davon? — Und als er sich ins Bett stürzte, die Augen fest zudrückte, schwärmte das reizende Gespenst noch heller vor ihm her und hin.

Am Morgen wieder dachte er an Josephinen eher, als an die Feldmesser. Er mußte auch wohl, denn er hörte eine Harfe, und Josephinens Stimme singend dazu. Das Herz fing ihm an zu klopfen. Er schüttelte den Kopf, und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich wahrhaftig nicht leben! und ging ins Feld, ohne zu frühstücken.

Der Pfarrer und die Gemeinde.

Man gewöhnt sich wohl endlich an das Häßlichste, warum nicht auch an das Schönste? — Konrad konnte sich aber auch nach Wochen an Josephinen nicht gewöhnen, denn, sonderbar genug, sie war keinen Tag, wie am vorigen, sondern schien jeden Tag neu zu werden. Mit Allen im Hause war er freundlich, vertraulich; Alle waren es mit ihm. Aber mit Josephinen konnt' er's nicht sein. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ihres heitern Muthwillens, denn ernst war sie selten, stand sie ihm immerdar fremd, fast wie den ersten Abend. Er unterhielt sich gern mit ihr; sie war geistvoll und doch natürlich, ohne Anmaßungen, ohne Zierereien. Allein, wenn er mit ihr sprach, kam es ihm vor, als sprach' er mit einem Wesen aus andern Welten. Sie hatte mit Jedem zu thun, Jeden behandelte sie auf die gleiche freundliche Weise, von Jedem ward diese frische Rose geliebt — aber mit ihm hatte sie immer am wenigsten zu schaffen, und doch wich sie ihm so wenig aus, als sie ihm nahe zu sein den Wunsch zeigte.

„Das gibt hier ein langweiliges Leben!" dachte Konrad: „Ich wollte, Alteck läge hinter Kamtschatka, und ich wäre nie hergekommen." Aber daß Josephine nie nach Alteck gekommen wäre, wünschte er nicht, und er hätte keine Million dafür genommen, daß sie wieder wegginge.

So sehr er sich vor der langen Weile fürchtete, hatte er sie doch nie. Die Herrschaft ward mit allen Gütern vermessen; die hiesige Landwirthschaft mit allen Gebrechen derselben beobachtet; ein neues Schulhaus gebaut und ein Lehrer berufen. Gern hätte Konrad auch den Herrn Pfarrer umgeschaffen, aber das ging nicht, und doch hatte er auf diesen anfangs groß zur sittlichen Besserung der Bauern gezählt. Allein dieser Gottesmann trieb seinen Beruf recht und schlecht. Er bekümmerte sich um die Seelen der Bauern weniger, als um ihre Speckseiten, Eier, große und kleine Zehnten. Wenn der Herr Gerichtshalter ihm von Verbesserung des Jugendunterrichts, von der Rohheit der Leute und ihrer Unwissenheit sprach, gab er lächelnd Beifall, unterstützte dessen Meinung mit vielen Beispielen aus der Erfahrung. Am folgenden Sonntag aber donnerte er dann gegen die Sektirer, welche die Religion zu Grunde richten wollten mit Weltverbesserungen. Er haßte die gottlose Aufklärung, die endlich den Papst selbst um die dreifache Krone und seinen eigenen Rauchfang um alle Speckseiten zu bringen drohte; wollte gern ohne Arg sein, wie die Tauben, war aber doch dabei auch ein wenig klug, wie die Schlangen.

Die Altecker Bauern hatten viel Aehnliches mit ihrem Pfarrherrn. Ihre Religion bestand mehr in Furcht vor dem Teufel, als in Liebe zu Gott; denn sie waren von jeher nur gestrenger Herren gewohnt, und bewies sich einer zu gütig, lachten sie ihn aus. In Haus und Feldwirthschaft trieben sie es wie die Alten, die, so sagten sie, doch auch nicht auf den Kopf gefallen gewesen wären. Armuth herrschte bei Allen. In ihren Häusern voller

Unflath lebten. sie, neben magern Kühen und zerlumpten Kindern, von Kartoffeln, Branntewein und Brunnenwasser. Gegen Fremde ungefällig und betrügerisch, gegen den Pfarrer heuchlerisch, gegen die Bewohner des Herrenhauses im Staube kriechend, unter sich selbst gehässig, neidisch, verleumderisch, stolz und grob — das war ihre Lebensklugheit.

Das Loch im Aermel.

Konrad wußte mit diesen lieben Leuten aber bald den rechten Ton zu treffen. Nachdem er ihrer hinter einander ein Dutzend wegen Vergehen hatte einthürmen, ein anderes Dutzend abprügeln lassen, hielten sie ihn für einen äußerst verständigen Mann.

Jetzt, da man zu seinem Verstand endlich Vertrauen gefaßt, ward es ihm ein Leichtes, alles Gute zu bewirken. Er wollte die Leute zur Ordnung und zum Wohlstand bringen — denn alle gingen in Kleidern meistens, gleich Bettlern, zerrissen einher. Da gedachte er an die Erziehung, welche ihm selbst sein ehrwürdiger Pflegevater Marbel gegeben; und an dessen Erzählung vom Mann mit der schneeweißen Perrücke und dem Loch im Aermel.

Außer einer Näherin im Dorfe konnte kein Bauernweib die Nadel auf geschickte Weise führen. Was die Mütter nicht verstanden, war noch weniger eine Kunst der Töchter. Hatte das neue Kleid das erste kleine Loch im Aermel, ward es ohne Mühe größer, weil man die Hilfe zu spät brachte. So ward der Kittel vor der Zeit alt. Das ungeheilte Loch im Aermel war Ursache an der Unreinlichkeit im häuslichen Leben; die Unreinlichkeit hatte ihre gewöhnliche Folge — Krankheiten aller Art. — Im Lumpenkleide verzeiht man sich leichter Unanständigkeiten jeder Art, niedriges Betragen, rohes Laster. Das Loch im Aermel ist an tausend Grobheiten, an tausend ekelhaften Worten und Thaten

schuldig, und leitet zu Lastern, die durch kein Schreien von der Kanzel zum Dorf hinausgejagt werden. Wie das weibliche Geschlecht, in höhern Ständen, der Männer rauhe Sitte und Denkart mildert, muß auch in Dörfern die Veredelung von den Weibern ausgehen, sonst geschieht es von nirgends her.

Das wußte Konrad. Sein Erstes war, eine Arbeitsschule für die erwachsenen Mädchen zu stiften. Aber aus Brodneid weigerte sich die Näherin, ihre Kunst gemein zu machen. Die Frau Pfarrerin klagte über Mangel an Zeit, sich dem Unterrichte der Töchter zu widmen, wiewohl der Herr Pfarrer den Gedanken des Gerichtshalters höchlich belobte. Nächsten Sonntag hörten die Bauern wieder eine vortreffliche Predigt gegen Hoffart der Menschen und dergleichen Leute, welche die Jugend mit dem Gift der Eitelkeit in Versuchung führen.

Die Arbeitsschule.

Konrad brachte seine Herzensangelegenheit in dem vertrauten Tischkreise zur Sprache. Josephine, wie immer, wenn er sprach, horchte am aufmerksamsten, gab den lebhaftesten Beifall. Sie bat um Erlaubniß, selbst Lehrerin sein zu dürfen. Frau Walter erwartete dies.

„Mit dem Nähen,“ sprach Frau Walter, „ist's nicht allein gethan. Unsere Bäuerinnen wissen weder zu pflanzen in ihren Gärten, noch in ihren Küchen zu kochen. Schaffen wir unsere Köchinnen für das Gesinde ab, stellen wir unsere Bauernmädchen abwechselnd in die Gesindeküche: ich will da und im Garten ihre Lehrerin werden. Die Kunst ist einfach. Kleine Belohnungen, ein Strohhut, eine neue Mütze werden Wetteifer erwecken und den Geschmack an Putz und ein wenig Eitelkeit erzeugen. Ohne des Weibes Eitelkeit sinkt der Mann zum Thier. Die Liebe zum

Schönen ist der erste Keim des Menschlich-Großen, der sich im Wilden entfaltet und ihn menschlicher macht. Sparsamkeit ist gut, aber nicht Alles. Das Herz muß in Anspruch genommen werden, und das Herz des Mannes wird am leichtesten durch des Weibes Schönheit verwandelt."

Frau Walter redete über dies und anderes mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Konrad schielte zuweilen schüchtern nach Josephinen hinüber. Hätte sie ihn angesehen, sie würde in seinen Mienen gelesen haben, wie wahr die Mutter spräche. Aber Josephine, viel zu flatterhaft, schien von der schönen Predigt wenig zu hören. Sie hatte einen großen Edelkrebs zu entschalen, und den steifen Herrn Verwalter zu necken. Konraden neckte sie nie. Der Verwalter schien ihr fast lieber. Bei Spaziergängen hing sie an dessen Arm. Konrad mußte gewöhnlich die Mutter führen.

Näh-, Koch- und Gartenschule wurden sogleich eingerichtet. Die Lehrerinnen waren fleißig, und als die Dorfmädchen von rothen Bändern, Strohhüten und neuen Schürzen hörten, wollten alle in den edeln Hausmütterkünsten Meisterinnen werden. — Der Herr Pfarrer eiferte gegen das Laster der Ueppigkeit; die Mädchen näheten; die Buben lernten! — so ging Alles in Ordnung.

Nur mit Konraden ging nicht Alles in der Ordnung. Während alle Bauern ihr Loch im Aermel ausbesserten, hatte er ein mächtiges, das er auf keine Weise zu heilen wußte. Am besten hätte er vielleicht gethan, wäre er zu Josephinen in die Nähschule gegangen, um zu lernen, was er noch nicht wußte.

Er fühlte, daß Josephinens Dasein an seiner Unzufriedenheit Ursache wäre. Er prüfte sich selbst oft, und wie dem Uebel zu helfen sei? Ihn verdroß seine Schwäche vor des wunderbaren Mädchens Hoheit; ihn ärgerte ihr Muthwillen und Eigensinn, den sie an Jedem, aber nie an ihm üben mochte. Wenn er einmal in bester Laune zum Scherz stimmte, ward sie ernst und beobachtete

ihn mit einer Art Befremdung. War er ernst, konnte sie lustig sein bis zur Ausgelassenheit. Gelang es ihm, sie auf Spaziergängen zur Gesellschafterin zu haben, war sie einsilbig im Gespräch; mit allen Andern (und man hatte Besuche aus den Nachbarschaften, die man oft erwiederte) schwatzhaft. Es kam auch, zumal im Winter, zu Pfänderspielen. Natürlich ward dabei, laut uraltem Herkommen, geküßt. Konrad galt weit umher, nach dem Urtheil der Schönen, als ein hübscher Mann, und wenn mit einem Kusse Erlösung des Pfandes zu erwarten war, ward er gern zum Mithelfer erkoren. Nur Josephine rief ihn nie.

Mißhelligkeiten.

So offenbarte sich in allen Kleinigkeiten, in allen Wichtigkeiten, Josephinens seltsame Abneigung. Konrads Liebe wuchs; mit der Liebe war zugleich der Kampf gegen hoffnungslose Leidenschaft. Er stellte sich gleichgültiger, je weniger er es war. Man wird zuletzt, wie man sich stellt, dachte er. — Der junge Mann entfernte sich von Josephinen, so gut es anging; machte sich in Gesellschaften seltener, die Bücher hatten mehr Reiz für ihn; er verdoppelte seine Unternehmungen zur Verbesserung der herrschaftlichen Güter; führte einige Prozesse für die Wallenrothschen Rechtsame, die ihn oft von Alteck abwesend hielten — genug, er that Alles, sich ins alte Gleichgewicht zurückzuschwingen, aber er erreichte seinen Zweck nur halb.

Josephine schien seine Entfernungen kaum zu bemerken. Sie blieb, wie sie immer war, freundlich-fremd. Auch sie und ihre Mutter — sobald der Frühling erschien — dachten an eine Reise in eine entlegene Hauptstadt. Josephine sprach davon mit Entzücken; Konrad mit Beifall. Es kam ein Brief an Frau Walter. Noch den Abend ward eingepackt; folgenden Morgens ging es fort.

„Und ist es Ihnen so leicht, liebe Josephine, unser stilles Alteck zu verlassen?“ fragte sie Konrad.

„Für mich,“ antwortete sie lachend, „ist überall Alteck.“

„Ich glaube es Ihnen, Sie werden es kaum der Mühe werth halten, an uns zurückzudenken.“

„Das sagen Sie nicht im Ernst. Meine Blumen, meine Mädchenschule thun mir wahrlich weh; aber was sind auch vier Wochen? Ich habe meinen Schülerinnen, die indessen die fleißigsten sein werden, versprochen, schöne Sachen mitzubringen.“

„Und was bringen Sie mir mit?“ fragte er. Er nahm ihre Hand in die seinige und sah ihr festen Blickes ins Auge.

Sie lächelte: „Ihnen? Ei nun, Herr Eck, wenn Sie auf meine Blumen fleißig Acht haben, eine neue Gießkanne!“ Sie sprach's und hüpfte davon. — Konrad stand verblüfft da. Da war's gesagt: sie liebt dich nicht. Er nahm Abschied von Frau Walter, von Josephinen nicht; ging aufs Feld, und sah sie nun nicht einmal abreisen.

Und weggewischt war aller Duft von der Natur und ihrer Frühlingspracht; Alles lag geistlos, bedeutungslos vor ihm. Der Baum war ein grünendes Holz; die Nachtigall ein pfeifender Vogel; der umbüschte See am abendlichen Fuß des Herrenhügels ein großes Erdbecken voll Wasser. Es verdroß ihn die Welt zu sehen, sie war ohne Neuheit, ohne Frische, wie ein veraltetes Kleid. Selbst die Dichter waren nicht mehr fähig, seine Einbildungskraft zu beflügeln, so sehr er es oft wünschte; er fand die Sänger der Natur etwas langweilig, die Sänger der Liebe etwas närrisch.

„Ach, die Schuld liegt zuletzt wohl an dir selbst!“ seufzte er zuweilen: „Konrad, Konrad, du hast das größte Loch von der Welt im Aermel!“ — Er verstand sich.

Vier Wochen gingen wie vier Jahre vorbei. Josephine mit ihrer Mutter kam zurück. Er hatte sich vorgenommen, sie mit

Gleichgültigkeit zu empfangen, und wirklich war eine Art von Ruhe in sein Herz eingekehrt. — Aber das heillose Mädchen! — es war ihm zum Trotz blühender, als je. Ihre Freude war unverhohlen, wieder in Alteck zu sein. Sie warf Konraden einen Blick zu, aus welchem ihre Seele lachte; sie reichte ihm flüchtig die Hand, dann — eben trat auch der Herr Verwalter aus dem Hause hervor zum Wagen — dann fiel sie dem alten, steifen Herrn mit ausgebreiteten Armen um den Hals.

Konrad scheute sich, hinzublicken.. Es floß etwas Glühendes und Aetzendes über sein Herz hin. „Den also liebt sie!“ dachte er, und sobald es der Anstand erlaubte, ging er in die Felder und pfiff ein Gassenlied.

Nun war der Hausfriede gebrochen. Harfe und Klavier verstummten. Er redete Josephinen selten an; einsilbiger als sie, war er in seinen Antworten. Wenn er kam, schwand ihre Heiterkeit; ging er, blickte sie ihm still und scheu nach.

Nachrichten von Herrn Marbel.

Eines Morgens — die Familie saß am Frühstück — trat ein vom Herrn Banquier Schmidt außerordentlich abgeschickter Bote ins Zimmer. Er brachte Briefe. Konrad las sie, und ward todtenblaß. Bescheiden schwiegen die Uebrigen; aber es entging ihnen nicht, wie er sich verfärbte. Er fertigte den Boten ab, ging auf sein Zimmer und verschloß sich in demselben. Auch zu Tisch kam er nicht des Mittags. Frau Walter selbst trug ihm das Essen in sein Zimmer, denn er verlangte es, weil er ununterbrochen arbeiten wollte. Sie ging schweigend, ohne sich eine neugierige Frage zu erlauben; doch aus ihren Zügen sprach einiger Kummer um ihn.

Er verstand diese Sprache. Er ergriff die Hand der achtungswürdigen Frau und sagte: „Ich reise morgen mit Tagesanbruch

ab. Sie werden in Alteck einen andern Gerichtshalter bekommen. Dank haben Sie für ihre Freundschaft. Heute Abend sage ich Ihnen vielleicht mehr."

„Wie!" rief Frau Walter entsetzt: „Sie uns verlassen? Doch nicht auf immer?"

„Sehr wahrscheinlich."

„Um Gotteswillen — und warum? Kann Herr von Wallenroth . . ."

„Heute Abend erfahren Sie mehr."

Schweigend und weinend verließ ihn Frau Walter. Konrad arbeitete weiter — sein Entschluß war gefaßt. Er hatte einen jungen talentvollen Rechtsgelehrten, den er in der benachbarten Stadt kannte, einstweilen, und auf Bestätigung des Herrn von Wallenroth hin, zu seinem Nachfolger ernannt; ihm wie dem Verwalter eine umständliche Instruktion geschrieben, die laufenden und andern Geschäfte betreffend, und dann mit Sonnenuntergang machte er sich ans Einpacken der nöthigen Bedürfnisse, denn er hatte nichts Geringeres im Sinn, als eine Reise nach Ostindien zu machen.

Herr Schmidt hatte ihm nämlich einen Brief von Herrn Marbel gesandt, den dieser aus Kalkutta in Bengalen geschrieben. Herr Marbel meldete darin, daß er um all sein Gut, worauf er die gerechtesten Ansprüche habe, betrogen sei und in dürftigen Umständen lebe; daß er weder einen Advokaten besolden könne, ihm den Prozeß zu führen, noch hinlänglich habe, um mit einigem Anstande zu leben. Gern wäre er nach Europa zurück, aber es fehle ihm an Geld zur Reise; gern möchte er arbeiten, aber er sei zu alt und schwach, und der englischen Sprache nicht mächtig. Er bat also Herrn Schmidt, sich nach dem jungen Konrad Eck, welchen er einst erzogen, zu erkundigen, diesem sein Schicksal zu melden, und wie er auf ihn allein noch seine Hoffnung setze. Herr

Schmidt möchte ihm schreiben, ihn fragen, ob er zu Herrn Marbel reisen, sich seines Prozesses annehmen, und die Tage des alten Mannes mit seiner Hände- und Kopfarbeit fristen wolle? Wenn sich Konrad dazu entschließen könnte, bat Herr Marbel, denselben mit nöthigem Reisegeld unterstützen zu wollen, falls Konrad die zu seinem Etablissement ausgesetzten zweihundert Louisd'or schon verbraucht haben sollte.

„Kann Konrad," so schloß der Brief, „nicht kommen, und mir helfen, oder mich ernähren, oder wissen Sie seinen Aufenthalt nicht zu erforschen, oder wäre er nicht mehr am Leben: so bitte ich, erbarmen Sie sich meiner aus alter Bekanntschaft, und schicken Sie mir etwas Geld. Ich gebrauche für die wenigen Jahre meines Lebens nicht mehr viel."

Zu diesem traurigen Brief hatte Herr Schmidt, in dem eigenen, allerlei Noten gemacht, ungefähr folgenden Inhalts:

„Bleiben Sie, mein werthester Gerichtshalter, über das Schicksal des guten Marbel unbesorgt; denn ich werde allerdings aus alter Freundschaft etwas für ihn thun. Daß Sie nicht von Alteck weggehen, nach Ostindien laufen können, um einem alten Manne, — wer weiß, ob Sie ihn nur beim Leben antreffen würden? — einen windigen Prozeß führen zu helfen, oder ihn in Ermangelung erforderlichen Vermögens mit Schreinerarbeit zu ernähren, das versteht sich von selbst. Ich weiß nicht, wie der gute Mann auf den Einfall gerathen ist? Er hat freilich schon ein- oder zweiundsechszig Jahre, und vermuthlich durch Verdruß über mißlungene Plane sehr gealtert. Ohnedem wären Sie auch durch Ihren Vertrag mit meinem Freunde, Herrn von Wallenroth, zu sehr gebunden. Sie müssen — er ist gegenwärtig in Regensburg, wo er nur bis den neunundzwanzigsten laufenden Monats bleibt, dann vermuthlich geht er nach Paris zurück — die Sache erst mit ihm thun; denn er allein hat das Recht, Sie Ihrer Pflichten zu

entlassen. Und wortbrüchig wird kein Ehrenmann wie Sie. — Finden Sie inzwischen gut, Herrn Marbel etwas Geld zukommen zu lassen, so bin ich bereit, ihm dasselbe durch sichere Wechsel nach Kalkutta zu übermachen. In diesem Falle bitte ich, mir schleunig zu melden, wie viel? denn Zeit ist nicht zu verlieren. Ich werde dabei Herrn Marbel anzeigen, daß mir bis jetzt Ihr Aufenthalt unbekannt geblieben, so sind Sie bei ihm hinlänglich entschuldigt."

„Herr Schmidt!" rief Konrad, als er diese Briefe gelesen, mit zitternder Lippe, mit Thränen im Auge: „Herr Schmidt, Sie sind ein Schurke vom guten Ton, ein niederträchtiger Mensch vom besten Anstand, wie unsere tugendhaften Leute heutzutage gewöhnlich sind. — Ich bin Marbels Sohn und Hauptschuldner, denn er hat mich zum Menschen gemacht. Fort, Konrad, nach Ostindien: hilf deinem Vater!"

Er richtete Alles zur Abreise vor und packte ein.

Kämpfe.

Er unterrichtete den Verwalter vom Nothwendigen, damit durch seinen plötzlichen Weggang nichts versäumt werde; auch sagte er ihm, daß er über Regensburg gehe, von Herrn von Wallenroth seine Entlassung nehmen und diesen bewegen werde, den vorgeschlagenen neuen Gerichtshalter zu bestätigen.

Frau Walter zerfloß in Thränen; Josephine saß stumm und finster in einem Winkel des Speisezimmers, als Konrad hereintrat.

„Ist's Ernst?" fragte Frau Walter.

„Vollkommen. Ich muß fort — vielleicht auf immer. Ich gehe nach Ostindien."

„Nach Ostindien!" schrie Frau Walter, und in dem Augenblicke ward Josephine bleich, wie eine Sterbende. Ihre Hände mit dem Strickzeuge sanken erkaltet auf den Schoos nieder.

Konrad, zu sehr mit der Vorstellung von dem Unglück seines Vaters Marbel beschäftigt, sah nicht auf das Mädchen; sah nicht, wie es, einer geknickten Lilie gleich, da lag im Lehnsessel, ohne Kraft, ohne Sprache, ohne Thränen, nur die halbgebrochenen Augen auf ihn gerichtet. Er erzählte seine Verhältnisse zu Herrn Marbel, dann dessen Unglück, dann Herrn Schmidts schändlichen Rath, dann was er pflichtgemäß thun wolle.

„Nicht so! ich wäre ein Bösewicht, wenn ich in Alteck bleiben würde, und hätte ich hier den Himmel und säh' ich den Tod auf dem Meere vor!"

„Ei, ei!" sagte der Herr Verwalter: „Es ist doch ein gewaltiges Stück gewagt."

„Nein," rief Frau Walter und schluchzte heftiger, „es ist schön *gedacht* von Ihnen, aber doch vielleicht allzurasch *gehandelt*. Wenn Sie sich einige Tage Zeit ließen; — *besserer* Rath kommt oft über Nacht. Es ist ja schrecklich!" — Dabei blickte sie auf ihre erblaßte Josephine.

Diese richtete sich mit dem Todesgesicht gegen die weinende Mutter und sprach mit lauter Stimme, als zwänge sie darin ihre letzten Kräfte zusammen: „Mutter, liebe Mutter, mach' ihm das Herz nicht schwer. Er *muß* fort, er *muß*! Er *darf* nicht bleiben." — Dann sank sie verblichen zusammen und verlor Odem und Seele.

Frau Walter that einen Schrei; Konrad flog zum Leichnam; der Verwalter rief einige Mägde zu Hilfe. Josephine ward in ihr Zimmer getragen. Man brachte Quellwasser, sie zu besprengen, starkriechende Mittel — eine Viertelstunde verging, ehe sie sich erholte. Aber sie schlug die Augen auf, und sagte leise: „Was habt ihr gethan? Mir war wohl. Ich weiß nun, wie süß es ist, zu sterben."

Frau Walter hatte Konraden entfernt. Freudig, ihre Josephine

lebend zu wissen, suchte sie ihn auf. Er stand im Garten, den zitternden Arm um einen jungen Baum geschlagen, denn die Knie wankten unter ihm. — „Kommen Sie!“ rief sie ihm zu: „sie hat sich erholt. Sie fragt nach Ihnen.“

Mühsam schleppte er sich zu Josephinens Zimmer. Sie saß im Lehnstuhl. Er wählte einen Sessel neben ihr, sprach kein Wort, beobachtete nur ihre blassen Mienen, auf welche eine matte Röthe zurückkehrte, da er hereintrat.

„Ich habe Ihnen Schrecken verursacht,“ sagte sie und lächelte zu ihm: „es thut mir leid. Ich konnte nicht anders. Aber mir war wohl.“

„Und jetzt?“ fragte Konrad zitternd.

„Sehr wohl. — Ich möchte Sie nur noch sehen, so lange ich darf. Nicht so, das gewähren Sie? — Mutter, gib mir ein Glas des alten Weins; auch Herrn Eck gib. Ihm scheint nicht wohl zu sein. Er hat heute viel gelitten. Er soll sich stärken. Sein Geist ist mächtiger, als sein Körper.“

Die Mutter ging.

Konrad starrte Josephinen an — es war ihm, wie Traum. Solche Theilnahme hatte er nicht von diesem Mädchen erwartet, nicht so tiefes Gefühl in ihr gekannt.

„Kann es Ihnen leid sein, daß ich Alteck verlasse, liebe Josephine?“ fragte er endlich.

„Nein,“ antwortete sie: „Es ist wohlgethan, daß Sie gehen. Sie dürfen, Sie können nicht anders. Gott wird mit Ihnen sein. Ihnen geht es nicht übel, Sie folgen einer heiligen Pflicht.“

„Aber, Josephine, mit gebrochenem Herzen. Ich verlasse diesen schönen Ort ungern.“

„Sie werden sich dessen entwöhnen, wie Sie sich daran gewöhnten. Haben Sie darum keinen Kummer. Der Gedanke an Ihren unglücklichen Vater muß von nun an Ihr Alles sein, und er ist's ja auch.“

„Werden Sie meiner in der Abwesenheit gedenken?“

„Gewiß, und mit ewiger Dankbarkeit.“

„Dankbarkeit, Josephine?“

„Ich weiß, wofür ich sie Ihnen schuldig bin, aber erlassen Sie mir das Geständniß. Nein, ich will es Ihnen sagen. Ich bin durch Ihren Umgang besser geworden, als ich war. Nehmen Sie dies Bewußtsein mit auf den Weg. Auf dieser Erde begegnen wir uns schwerlich wieder. Da dürfen wir wohl zu guter Letzt aufrichtig sein.“

„Sie setzen mich in Verwirrung, Josephine. So gütig sprachen Sie sonst nie. Wüßten Sie, wie theuer Sie mir waren! Wüßten Sie, was ich verliere, nun mich mein Loos von Ihnen nimmt!“

Sie wandte das Gesicht von ihm hinweg, als er dies sprach. Im gleichen Augenblick trat Frau Walter mit Wein und Gläsern herein. Josephine ward wieder heiter. Sie trank. Konrad mußte zwei Gläser leeren. Dann sagte sie: „Mutter, ich weiß, du zürnst nicht; aber erfülle meine Bitte. Gib Herrn Eck einen Kuß für mich, daß ich's sehe.“

Frau Walter erröthete. „Wunderliches Kind,“ sagte sie: „welch' ein Auftrag!“

Konrad umarmte die Mutter und küßte sie. „Sie sind mir wohl theuer genug, daß ich Ihnen den Kuß Ihres Selbstes willen gebe!“ sagte er; aber dann zu Josephinen gewandt: „Will Josephine...“

Er nahte sich. Eine Feuerröthe flammte in Josephinens Antlitz. Sie legte beide Hände vor ihr Gesicht und rief: „Nimmermehr!“— Dann zur Mutter: „Mir ist nicht wohl! Ich muß ruhen. Könnte ich nur schlafen, jahrelang schlafen. Ich bin kränker, Mutter, als du glaubst.“ — Dann wieder zu Konrad: „Reisen Sie glücklich, lieber Herr Eck! Gute Nacht! schreiben Sie meiner Mutter aus der Ferne — nur noch ehe Sie Europa verlassen haben, einmal. Morgen, wenn Sie fort sind, wird mir wohl sein. Verlassen Sie

sich darauf. Mir fehlt nur Ruhe. Es wird mir sehr wohl sein. Leben Sie glücklich!“

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff diese Hand; er bedeckte sie mit Küssen; sein Herz war gebrochen. Frau Walter weinte laut. Josephine zog ihre Hand schnell zurück, verbarg ihre Augen, und rief: „Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich.“

Er ging.

Abreise.

Er verschloß sich auf sein Zimmer und warf sich aufs Bett. Da lag er die Nacht in Fiebern. Mit Tagesanbruch kam der Wagen vors Haus, und alle Bewohner des Dorfes liefen herbei, umringten den Wagen, das Haus, um ihren Wohlthäter noch einmal zu sehen, zu segnen. Denn Konrad war in Jahresfrist allen Familien des Dorfs theuer geworden; Jedem war er ein Hausfreund gewesen, Jedem auf andere Art. Er hatte mehr Gutes im Stillen gethan, als man glaubte. Jetzt erst erzählte man sich, wie er hier Arznei den Kranken, dort Kleider den Nackten, dort Brod den Hungernden, dort Bürgschaft für bedrängte Schuldner gebracht. Jeder Hausvater glaubte, Konrad habe ihm das Meiste geleistet, ihn und die Seinigen mehr, als alle andern im Dorfe, geliebt. Von jedem hatte er Verschwiegenheit gefordert; nun brach die allgemeine Trauer um seine Abreise das gegebene Wort Aller.

Als Konrad in den Speisesaal trat, das letzte Frühstück zu genießen, fand er den Verwalter und Josephinens Mutter in Thränen. Man nahm das Frühstück; Konrad suchte die Trauernden aufzuheitern. Dann, als Alles zur Abreise vollendet war, sprang er zuerst auf, drückte schweigend beide an seine Brust, empfahl sich ihrem Andenken und ging. Er hatte nicht den Muth gehabt, nach Josephinen zu fragen; aber nun — da er schied, nahm er noch

einmal die Hand der Frau Walter und sagte mit schmerzhaft gebrochener Stimme: „Empfehlen Sie mich Josephinen. Sagen Sie ihr, ich habe sie unaussprechlich geliebt — ich werde sie auch jenseits des Weltmeers lieben.“

Indem er zum Haus hinaustrat an den Wagen — der Verwalter und Josephinens Mutter hingen an seinen Armen — war alles Volk, wie von einem Gefühl ungeheuern Schmerzes niedergebeugt, und Alles weinte laut schluchzend. Konrad, nur schon zu sehr bewegt, wollte seine Rührung bekämpfen, in den Wagen springen, davon fliegen; da tönte eine Stimme hinter ihm, die ihn gefesselt hätte, wäre er auch vor den Schwellen des Paradieses gestanden. Er wandte sich, Josephine, in Morgenkleidern, blaß, mit rothgeweinten Augen voll unendlichen Leidens, stand da, und rief seinen Namen. Sie erschrak einen Augenblick, als sie den Wagen umringt sah von Weinenden, oder Knienden; aber im andern Augenblick war dies Alles für sie nicht mehr in der Welt. — Sie ging ernst zu Konrad, erhob ihre Arme gegen ihn, umfing ihn mit Beben und Innigkeit, und drückte einen Kuß auf seinen Mund. „Leben Sie wohl!“ sagte sie mit matter Stimme. „Verzeihen Sie mir, ich bin ja eine Sterbende.“ Damit ließ sie ab, und eilte ins Haus zurück.

Konrad, ohne Bewußtsein, ward in den Wagen gehoben; der Kutscher fuhr langsam durch die Reihen der Wehklagenden. Konrad breitete stumm, mit Wehmuth und Liebe seine Arme über sie hin, als wollte er alle an sein Herz nehmen — dann rollte im schnellsten Fluge der Wagen zum Dorfe hinaus.

Besuch bei Herrn Schmidt.

„Was ist's denn?“ dachte Konrad, aber erst nach einigen Stunden kam er wieder zur Fähigkeit ruhigen Denkens. „Was ist's

denn? Alles Gaukelei! — Das ganze Leben Gaukelei! — Ich bin zerrissen in den zartesten und tiefsten Gefühlen meines Daseins — es kann mir das Leben kosten. Aber was ist's denn mehr? Gaukelei! Josephine liebt mich. Sie liebt! — sie kann das Opfer dieses Schmerzes werden, auch ich. Was ist's denn mehr? Wir verstanden uns zu spät, aber früher wäre es immer zu früh gewesen. Sink' in deinen Sarg, du Engel! da ist dir wohl. Hätte ich nicht einem Vater heilige Schulden abzutragen, ich möchte noch lieber gestorben, als geliebt sein. Es ist unterm Himmel kein Bleiben, kein Ruhen, kein Glück! Hier sind die höchste Seligkeit und die Verzweiflung Geschwister. Warum aber so? Gott ist unbegreiflich. Noch ist mein Traum nicht vollendet; was will ich schon klügeln? Ich thue meine Pflicht. Ich opfere die Welt, die Freundschaft, die Liebe, Josephinen, mich selbst den Pflichten, die ich vollbringen muß — Gott will es — er ordne, er herrsche, ich schweige. Ach, und doch ist er Vater!"

So sprach Konrad zu sich selber. Aber er faßte sich, und sah beherzt seinem Verhängniß entgegen. „Du selbst bist an deinem Schmerze schuld!" sagte er zu sich: „Denn du würdest jetzt lachend nach Ostindien ziehen, wenn du nicht Josephinen liebtest. Und daß du sie so liebst, ist Leidenschaft, ist Selbstverzärtelung. Du hast ein Loch im Aermel, würde Vater Marbel sagen. — Ach, litte nur Josephine nicht!"

Gegen Abend kam er zur Hauptstadt. Sogleich eilte er zum Herrn Banquier Schmidt. Dieser erstaunte, doch froh, ihn schon zu sehen. „Ich bringe Ihnen die Antwort auf Ihren Brief selbst."

„Und was haben Sie beschlossen?" fragte der Banquier.

„Nach Ostindien zu gehen. Ich bin meinem Vater zu viel schuldig. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihn alt und krank seinem Elend überließe; ich wäre zur Verzweiflung zu bringen,

wenn ich wüßte, der ehrwürdige, tugendhafte Greis streckte seine Arme umsonst nach mir aus."

„Alles vortrefflich, Alles ganz schön, mein lieber Herr Eck; aber nichts ohne Ueberlegung gethan! Eine Reise nach Ostindien ist kein Spaziergang. Wer ist Ihnen Bürge, ob und wann Sie dahin kommen? Finden sich gleich Schiffe? Können Sie nicht unterwegs erkranken? Schiffbruch leiden? untergehen?"

„Wohl möglich. Aber dann that ich meine Pflicht, und die Vorsehung möge über das Andere walten."

„Recht gut. Aber wie, wenn der gute Herr Marbel — denn alt ist er — gestorben wäre, ehe Sie Kalkutta erblickten? Wozu dann die Reise um die Welt? Wozu dann Ihre ganze gegenwärtige Laufbahn zerrissen, Ihr Vermögen aufgeopfert?"

„Meine Laufbahn wird nie zerrissen. Meine Bahn heißt Pflicht, in der ich laufe. Und käme ich als Bettler zurück, ei nun, ich weiß mich zu nähren. Ich bin jung, lassen Sie mich. Ich bitte nur um Wechsel auf London für meine gesammte Baarschaft. Darum komme ich zu Ihnen. Wollen Sie für Herrn Marbel noch etwas beifügen, desto besser. Ich will dafür Ihr persönlicher Schuldner sein, und mit Zins und Zinseszinsen zurückzahlen, wenn ich wieder komme, und sollte ich wie ein Leibeigener arbeiten."

„Schön gedacht von Ihnen. Allein lassen Sie uns auch mit kaltem Blute über die Sache sprechen. Herrn Marbel ist's gewiß weniger um Ihre angenehme Person zu thun, als um Geld zu haben, entweder seinen Prozeß zu führen, oder wieder nach Europa zu kommen. Hat er Geld, so ist er zufrieden, so findet er Mittel zu Allem: so sind Sie ihm ganz entbehrlich. Nun denn, sagen Sie nur, wie viel Sie ihm bestimmen wollen, wie viel ich aus dem Meinigen dazu legen soll? Wir schicken es ihm. Wechsel sind heutiges Tages leichter nach England überzubringen, als Menschen. Das hat ungemeine Schwierigkeiten. Folgen Sie meinem Rathe."

„Nein, Herr Schmidt, das kann ich nicht. Ich bin meinem Vater Marbel nützlicher, als ihm Ihr und mein Geld werden kann. Er ist alt und schwach, er bedarf eines Sohnes, der seiner hegt und pflegt, ihn unterstützt und schirmt. Ach, in solchen Lagen ist ein Freund mehr werth, denn Tonnen Goldes; ein warmes Wort des Trostes mehr werth, als der Dienst reichlich bezahlter Miethlinge. Reden wir nicht mehr davon. Ich reise morgen ab nach Regensburg. Ich gebe dem Herrn von Wallenroth Rechenschaft. Entlassung und Dank. Er ist ein wackerer Mann; er wird mir keine Hindernisse in den Weg legen. Wollen Sie mein und Herrn Marbels Freund sein, so bitte ich Sie um eine Empfehlung für meine Sache von Ihrer Hand. Ich habe gesehen, wie viel Ihr Wort bei Herrn von Wallenroth gilt."

Herr Schmidt sah ihn schweigend an. Konrad stand entschlossen vor ihm, und was er sprach, ging aus den Tiefen des Herzens hervor. Selbst Herr Schmidt schien einen Augenblick gerührt zu sein durch diesen Ungestüm der Kindesliebe und Dankbarkeit — dennoch versuchte er's mit neuen Gründen, ihn von dem Unternehmen abzuhalten.

„Es ist umsonst!" rief Konrad: „Wohl andere Gründe gibt es, die mich hätten zu einer schändlichen Wahl bewegen können. Ich liebte ein edles Mädchen — Sie kennen Josephine Walter — im Augenblick des Scheidens erst erfuhr ich, daß auch ich ihre Liebe war. Und doch — Pflicht geht über Glück. Also, Herr Schmidt, ich bitte um Wechsel."

Herr Schmidt hatte die Augen voller Wasser, als Konrad so sprach. „Kommen Sie an mein Herz!" rief der Alte und küßte ihn: „Sie sind gewiß doch ein edler Mann. Ich beneide Herrn Marbel um solch einen Sohn, um solch einen Freund. Wie wenig Väter sind so glücklich, wie er! Sie sollen die verlangten Wechsel haben, und damit Sie bei Herrn von Wallenroth keine Schwierigkeiten finden, will ich Sie selbst nach Regensburg zu ihm begleiten."

Konrad war über die plötzliche Rührung des Herrn Schmidt etwas erstaunt. „Es ist doch," dachte er bei sich selbst, „in jedem Menschen, und wäre er im Alltagsleben hinterm Zahltisch zur trockenen Mumie eingeschrumpft, wie dieser, und wäre er zum Stein geworden, noch immer ein göttlicher Funke; der erlischt nicht ganz. Es kommt nur auf den Hauch an, der ihn anbläset. Das Urmenschliche erhebt sich immer wieder mit siegreicher Größe im Sterblichen, und läge es auch vom kaufmännischen Soll und Haben tief erdrückt, vom Handwerksstaub besudelt, von theologischen und pädagogischen Systemen verzerrt, von Politik und Kriegskunst erwürgt. Und das Urmenschliche ist das Göttliche. Es ist schön, Mensch zu sein!"

Konrad vergaß den verständigen Brief des Herrn Banquiers, vergaß die verständigen Räthe, die er erst mündlich von ihm gehört, verzieh ihm alle diese Klugheiten, welche eben so viele feine Hochverrätbereien an der Menschenwürde, in der Alltagswelt freilich aber, gäng und gebe sind — und umarmte ihn dafür noch einmal, daß sich das Edlere in ihm regte, was im gemeinen Leben darum romanhaft genannt wird, weil sich die Seelengröße, welche wir an Menschen der Vorwelt bewundern, aus dem wirklichen Leben in die Poesie geflüchtet hat.

Besuch in Regensburg.

So ungeduldig auch Konrad die Reise zum Herrn von Wallenroth betrieb, verzögerte Herr Schmidt sie dennoch fast acht Tage lang, „denn," sagte er, „ich habe nie darauf gezählt, Sie zu begleiten, und doch muß ich's jetzt. Meine Geschäfte sind weitläufig, ich kann aus ihnen ohne Schaden nicht hinausspringen und sie wochenlang fremden Händen überlassen. Auch verlieren Sie nichts dabei. Ich gebe Ihnen mein Wort. Herr von Wallenroth

hat einen Brief von mir. Er weiß, daß wir kommen; er erwartet uns und reiset nicht ab."

„Aber jeder Tag, jede Stunde, die wir verstreichen lassen," seufzte Konrad, „vermehrt jenseits des Ozeans Noth und Sehnsucht des ehrwürdigen, verlassenen Greises."

Endlich kam der Abreisetag. Man nahm Postpferde. Man setzte sich in den Wagen. Aber der alte Herr Schmidt, der Bequemlichkeiten bedürftig, wollte nicht des Nachts reisen, sondern ruhen. Konrad verlor Ruhe und Geduld. Er, wenn Herr Schmidt schlief, erleichterte seine Leiden dadurch, daß er sein Tagebuch schrieb, eigentlich für Josephine, seine Alleingespräche mit ihr, die er ihr zusenden wollte, ehe er die Ufer Europens verlassen würde.

Man kam nach Regensburg. — Herr von Wallenroth war den ersten Tag nicht sichtbar. Konrad vermuthete nichts Gutes, denn er zweifelte gar nicht, daß doch der Herr von Alteck für den Banquier sichtbar gewesen sei; daß da allerlei abgekartet sein könne. Zwar Herr Schmidt zeigte heitere Miene, als er spät Abends zurückkam; aber eben diese Heiterkeit war etwas verdächtig.

Folgendes Tages endlich ließ Herr von Wallenroth den beiden Fremden sagen, er erwarte sie zum Mittagessen. Konrad trieb, daß sie früher gingen. Es lag in ihm fest beschlossen, daß, wenn der Besitzer von Alteck wegen seiner Entlassung Schwierigkeiten machen würde, er noch in der Nacht davonreisen wolle, ohne sich um die Entlassung weiter zu bekümmern.

Herr von Wallenroth empfing sie sehr gütig. Nach den ersten Artigkeiten entwickelte Konrad mit fieberischer Lebhaftigkeit die Ursachen seiner Ankunft und die Nothwendigkeit seiner Entlassung. Er legte die Rechnungen vor, und beschrieb im Allgemeinen, was er für Alteck gethan habe.

„Sie haben, sagte Herr von Wallenroth, „Allem, wozu Sie sich anheischig machten, ein volles Genüge gethan, bis

einzige Klausel in Betreff der Frau Walter. Die gute Frau ist unglücklich durch Sie geworden."

Konrad ward feuerroth. „Durch mich?" stammelte er.

„Ich habe vorgestern einen Brief von ihr empfangen. Sie meldet mir, wie theuer Sie dem ganzen Dorfe waren, wie Alles um Ihren Verlust trauert. Da sei auch ein junges, liebenswürdiges Mädchen, Namens Josephine, Tochter der Frau Walter, die seit dem Tage Ihrer Abreise, wie ein Licht vergeht."

„Schreibt sie dies?"

„Allerdings. Mutter und Tochter denken edel genug, Ihren kühnen Entschluß, nach Ostindien zu reisen, sehr zu ehren. Aber die Mutter jammert um das Leben der Tochter; denn dieses ist jetzt in Gefahr."

Konrad ward bleich.

Der Herr von Wallenroth ging und holte einen Brief. Konrad las; er war von Frau Walter. Diese erzählte dem Herrn von Wallenroth die plötzliche Abreise des Herrn Gerichtshalters; dann, daß sie schon seit geraumer Zeit nicht ohne Besorgniß wahrgenommen, wie derselbe auf das Gemüth ihrer Josephine großen Eindruck gemacht habe. Seine rasche Entfernung habe Josephinens Wesen verändert. Sie welke sichtbar hin, die Aerzte zucken die Achseln, rathen zu Zerstreuungen, zu Reisen; aber Josephine wolle sich nicht von Alteck trennen und scheine selbst zu schwach, die Beschwerden des Reisens zu ertragen. Der ganze Brief athmete den Schmerz einer trostlosen Mutter.

Konrad warf sich auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit dem Schnupftuch und konnte sich nicht enthalten, laut zu schluchzen. Herr von Wallenroth trat zu ihm. Konrad ermannte sich.

„Ich lese in Ihrer Seele!" sagte Herr von Wallenroth: „und Ihre Thränen rechtfertigen, was ich gethan habe. Denn ich kenne Josephinen. Sie ist auch mir theuer. Sie ist eines der liebenswürdigsten Wesen ihres Geschlechts. — Sie lieben sie?"

„Allerdings!" rief Konrad.

„So beruhigen Sie sich. Josephinens Gesundheit und die Zufriedenheit ihrer vortrefflichen Mutter waren mir so wichtig, daß ich in der gleichen Stunde, da ich diesen Brief erhielt, durch einen Kurier nach Alteck schrieb: Herr Eck werde nicht nach Ostindien reisen; die Umstände hätten sich geändert; Herr Eck werde nach Alteck zurückkehren. Der Brief ist ohne Zweifel schon jetzt in den Händen der Frau Walter, und verhütet größeres Uebel. Habe ich wohlgethan?"

„Sie haben wohlgethan!" sagte Konrad.

„Und Sie gehen nicht nach Ostindien?"

„Sie haben wohlgethan, sage ich, und es ist wohlgethan, wenn man im Leben eine Thräne abtrocknet, wäre es auch nur mit dem Schleier der Täuschung. Ich danke Ihnen, Herr von Wallenroth. Ich selbst will von hier aus nach Alteck schreiben, die Hoffnung unterhalten. Zeit gewonnen, viel gewonnen. Die Zeit ist mächtiger über den Menschen, als die Kraft seiner Grundsätze. Josephine wird durch die verzeihliche List gerettet; aber ich gehe nach Ostindien."

„Wie, Herr Eck, wollen Sie mich zum Lügner machen?"

Konrad zuckte die Achseln: „Wollen Sie mich, Herr von Wallenroth, zum Ungeheuer an meinem guten Vater machen, durch den ich bin, was ich bin?"

„Nein!" rief Herr von Wallenroth: „ich fühle das Schreckliche Ihrer Wahl — dort ein Vater, oder ein Wohlthäter, der wahrlich Vaterrechte an Ihnen hat, — hier eine Geliebte."

„Und die Rechte des Vaters sind älter, heiliger, als die Rechte der Geliebten. Und diese würde aufhören müssen, mich zu lieben, wenn ich einer Schändlichkeit fähig wäre. Josephine müßte mich verabscheuen."

„Nehmen wir die Sache aus einem andern Gesichtspunkt. Sie

wollen einem Greise zu Hilfe eilen, dem vielleicht noch kräftiger und schneller mit hinlänglichen Geldsummen geholfen wäre, und ein edles, in Gram versunkenes Mädchen untergehen lassen, dem alles Gold in der Welt den verlornen Freund nicht vergütet. Sie gehen nach Ostindien, um das kurze Dasein eines betagten Mannes, seine letzten Monate vielleicht zu verschönern; und lassen darüber ein erst aufblühendes Leben mit allen Hoffnungen verderben."

„Ich habe den Grundsatz," entgegnete Konrad, „man müsse bei dem, was das Gewissen Recht und Pflicht nennt, auf nichts Rücksicht nehmen, was Zufall und Nützlichkeit heißt. Das Leben meines Vaters und das Leben Josephinens stehen in der Gewalt des Himmels; die gerechte That aber steht in meiner Gewalt. Ich thue, was mir Pflicht gebeut; über das Andere waltet der, der Alles am besten zu ordnen weiß. Es ist nicht meine Sache. Bin ich sicher, durch eine Schwachheit — nein, das ist's nicht — durch eine verwerfliche Handlung Josephinens Dasein zu verlängern?"

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Herr Eck!" versetzte Herr von Wallenroth: „Ich sagte Ihnen, daß ich geschrieben habe, die Umstände hätten sich geändert. Und dies ist in der That der Fall. — Ich wette, Sie reisen nicht nach Ostindien."

„Wie? Wäre Herr Marbel vielleicht schon gestorben? Oder wollen Sie mich es glauben machen?" rief Konrad erschrocken: „Oder hätten Sie vielleicht zuverlässige Nachrichten, daß mein Vater auf der Rückreise nach Europa ist? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht auf der Folter. Ich bin ohnehin elend genug."

„Von alle dem nichts!" antwortete lächelnd Herr von Wallenroth: „Aber — vielleicht werden Sie erstaunen — Sie sind Eigenthümer von Alteck. Ich bin es nicht; ich war es nur eine kurze Zeit. Herr Marbel hatte die Herrschaft durch mich angekauft: aber für Sie hatte er sie bestimmt. Dies sollten Sie aber erst erfahren ein Jahr nach Ihrer Zurückkunft von den Reisen.

Herr Schmidt war Vollstrecker dieses Willens von Herrn Marbel. Sie sollten zuvor geprüft werden. So war es beschlossen. Und wären Sie der, der Sie nach Herrn Marbels Wünschen sein sollten: dann erst gehörte Ihnen die Herrschaft. Ich will Ihnen heute die Schenkungsurkunde überliefern. Sie haben in Alteck ganz im Geist Ihres Wohlthäters gehandelt. Die Herrschaft gehört Ihnen."

Konrad war bestürzt. Er wußte nicht, was sagen. Endlich rief er mit zitternder Stimme, und das Auge voll Thränen gen Himmel gerichtet: „Guter Marbel, du dachtest nur an Andere, nie an dich! Nun bist du nicht mehr arm! — Wenn dem so ist, und ich hoffe, Herr von Wallenroth, Sie scherzen in diesem ernsten Augenblicke nicht mit mir: so biete ich Ihnen oder Herrn Schmidt sogleich einen vortheilhaften Vertrag an. Die Herrschaft Alteck trägt gegenwärtig den Zins eines Kapitals von siebenzigtausend Gulden. In wenigen Jahren hat sie den Werth von hundert- und zwanzigtausend. Ich verpfände sie Ihnen für dreißig- oder vierzigtausend. Wollen Sie mir den Betrag in Wechseln auf London geben?"

„Ehe wir darüber eintreten," sagte Herr von Wallenroth mit sichtbarer Unruhe, „müssen Sie doch die Schenkungsurkunde in Händen haben."

Er ging und holte sie.

Herr Schmidt, sobald Herr von Wallenroth wiederkam, mit der Urkunde in der Hand, umfaßte Konraden, drückte ihn schweigend an seine Brust, hatte die Augen naß und verließ das Zimmer. — Herr von Wallenroth war nicht weniger erschüttert. Er gab den Pergamentbrief hin, umarmte Konraden, und ging, um Thränen zu verhehlen, die er nicht unterdrücken konnte, eilig dem Herrn Schmidt nach.



Die Urkunde.

Konrad begriff das Betragen der beiden alten Herren nicht. Er sah ihnen lange nach. „Was haben sie?" dachte er: „Sie scheinen bewegt zu sein. Mein Entschluß, nach Ostindien zu reisen, hat offenbar ihren Beifall, warum sträuben sie sich dagegen? Was haben sie, ob ich nun gehe oder bleibe, dabei zu gewinnen oder zu verlieren? Denn bei Männern, die im Weltleben eingerostet sind, kömmt's zuletzt doch auf Gewinnen oder Verlieren, Sollen oder Haben an.

Er setzte sich ans Fenster, und schlug das Pergament auseinander. Als er Marbels Namen darunter las, von seiner eigenen Hand geschrieben, küßte er die Stelle, auf welcher die theure Hand einst geruht hatte. Dann las er. — Es war in der That die Abtretung der Herrschaft an Herrn Konrad Eck, welchen er seinen geliebten Pflegesohn nannte, mit allen Rechten und Freiheiten. Erst bei der Unterschrift erschrak Konrad. Die ganze Urkunde schien falsch zu sein. Sie war von Regensburg datirt, und das Datum erst zwei Tage alt; aber Marbels Unterschrift vollkommen nachgemacht, als wäre es die seine.

Er sprang vom Stuhl auf, um die Herren aufzusuchen. Hastig trat mit froher Miene Herr von Wallenroth herein.

„Gelt, ich habe Recht, lieber Eck?" rief er mit Augen, di von Freude leuchteten: „Nun lassen Sie Ostindien Ostindien sein, und bleiben."

„Mit nichten," schrie Konrad empört, „die Urkunde ist falsch!"

„Nein, das ist sie nicht, sondern ächt, auf Ehre ächt!"

„Aber, sie ist von vorgestern datirt."

„Richtig."

„Wer hat meines Vaters Unterschrift geschrieben?"

„Wer denn sonst, als er selbst? Sie sollten doch seine Hand kennen."

„Eben weil ich sie kenne. Wann hat er das geschrieben?"

„Mein Gott, Sie sehen's, Sie lesen's ja! Vorgestern."

„Vorgestern? Sie bringen mich zur Raserei mit Ihrem Spaß. Was ist denn das? Wie kann er schreiben? Ist er von Kalkutta? Ist er zurück? Ist er von Ostindien heimgekommen?"

„Nein, Herr Eck."

„Nicht zurück? Das ist Widerspruch!"

„Nein, kein Widerspruch, nein! er war nicht in Ostindien!" rief eine heilige Stimme im andern Zimmer. Da ging die Thür auf. Da trat Hand in Hand mit Herrn Schmidt der alte Herr Marbel herein. Da breitete er seine Arme aus gegen Konraden und rief:

„Mein Sohn!“ und umarmte den jungen Mann, der starr, wie eine Bildsäule, da stand, und nicht wußte, was ihm geschehen war.

„Nein, du Herzensjunge, ich war ja nicht in Ostindien. Komm doch, schließe mich doch an dein wackeres Herz, du bist meines ganzen Lebens Freude. Fester, fester drücke mich an dich! Du bist, der du sein sollst. Gott im Himmel segne dich. Ich kann's nicht.“

Erklärungen.

Die Freude des guten alten Marbel war nicht geringer, als das Entzücken des überraschten Konrad, der lange kein Wort finden konnte, seinen Zustand auszudrücken. Man hatte sich so viel zu sagen und sagte sich so viel, daß man sich nach einigen Stunden noch immer nicht verstand, und nicht wußte, wie das Alles sei?

„Nun, Kind,“ hob Vater Marbel an, „ich will dir Alles der Reihe nach und in der Ordnung erzählen. Setz' dich! — Siehst du, es ist wahr, Verdruß hatte ich allerdings in unserer Hauptstadt. Ich weiß nicht, wie der Fürst darauf kam, mir den Haarbeutel von Adelstitel anhängen zu wollen? Ich habe für den Adel alle Hochachtung, ein Unterschied der Stände muß sein, wiewohl die Wolle noch weit besser das Schaf vom Ziegenbock unterscheidet, als ein Name. Wer als Beamter im Staat sein sogenanntes Glück machen, der Person des Fürsten nahe stehen, oder einen mächtigern Wirkungskreis für seine Gaben erzielen will: nun, der lasse sich adeln. Er thut wohl daran. Es ist ein gutes, nützliches Erbtheil für die Kinder. Unser einem, der keine Kinder hat, keinen Einfluß, keine Stellen verlangt, mit dem zufrieden ist, was kein Fürst geben kann, nämlich mit einem reinen Herzen, das des Guten so viel will und thut, als es kann, — unser einem, sage ich, bringt ein Pergament nur Verlegenheiten und unbehagliche Verhältnisse. Vielleicht aber nahm ich die unbedeutende Sache zu ernsthaft: genug, ich hatte durch meine Weigerung den bravsten Fürsten, oder vielleicht seine Herren links und recht beleidigt, und das thut mir noch jetzt leid. Man fing an, mir allerlei kleine Händel zu machen. Das verdroß mich. Darum packte ich ein und verließ die Residenz. Es war damals, als ich dir schrieb, du solltest mir regelmäßig schreiben, auch wenn du keine Antworten von mir bekämest, denn das Schreiben wird mir sauer; und möchtest deine Briefe an meinen alten Ehrenfreund Schmidt senden.

„Ich begab mich auf ein kleines Gut, und lebte da freudig und friedlich im Stillen. Da suchte mich Gott heim, auf daß ich nicht

glauben solle, hienieden sei der Himmel; und ich bekam ein fauligtes Gallenfieber, oder wie es die Doktoren nannten. Zu dieser Zeit fragte man mich auch wegen meines Testaments, weil Sterben gar möglich wäre. Die Leute hatten Recht. Wer nicht alle Tage sterben und heiter vor den himmlischen Richter hintreten kann, o der hat wahrlich ein Loch im Aermel. Du verstehst mich wohl, Konrad.

„Aber nun hatte ich armer Mann keine Kinder; wohl entfernte Verwandte, die neugierig auf mein seliges Hinscheiden warteten, aber meistens Leute, die mit dem Gelde nicht zu wirthschaften wissen: das heißt, sie wissen nur von Zinsrechnungen, sparen für sich, wollen Ansehen vor den Leuten haben, führen gute Tafel, und nennen es närrisch, wenn man selbst entbehrt, um desto mehr Ueberfluß zum Besten Anderer zu haben, denen es fehlt. Die Leute, dachte ich, haben für sich schon wahrhaftig viel zu viel. — Nun hatte ich zwar manche Kinder erzogen oder erziehen lassen, aber ob sie wären, was sie sein sollten, das wußte ich nicht. Sie hatten Alle ihr Loch im Aermel. Ich machte es kurz, setzte jeglichem eine Summe aus, ohne Unterschied, weil ich doch nichts mit mir nehmen konnte, und ward gesund.

„Erst in der Krankheit, als ich da lag von Miethlingen bedient, fühlte ich tief das Bedürfniß, geliebt zu werden um meines Selbstes willen. Da dachte ich öfters an dich. Und ich sehnte mich nach deiner Rückkehr. Du kamst. Jetzt wollte ich erfahren, ob du auch der Mann seiest ohne Loch im Aermel. Ich hatte die Herrschaft Alteck angekauft, ein wahres Lumpennest. Da kann einer sein Probestückchen ablegen, dachte ich, ob er Kopf und Herz am rechten Flecke hat. Mein Freund, Herr von Wallenroth, war schon so gütig und lieh seinen Namen dazu her. Herr Schmidt ließ die Gerichtshalterstelle in der Zeitung ausschreiben, brachte dir das Blatt, führte dich zum Herrn von Wallenroth, und das Andere weißt du. Ich mochte nie zum Vorschein kommen; denn nur kennen lernen wollte ich dich.

„Da machte mir der liebe Wallenroth eine Klausel zu Gunsten einer armen Predigerwittwe, deren Mann ich wohl gekannt. Der Mann war einer meiner Jugendfreunde gewesen; die Frau war ein Engel in weiblicher Gestalt; hätte sie nicht meinen Freund Walter geliebt, ich würde sie zu meiner Frau gemacht haben. Denn ich liebte das Mädchen im Stillen; es wußte nichts davon; da stand ich ab und bekämpfte eine Neigung, die mir fast, ich will's nicht läugnen, ein unheilbares Loch in den Aermel gerissen hätte. Nur durch Wallenroth erhielt ich von Zeit zu Zeit Nachricht über meine alte Liebschaft, und da der edle Walter ohne Vermögen

starb, ließ ich die Wittwe durch Wallenroth versorgen. Wir thaten sie nach Alteck. Denn die Frau, sagte ich zu Wallenroth, ist gewiß noch ein Engel. „Und wenn sie ein Engel ist," sagte er: „so ist ihre Tochter Josephine gewiß ein Seraph." Hm, dachte ich, wenn's so ist, und Konrad der rechte Mann, so wird's da nicht fehlen. Und Frau Walter mit ihrem Seraph blieb in Alteck und dich pflanzten wir hin.

„So oft du zu Herrn Schmidt in der Hauptstadt warst, ihm Gelder und Rechenschaft abzulegen, reisete ich inkognito durch Alteck. Mein Herz freute sich deiner. Du fingst beim Loch im Aermel an; du hast in einem Jahre viel gethan. Da beschloß ich, dich an Sohnesstatt anzunehmen, und dir mein Hab und Gut zu geben. Denn, dachte ich, Konrad tritt in meine Fußstapfen. Er ist ein guter Junge. Aber ob er mich auch lieben kann, wie einen Vater? — Das war bei mir noch die Frage, ach, und lieber Konrad, sei es nun ein Loch oder keins, meinem Herzen die allerwichtigste. Darauf spielten wir die kleine Komödie, in der dein Herz auch ein wenig in die Klemme genommen ward. Laß es dich nicht gereuen. Du hast mich alten Mann glücklich gemacht und ins verlorne Paradies zurückgeführt. Nun hören die Komödien auf. Ich gehe mit dir nach Alteck; wohne bei dir, helfe dir ein wenig; in Alteck wollen wir uns den Himmel auf Erden bauen, und den Himmel über den Sternen verdienen. Im grauen Haar will ich jetzt der Frau Walter meine unverrostete, treue Liebe bekennen, und mit dem bewußten Seraph schaffe du ab."

Der Seraph.

Nichts von dem, was nun Freude, Dankbarkeit und Liebe aus Konrad sprachen. Ich denke, Jeder wird sich seine Seligkeit leicht denken. In der ersten freien Abendstunde, da er einsam auf seinem Zimmer war, sank er auf seine Knie und mit Thränen der Freude und mit hocherhobenen Händen dankte er der göttlich und liebevoll waltenden Vorsehung. Dann, das Herz noch tief bewegt, setzte er sich zum Schreibtisch. Er schrieb der Frau Walter die Geschichte seines Glücks und Josephinen die Geschichte seines Herzens, und die Wünsche desselben."

Herr Marbel hatte in seinen Angelegenheiten noch so vielerlei in Regensburg zu ordnen, daß drei Wochen vergingen, ehe an die Reise nach Alteck gedacht werden konnte. Unterdessen ließ sich schon briefwechseln. Frau Walter antwortete, wie eine Begeisterte.

Sie meldete, wie Josephine vollkommen genesen, und in ihrer verschwiegenen Wonne mehr einer Verklärten, als einer Irdischen gleiche. Auch Josephine schrieb. Konrad las ihre Briefe, so oft er einen Augenblick der Einsamkeit erhaschen konnte; und konnte er nicht lesen, so betrachtete er doch, wenn auch nur verstohlen und flüchtig, ihre Schriftzüge; und war ihm auch dies nicht vergönnt, so legte er wenigstens seine Hand an die heiligen Blätter, welche er überall mit sich trug, und ihm war dann, als berührte er Josephinens Hand.

Das Mädchen blieb auch in ihren Briefen so sonderbar, wie sie im persönlichen Umgang gewesen. „Nein," schrieb sie, „ich liebe Sie nicht. Ich kann Sie nicht lieben. Auch versichere ich Sie, nie ist für Sie eine solche Empfindung in mein Herz gekommen. Meine Mutter liebe ich, über Alles meine herrliche Mutter. Ich liebe alle Welt. Aber Sie — es drängt mich von Ihnen hinweg. Ich weiß nicht, wie ich es nennen, wie ich es beschreiben muß. Es ist Ehrfurcht, Andacht. Sie thun recht, mich zu lieben; mehr verdiene ich auch nicht. Es ist schon zuviel, daß Sie an das unbedeutende Geschöpf, wie ich's bin, denken wollen; daß Sie sagen können, ohne mich wäre die Welt nichts. Aber — ich Sie lieben — das wäre zu menschlich. Ich fürchte mit dem gemeinen Wort meine Empfindungen zu entheiligen. Es ist in Ihnen etwas Göttliches, was Sie mir durch Ihre Nähe mitgetheilt haben. Dadurch ist Alles anders geworden, die ganze Natur anders. Ehe Sie in Alteck erschienen, war das Alles nicht so. Ich sah auch die Dinge, wie sie Andere sahen. Nun aber nicht mehr. Es ist über Alles ein neuer Geist.

„Ich hätte nie den Muth gehabt, Ihnen das mündlich zu sagen; aber fern von Ihnen hörte meine Schüchternheit auf. So glaube ich, hat der Mensch nur darum den Muth, zu Gott zu beten, weil er ihn nicht sehen kann. Ohne Sie, wahr ist es, ohne Sie möchte ich nicht athmen, aber ich begreife nicht, wie ich Ihnen nahe leben kann und beständig mit Ihnen sein? Machen Sie mich gleichgültiger; zerstören Sie das seltsame Gefühl, welches mich schon bei dem Gedanken an Sie durchbebt; werden Sie andern Männern ähnlicher — dann werde ich sein können, wie mit andern; und vielleicht bin ich glücklicher, je menschlicher ich neben Ihnen, und Sie vor mir da stehen."

Herr Marbel, der Josephinens Brief lesen mußte, und gern las, lächelte. „Konrad," sagte er, „der Seraph hält dich für einen Cherub. Aber ihr Kinder Elysiums werdet schon Körper bekommen. Geduld!"

Beschluß.

Angenehmer konnte Herr Marbel seinen Zögling nicht mehr in Regensburg überraschen, als, da er eines Tages mit ihm zum Herrn von Wallenroth zum Mittagessen fuhr, und ins Zimmer trat, Frau Walter und Josephine ihm, noch in Reisekleidern, begegneten. Konrad ward blaß vor freudigem Schrecken, umarmte die Mutter mit Heftigkeit, aber seine Augen hingen unverwandt an Josephinen, die bewegungslos, hochglühend, mit gesenkten Blicken da stand. Die angenommenen Höflichkeitsbezeugungen der sogenannten feinern Welt, sonst eine Plage der bessern Menschen, sind oft als Nothbehelfe von unschätzbarem Werth. Durch sie fanden sich auch die Liebenden zusammen, die hinter allgemeinen, verbindlichen Worten den lauten Ruf des Herzens verheimlichten. Man lernte sich sehen, ohne Zittern; sich sprechen, ohne Verlegenheiten. Die drei alten Herren machten den muntern Scherz zum Tischgenossen, und Herr Marbel erklärte der Frau Walter, wie er als Jüngling ihr Anbeter gewesen und nun, als Greis ihr erster Freund sein wolle. — Bald kannte man sich wechselseitig; bald hatte man einander Alles gesagt.

„Aber die dort haben sich noch lange nicht Alles gesagt, Ihre Tochter und mein Sohn!" flüsterte Herr Marbel seiner Freundin zu: „Ueberlassen wir ihnen beiden eine Plauderstunde im Garten."

Man ging zum Garten. Zwischen Blumen und Gebüschen fand sich manche heimliche Stelle. Konrad und Josephine wurden mit Absicht von Allen verlassen. Herr Marbel und Frau Walter bestimmten unterdessen das künftige Loos der jungen Leute.

Doch eine Stunde nach der andern verging, und Konrad und Josephine kamen nicht wieder zum Vorschein. Der Abend dämmerte, sie blieben aus.

„Das Ding macht mir Sorgen," hob Herr Marbel an, „die sind vielleicht vor lauter Entzücken Todes verblichen." Herr Marbel nahm den Arm der Mutter; man suchte die Verschwundenen. Kein Laut verrieth sie. Endlich fand man sie im dichten Gebüsch. Da standen sie, wie zwei Bildsäulen, unter einer doppelten, schlanken, dicht in einander verwachsenen Buche; beide die Arme um einander geschlungen. Und sie hörten die Tritte der Kommenden nicht. Erst als Vater und Mutter sie beide mit ihren Armen umspannten, genasen sie vom Rausch und kamen in die wirkliche Welt zurück.

„Gottlob, daß ihr noch Odem habt!" rief Herr Marbel: — „Aber das gefällt mir nicht vom Cherub und Seraph! Fort! morgen jage ich beide aus dem Paradiese, denn ihr habt nun von

der Frucht am Baum der Erkenntniß genascht, und gefunden, ihr seid zwei ganz natürliche Menschen. Fortan sollet ihr, wie eure Stammältern, euer Brod im Schweiße des Angesichts essen; aber versteht sich, mit einander. Beide habt ihr, wie ich nun wohl merke, ein allmächtiges Loch im Aermel. Niemand heilt es, als der Herr Pfarrer!“

Beschämt gingen die jungen Leute mit den geliebten Alten zurück. Folgendes Tages ließ Herr Marbel das Paar ehelich zusammengeben, und vom Traualtar in den Reisewagen steigen. „Mein Sohn,“ sagte Herr Marbel, „du taugst hier keine Viertelstunde länger. Wir Alle reisen übermorgen nach Alteck, und machen da unsere Einrichtungen fürs Leben. Du gehst jetzt nach Leipzig, kassirst mir die Gelder ein, laut dieser Instruktion, und kömmst spätestens in vierzehn Tagen nach Alteck zu uns. Josephine mag dich auf der Reise begleiten, damit du nicht lange Weile hast.“

Und also geschah es. Schon am zwölften Tage kam Konrad mit seiner jungen Frau nach Alteck, wo Vater Marbel, Frau Walter und bald das ganze Dorf ihnen jauchzend entgegen flog. Josephine blühte wie eine Rose. Sie versicherte, durch ihre erste Liebe sei sie verklärt worden; aber es sei wirklich noch göttlicher, wenn man etwas menschlicher liebe.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Vierter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1851.

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In fünfzehn Bändchen.

Vierter Theil.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Neunte vermehrte Ausgabe
in fünfzehn Bändchen.

Vierter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1851.

Inhalt.

Adrich im Moos.

1.

An Herrn Doktor **Heinrich Schmutziger**, Stabsarzt und Mitglied des Sanitätsraths zu Aarau.

Du wünschest Dir, mein geliebter Hipokrates, keinen bessern noch schlimmern Kranken, als mich; und ich mir keinen schlimmern und bessern Leser, als Dich. Darum wähl' ich Dich, kraft der Machtvollkommenheit und des monarchischen Prinzips, welches Dichtern, wie Staatsmännern, über Alles geht, zum alleinigen Stellvertreter des gesammten Lesevolks, und übergebe Dir dies unschuldige Mährchen zur Neujahrsgabe.

Ich habe lange bei mir erwogen, ob ich eine Fibel, oder Rechentabelle, oder dergleichen zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt verfassen solle. Ich ließ es, wie Du siehst, bei einem Mährchen bewenden, was einen heilsamen Gedankenstillstand mehr zu befördern im Stande sein mag, als eine Schrift obiger Art, die bei Kindern und Alten nur gefährliches Nachdenken wecken möchte. **Gedankenstillstände** sind wahre **Waffenstillstände** der Menschheit; denn eben Gedanken sind die furchtbarsten aller Waffen, die den Frieden auf Erden von jeher am tiefsten verwundet und ihn zuletzt unter dem Monde fast zur Unmöglichkeit gemacht haben. Ein gutes Mährchen muß den Schlaf befördern; und der Schlaf ist Gedankenfriede, folglich das höchste Gut des menschlichen Geschlechts.

Was ich Dir übergebe, ist nun ein Versuch, der durchaus keinen andern, als den löblichen Zweck der schönen Schwätzerin

Scheherazade am Bett des Sultans, in Tausend und einer Nacht, hat. Da ich mit Wahrheit versichern darf, mehrmals selber beim Träumen von Abdrich im Moos eingeschlafen zu sein, darfst Du das Mährchen getrost Deinen Kranken, als Somniferum oder Soporativ, in Rezepten verordnen.

Daß ich dabei auf Dich, als meinen Hauptleser, besondere Rücksicht genommen habe, bedarf keiner Betheurung. Denn wem mehr als Dir, Du menschenfreundlicher Heiland so vieler Schmerzensleidenden, Du treuer Vater der Armen, Du immer in den Vorderreihen derer, die das Gute und Gemeinnützige befördern, wem mehr, als Dir, wäre oft ein erquickendes Schlummerstündchen zu gönnen, in welchem Dir Dein Engel erscheint und Dich stärkt?

Bloß Dir zu größerer Bequemlichkeit wählt' ich den Schauplatz der Erzählungen aus Deinen Umgebungen. Wer besser, als Du, kennt Stadt und Vorstadt unsers lieben Aarau? Die einsame, hochgelegene Hütte auf der Bampf hab' ich Dir schon mit dem Finger gezeigt. Das Schloß Rued — alles im Umkreis weniger Stunden — sahst du selbst.

Zum Ueberfluß will ich Dir Jegliches näher beschreiben. Denn nichts schläfert mehr ein, als wenn Jemand breit erzählt, was man schon weiß. Gleichviel, wo ich beginne, heb' ich mit dem Schlosse Rued an, welches in unserm Aargau, drei Stunden vom Aarestrom, rechts demselben, im Schoose des niedern Gebirgs ruht. Es erhebt sich dort bequemlich auf milder Anhöhe, die unmittelbar an eine der Bergreihen lehnt, welche von Sandfelsen erbaut, die sogenannte ebene Schweiz durchziehen, und ihre Thäler gegen den zackigen Jura ausmünden.

Es war dieses Schloß vor Alters Stammsitz eines alten ritterlichen Geschlechts, welches von ihm den Namen trug; gerieth dann an die im Aargau vielbegütert gewesenen Herren von Büttikon, bis nach Eroberung der Grafschaft Lenzburg, zu der es ge-

zählt ward, das Land an Bern kam. Bei jener Eroberung im Jahr 1415 soll die alte Burg Rued öde geworden sein. Darauf ging sie eigenthümlich an die edeln Meyen von Bern über, deren Enkel sie noch heut', wiewohl in veränderter Gestalt, bewohnen. Denn das Schloß gleicht mehr einem großen, bescheidenen Landhause, als einem mittelalterlichen Burgstall.

So stand es schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Doch besaß der damalige Eigenthümer noch stattlichere Rechte über die umliegenden Ortschaften, als zu unserer Zeit. Aus den Fenstern der erhabenen Wohnung übersah er einen Theil seiner herrschaftlichen Besitzungen, Höfe und Ortschaften, die an den Hügeln und in den stillen Gründen des Ruederthales mit ungesuchter Anmuth umherlagen. Wie seine Nachfolger, und vermuthlich auch wie seine Vorfahren, verlebte er den größten Theil des Jahres in diesem freundlichen Erdenwinkel, der zwar nicht, wie andere Schweizerlandschaften, durch überwältigende Wunderbarkeit die Seele im Rausch des Erstaunens, Entzückens oder Entsetzens fesselt; aber dennoch das Gemüth nach und nach durch einfache, ich möchte sagen, demüthige Lieblichkeit und durch das Trauliche, Nahe, Heimathliche seiner Thalkrümmungen, Bergformen, Buschwerke und schämig hinter Fruchtbäumen versteckten Wohnungen, gewinnt.

Gewöhnlich erschien der Oberherr schon vor Beginn der schönen Jahreszeit in seinem Schlosse, um sowohl erforderliche Anordnungen für landwirthschaftliche Arbeiten zu treffen, als auch sich nebenbei noch der Schnepfenjagd zu erfreuen. Auch im Jahr 1653 war dies geschehen, aber über Erwarten früh, schon im rauhen Februar. Die Landleute in ihren noch verschneiten Hütten, denen die winterliche Einsamkeit das Unbedeutendste zum unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung macht, wunderten sich allerdings, ihren Oberherrn früher, denn die Störche mit Petri-Stuhlfeier, Einzug halten zu sehen. Die Gescheitern schüttelten aber bedenklich

den Kopf, und gaben zu verstehen, daß ihn bloßer Schnepfendreck, wie sie sagten, nicht so vorzeitig von den Spieltischen der Vettern und Basen zu Bern weggelockt haben möge; dahinter liege eine Katze versteckt. Man hatte schon mancherlei bunte Gerüchte vernommen. Und das Betragen des Oberherrn schien gewisse Muthmaßungen eher zu bekräftigen, als zu widerlegen.

Er zeigte sich gegen die Bauern nämlich, wiewohl er immer ein wohlwollender und gerechter Herr gewesen, weit leutseliger und freundlicher, denn in vorigen Jahren; nannte Jeden beim Namen; fragte den Einen um sein Wohlbefinden, den Andern nach Weib und Kindern; lobte ihr gehorsames Betragen gegen die Obrigkeit, und pries daneben die Vortrefflichkeit der väterlichen Regierung von Bern. Im Schlosse selbst war er einsilbiger, nachdenkender, verschlossener, als sonst; schrieb viele Briefe, oft in der Nacht; und man sah zu ihm Boten kommen, die Niemand kannte, und andere, die er eiligst verschickte. Man wußte, freilich unzusammenhängend, daß es in einigen Gegenden der Schweiz unruhig, Entlibuch im Aufstand, die Stadt Luzern sogar von den wilden Bauern berannt sei. Damit setzte man sich die geheimnißvolle Thätigkeit des Oberherrn in Verbindung. Man hätte gern mehr erfahren. Er aber äußerte gegen seine Thalleute und selbst gegen die vertrautesten Diener nichts von Allem, was er vornehmen mochte. Als Staatsmann wußte er wohl, der Blinde sei besser nach Belieben zu führen, denn der Sehende.

2.

Der Meistersänger.

Zu jener Zeit, welche man heutiges Tages die gute, alte Zeit nennt, las man noch nicht in den Dörfern Zeitungen und es er-

leichterten noch nicht zahllose Kunststraßen und wohlunterhaltene Verbindungswege den Verkehr zwischen Städten, Dörfern und abgelegenen Thälern. Die Leute im Ruederthal mußten sich also über das, was im Schweizerlande vorging, an verworrenen Gerüchten nothdürftig begnügen, wie sie ihnen der Zufall brachte, und welche mehr Neugier weckten, als stillten.

An einem der sonnigen Märztage, die wir, wie Frühlingsvorkost, mit allen Sinnen begieriger einathmen, denn den Frühling selber, stand des Abends, weil der Oberherr abwesend war, das Gesinde des Schlosses, selbst der Verwalter, müßig auf dem Platz vor der Pforte, und besprach die altgewordenen Neuigkeiten von Aufrühren, Schlachten und Hinrichtungen. Man war darin ziemlich einig, daß die Regierungen durch Verbot der fremden Scheidemünze und durch Herabsetzung der einheimischen Batzen auf die Hälfte des bisherigen Werthes, den Unfrieden selber gestiftet hätten. Sogar der Verwalter, welcher sonst von Amtswegen die Sache der hohen Obrigkeit blindlings in Schutz zu nehmen pflegte, ließ es jetzt schweigend gelten, denn er hatte ebenfalls durch plötzliche Abänderung des Geldwerthes ansehnlich eingebüßt.

Das Gespräch endete aber jählings bei dem Erscheinen eines Mannes, der mit hastigen Schritten daher eilte, und ohne Zweifel wichtige Geschäfte beim Oberherrn anzubringen hatte. Von dem konnte etwas erfahren werden. Unwillkürlich bewegte sich daher Jeder vom Platze ihm entgegen, doch langsamen Schrittes, um die Neugier nicht ganz bloß zu stellen. Sie kannten Alle den kleinen, runden, freundlichen Mann gar wohl, der jährlich einige Mal ins Schloß zu kommen pflegte und bei der Herrschaft nicht übel stand.

Es war nämlich der Meistersänger und Spielmann Heinrich Wirri von Aarau, den heut' Niemand mehr kennt. Wenn er auch nicht so glücklich war, daß Geschichtssammler und Selten-

heitsliebhaber seine zierlich gereimten Sprüche an Ehrentagen und Hochzeiten, wie die Sprüche seines Großvaters, aufbewahrten *), der hundert Jahre früher gleichen Namen und gleiche Dichtergabe hatte, stand dennoch der Enkel dem Großvater an Laune und Mutterwitz nicht nach. Er zog gar höflich den breitkrämpigen, hochgespitzten Rundhut vom Krauskopf, grüßte den Verwalter, nickte den Knechten links und rechts, und erkundigte sich nach dem Oberherrn.

„Er ist hinaus, muß sich ein wenig ergehen; hat den ganzen Tag geschrieben!“ sagte der Verwalter: „Doch lange bleibt er selten aus. Beliebt's, Meister Wirri, so tretet indessen ins Schloß; Ihr werdet nicht verschmähen, Euch mit einem Abendtrünklein zu erfrischen. Zieht Ihr's aber am Tischlein unterm blauen Himmel vor, so muß auch hier für Euch gesorgt werden.“

Der Meistersänger verbeugte sich mit dankbarer Freundlichkeit, warf den kurzen, schwarzen Mantel über die Schultern zurück, und ließ sich auf der hölzernen Bank im Hofe nieder, wodurch er zu verstehen gab, der Trunk im Freien werde ihm besser zusagen. Bei der ehrenwerthen Fülle seiner Leibesglieder hatte ihm das Ersteigen des Schloßberges und der lauwarme Hauch des Fönwindes den Schweiß im Uebermaß erpreßt.

Während er Stirn und Wangen trocknete und die Rückkehr des gastfreien Verwalters erwartete, reiheten sich Knechte und Bauernknaben in einem Halbkreis um ihn, und betrachteten stumm

*) Gottl. Em. v. Haller, desgleichen Leu, führen von einem Meistersänger Ulrich Wirri von Aarau aus dem sechszehnten Jahrhundert Sprüche zu Ehren der Eidsgenossenschaft und der freien Reichsstadt Straßburg an; und Heinrich Füßli ließ im 12. Stück des schweiz. Museums 1784 einen „schönen Spruch des Heinrich Wirri von Aarau von der verrümpten Hochzeit zu Wädischwyl“ abdrucken.

das gelbe Wamms, die grauen Hosen und rothen Strümpfe mit einer Aufmerksamkeit, als könnten sie schon daraus den gegenwärtigen Lauf der Welthändel errathen. Der Verwalter kam endlich; ihm folgte der Knecht mit gefüllter Weinflasche, nebst Brod und Emmenthaler Käse auf glänzenden Zinntellern.

Der Meistersänger verneigte sich abermals, und nahm von dem Brod, indem der Verwalter das dunkelgrüne Trinkglas füllte. Doch den Emmenthaler schob der Meister höflich zurück, und sagte zum Verwalter: „Käs' ist am Morgen Gold, am Mittag Silber, am Abend Blei. Ich kenne die Regel und erstatte unterthänigen Dank. Nun aber, vor allen Dingen, beliebet mir von Euerm werthen Wohlbefinden Nachricht zu geben, Herr Freund, und wie es hier zu Lande bei Euch steht und geht?"

„Die Frage sollt' ich vielmehr an Euch richten!" antwortete der Verwalter mit sauersüßem, einem Lächeln ähnlichen Verziehen seiner derben Gesichtszüge, indem er sich neben den Gast auf die Bank setzte, die langen Beine ausstreckte und mit vorgebogenem Leibe die Hände auf die Knie stämmte: „Denn wir, Gott sei Dank, leben hierorts gar wohl und friedlich. Aber es will verlauten, es sei nicht gleichermaßen überall, Meister Wirri. Man spricht von Lärmen im Entlibuch und dergleichen."

Auf diese Rede, welche der Scheibe ins Schwarze traf, rückte der Halbkreis der neugierigen Zuhörer näher.

„Allerdings, allerdings!" erwiederte der Meister: „Ich möchte kein Hemd in dieser Wäsche haben. Der Teufel hat sein Ei mitten im Winter ausgebrütet, und nun ist das ganze Luzernergebiet in hellem Aufruhr gegen die Obrigkeit; das Emmenthal steckt auch das Panner der Rebellion aus; und hier im Aargau stinkt's nicht minder nach Brand. Ich traue den Bauern nicht mehr über den Hag. Sobald sie sich tief bücken, haben sie den Teufel im Rücken.

Wenn man hier fegen wollte, würde man finden, was hinterm Ofen liegt!"

„Ei, ei," rief der Verwalter: „Wir leben hierorts, glaubt mir, wie die unwissenden Heiden. Kein Wort ist uns von allen Vorfällen bekannt. Hat's wirklich blutige Köpfe gegeben?"

„Mehr, als zum Heilwerden gut sind, Herr Freund!" antwortete der Spielmann von Aarau: „Ich wollt' Euch nicht gerathen haben, dort auf dem Roß des Landvogts zu reiten, oder in den Schuhen des Schuldenboten zu wandern, wenn Ihr nicht Lust hättet, früher an der Himmelspforte zu stehen, als man sonst mit Roß und Schuh dahin gelangt. Alle Dörfer sind bewaffnet, alle Wege und Stege besetzt, alle Reisende festgehalten, alle Briefe erbrochen. Niemand weiß mehr, wer Koch und wer Kellner ist. Seit die Emmenthaler den Gehorsam aufgekündet haben, wett' ich für unser gesammtes Berngebiet keine hohle Nuß mehr."

„Also auch die Emmenthaler? Wer hätte das von Leuten gedacht, die sonst so gehorsam und fromm waren!" seufzte der Verwalter.

„Es ist keine Katze so glatt, sie hat ihre Krallen!" versetzte der Erzähler: „Der Rath von Bern, zum Beispiel, schickte den Herrn Venner Frisching von Trachselwald, das Volk zu Treu und Frieden zu ermahnen. Die Bauern stellten sich gar unterwürfig und freundlich zu ihm. Aber der Fuchs grüßet den Zaun nur, wenn er in den Garten will. Indessen die Emmenthaler dem Herrn Venner Bücklinge machen mit der Nase bis auf die Erde, beschwören sie in derselben Stunde zu Huttwyl einen Bund gegen meine gnädigen Herren von Bern, Leib und Leben daran zu setzen, um ihre alten Freiheiten, wie sie es nennen, wieder zu bekom[illegible]n, exempli gratia eigenen Landeshauptmann, freien Salzhan[illegible] Aufhebung der Trattengelder et caetera. Da habt Ihr's. Luzernervolk hat den Handel angefangen; aus allen verfaul-

ten Kisten und Gemeindsladen Freiheitsbriefe zusammengelesen; zwanzig bis dreißig Hauptklagen gegen die Regierung aufgerichtet, und sich vor vier Wochen schon aus zehn Aemtern in Wollhausen versammelt und einen Bund geschworen. Böse Exempel verderben gute Sitten. Die Emmenthaler ahmen ihnen nach und wollen es auch besser haben. Ungleiche Schüsseln machen scheele Augen. Nun ist Alles durcheinander."

„Mir steht der Verstand still!" rief der Verwalter: „Wie konnte auch der böse Geist so plötzlich in die Gergesenersäue einfahren?"

„Ei nun, Ihr wißt's ja, Herr Freund!" entgegnete der Spielmann: „Im Winter hat der Bauer allezeit blauen Montag; und müßige Köpfe haben seltsame Gedanken. Da wird in Wirthshäusern viel ausgeheckt, was fliegen kann, sobald es den Schnabel aufsperrt."

„Was sagen aber meine gnädigen Herren von Bern und Luzern?" fragte der Verwalter: „Schau'n doch nicht müßig zu, bis ihnen der Bauer über den Kopf wächst? „Wär' ich Meister, das wäre mir anders. Warum nicht Truppen versammelt und drein geschlagen mit der Schärfe des Schwerts? Nur rechten Ernst gezeigt. Der Bauer trotzt allweg, wenn man ihm höfelt; aber ihm über das Maul gefahren, sagt er: Gehorsamer Diener! und macht die Faust im Sack."

„Ja, ja, Herr Freund, Ihr möget nicht ganz Unrecht haben!" antwortete Wirri lachend: „Es verdirbt mancher gute Rath, den der Schultheiß nicht hat, im Sack des gemeinen Mannes. Aber, Herr Freund, der Stärkste ist Zwingherr, und mit böswilligen Hunden ist schlecht jagen. Meine gnädigen Herren haben im Lande Kriegsvolk aufbieten wollen. Was geschieht? Der Bauer ist wohl da, der Soldat aber nicht zu Hause. Da heißt's: Wir ziehen nicht gegen unsere eigenen Landsleute! Andere sagen: Zahlt uns zuvor die Reisegelder aus. So schallt's überall zurück. Haben

doch die Herren von Luzern vierhundert Mann aus den kleinen Kantonen in die Stadt ziehen müssen, um des eigenen Lebens sicher zu sein. Es ist vorbei, und ist bös, Füchse mit Füchsen zu fangen. Die Bauern wollen nicht gegen die Emmenthaler ins Feld. Was sagt Ihr nun, Herr Freund?"

Der Verwalter verzog die Miene bedenklich und räusperte sich. Die Knechte, welche bisher stumm und still gehorcht hatten, schienen bei den letzten Worten des Aarauers um einen Zoll gewachsen zu sein, sahen sich links und rechts mit bedeutsamen Blicken an, und nickten einander zu.

„Man muß die Rädelsführer der Rebellen habhaft machen!" schrie der Verwalter, indem er dazu sein strengstes Amtsgesicht machte.

„Richtig!" erwiederte der Meistersänger: „Will man die Treppe wischen, fängt man von oben, nicht von unten, an. Aber den Stier, wenn er wüthet, kann man nicht beim Horn packen."

Die Umstehenden lachten.

Der Verwalter warf einen finstern Blick auf das Gesinde, und rief: „Was habt ihr Maulaffen feil? Packt euch. Es ist für euch da nichts zu horchen!"

„Hm!" sagte ein struppiger Kerl, hämisch-lächelnd: „Ich meine, der Platz ist breit genug für Euch und uns." Die Andern schwiegen und bewegten sich nicht von der Stelle.

Meister Wirri fuhr indessen fort und sagte: „Man kennt die Rädelsführer alle aufs Haar. Das aber sind Bursche wie Esau's Hand und Jakob's Stimme. Ich kenne selbst den Rebellen Christen Schybi aus dem Entlibuch! der macht Euch den besten General zu Schanden; ich glaub', er hat beim Schwedenkönig gedient. Die Luzerner Gesandten hat er beim Kragen genommen und eingethürmt, die Hauptpässe an der Emme und Gisikon stark besetzt, und die Hauptstadt mit bewaffnetem Volk belagert."

„Bewahr' uns Gott!“ sagte der Verwalter erschrocken: „Ist's schon dahin gekommen? Nun, ihr guten Leute, was steht ihr doch? Ich mag's nicht leiden. Setzt euch aufs Bauholz hieneben. Stehen macht müde Beine.“ — Die Schloßknechte, an die er die Worte richtete, schienen ihn nicht zu hören, sondern hielten die Blicke mit großer Aufmerksamkeit auf den Mund des Berichterstatters geheftet, den der Wein, welchen er von Zeit zu Zeit behaglich hinunterschlürfte, immer redseliger machte.

„Der Schybi,“ fuhr er fort, „macht Alles zittern. Aber er hat auch den Kopf groß, wie der aufgehende Vollmond. Als ihn Herr Schultheiß Dulliker von Luzern beim Lärmen in Wollhausen etwas rauh anfuhr, sagte er, daß es Alle hörten: Ihre Gnaden, Herr Schultheiß, das Rathhaus von Luzern, wo uns Hauptmann Krebsinger anschnarchen durfte, liegt fünfthalb Stunden von Wollhausen. Vergeßt das nicht. Wir verlangen, was Recht ist. Und wollt Ihr das Rechte nicht, so macht Euch aufs Linke gefaßt. — Und wie er das sagte, schlug er an seinen Degengriff. Ich dachte bei mir: das zwar ist ein unverschämter Bursch; aber der Schultheiß von Luzern hätte wissen sollen, daß Herrenworte keine Keulen sind. Wenn man den Stein nicht lüpfen kann, muß man ihn liegen lassen. Herr Venner Frisching, da er zu Trachselwald die Bauern ermahnte, war klüger, als dieser Schultheiß. Er trat leise auf; denn er wußte schon, was die Glocke geschlagen hatte. Wahrlich, es ist ein feiner Herr, der Herr Venner! Alles that er mit Milde; nichts unbedacht, nichts übereilt. Zu geschwind fahren bricht das Rad, und schneuzt man die Nase zu stark, blutet sie nur.“

„Schlimm, schlimm, sehr schlimm!“ sagte der Verwalter, und zog die breiten, eckigen Schultern in die Höhe: „Was nützt des Schultheißen Zorn? Was meines hochgeachteten Herrn Venners Güte?“

„Ihr habt allerdings Recht, Herr Freund," erwiederte der gesprächige Meister: „Da sind Hopfen und Malz verloren. Emmenthal trägt Nesseln, wie Entlibuch. Wißt Ihr, wer die Emmenthaler kommandirt? Das ist Klaus Leuenberg, der reiche Bauer von Schönholz; ein grimmiger und frecher Gesell. Habt Acht, dies Jahr wird Blut säen und Köpfe mähen! Man spricht schon von Nasen- und Ohren-Abschneiden. Was obrigkeitlich ist, das ist geflohen; kein Schaffner mehr im Kornhaus; kein Weibel mehr im Amthaus. Ist die Katze nicht zu Haus, tanzen die Mäus über Tisch und Bank, wie Ihr wohl denken könnt."

Hier ward das Gespräch unterbrochen, als einer der Knechte dem andern sagte: „Dort kömmt der Junker vom Berg herab!" Alle zerstreuten sich langsam nach verschiedenen Seiten. Der Verwalter verließ die Bank und wandelte nachdenkend auf dem Platz umher, indem er von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelte. Meister Wirri leerte eilfertig sein letztes Glas, und ging dem Oberherrn entgegen.

3.

Die Botschaft.

Es war ein stattlicher, wohlgewachsener Mann in den Vierzigen, mit Ausdruck edelmüthigen Wohlwollens in den angenehmen Gesichtszügen; schlicht, aber doch nicht ohne Sorgfalt im Aeußern. Etwas Schweres, fast Steifes in Haltung und Bewegung gab ihm eine Art Würde, und die stete Ruhe des Gesichts, welche aus Mangel innerer Reizbarkeit herzustammen schien, konnte eben so gut für Wirkung der Herrschaft gelten, welche er über seine Gefühle erworben hatte. Uebrigens war er in der ganzen Gegend umher als ein strengrechtlicher, wohlthätiger Biedermann geschätzt. Indem er nachlässig die Hand an sein rothes Barettlein legte, des

Spielmanns Grüße zu erwiedern, sagte er zu demselben: „Willkommen, Meister Heini, was bringst du mir Gutes von Aarau?“

— Ich verhoffe, Junker Oberherr, wenigstens keine Hiobspost, wiewohl heutzutage das Gute selten wird, wie fettes Gras um Weihnachten. Vor allen Dingen läßt sich mein Herr Schultheiß Hagenbuch allergehorsamst empfehlen und übersendet dies Brieflein; das zweite hier hat mir der wohlehrwürdige Dekan Nüsperli für Euch anvertraut, als er meine Reise nach Rued vernahm.

Der Junker öffnete lässig das Schreiben des Schultheißen, und durchlief es mit den Augen. Nach einer Weile murmelte er für sich wiederholend die Worte: „Durchpaß, aber keine Besatzung? Hm!“ Sann dann eine Weile nach, indem er die Hände, worin er die empfangenen Papiere hielt, auf den Rücken legte, ging gemächlich ein paar Schritte vor, ein paar zurück, und sagte darauf: „Ich verstehe nicht, was Aarau will? Aber Schultheiß Hagenbuch, der in der Feder nicht stark ist, verweiset mich an deine Zunge. Begleite mich also ein wenig; der Abend ist luftstill und warm. Erzähle mir.“

Er ging bei diesen Worten, sich vom Schloßplatz entfernend, langsam wieder den Weg gegen den Berg zurück, welchen er gekommen war, und dessen sandiges Geleise sich bald in die Dämmerung schwarzer Tannen verbarg. Wirri wandelte schweigend zur Seite, die Befehle des Junkers erwartend.

„Erzähle mir also ausführlich den heutigen Beschluß der Aarauer. Denn des Schultheißen Hagenbuch Worte sind eben so kurz, als unverständlich. Es ist dir bekannt, Heini, daß der um sich greifende Aufruhr des Landes den Rath von Bern zu strengen und kriegerischen Maßregeln gezwungen hat. Zwar ist der Aargau noch ruhig, aber seine Gesinnung unzuverlässig. Darum wird dieser Tage das Kriegsvolk von Mühlhausen, Basel und Schaffhausen einrücken. Die Züricher stehen mit achttausend Mann zum Aufbruch fertig.“

— Hilf Himmel! rief der Meistersänger: „So sei Gott dem armen Lande gnädig. Ein Krieg ist bälder angefacht, als abgemacht. Es war unserm Volke nur zu wohl, darum schlägt's gegen seinen Herrn hinten aus, wie ein muthwilliges Füllen. Aber freilich, es müssen starke Beine sein, die gute Tage tragen sollen. — Der Ueberreiter von Bern kam schon gestern in Aarau an. Diesen Morgen nun wurde einer ganzen ehrsamen Bürgerschaft aufs Rathhaus geboten. Da hat Herr Schultheiß Hagenbuch angezeigt, wie daß ein Schreiben von unsern gnädigen Herren vorhanden sei, worin ihrer Gnaden Will' und Meinung wäre, fünfhundert Mann von Basel und Mühlhausen in unsere Stadt zu legen, mit Befehl, man solle ihnen Speis' und Trank um rechten Preis zukommen lassen. Die sollten bei uns in der Stadt verbleiben, bis die Bauern gedämmt sein würden.

„Die Sach' ist einfach!“ unterbrach ihn der Junker: „Die Schaffhauser werden eben so die Stadt Brugg besetzen, um aller Pässe über die Aare Meister zu bleiben; und die Grafschaft Lenzburg von den Aemtern Biberstein und Schenkenberg zu trennen. Ward die Bürgerschaft bald einig?“

— He, Junker Oberherr, wenn wir alle nur einen Kopf hätten, so brauchten wir nur einen Hut. Die Bürger begehrten Bedenkzeit, gingen in die Kirche und beriethen mit einander. Hieronimus Kasthofer trug an: man müsse unsern gnädigen Herren zu Bern willfahren. Eine Kriegsbesatzung gereiche der Stadt selber zum Schutz gegen die Anfechtungen des Landvolks. Dem widersprach aber Antoni Hunziker aus aller Kraft. Er meinte: Soldaten bringen nicht immer Sieg, aber immer Krieg. Der Kriegsknecht im Haus mache dem Frieden Garaus. Die Bürger könnten ihre Thore besser hüten als Fremdlinge. Wolle Bern mit dem Landvolk Streit, so sollte Aarau nicht die Haare dazu geben. Man müsse keine Partei nehmen; denn die Bauern grenzen an den Stadt-

dann, aber Bern läge vierzehn Stunden davon. So ungefähr redete Anton Hunziker, und nun gab's Lärmen für und wider, bis Samuel Schmutziger aus der Vorstadt aufstand. Ihr kennt vermuthlich den Biedermann, Junker Oberherr. Er ist der guten Sache Freund und Niemands Feind. Die ganze Bürgerschaft hat ihn in Ehren; denn er ist aller Welt Helfer, und verlangt dafür die Zahlung erst im Himmel.

„Gut, gut!" rief der Junker: „Nenne mir seinen Rath, so kann ich ihn auch loben."

— Ei nun, er meinte: Rechtthun gehe über Klugthun. Freien Durchzug müsse man den Hilfsvölkern von Bern gestatten gegen jeden Feind; aber ob die Stadt verpflichtet sei, Besatzung aufzunehmen, darüber müsse man sich die Freiheiten von Aarau vorlesen lassen. Diese Meinung ward durch Handmehr angenommen, und ein Ausschuß von fünfzehn Mann trug dieselbe den Räthen und Bürgern vor. Dabei ist's einstweilen verblieben.

„Das ist etwas und nichts!" sagte Junker Mey: „Es muß anderswo durch. Wenn sich Bern gegen rebellische Unterthanen zur Wehr setzen will, sollen die Aarauer ihren Herren und Obern keineswegs die Hände binden. Ich werde selbst zur Stadt gehen; und hilft Güte nicht, wird's Ernst gelten."

— Junker Oberherr haltet zu Gnaden. Das Sprüchlein sagt: Allzuscharf haut nicht. Geht gemach! Schultheiß Dulliker von Luzern sagte auch: Man kömmt mit einer Hand voll Gewalt weiter, als mit einem Sack voll Recht. Aber ich dachte, als ich ihn vor sechs Wochen in bleichem Schrecken aus Wollhausen wegreiten sah: wenn man die Weidenruthe zu stark dreht, bricht der Knebel!

„Warst du bei dem Auftritt im Entlibuch, wo die Rebellion ihren Anfang nahm?"

— Allerdings, Junker Oberherr, ich kam dazu ohne Wissen, ohne Sünd', wie der Blinde zur schönen Braut. Euch ist besser,

als mir, bekannt, wie gar ungesalzen und ungeschmalzen die Abgeordneten der Entlibucher abgespeiset worden sind, da sie wegen der herabgesetzten Batzen mit flehentlicher Vorstellung gen Luzern gekommen waren und gebeten hatten, man solle entweder den Werth des Geldes wieder erhöhen, oder zur Bezahlung Landeserzeugnisse nehmen, wie sie dem Bauer im Felde wachsen. Auch wißt Ihr gar wohl, wie der bittere Bescheid, den die Abgeordneten ins Entlibuch heimbrachten, böses Blut machte, und wie die Leute bei ihrem Verlust in Verzweiflung geriethen. Der Bauer verliert lieber seine rothe Nase als seinen rothen Kreuzer. Ihr wißt, wie darauf die hochobrigkeitlichen Schuldenboten mit Schimpf und Schanden, die Hände auf den Rücken gebunden, die Ohren mit Holzklammern, das Maul mit Weidenkörben geklemmt, aus den Dörfern getrieben wurden, wo sie Geld eintreiben wollten. Ihr wisset ferner . . .

„Alles, Heini, Alles!“ unterbrach ihn der Oberherr: „Beschreibe mir nur, was du mit eigenen Augen sahst.“

— Ei nun, da ich, bei rauher Hornungsluft, mit zwei müden Beinen von Willisau kommend, den steilen Weg hinabschlich in den Thalschlund, worin Wollhausen liegt, war noch das Dorf todtenstill. In der Herberge allein ging's lebendig Trepp' auf und ab und ward gesotten und gebraten. Denn der Herr Schultheiß von Luzern, der Herr Plebanus, welcher vordem Pfarrer im Entlibuch gewesen, und andere Herren wohnten in derselben Herberge. Die Vorsteher und Aeltesten der Gemeinden hatten ihren Zuspruch schon empfangen und sich entfernt. Ich freute mich auf ein fettes Nachtessen. Es ward mir aber bald durch nicht gemeine Angst die Eßlust verderbt. Denn da sammelten sich nach und nach Menschen von allerlei Gestalt vor dem Wirthshaus; sie kamen, wie herbeigeschneit, und führten unter gewaltigem Lärmen ruchlose Reden [illegible]n die hochobrigkeitliche Gesandtschaft. Der Wirth fürchtete,

man werde ihm das Haus stürmen, und kratzte sich, wo es ihn nicht biß; seine Frau betete mit lauter Stimme zehntausend Ave Maria in der Küche. Ich getraute mich nicht zum Fenster, denn da draußen sah ich nichts, als abscheuliche Gesichter und geballte Fäuste. Der Herr Schultheiß, ein freundlicher und sonst wohlbedächtiger Herr, auch recht ehrwürdig im Thun und Lassen, hatte den Muth, vor die Hausthür zu treten, wollte reden; aber das hieß Holz zum Feuer tragen. Wenn's hagelt, zieht die Schnecke die Hörner ein. Er machte sich wieder zurück, und man hörte darauf Steine gegen die Thür prallen. Ich wünschte mich weg ins Pfefferland; denn es heißt: mitgefangen, mitgehangen, und es kann in einem Augenblick viel reißen, was ein Jahr nicht ausflickt.

„Wie nun weiter, Heini? Drang der Pöbel ins Haus?"

— Nein, ein dichter, kalter Regenschauer drang plötzlich den Bauern durch die braunen Wämser und löschte glücklich, als schon das Feuer bei ihnen oben zum Dach hinaus wollte. Sie stoben mit Geschrei aus einander, wie Gänse, wenn der junge Hund spassen möchte. Da blieb's ruhig.

„Und das war Alles?"

— Mit nichten, Junker Oberherr. Vorspiel verlangt Nachspiel. Andern Morgens war bei der Herberge eine große weiße Fahne aufgepflanzt. Weiß ist die Farbe der Unschuld; aber der Kaminfeger trägt Sonntags auch wohl ein Hemd, wie Schnee. Die Leute sammelten sich wieder zu Tausenden. Sie strömten von allen Dörfern zusammen. Es konnte zwischen den Köpfen bald kein Apfel zu Boden. Um zehn Uhr ward die Fahne abgenommen. Damit zog Alles hinaus ins freie Feld. Ich sang in meinem Herzen te Deum laudamus, hatte aber ohne den Wirth gerechnet. Plötzlich tönt Musik wunderbarer Art. Wir laufen ans Fenster. Siehe da, ein langer, unabsehbarer Zug von Menschen, alle mit Kolben, Musketen, Spießen und Morgensternen bewaffnet. Voran

drei Junggesellen in alter Tracht, sie stellten die drei Eidsgenossen vor. Darauf folgten siebenhundert Bewaffnete, je drei und drei. Es war ein gar artiges Schauspiel, aber doch zum Zähneklappern eingerichtet. Dann erschienen drei Fahnen neben einander, und abermals schritten diesen bei tausend bewaffnete Bauern nach, in bester Ordnung, drei Mann hoch. Aller guten Dinge sind drei; der Teufel kann aber auch bis drei zählen.

„Wohin zog das Volk?“

— Ich vermuthe, zu einer Kirche; denn nach einer Stunde erschienen drei Abgeordnete der Landleute, und beriefen die hochobrigkeitliche Gesandtschaft dahin. Ich mochte dort nicht predigen hören, blieb daheim, und vernahm, die Bauern hätten den Herren einen langen Zettel abgelesen, voller Ach und Weh über zu schweres Ohmgeld, über hohen Geldzins, über Bußengelder der Landvögte, über den Wollhauser Zoll, über Unkosten wegen der Schuldenboten, über den Salzhandel der Obrigkeit und dergleichen mehr.

„Nun, das, hoff' ich, wird jetzt abgethan sein,“ sagte Junker Mey: „denn die Stadt Luzern hat starke Besatzung, die Kantone rüsten, die Rebellen sind erschrocken und unterhandeln von neuem; die Luzerner Regierung ist geneigt, den Landleuten in allen gerechten und billigen Forderungen zu entsprechen.“

— Wahrhaftig, Junker Oberherr? Haben die Bauern Forderungen gethan, die zum Theil billig waren, so wundert's mich fast, warum die Obrigkeit von Luzern nicht anfangs die demüthigen Klagen aufnahm, und erst billig zu werden anfing, als der Hund die Zähne wies? Man soll nicht warten, bis der Hafen beim Kochen überläuft, das Fett läuft mit.

„Es ist dort allerdings im Anfang etwas gefehlt worden!“ sagte der Junker: „Die Herren von Luzern läugnen es selbst nicht ganz. Sie haben uns damit ebenfalls im Lande böses Spiel gemacht.“

— Das haben sie. Unsere Bauern sehen's den Entlibuchern ab. Wer durch einen Fluß gewatet ist, hat den Andern den Weg gezeigt.

„Die Rebellen haben es leider in blinder Tollheit zu weit getrieben!" sagte der Junker kopfschüttelnd: „Es gibt Zeiten und Umstände, in deren widerwärtigem Zusammengreifen die Ehre des Regenten höher stehen muß, als das heiligste Recht; denn die Ehre des Regenten ist sein Leben und höchstes Recht selbst, dem Alles weichen muß. Luzern darf der Ehre willen nicht mehr, was es vielleicht aus Friedlichkeit möchte. Es ist zu schwer beleidigt vom Unterthan, fürcht' ich."

— Junker Oberherr, es heißt, man muß nicht alle Prügel auflesen, die einem nachgeworfen sind. Wer Vorsicht vergaß, muß Nachsicht gebrauchen. Obrigkeit geht festen Schritt und kann doch stolpern.

Hier ertönte plötzlich eine starke Mannsstimme: „Wahrhaft und zierlich geredet, mein Herr!"

4.

Der Schwede.

Der Spielmann von Aarau fuhr erschrocken zusammen; der Junker wandte sich gelassen um, den unbekannten Redner zu sehen. Wo auf der Berghöhe der Wald am dichtesten geworden, kam hinter ihnen ein Reisender mit großen Schritten, der Wirri's letzte Worte vernommen haben mochte, die seinen Beifall erworben zu haben schienen. Es war ein schöner, blühender Mann von etwa dreißig Jahren und schlankem, kräftigem Gliederbau. Die Kriegstracht nach Schwedenart, der weite Rock mit kurzen Schößen, sammetverbrämt, Kragen und Aermel mit schwarzer Stickerei;

das scharlachrothe Leibchen, mit Goldtressen geschmückt, die kurzen, weiten Hosen, auf den Nähten mit seidenen Schnüren besetzt; der Hut mit breitem Rande, einfach aufgekrämpt, von welchem ein niederhangender weißer Federbusch wehte; Knebel= und Zwickelbart an Kinn und Oberlippe — Alles gab ihm ein heldenartiges und doch gefälliges Ansehen. Er trug den Säbel, der am breiten Riemen von der Schulter hing, im Arm, und hielt spielend in der Hand einige Schneeglöckchen und blaßgelbe Primeln, die ersten Kinder des Lenzes, welche er unterwegs gefunden, oder von einer Schönen zum Geschenk erhalten hatte.

Er verbeugte sich leicht, wie er neben den beiden Lustwandlern stand, und sagte: „Günstige Herren, es ist meines Orts nicht, Euch im Gespräch zu stören, obgleich Euer Wort meinem Ohr wohlthat, und ich vor eitel Lust nicht umhin konnte, meine Bewunderung zu zollen."

Der Meistersänger und Oberherr staunten eine Weile den höflichen Fremdling an, der sie mit schwarzen, blitzenden Augen freundlich betrachtete, und bei seinem Lächeln die reinste Perlenreihe von Zähnen halb entblößte. „Ihr seid gütig, Herr!" sagte der Oberherr: „Wohin des Wegs?"

„Gen Kulm hinab, wohin, aller Apparenz nach, auch Eure Schritte zielen!" antwortete der Fremde: „Wenn Ihr's mir vergönnt, werd' ich die Ehre haben, eine Weile Euer Begleiter zu sein. Ihr sprachet, wie mich dünkt, von des gemeinen Vaterlandes Libertät und Wohlstand; gestattet, daß ich Euer Zuhörer sein dürfe, und glaubet, daß auch ich einer von denen sei, welche für das edle Kleinod Alles wagen und aufsetzen."

Der Junker, dem die letzte Aeußerung verdächtig klingen mochte, musterte den Mann seitwäts, indem er den Weg langsam mit ihm fortsetzte.

„Herr," sagte der Spielmann von Aarau zum Fremden: „Ihr

habt läuten gehört, wißt aber gewiß nicht, in welchem Dorfe? Doch das ist gleichviel. Ihr seid also ein Schweizer? Eure feinen Redensarten scheinen aus einem andern Lande gebürtig."

„Ihr habt scharfen Blick!" erwiederte der Fremde mit verbindlichem Lächeln: „In der That hab' ich fast länger im Auslande gelebt, als zwischen den Bergen meiner Heimath. Nachdem ich die Hochschule frequentirt, ging ich in die Lehre des Kriegsgottes, und mußte mich in vieler Herren Länder umhertummeln."

„Nun ja," sagte Wirri, „viel Land, viel Bräuch'! Jetzt aber wird's Euch beim schlechten Habermuß nicht köstlich dünken wollen, den man zu Hause kocht. Jedoch vom geringen Tisch ist am sichersten essen. Bei Soldatenbrod sitzt allezeit Tod."

„Und ohne Zweifel habt Ihr aus dem Kriege reiche Beute erworben?" fügte Junker Mey hinzu: „Die bringt nirgends so viel Lust und Ehre, als in der Heimath."

„Mit Eurer Gunst, meine Herren," versetzte der Kriegsmann: „ich kann nicht gleicher Opinion sein. Zwar hat der furchtbare Schlachtengott Mars sich mir nicht undankbar für treugeleistete Dienste erwiesen; jedennoch würd' ich heut' noch aufsatteln und hinziehen, wenn man die Trommel statt der Betglocke rührt, und lieber auf dem Wahlplatz Alles mit Ehren verlieren, als hier auf der Bärenhaut mit Leib und Seel verdorren."

„Das ist Soldatensprache!" entgegnete der Oberherr: „Doch sollte Euch, falls Ihr ein Schweizer seid, das theuerwerthe Vaterland über Alles gelten."

Der Fremde verzog den Mund ein wenig und sagte: „Des Herrn Observation würde allerdings gegründet sein, so ich die Ehre hätte, Patrizius in einer regierenden Stadt zu heißen. Die übrigen armen Städtlein, als Euch zweifelsohne nicht unbekannt ist, müssen sich mit den magern Brosamen ihrer Freiheiten und Rechte con-

tentiren, und das Landvolk wird gefüttert, gleich der Schafheerde, seiner Milch und Wolle wegen."

Der Oberherr warf abermals einen argwöhnischen Seitenblick auf den Mann; doch schien es ihm nicht unzweckmäßig, ihn weiter auszuforschen, und dessen Namen, Stand und Wohnung zu erfahren. Er verbarg also eine rege werdende Empfindlichkeit, und sagte mit gewohnter Unbefangenheit: „Mich dünkt, Ihr urtheilet fast zu hart. Denn wenn Ihr den Wohlstand in unsern Dörfern sähet, und den Ackerbau des ganzen Landes, würdet Ihr, hoff' ich, der väterlichen Gesinnung unserer Regierungen bessere Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Die Prosperität des Landes," erwiederte der Unbekannte, „ist wohl schwerlich den Regierungen zu danken, sondern dem Fleiß und Schweiß des Volks. Mir ist nicht bewußt, was die Obrigkeit hinzu thut, wohl aber, was sie davon nimmt. Alles mit einem Male zu nehmen, wäre thöricht. Denn so nichts mehr verbliebe, hieße es nicht unbillig, den Bach verlangen und doch die Brunnquellen abgraben? Lasset Euch nicht befremden, daß ich in dieser Materie etwas hartnäckig bin, denn ich habe das Lehrgeld bezahlt. Oder saget an, was gilt hier ein Ehrenmann, wenn er nicht das Rathsherren-Baretlein ansprechen darf? Ohne Ruhm zu melden, wie Ihr mich hier sehet, der große Kriegsheld, der unvergeßliche Feldmarschall Torstensohn, hat mich wie sein eigenes Kind gehalten; der Fürst von Siebenbürgen, der berühmte Ragoczki, behandelte mich wie Seinesgleichen, und vielmals bin ich mit Prinzen zu Tafel gesessen. Hier meint sich jedes Jünkerlein mehr, und schaut von oben auf unsereins herab, als auf seinen angebornen Knecht, und erwartet, man solle ihm Hof machen. Ich habe andere Majestäten gesehen! Ha, ha!"

„Vermuthlich hat man Eure Verdienste nicht gekannt!" sagte

der Oberherr mit feinem, kaum merklichem Lächeln: „Ihr habt sie allzubescheiden verschwiegen."

„Mit Eurer Gunst, Herr," versetzte der Kriegsmann, „es stände mir nicht zu, mit Meriten zu prahlen, wenn ich in deren Possession wäre; aber es steht auch keinem Stadtjunker zu, mich hochmüthig anzublasen, wenn ich ihm nicht die Schuhe putze. Würde man aber nicht außerdem noch legaliter ausgeplündert, könnte man allenfalls über Geckereien lachen."

„Wie versteht Ihr das Ausplündern?" fragte der Oberherr etwas ernster.

„Wie Jedermann!" antwortete der Fremde: „Denn ob Ihr durch Marodeurs oder durch ein Münzmandat die Hälfte Eurer wohlerworbenen Baarschaft davon fliegen sehet, Ihr werdet Eins wie das Andere nicht zu den ehrlichen Praktiken rechnen. Ich habe allein bei zweitausend Florins durch den landesväterlichen Streich eingebüßt. Zuerst überschwemmte man das Land, wie Ihr wisset, mit dem schäbigen Kupfergeld, und nachdem die Herren in den Städten ihre Beutel vom Unflath gesäubert und das Silber einkassirt hatten, manifestirten sie, der Batzen sei um einen halben Theil minder werth, als wofür sie ihn ausgezahlt hatten. Das Volk war geprellt, und die Städter lachten ins Fäustchen dazu. Der Großtürk macht's gnädiger, als die christliche Obrigkeit."

Bei diesen Worten stand der Oberherr still, maß mit scharfem Blick den Sprecher und sagte: „Wer Ihr auch sein möget, Euch gebühret nicht, in solchem Tone von der landesherrlichen Gewalt zu reden. Das Kind, das den Vater, der Unterthan, der die Obrigkeit, der Knecht, welcher seine Herrschaft hinterrücks lästert, plaudert nichts aus, als seine eigene Nichtswürdigkeit. Wie heißet Ihr? Woher seid Ihr?"

Der Fremde, durch die rauhe Anrede des Oberherrn mehr in Verwunderung, als in Ueberraschung, erwiederte: „Mit Eurer

Gunst, welcher Floh sticht Euch? Ich sollte jene Frage vielmehr Euch applizieren, daß ich wisse, ob ich zur Antwort obligirt sei."

„Ich bin der Junker Mey, Oberherr von Rued."

„Also tuam ipsius terram calcamus! Nun denn, ich habe andere Majestäten gesehen, und nie gehört, daß Ihr mein Oberherr seid. Alteriret Euch nicht. Aliud in choro, aliud in foro gilt hier, und damit addio! Gehabt Euch wohl."

„Bleibt stehen!" donnerte ihm der Oberherr zu.

Der Fremde kehrte wieder um, trat hart vor den Junker hin, betrachtete ihn eine Weile, indem Blitze aus seinen großen, schwarzen Augen schossen, und sagte: „Trüget Ihr eine Klinge, so würde mich gelüsten, Euch mores zu lehren, wie Ihr mit Ehrenleuten zu traktiren habt, die nur auf dem Schlachtfelde ihr Avancement gemacht. Ich und mein Degen wiegen so schwer, als Ihr mit Eurer ganzen Oberherrlichkeit; daß Ihr's wisset! Ich geb' Euch meine Parole, daß Ihr Occasion finden sollet, mich kennen zu lernen, wenn's Euch daran gelegen ist."

Der Oberherr behielt bei diesen hochfahrenden Reden die angenommene gebieterische Haltung unverändert und rief: „Ich befehle, Ihr bleibet, oder . . ."

„Sagt an, was liegt hinter oder?" entgegnete der Kriegsmann mit stolzem Lächeln: „Ich habe die Oder mit dem Feldmarschall Torstensohn zweimal passirt, und bei Euch geschieht's zum dritten Male. Obwohl Ihr Euer Zwei seid, wär' Euch übel gerathen, mich zu molestiren. Das kleine dicke Männlein da an Eurer Seite bisse beim ersten Nasenstüber ins Gras."

„Nichts für ungut!" sagte Meister Wirri, indem er etwas bestürzt einige Schritte hinter sich machte: „Wer keine Hand hat, kann keine Faust machen. Ich will keine Erbsen mit Euch erlesen; also laßt mich in Frieden. Jedoch vergeßt nicht, daß kleine Leute auch große Schatten werfen können."

„Wißt Ihr nichts Besseres, so sag' ich Euch Valet!" sprach der kecke Tischgenoß des Fürsten Ragoczi, wandte sich, ging mit raschem Schritt davon, und verschwand bald hinter den Tannen.

Der Oberherr stand eine Weile unschlüssig auf der vorigen Stelle, als wollt' er ihm nacheilen. Endlich aber wählte er mit dem Meistersänger doch den Rückzug zum Schlosse, indem er sagte: „Der freche Bursch wird in der Welt zu finden sein! Verdoppele deinen Schritt, Meister Heini, daß wir das Schloß erreichen. Ich werd' ihm meinen Jäger nachschicken und ihn im ersten Dorfe verhaften lassen. Der Prahler soll büßen."

„Das denk' ich eben auch!" erwiederte der Spielmann von Aarau: „Dann wird er anders pfeifen. Es sind schon manche krumme Hölzlein gerade worden. Fürwahr mich freut's schon, diesen stolzen Fant noch heut' gebäumelt eingebracht zu sehen. Vier Wochen krumm geschlossen verdient er bei Wasser und Brod im Thurm zu sitzen, der unverschämten Worte willen, die er gegen die hohe Landesobrigkeit und gegen Euch ausgestoßen hat. Von mir will ich nur gar nicht reden, wiewohl ich auch nicht hinterm Zaun aufgelesen bin. Er ist ein Landstreicher, oder noch was Schlimmeres, und lobt sich nur, weil seine Nachbarn nicht daheim sind. Unsereins darf allezeit seinen ehrlichen Namen nennen, und was man nicht am Heu hat, hat man am Stroh."

Der Meistersänger, welcher während dieses Redens kurzathmig geworden war, schwieg endlich ganz, um dem Oberherrn nachzukommen, der scharfen Schrittes den Bergweg hinanstieg. Nach wenigen Minuten tauchten vor ihnen drunten die Thürmlein des Schlosses hinter dem Gebüsch auf. Schon war nächtliche Dämmerung aus dem Thal hervorgestiegen, und im Gebäude leuchteten einzelne Fenster vom Zimmerlicht.

Als sie auf dem Platz angekommen waren, ließ der Oberherr einige Leute zusammenrufen, die er auf der Stelle versandte;

empfahl seinem Verwalter den Meister Wirri zur guten Bewirthung, und entfernte sich darauf in sein Zimmer.

5.

Eine neue Sendung.

Ohne Zweifel beschäftigte die auf dem Berge gehabte Erscheinung den Gedankenlauf des Junker Mey nicht weniger, als den des Meistersängers. Letzterer wenigstens konnte den ganzen Abend nicht fertig werden, dem Verwalter beim Weinglase das kurze Abenteuer im Walde zu beschreiben. Seine Einbildungskraft erhitzte sich im Erzählen von der schönen Heldengestalt, von der fremdartigen Sprache derselben, von den auserlesen wohlgesetzten Redensarten, von der schwedischen Kriegstracht, der furchtlosen Kühnheit und den edeln Bewegungen. Alles schien ihm daran, bei näherer Ueberlegung, wunderbar. Er war zuletzt, je mehr er erzählte und trank, fast geneigt, was er und der Junker gesehen, für etwas Uebernatürliches zu halten, um so mehr, da Niemand beim Schlosse, an welchem doch der Weg vorbeiführte, den Fremdling bemerkt haben wollte, der Jedem aufgefallen sein würde.

„Ich dachte sogleich," sagte er beim Nachtessen zu dem Verwalter, wo er der vollen Schüssel eben so tapfer, als der Weinflasche zusprach, „ich dachte sogleich: Hier ist's nicht richtig. Der Junker Oberherr hätte auf keine Weise mit dem Schweden anbinden sollen. Man muß nichts anfangen, was Keiner zu Ende bringt. Der Oberherr ward hitzig und ging zu weit. Er mußte nicht befehlen, wo er das Gehorchen nicht gebieten konnte. Man läßt den Wagen fahren, der nicht zu halten ist. Das sag' ich immer. Ich, meines Theils, hütete mich sehr, den Finger zwischen

Thür und Angel zu klemmen. Was deines Amtes nicht ist, davon laß deinen Vorwitz."

„Bei dem Allen, Meister Wirri," bemerkte der Verwalter, und schüttelte ungläubig den Kopf, „werd' ich aus Euern Berichten nicht klug."

„Meint Ihr, Herr Verwalter, ich geb' Euch Mäusdreck für Pfeffer?" fiel ihm der Spielmann beleidigt ins Wort: „Es wird sich zeigen, wer Recht hat. Was meine Augen gesehen haben, das hab' ich gesehen. Es gehören viele Schaufeln dazu, die Wahrheit zu vergraben. Ich sag' Euch, die ausgeschickten Leute fangen den Schweden nicht ein. Es sind wunderliche Zeitläufe, und es werden noch wunderlichere kommen. Da gehen allemal seltsame Dinge voran, wie man dergleichen viel in Chroniken lieset. Ein bloßer natürlicher Mensch hätte sich nicht unterfangen, Eins gegen Zwei zu stehen, und dem Junker Oberherrn also frech zu antworten. Oder seid Ihr ein Freigeist?"

„Wenn Ihr mir geneigtes Gehör schenket," erwiederte der Verwalter, „so geb' ich Euch mein unmaßgebliches Gutachten über den Vorfall. Entweder, oder! Ist es nicht, wofür Gott sei, der Teufel selbst gewesen, der den Oberherrn und Euch necken wollte, so war's etwa einer der Rebellen, die, dem Himmel sei's geklagt, den Untergang aller Obrigkeit bezielen, die von Gott gesetzt ist. Was mir den Kerl gar verdächtig macht, ist der nicht außer Acht zu lassende, merkwürdige Umstand, daß ihn bei seinem Vorbeireisen Niemand von uns auf dem Platz bemerkt hat."

„Das sag' ich ja!" rief Wirri: „Eben da liegt der Has' im Pfeffer!"

„Folglich und also," fuhr der Verwalter fort, „hat der lose Bursch einen Schleichweg durch den Wald ergriffen, um dem Schlosse auszuweichen."

„Was?" fiel ihm der Spielmann noch verdrießlicher ins Wort:

„Bildet Ihr Euch ein, daß wir Zwei, der Junker und ich, vor einem gewöhnlichen Menschen zurückgetreten wären, trotz der blanken Plempe, die er im Arm trug? Nein, Herr, glaubt es, unser Herrgott hat wunderliche Kostgänger zwischen Himmel und Erde, und es ist nicht alles ein Bauernhaus, was ein Dach hat. Bildet Ihr Euch ein, der Junker Oberherr sei im Koth behangen, als er der Gestalt nachsetzen wollte und nicht von der Stelle konnte? Oder ich sei von Euerm halben Maß Elsaßer geköpft gewesen, daß ich zehn Schritte zurücktaumelte, als mich die Feueraugen anglotzten?“

Das Gespräch dauerte länger, als die Leser Geduld haben möchten, es zu lesen, und der gute Spielmann schöpfte mit jedem Zuge aus dem Glase neue Ueberzeugung, daß die Erscheinung im Walde kein natürliches Ergebniß gewesen sein könne. Dieser Glaube that für den Augenblick wenigstens auch seiner kleinen Eigenliebe wohl, welche der angebornen Furchtsamkeit allzugern den Mantel umhängen wollte, und sogar den Meistersänger, als Ritter ohne Furcht und Tadel, auftreten ließ.

Es war schon spät, als ein Diener des Oberherrn erschien, und den Meister von Aarau noch einlud, sich in dessen Zimmer zu begeben. Obwohl Wein und Müdigkeit die Macht seiner Sinne so sehr aufgelöset hatten, daß das holzschnittartige Gesicht des Verwalters nur noch, wie grauer Schatten, unkenntlich vor den halbgeschlossenen Augen des Spielmanns schwamm, machte diesen doch die unerwartete Botschaft plötzlich nüchtern. Er folgte dem Diener, der ihm die steinerne Treppe hinauf vorzündete und eine Seitenthür öffnete.

Der Oberherr saß in einem kleinen, dunkeln Zimmer vor dem Kamin, dessen fast erloschene Kohlengluth kaum die Sohlen der übereinandergeschlagenen Füße beleuchtete. Seitwärts glimmte · · Lampe, deren sterbender Schein kaum das Tischlein gewahr

werden ließ, auf welchem Papiere umherlagen und der Junker den Arm lehnte, dessen Hand ihm die Stirn stützte. Wirri's Eintritt weckte ihn aus der Selbstvergessenheit. Er erhob sich schweigend vom Sessel, nahm vom Gesims einen schweren silbernen Armleuchter, dessen Wachskerzen sich mühsam am letzten Aufzucken des Lampenlichts entzündeten; dann warf er einige Scheite dürren Holzes zu der Gluth im Kamin. Bald stand das ganze Gemach in freundlich-heller Beleuchtung, wo die Vergoldung der Ränder in den Feldern des Getäfels an Wand und Zimmerdecke mit angenehmem Wiederglanz schimmerte.

„Meister," sagte nach einigem Besinnen der Oberherr, „ich hatte den Brief ganz vergessen, den du mir vom Dekan Nüsperli von Aarau mitgebracht. Eben fand ich und las ich denselben. Er ist mir wichtig, verschiedener Umstände willen. Ich habe alles Vertrauen zu dir. Du kannst mir Dienste leisten, und du wirst mit meiner Erkenntlichkeit nicht unzufrieden sein. Du bist ein Mann von Kopf, der seine Aufgaben zu lösen weiß, und wo es gilt, auch verschwiegen."

— Wie der Spiegel, dems Glas fehlt, denn mit Schweigen verredet sich Niemand; und man hat sich eher verredet, als verthan, wie ich gar wohl weiß, Junker Oberherr.

„Bist du in der Gegend des Schlosses Trostburg, in den Dörfern Teufenthal oder Dürrenäsch bekannt?"

— Die Trümmer der Trostburg hab' ich wohl gesehen, wenn ich am Schlosse Liebegg vorüber ins Thal nach Kulm ging. Sie ist gar malerisch mit den breiten Mauern links auf dem Felshügel gelegen, am Eingang eines unbekannten Nebenthales. Die verfallenen Gemäuer scheinen nur vom Gespinnst des Ephen zusammengehalten zu sein.

„Gut. Am Fuß des Schloßbergs unten liegt Teufenthal, und

zwischen die Berge hinein, im hintersten Winkel, fast auf der Berghalde, das Dorf Dürrenmösch."

— Es mag wohl sein; denn der Mensch hat oft sein Nest, wo es der Bär nicht möchte.

„Hörtest du nie von einem gewissen Ulrich im Moos reden, der in jener Gegend wohnt? Er ist dort herum der reichste Bauer."

— Ich erinnere mich des Menschen nicht. Vielleicht hört' ich, vielleicht nicht. Kein Kornhaus ist groß genug, um alles zu behalten, was durch die Ohren geht.

„Man sagt wunderliche Dinge von ihm. Er soll sein Vermögen nicht auf rechten Wegen gewonnen haben; mit bösen Geistern Umgang pflegen; bildschöne Weibsbilder bei sich haben, und dergleichen. Das heißt, so geht von ihm die Rede im Volk."

— Behüt' uns, meinet Ihr den? Es wohnt dort herum Einer, von dem allerlei Sage umherlief, als vor mehreren Jahren die Landstraße nach Bayern unsicher ward. Man will überall lieber seine Fersen sehen, als seine Klauen. Er soll vordem ein armer Lump gewesen und in einer Nacht steinreich geworden sein. Es heißt, der Schatz in der Troßburg sei von ihm gehoben; aber es habe das Leben und Herzblut von einem unschuldigen Christenkinde gekostet. Seitdem sei es auf der Troßburg still und gehe nicht mehr darin um. Wenn mir der Kerl im Walde begegnete, ich schlüge ein Kreuz und machte einen Umweg über Konstantinopel.

„Du wirst doch das Altweibergewäsch nicht glauben, Heini?"

— Ich glaub's zwar nicht ganz; aber, Junker Oberherr, gemein Geplärr ist selten leer, sagt man. Auch von den schönen Weibsleuten hab' ich vernommen, mit denen es nicht ganz richtig ist. Es heißt, das eine wisse alle Dinge der Zukunft, und das andere alle Dinge, die unter der Erde sind. Ja, schön sollen sie sein; aber es gibt Leute, welche behaupten, sie wären keine natürlichen Menschen.

„Und was wären sie denn?"

— Luftbilder, Erdgeister, des Teufels Konkubinen, was weiß ich, wer?

„Nun sieh denn die Albernheit des Pöbels! Das eine der Mädchen ist des Addrichs wirkliche Tochter, die eine unheilbare Krankheit und sonderbare Zufälle hat. Das andere kenn' ich selbst; es ist die Tochter von des Addrichs verstorbenem Stiefbruder. Sie heißt Epiphania, oder, wie man sie kurzweg nennt, Fanely und Fania. Der Dekan zu Aarau ist ihr Taufpathe; ihr Vater war Amtschreiber und des Dekans Schulkamerad gewesen. Der ist vor einigen Jahren an der Lenk gestorben, im Obersimmenthal, wohin er sich in seiner Schwermuth, bei einem Freunde zurückgezogen hatte, nachdem er durch allerlei widrige Verhältnisse seiner Stelle verlustig geworden war. Nun siehst du, Meister, was vom Volksgeschwätz zu halten ist."

— Richtig. Ein Jünglein kann viel lügen, aber zwei Jungen lügen tausendmal mehr. Die Leute reden viel in den Tag hinein. Das ist richtig. Das Fanely mag ein frommes Kind sein, wenn auch Niemand den Mann lobt, unter dessen Dach es wohnt. Veilchen wachsen ja auch im Unkraut.

„Der Addrich ist ein stolzer, gewaltthätiger Kerl, seit er reich geworden."

— Wenn der Dreck zum Pfeffer wird, Junker Oberherr, so beißt er immer am stärksten.

„Höre mich an. Der Dekan von Aarau meldet mir nun mit großer Besorgniß und Unruhe, daß es mit Addrich im Moos unsicher stehen soll."

— Was schnell aufgeht, fällt schnell wieder ab.

„So ist's nicht gemeint, Meister. Der Dekan will Nachricht haben, daß Addrich im Moos zu den Rebellen gehöre, oder sie unter-

stütze. Es sei der Aufruhr im Aargau nahe am Ausbruch. Abdrich sei einer der Haupträdelsführer, wie man sage. Mir kommt's nicht unwahrscheinlich vor. Der Kerl ist ein Meuterer von Haus aus. Dem ehrwürdigen Dekan ist nun um das Schicksal der jungen Epiphania in dieser Verwirrung bange, zumal wenn Kriegsvölker einziehen. Er beschwört mich, kein Mittel unversucht zu lassen, die verwaisete Tochter seines Freundes aus des Abdrichs Klauen zu retten, und sie ihm nach Aarau in Sicherheit zu bringen. Du begreifst aber, Meister Heini, das Kind ist in Aarau nicht geborgen. Wer kann wissen, wie weit die Verwegenheit der Rebellen im ersten Augenblick, oder wie weit ihr Glück geht? Gesetzt, sie brächen in die Stadt ein und gäben sie ihrer Wuth preis, — oder Abdrich selbst wäre mit ihnen — Epiphania würde abermals unglücklich, und den geistlichen Herrn würde weder die Heiligkeit seines Amtes, noch das weiße Haar seines Hauptes vor der Rache des wilden Abdrich in Schutz nehmen."

— Das wäre zu fürchten; denn Zorn und Rache gehen nicht lange zu Rath.

„Wie es kommen möge, wir müssen Epiphanien retten. Das Kind soll zu meiner Familie nach Bern, in mein Haus, bis das Land wieder ruhig ist. Es ist ein reiner Engel an Seele und Gestalt. Willst du mir helfen, soll's dich nicht reuen. Erkläre dich. Es muß hier gehandelt werden, und sollt' es hundert Gulden kosten."

— Junker Oberherr, ich bin von jeher Euer gehorsamer Diener gewesen, und laufe für Euch durchs Feuer. Aber in diesem Punkt helfen, da seh' ich das Wie nicht. Und wer das Wie nicht weiß, der findet das Juchhei nicht.

„Ich gebe dir morgen einen Brief an Epiphanien. Du bist Spielmann, wanderst aller Orten wohlgemuth herum, Keiner achtet auf dich. Von meinen Leuten kann ich Keinen senden, denn Jeder

kennt diese. Einem Bauer vertrau' ich nicht. Du wärest von allen Boten der beste. Also du nimmst einen Vorwand, gehst ins Haus, suchst eine Gelegenheit und steckst dem Mädchen heimlich einen Brief zu, daß Abdrich und Niemand davon Ahnung bekömmt. Ihr beredet mit einander die Flucht über den Bergrücken durch den Wald nach dem Schlosse Liebegg. Da haltet Ihr Euch verborgen, bis ich Ephiphanien abholen lasse. Ein Brief an den Junker Graviset auf Liebegg soll die gute Aufnahme sichern."

— Ich wollt', ich säße schon dort. — Aber wenn die schöne Jungfrau Epiphania Launen hätte, mir den Korb geben und nicht mit mir auf und davon wollte, was dann? Junker Oberherr, ich will meiner gestimmten Geige lieber zwei Jahre, als einem Mädchen zwei Minuten trauen. Häuser haben das Fähnlein auf dem Dach; aber Jungfrauen haben es unterm Dach.

„Dafür laß den Brief sorgen, den du ihr von mir einhändigen wirst."

Meister Wirri schien nicht besondern Hang und Beruf zu der neuen Sendung in sich zu fühlen, die ihm übertragen werden sollte. Obwohl der genossene Wein seinen Muth oder Leichtsinn um etwas gesteigert hatte, grausete ihm, so oft er im Hintergrunde des Unternehmens den schrecklichen Abdrich sitzen sah, umgaukelt von den gespenstischen Schöpfungen der Sage. Indessen siegte zuletzt doch die Beredsamkeit des Oberherrn, und vielleicht mehr noch dessen Freigebigkeit, die ihm, als Vorschuß zu allfälligen Ausgaben für sich und Epiphanien, einige Thaler in die hohle Hand fallen ließ, ja, nach gelungener Vollstreckung des Auftrags, den Meistersänger von Kopf bis zu Fuß neu zu kleiden versprach. „Wer am meisten gibt, sitzt oben!" dachte der Spielmann, und gab sein Wort, den Auftrag gewissenhaft zu erfüllen, und sollt' es Kopf und Kragen kosten, wie er sich ausdrückte.

Doch muß die ganze Wahrheit gesagt sein. Es saß noch ein

heimlicher Schalk im Herzen des Meistersängers, welcher ebenfalls ein Wörtchen für das Wagestück des Abenteuers hinzugab. So oft nämlich der Oberherr von Epiphanien sprach — und er mußte wohl, damit Heinrich Wirri sie genau kenne und mit keiner andern verwechsele — empfing die Beschreibung unvermerkt jenen lebhaftern Farbenglanz, mit welchem zartfühlende und gute Menschen gern das Edle und Schöne schmücken, besonders wenn es fern ist, und die Gegenwart sich nur gemein zeigt. Es fehlte nicht, Wirri's dichterische Einbildungskraft mußte in Flammen gerathen. Er sah das Schönste des Schönen in Epiphaniens jungfräulichen Reizen lebendig vor seinen innern Sinnen schweben, und die lieblichsten Möglichkeiten und mancherlei daraus hervorsprossende Entwürfe benebelten ihn fast mehr, als des Verwalters Wein.

Wirri war ein alter Junggesell, und man kann denken, was das zu sagen hat. Dichter dazu, und mithin geborner Anbeter des Erhabenen und Schönen. Gleichwie der Oberherr zuweilen, wenn er von Epiphaniens ganz eigenthümlicher, wunderbarer Gemüthsart redete, seines Zuhörers zu vergessen schien, so vergaß dieser hinwieder eben so oft des Redenden, sah nur das Wunderliebliche im Schimmer der Anmuth, sah den Seufzer und die Thräne der verlassenen und verlorenen Waise; sich dann als ihren Erlöser aus des Hexenmeisters Gewalt, und von ihrem Freudenblick belohnt. Gern rechnete seine Phantasie weiter. Die Dankbarkeit der Geretteten, ihre Anmuth näherten sie den geheimen Wünschen des entzückten Befreiers. Konnt' es den zuletzt fehlen, daß nicht der edelmüthige Oberherr von Rued, der Pathe zu Aarau und mancher andere Gönner reiche Aussteuer zusammenschießen und die stattlichste aller Hochzeiten ausrichten würden?

Man lächle doch nicht ungläubig bei diesem Gedankenfluge, [illegible] der ehrliche Meister Wirri geflogen sein soll. Wie mancher [illegible]at sogar in der Kirche, während der Prediger sich heiser

schrie, Kanzel und Predigt vergessen und zwischenein ähnliche Hippogryphen-Sätze gethan

zum Ritt ins alte romantische Land?

Uebrigens trotten die Gedanken gewisser Leute von Wirri's Alter und Stand, bei der ersten Anregung, von selbst und unwillkürlich einem bestimmten Ziele zu, wie ein wohlgeübtes Postpferd beim ersten Peitschenhieb, ohne weitere Leitung, den oft gemachten Weg zurücklegt, bis es vor der Krippe steht.

„Ja, ja, Heini," sagte der Oberherr, als ihn der Meistersänger wieder hörte. Er drohte lächelnd mit dem Finger: „nimm deines Herzens wahr, und blicke dem Fanely nicht zu tief in die hellen Blauaugen, sonst ist's um Meister Wirri's Ruhe gethan."

„Ei, behüt' uns!" rief stotternd der Meistersänger: „Euch beliebt mit mir zu scherzen. Nicht doch! Amans, amens!

Jungferngunst und Harfenklang
Dünkt wohl gut, doch währt's nicht lang.

Darüber bin ich längst hinaus. Ich denk' an solchen Firlefanz der jungen Welt nicht mehr. Nein, nein, in der Lieb' ist wahrlich nicht Alles Zucker.

Frauenlieb' ist fahrende Hab'.
Röslein heut' und morgen Schabab.

D'rum will ich im Paradiese bleiben, soll ich keine Eva hinterlassen."

Unter diesen Gesprächen war die Mitternachtsstunde herangekommen. Der Oberherr verhieß auf folgenden Morgen die Briefe.

6.

Gute Gesellschaft.

Obwohl der Meistersänger tief in die Helle des Tages hineinschlief, und erst spät erschien, fand er die Schreiben doch nicht

ausgefertigt. Er zürnte es nicht, verzögert zu werden, theils weil er, obwohl vergebens, Zeuge des Schauspiels zu werden wünschte, welches ihm der schwedische Schweizer geben sollte, wenn derselbe gefangen eingebracht werden würde; theils auch, weil die Zeit des Morgenessens herannahte, was man in unsern Tagen Mittagsmahl zu nennen pflegt.

Die gestern ausgesandten Boten kamen endlich zurück; aber von der Person, welche sie hatten aufsuchen sollen, war weithin nirgends eine Spur gefunden worden. Dagegen dampften die Schüsseln auf dem Tische des Verwalters um halb eilf Uhr, und Wirri nahm bequemlich den ihm angewiesenen Ehrenplatz beim Mahle ein. Die Unterhaltung drehte sich vorzüglich um den verschwundenen Zögling des Helden Torstensohn. Wirri, der, was er gestern beim Feuer des Weins als Wunder erkannt, jetzt vollen Ernstes nüchtern glaubte, verbarg dem Verwalter seinen Triumph nicht, in dem auf der Berghöhe erschienenen Krieger ein übermenschliches Wesen vermuthet zu haben. Auch der Verwalter war nicht mehr weit davon, diesem Urtheil des Spielmanns beizustimmen, der vermöge seines Berufs Gelegenheit gehabt, mancherlei in der Welt kennen zu lernen, was das Ruederthal nicht kannte.

Indessen, das Morgenessen war vollendet. Der Oberherr übergab dem Meistersänger die verheißenen Briefe, ertheilte ihm unter vier Augen einige Belehrungen, und entließ ihn mit Glückwünschen für das Wohlgelingen der Sendung.

Langsamen Schrittes bestieg dieser den Berg und ging nicht ohne heimliches Grauen an der Stelle im Wald vorüber, auf welcher er und sein Sender den gestrigen Auftritt erlebt hatten. Er fürchtete jeden Augenblick das furchtbar-schöne Antlitz des Schweden aus den finstern Gesträuchen hervorbringen zu sehen. Doch ohne Abenteuer zog er durch den Bergwald, und dann hinab auf der andern

Seite, zwischen Wiesen und Aeckern, ins heitere Kulmerthal zum Dorfe.

Hier erquickte er sein müdes Gebein im Wirthshause billigermaßen noch einmal durch Speis' und Trank, und nebenbei nicht ohne Nutzen für den Zweck seiner Reise. Denn er erfuhr vom übrigens wortkargen Wirth den Aufenthalt des Abbrich bestimmter. Die Wohnung dieses Mannes, über dessen Wesen sich aber der Wirth durchaus nicht, weder im Guten noch Bösen, äußern wollte, mußte, den Angaben zufolge, oberhalb Teufenthal, unweit Aesch, in einer Bergschlucht gelegen sein, die man im Moos nannte, und welche sich ostwärts zwischen Tannenwäldern auszweigen sollte. Ehe sich Abbrich dort angesiedelt, sei, wie der Kulmer Wirth berichtete, jenes schmale Thal ein ungeheurer Sumpf gewesen, daher vom gegenwärtigen Besitzer um Spottgeld erworben, und seitdem in das schönste Wiesenland verwandelt worden. Derselbe habe an der Berghalde, ganz versteckt im Wald, ein Haus gebaut, so schön als irgend eins im Dorfe.

Als hier nichts mehr zu erforschen blieb, setzte der Wanderer, welchen der Wirth immerdar nur von der Seite und, wie es schien, nicht ohne Argwohn, angehört und beobachtet hatte, den Weg durchs Thal fort, und später, als er gewollt. Denn es dunkelte der Abend schon, da er an den Trümmern des Schlosses Trostburg vorüberging und er in das Seitenthal ausbog, wohin ihn das Ziel seiner Sendung rief. Ein frostiger Nebel strich an den Bergen nieder und machte die unbekannte Gegend noch unheimlicher.

Dem Meistersänger, dem eine gute Herberge keine gleichgültige Sache war, und der nicht ganz ohne Grund bezweifelte, in diesem abgeschiedenen Winkel der Welt ein schmackhaftes Nachtessen zu finden, überlegte schon, ob nicht gerathener sei, umzukehren, und die Entführung der schönen Epiphanie auf den folgenden Morgen zu verschieben? Denn wie dringend ihm auch der Oberherr

sehr gut. Das ist mir ein kreuzbraver Herr, wie wenige sind im Lande. Für den lief' ich der Hölle durch den Rachen. Er ist wohlauf, der gute Herr? Oder kennst du ihn nicht?

„He, ich ihn nicht kennen! Ich bin bei ihm wie das Kind daheim. An seiner Hochzeit that ich einen Spruch, der werth war, auf Seide gedruckt zu werden. Komm' ich aber auch nach Rued, so heißt's: aufgeschüsselt, daß die Tische krachen! Und du weißt wohl, guter Freund, nachdem der Gast ist, richtet man an."

— Ich wäre an deiner Stelle bei ihm über Nacht geblieben; denn Bauernküche ist keine Schloßküche.

„Richtig, guter Freund; aber Alles in der Welt hat seinen Haken, und Ehr' hat Beschwer. Unsereins hat noch andere Geschäfte, als mit Gabel und Löffel."

— Ich denk' es auch. Vielleicht Aufträge vom Schloß Rued. Ich merke wohl, du bist ein Gelehrter, der ist großen Herren immer willkommen.

„Nun ja, guter Freund, es geben freilich nicht alle Lumpen Papier. Es ist wahr, der Junker schenkt mir Vertrauen; aber er weiß auch, wen er an mir hat. Und wär' er mir nicht so lieb, ging ich wohl anderswo spazieren, als auf diesem holprigen Weg, der übrigens ganz bequem zum Beinbrechen eingerichtet ist."

— Ich werd' ihm morgen deine Freundschaft zu rühmen wissen; denn in der Frühe bin ich zu Rued. Die Bauern hier herum sind nicht drei Kreuzer werth. Er muß das wissen. Alles will's mit den Luzerner Rebellen halten. Und es ist nicht recht, daß man die hohe Obrigkeit im Stich läßt. Es sind sogar schon . . . . aber, nun, es bleibt dabei. Ich kenne dich nicht, doch hoff' ich, du wirst reinen Mund halten und nicht verrathen, was du jetzt gehört hast; sonst wäre ich meines armen Lebens nicht sicher.

„Fürchte dich nicht, guter Freund. Ich bin ein ehrlicher, verschwiegener Mann. Zwar haben wir noch keine Scheibe Salz mit

einander verzehrt; aber wer nicht traut, dem ist auch nicht zu trauen. Rede nur. Ich merke schon, wir gehen einerlei Weg. Was du mir sagst, das sagst du dem Junker Mey. Also wag's, und laß Gott walten."

— Laß es nur gelten, Spielmann. Ich bin ein einfältiger Bauersmann und könnte mich leicht um den Hals reden. Dir aber rath' ich, vertraue dich hier im Thale keiner Seele, und wenn die Leute auch die gute Zeit und die hohe Obrigkeit bis in den Himmel erheben.

„Höre, Nachbar, ich wäre ein böser Brunnen, wenn du noch Wasser hineintragen müßtest. Ich traue Keinem weiter, als ich ihn sehe, und weiß wohl, Viele loben die alte Welt, thun aber, was der neuen gefällt. Ich kenne deine Bauern hier zu Lande von innen und außen besser, als du glaubst. In wenigen Tagen sollen sie aber anders pfeifen lernen."

— Das wolle der Himmel geben, und lieber heut', als morgen. Ich sehe nun wohl, du meinst es ehrlich. Die Herren von Aarau sind mir jederzeit lieb gewesen. Wenn ich dir und dem Junker Mey worin dienen kann mit Rath und That, so — aber mich verrathen darfst du nie.

„Sollt' ich Verräther werden, möcht' ich mich lieber vorher, als nachher henken. Dein Anerbieten ist ehrenwerth, guter Freund, und es ließe sich Gebrauch davon machen. Siehst du, wer eine Geiß eingenommen hat, der muß sie hüten, und so geht's mir. Du kannst dem Junker und mir großen Dienst leisten. Es würde dein Schade nicht sein."

— Ich verlange nichts, und thu', als treuer Unterthan, nur meine Schuldigkeit gegen die hohe Obrigkeit. Das weiß Gott.

„Nichts! Ein Dienst ist des andern werth. Doch sag' mir eins erst: Du kennst hier herum den reichen Abdrich?"

— Rede nicht so laut!

„Warum?“

— Er ist allenthalben, sagt man.

„Wahrhaftig, wie der böse Pfennig. Man sagt, er kann mehr als Brod essen. Das ist mir nicht lieb. Glaubst du auch, der Teufel habe ihn in den Krallen?“

— Ich glaube vielmehr, er hat den Teufel in den Krallen.

„Noch ärger! Was denkst du dazu, guter Freund, ich möchte zu ihm. Er hat gewisse schöne Weibsbilder im Hause, sagt man, und mit dem einen hätt' ich ein Geschäft abzuthun; im Grunde nicht für mich, verstehst du; denn ich kenn's nicht. Nun aber scheint's mir, sei da schwer ankommen. Der Abdrich bewacht sie, wie der Drache den Schatz.“

— Nicht so sehr, wie du glaubst. Der Alte ist fast nie zu Hause. Die Mägdlein thun, wie sie wollen, und führen ihn an der Nase herum.

„Ei, so heißt's mit Recht da: Ein Weiberhaar zieht mehr, denn sieben Rosse ziehen. Das will mir wohlgefallen. Wie aber ins Haus kommen?

— Nur zur Thür hinein. Welches aber von den Mädchen möchtest du?

„Es heißt .... ich würd' es wohl kennen, wenn ich's sähe, der Junker Oberherr hat mir's auf ein Haar beschrieben. Es heißt .... still nur, wie einer von den zwölf kleinen Propheten .... Zephanja, glaub' ich. Hätten wir eine Laterne, so könnt' ich's dir sagen. Der Name steht leserlich auf dem Brief, den ich überbringen soll.“

— Ist's sonst nichts, als dem Mädchen einen Brief zuzustecken, so gib ihn nur. Nichts leichter, als das.

„Nein, guter Freund, ich muß den Sack selber zur Mühle tragen, weil ich das Mehl heimnehmen möchte. Willst du mir helfen: so dienst du dem Junker Oberherrn. Zwar auf den Kopf

gefallen bin ich nicht; aber ich scheue den wilden Abdrich. Und der besten Katze kann eine Maus entrinnen. Das Mägdlein muß in Sicherheit, ehe fremdes Kriegsvolk ins Land einrückt."

— Ist das Volk schon in Aarau?

„In drei, vier Tagen, und dann wird mit den Rebellen nicht mehr Federlesens gemacht. Die Galgen sind gezimmert. Ich wollte, Abdrich hinge schon daran, so hätt' ich halbe Noth. Willst du mir beistehen?"

— Dem Abdrich spielt' ich gern einen Streich. Ich könnte unter gutem Vorwand zu ihm gehen, dich mitnehmen, als hätt' ich dich im Berg verirrt angetroffen. Das Uebrige ließe sich dann machen. Aber gelt, du wirst mich nicht verrathen?

„Du mußt keinen Kummer haben, daß der Schnee brennt. Stelle deine Sache klug an. Ich folge dir."

— Jetzt schweig, daß uns Niemand hört. Du siehst dort das Feuer hinter den Bäumen. Es ist eine Hammerschmiede. Da hab' ich etwas abzugeben. Dann gehen wir hinauf ins Moos.

Herr Wirri freute sich seines guten Sterns, den Meinungsgenossen, Wegweiser und freundlichen Gesellschafter in einer und derselben Person angetroffen zu haben. „Zwar," sagte er bei sich selber, „der Kerl sah beim Licht dem Teufel nicht ganz unähnlich. Aber man soll kein Buch nach dem Titelblatt beurtheilen."

In einer unbestimmten Entfernung fuhren von Zeit zu Zeit einzelne dunkelrothe Funken durch die Finsterniß auf, und ein helles Leuchten zwischen Zweigen, das bald hervorstrahlte, bald erlosch, bezeichnete die Gegend der Zyklopenwerkstätte. Wirri's Begleiter verließ die Karrstraße und schlug zwischen die Gebüsche einen Seitenweg ein. Der Spielmann folgte geduldig bergan, wie unheimlich es auch im Busch ward, wo ihm die Gesträuche jeden Augenblick das Gesicht wie mit Ruthen peitschten, als wollten sie ihn war-

nend zurücktreiben. Von Zeit zu Zeit ermunterte ihn die heisere Stimme des Führers zur muthigen Nachfolge.

„Hier heißt's," erwiederte der Meistersänger, „wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Ich folge dir, doch will ich keineswegs verhehlen, daß du mich aus dem Regen in die Traufe gebracht hast. Der Karrweg war Goldes werth; aber diesen Pfad haben die Geißen nicht für ehrliche Leute gebahnt."

Man trat bald darauf in einen freien, von Gehölz umgebenen Köhlerplatz. Im Hintergrunde hörte man hämmern, und sah man die Schmiedstätte, welche aus einer baufälligen Hütte bestand, durch deren Fugen und Oeffnungen aller Orten der Schein des Feuers leuchtete. Ein paar große Hunde fuhren bellend durch das Dunkel heran, die aber auf den Ruf einer unsichtbaren Person schwiegen. Dann traten mehrere dunkle Menschengestalten näher, die den Wegweiser ganz umringten, vom Meistersänger entfernten, und zu befragen schienen. Darauf kamen dieselben gegen den Meistersänger, führten ihn zur Schmiedhütte und geboten ihm, vor derselben auf einer Bank niederzusitzen. Sie begleiteten die Einladung mit einer thätigen Handleitung, die ihn sogleich zum Sitzen brachte.

7.

Die Schmiedehütte.

Einer der Ueberhöflichen sagte darauf: „Meister Wirri, wir wissen wahrlich, daß du nicht in guter Absicht herumschleichst. Mach' also keine Umstände, und gib die Briefe des Junker Mey von Rueb heraus, die du auf dir trägst. Wenn die Herren Krieg verlangen, sollen sie ihn dick haben. Also heraus den Brief!"

„Was, Brief?" sagte der Meister sehr bestürzt: „Wer sagt

dir, daß ich Briefe trage? Ich glaube wohl, du bist ein Fuchs, aber kein Luchs."

— Der kleine Finger sagt mir's, was du für ein Kamerad bist, und was an dir ist.

„Nun so laß dir auch von ihm sagen, an wen ich einen Brief zu bringen hätte."

— An Jungfrau Fania.

„Wirklich? Nun denn, so ist er an die, und nicht an dich gerichtet. Pack' dich also zum Geier mit deiner Neugier und laß' einen rechtlichen Mann in Frieden."

— So ist's nicht gemeint, Meister. Die Zeit ist vorbei, in der die Stadtleute allein das große Maul aufthun konnten. Gib den Brief gutwillig, oder ich reiße ihn dir mit dem Wamms vom Leibe und die Ohren vom Kopf dazu.

Die Drohung schien auf der Stelle in Vollziehung gesetzt werden zu sollen. Zwei Kerls packten den Spielmann, hoben ihn auf, und zwei andere machten sich bereit, ihn zu durchsuchen, indem sie erklärten, beim ersten Schrei, welchen er thun würde, sollte ihm die Gurgel enggezogen werden.

„Halt!" rief Wirri, und versuchte seine Arme zu befreien: „Gewalt geht über Recht. Das weiß ich. Aber wo ist denn der brave Mann geblieben, der mich hierher geführt hat? Er wird nicht gestatten, daß ihr mich so behandelt. Er wird für mich Zeugniß geben. Drei oder vier über einen Mann herzufallen, ist unchristlich. Viele Hunde sind des Hasen Tod, und der Stärkste schiebt freilich den Schwachen in den Sack. Aber ich glaubte nicht zu Räubern, sondern zu ehrlichen Christenleuten zu kommen."

— Du Lästerzunge, schweig! erwiederte einer der Umstehenden: Wir sind wohl christlicher gesinnt, als du und Deinesgleichen. Als Spion und Briefträger meritirtest du am nächsten Baumast, laut Kriegsrecht, zu zappeln. Aus menschenfreundlicher Commise-

ration gönnen wir dir das Leben. Du bleibst aber, bis auf weitere Ordre, Kriegsgefangener, leistest Gehorsam in Allem, was dir notifizirt wird, händigst die auf dir befindlichen Depeschen ohne weitere Umstände aus, und lässest es nicht zu Extremitäten gelangen.

„Höre, guter Freund," sagte der Spielmann, „ich würde keinen Pfifferling für deinen Kanzleistyl geben, wenn nicht ein halbes Dutzend grober Fäuste, statt der Siegel, daran hingen. Lasset mir also die Hand los, damit ich den Brief suchen kann. Aber vergesset nicht, das Jahr hat zweiundfünfzig Wochen, und oft kommt über Nacht, woran der Klügste nicht gedacht."

„Wohlgesprochen!" erwiederte man dem Meistersänger: „Solches erfährst du heut' an dir, und die Städte werden es mit dir erfahren. Eure großen Hänse vermeinten bishero allein im Posseß der Klugheit zu sein, und sich trotz aller Malcontenten bei ihrer unrechtmäßigen Gewalt mainteniren zu können. Allein das Eis ist, wider alle Opinion, plötzlich gebrochen, und der Bruch nicht so leicht zu repariren. Also nur die Depesche heraus."

Wirri suchte den Brief, indem er einige unverständliche Worte murmelte. Bei seiner natürlichen Furchtsamkeit könnte es auffallen, daß er jetzt so viele Herzhaftigkeit an den Tag legte. Er gehörte aber zu der großen Anzahl Menschen, welche nur unmäßige Angst vor der Gefahr empfinden, die sie nicht sehen. Sobald er das verlangte Papier abgegeben hatte, entfernten sich Alle, bis auf einen Mann, der, vermuthlich als Wachthabender, vor der Schmiede auf- und niederging.

Er, wieder auf die Bank sitzend, murmelte ärgerlich, zur eigenen Gemüthsbesänftigung, einige ihm sonst ungewohnte Flüche; vergaß jedoch nie dabei, jedesmal den Himmel gebührend um Verzeihung zu bitten. Man begreift wohl, daß er sich von Herzen weit von der verwünschten baufälligen Hammerschmiede hinwegsehnte. Allein er glaubte seinen riesenhaften Wegweiser erwarten

zu müssen, theils um mit dessen Hilfe vielleicht den Brief des Junker Mey wieder zu erhalten, theils um in dessen Gesellschaft Weg und Steg durch Nacht und Wald zu finden. Lange beobachtete er aus langer Weile das stumme Hin- und Herwandeln des Wächters im Finstern; oder zu seinen Füßen die seitwärts liegenden großen Hunde; oder die Sterne, welche zwischen den fliegenden Nebeln bald erglänzten, bald verschwanden. Es war tiefe Stille weit umher; selbst das Hämmern in der Schmiede endete; und man vernahm nur Stimmen derer, die im Gebäude redeten.

Meister Wirri glaubte unter diesen Stimmen auch den heisern Ton seines Führers zu erkennen, und drehte sich um, denselben zu entdecken. Gerade hinter seinem Rücken quoll dunkelrother Lichtschein zwischen Mauer und Holzwerk durch einen breiten Riß hervor, groß genug, Alles im Innern gemächlich zu beobachten. Im Finstern girrte der Blasebalg, der die blendende Glut des Herdes erfrischte. Viele Eisenstäbe lagen im Feuer halb vergraben. Einzelne Theile der rußigen, schwarzen Werkstätte, Balken, Mauervorsprünge, Sparren, Ketten, Zangen, die neben anderm Geschirr an den Wänden hingen, schienen sich, wie lebendig, bald heller ans Licht vorzubewegen, bald in die Dämmerung zurückzuziehen. Als wahrhafter Fürst der Finsterniß saß, breit und riesenhaft, Wirri's Begleiter auf dem Amboß, wie auf eisernem Thron. Weil er mit dem Rücken gegen die Feueresse gewandt war, glich er einem schwarzen, lebendigen Schatten, und das struppige Haar seines Hauptes, vom Wiederschein des Brandes durchschimmert, einer glühenden Krone. In der halbemporgehobenen Rechten trug er, statt des Scepters, ein zugespitztes Eisen, wie man auf Spieße oder Piken zu setzen pflegte.

Es überlief den Meister Heinrich, bei diesem Anblick, ein abergläubiges Grausen. Fast noch mehr aber entsetzte er sich, als er unter den drei Bauern, die vor dem gewaltigen Inhaber des

Amboßes standen, leibhaftig die Schwedengestalt wahrnahm, welche ihm und dem Junker Mey auf dem Rueberberg erschienen war. Sie zeigte dasselbe edle Heldengesicht mit den schwarzblitzenden Augen, mit dem schwarzen-, zierlich gespitzten Knebel- und Zwickelbart; nur an die Stelle der schwedischen Kriegstracht war gemeine Bauerkleidung von rohem, ungebleichtem Zwillich gekommen.

„Woran liegt's?" sagte die heisere Stimme mit einem Ausdruck von Verdruß: „Nicht dreihundert, sondern dreitausend Stück sollen fertig sein. Wißt Ihr auch, daß die Basler, Mühlhauser, Berner und Züricher uns schon in einigen Tagen über den Hals kommen?"

Einer der Umstehenden antwortete: „Fünfzehnhundert Stück werden jetzt schon geschaftet und vertheilt, wie du weißt. Wir können wahrlich die Spieße nicht im Ofen backen, wie der Bäcker die Waffeln und Wecken. Eisen will gehämmert sein."

„Genug! rühret die Fäuste!" rief der Mann auf dem Amboß: „Schaffet Tag und Nacht; es ist hohe Zeit; oder Alles geht dem Teufel zu. Was meinst du, Gideon? diese Spitzen dünken mich wohl kurz. Sie sollten einen halben Schuh länger und keine Zahnstocher sein."

Derselbe, welcher vorher geantwortet hatte, erwiederte auch jetzt: „Sie halten genau das Maß, wie der Hauptmann Gideon hier vor drei Wochen selbst angeordnet und befohlen hat. Ward gefehlt, so ist's seine Schuld; das kümmert mich wenig. Aber bedenke, daß um einen halben Schuh länger die Arbeit um das Halbe verlängert, und dir, als Zahlmeister, das Geld im Sack um die Hälfte kürzer macht. Mir an, ich thue, wie Ihr's verlangt!"

Jetzt nahm der Schwede die Eisenspitze aus der Hand des Alten, betrachtete die Arbeit und sagte: „Nein, dabei bleibt's! Was dem Eisen abgeht, ersetzt die Länge des Spießschaftes; und wem dieser Zahnstocher durch den Magen fahren wird, hört auf zu kauen.

Wir brauchen keine Hellebarden zur Zier; die taugen gar wohl zum Pomp einer Leibgarde, nicht für leichte Truppen, zu denen wir die junge Mannschaft enrollirten, die keine Hakenbüchsen, Armbrüste oder Musqueten im Hause hat. Es thut nicht wohl, wenn der Spieß vorn zu schwer fällt, wie ich dergleichen absonderlich bei der kaiserlichen Armada observirt habe, wo allezeit der Stoß unsicher blieb. Auch darf ich überhaupt billig zweifeln, daß es uns an der nöthigen Armatur und Munition ermangeln werde, dieweil fast jegliches Haus mit nothdürftigem Schießpulver, Kraut und Loth, oder mindestens mit Morgensternen versehen ist, womit sich im Handgemenge etwas prästiren läßt."

Der Alte auf dem Amboß entgegnete: „Gideon, nimm die Sache nicht allzuleicht auf die Achsel. Der Rath zu Bern hat die Welschländer aufgeboten, und rühmt sie gar, als eifrig ergebene, tapfere und wohlgeübte Leute."

„Mag sein!" versetzte der Hauptmann im Zwilchwamms: „Wo der Wein gut wäre, da dürfte man keinen Kranz ausstrecken. Die Welschen sind am Ende doch nur eilfertig zusammengeraffte neugebackene Soldateska, die nur wenig exerciert ist, und mögen wir ihnen ohne Furcht Fronte bieten. Ich gebe meine Parole, binnen vierzehn Tagen aus unsern Leuten Soldaten zu machen, die ihr Metier verstehen und die welschen Hasenfüße über alle Berge treiben."

„Wer seinen Feind verachtet," sagte der Alte: „hat's Spiel schon halb verloren . . . ."

„Gleichermaßen," unterbrach ihn Gideon, „wer seinen Feind fürchtet! Unsere Leute ziehen für des Vaterlandes Recht und Libertät ins Feld, und werden wie Verzweifelte schlagen. Denn sie haben genugsam erkannt, daß es auf den alten Socken nicht länger gehen wollte. Und nun sie die Trommel rühren, haben sie allein die desperate Wahl zwischen glorreicher Victorie oder

dem Galgen. Lasset uns nur sorgfältig wachen, daß von unsern Mitteln und Vorhaben nicht allzuviel in der Welt herumspargirt werde, und wir dem Feind, der uns zu überrumpeln gedenkt, das Prävenire spielen können."

„Ganz richtig!" entgegnete der Alte: „Bis jetzt ist die Sache unter Wenigen und wohlverwahrt."

„Darum muß eine Martial- und Kriegsordnung bestehen!" fuhr der Hauptmann fort: „Mit dem Ersten, der sich auf fahlem Pferde ertappen läßt, ohne Pardon, Kopf ab! Wer Briefe trägt, Spionenschaft treibt, ohne Pardon, Kopf ab!"

Bei diesen Worten des Hauptmanns, die derselbe, so oft er „Kopf ab"! rief, mit einer weiten Bewegung des Arms durch die Luft begleitete, als stände er schon an Scharfrichters Statt da, verschwanden dem Spielmann fast die Sinne; denn er erinnerte sich des ihm gewaltsam genommenen Briefes, und bezog die Rede auf seine Person, die hier von der Welt verlassen saß. Er drehte sich hastig von der Mauerspalte ab and sah sich nach Flucht um. Der Wachthabende ging noch immer langsamen Schrittes durch die Finsterniß auf und ab. Der war in diesem Augenblick eben am entferntesten; der Wald ringsum nahe, wohin die erste Zuflucht genommen werden konnte; auch ließ sich hoffen, die Thalstraße ohne Mühe zu finden, sobald die Füße nur dem natürlichen Zuge bergab folgten. Dies bedachte Meister Wirri wetterschnell und mit mehr Geistesgegenwart, als von seinem Entsetzen vor des Hauptmanns Reden hätte können erwartet werden.

Rasch sprang er auf und davon. Er hatte aber auch nicht drei Schritte gethan, als er sich im Nacken festgehalten fühlte, und ihm vorn auf der Brust eine zottige Bestie lag, welche grimmig schnarchend an ihm aufgefahren war. Er that einen lauten Schrei. Es waren die beiden wohlabgerichteten Hunde, welche sich seiner bemächtigt hatten, und die in der Eile von ihm gar nicht mehr

beachtet worden sein mochten. Der größte von ihnen hatte ihm von hinten die Vorderpfoten auf beide Achseln, wie zur Umarmung, gelegt, und mit dem Rachen ihm das zufällig durch Mantelkragen und Hutkrämpe wohlgeschützte Genick geklemmt. Schnell lief der Wächter herbei und rief den Hunden zu: „Leg ab! leg ab!"

Der Spielmann schüttelte sich am ganzen Leibe, als wollte er seiner Loslassung von den reißenden Thieren oder der Unverletztheit seiner Gliedmaßen gewiß werden und sagte: „Wenn Fluchen keine Sünde wäre, möcht' ich dies Mörderloch mit Menschen und Vieh in den tiefsten Abgrund der Hölle hinunterwünschen; es wäre, meiner Treu, da besser am Platz, als in meiner gnädigen Herren und Obern Gebiet."

„Du Narr, du," sagte lachend der Bauer, der ihn beim Arm fest hielt und zurückführen wollte: „warum saßest du nicht still? Wer hieß es dir, davon zu laufen? Kannst von Glück erzählen, daß dir mein Beißer die Gurgel zum Brüllen offen ließ."

„Kann ich nicht gehen, wohin mir's beliebt?" entgegnete Meister Wirri: „Bin ich euer Gefangener? Wer darf einen Ehrenmann festhalten? Pack' dich zum Henker, der auf dich wartet. Ich habe nichts mit dir zu theilen; ich gehöre in dieses Nest so wenig hier, als die Taube ins Geiernest."

„Halt' dich ruhig!" erwiederte der Bauer: „Es wird dir kein Leid widerfahren. Wir sind keine Gurgelabschneider, sondern so ehrlich, wie du. Da hast du mein Wort und dabei bleibt's."

„Ja," sagte Wirri, „du und Deinesgleichen bleiben beim Wort, wie der Hase bei der Trommel."

Während dieses Gezänks trat ein finsterer Schatten herzu. Der Spielmann erkannte am Umriß desselben sogleich seinen breitschultrigen Geleitsmann. Wiewohl er demselben, nach dem, was er von ihm so eben in der Schmiede gesehen und gehört, nicht mehr trauen zu können glaubte, redete er ihn doch sogleich freundlich

an, erzählte ihm, was vor dem Hause geschehen sei, und verlangte Schutz gegen die beißenden Hunde und bellenden Menschen, zu denen er ihn geführt habe.

„Was hast du mit diesem braven Mann? Er ist mir auf der Straße begegnet, und hat mich nur aus Gefälligkeit begleiten wollen!“ sagte der Alte zornig zum Bauer: „Jockli, ich warne dich! Deine Lust, Fremde zu necken, könnte dir einmal in die Rippen einen Bruch machen und deinen Hunden das Fell kosten. Komm, Meister,“ fuhr er fort und wandte sich zum Spielmann in sanfterm Ton, indem er dessen Arm ergriff, „wir gehen mit einander. Es ist ungeschlachtetes Volk in diesen Bergen, das keine Lebensart kennt. Komm. Gute Nacht, Jockli!“

Der Spielmann, zwar froh, davon zu kommen, blieb jedoch nach den ersten zehn Schritten wieder stehen und sagte: „Ich weiß wohl, Schmiedskinder sind der Funken gewohnt und Kohlbrenner färben nicht weiß ab; mag ihnen auch nichts übel nehmen. Allein das ist Schelmengesindel hier. Sie haben mir, als du fortgegangen warst, den Brief des Oberherrn mit Gewalt entrissen. Ich muß den Brief wieder erhalten, oder es gibt Klage beim Landvogt zu Lenzburg, und dann Gnade Gott diesen Kerlen! Es würde ihnen Fahren und Schalten bald aufgekündigt werden.“

„Still!“ flüsterte ihm der Geleitsmann ins Ohr, und zog ihn mit sich bergab ins Gebüsch: „Laß dich nicht hören! Weißt du denn nicht, wo wir sind? Willst du dich und mich muthwillig ins Verderben reißen? Meuterer, Aufrührer, Rebellen sind's! Wenn die unsere Absicht merken, nehmen sie uns den Schädel unter den Hammer, und es kräht kein Hahn darnach.“

„Wahrlich, du sagst mir nichts Neues!“ antwortete Wirri, der nun erschrocken und geduldig mittrabte, und sich im Finstern an seines Führers Arm hielt: „Ich habe die Zeisige am Gesange erkannt, den sie in der Schmiede anstimmten. Aber warum gingst

du auch zu ihnen? Warum verleitest du mich, hierher zu gehen, mich armen Mann, der vor dem Junker von Rued mit Schimpf und Schande bestehen muß?"

— Du thust mir leid, aber morgen mach' ich's dir in der Frühe beim Oberherrn wieder gut, Meister.

„Willst du wirklich morgen nach dem Schlosse?" fragte Wirri mit einem ungewissen Tone, der seinen stillen Zweifel an der Redlichkeit des Alten verrathen konnte.

— Hast du vergessen, was ich dir sagte, Meister, als wir hieher gingen? Mußte ich nicht hieher, um dem Junker das Sichere melden zu können? Mit leeren Vermuthungen ist solchen Herren nicht gedient.

„Wenn ich aber die Ohren recht hielt, hat's mir geschienen, als stimmtest du ein wenig in das Lied der gottlosen Rebellen ein. Ich will eben nicht gesagt haben, daß ich dich für einen ihres Gelichters halte. Aber wer doch zu einem Dinge schweigt, gibt sich schuldig."

— Soll ich denn wie das Schaf blöken, wenn ich unter den Wölfen sitze? Was hättest du gethan, um sie auszuforschen? Würdest du ihnen die Wahrheit gesagt und den Text gelesen haben? Meister, ich glaube nicht, daß du von Aarau bist, denn die Herren dort stellen es pfiffiger an.

„Nun allerdings, guter Freund, wer die Wahrheit geiget, bekömmt den Fidelbogen um den Kopf. Es war ganz klug von dir gethan. Beim Spiel lernt man die Leute kennen. Jetzt kenn' ich auch den saubern Herrn Gideon! Es ist kein Hinten ohne Vorn, und kein Nachtheil ohne Vortheil. Der Junker Oberherr wird sich verwundern, wenn ich's ihm erzähle. Doch muß ich gestehen, eins ärgert mich dabei; und ich hätte der Nase des Verwalters keinen so feinen Geruch zugetraut."

— Also du kanntest den Erzschelm Gideon schon früher?

„Gestern begegnete er mir und dem Junker, als wir beim Schlosse frische Luft schöpften, und er ließ schon da die Klauen vor. Wir geriethen mit Worten hart an einander. Aber Geduld, was verkehrt, das lehrt! Dem werf' ich gewiß auch noch einen Stein in den Garten."

— Nun wundert's mich nicht, woher die Leute sogleich wußten, daß du in Geschäften des Junkers reisest und Briefe tragest. Der Gideon hat seine Sohlen in deine Fußstapfen geschoben, Meister, denn er hatte zehnmal mehr von dir zu sagen, als ich. Du solltest nicht vor Jedem sogleich mit deinen Heimlichkeiten herausplatzen.

„That ich's denn? Wenn der Galgenvogel nicht zu Kulm im Wirthshaus nebenan gehorcht hat, so steht er mit dem Bösen im Bunde. Ich hüte mich meinerseits wohl, ein Wort zu viel zu reden, und schaue meinem Manne zuvor wohl ins Gesicht; denn es ist besser, zehnmal mit dem Fuß ausgleiten, als einmal mit der Zunge. Aber der hat dem Teufel ein Ohr abgeborgt. Ich fragte zu Kulm nur den lustigen Weibsbildern des Abdrich nach."

— Da haben wir's! Meister, wir meinen es, seh' ich, beide mit unserer hohen Obrigkeit gut, die von Gott gesetzt ist. Ich bin eine ehrliche Haut und habe dir wahrlich schon viel zu viel von mir eingestanden. Hüte deinen Mund, verrathe mich hier im Lande nicht.

„Was denkst du, guter Freund? Fürchte nichts! Es muß ein kalter Winter sein, wenn ein Wolf den andern frißt."

Unter Fortsetzung dieses Gesprächs waren sie glücklich aus dem Gebüsch wieder ins Freie gekommen. Der Wind strich scharf und kalt das Thal herauf, und streifte die Nebel von den Bergen. Wirri unterließ nicht, während des Redens zuweilen die Augen nach allen Seiten herumzuwenden, um zu wissen, wo er sich eigentlich befinde. In der Dunkelheit sah er aber nichts, als seitwärts

die Berge, welche, schwarzen Wolken gleich, ihre Ränder am Himmel bezeichneten. Nirgends verkündete ein Licht das Dasein einer menschlichen Wohnung. Der Alte schien sich um betretene Wege nicht viel zu kümmern. Er wanderte rüstig fort, bald über Steinschutt, bald über Wiesen, bald durch ein Bachbett, bald durch ein Stück Wald; dabei sorgte er unaufhörlich für unterhaltendes Geplauder.

Als nach geraumer Zeit dem Meistersänger das Wandern endlich beschwerlich ward, und es ihm vorkam, wie wenn die Höhen von beiden Seiten enger zusammendrückten und es immer steiler aufwärts ging, blieb er plötzlich stehen und sagte zum Reisegefährten:

„Guter Freund, wenn du nicht böse Absicht hegst, so mußt du irre gelaufen sein; denn mich dünkt, wir kommen diese Nacht keineswegs aus der Wildniß heraus. Man hört weder Glocke, noch Hund, nichts als den Wind, wenn er durch die dürren Waldbäume zischt. Ich dächte, wir kehrten den Weg um, und nähmen mit dem ersten Haus oder Heustall vorlieb; denn die Kälte setzt mir zu, und die Nacht ist keines Menschen Freund.“

— Begehrst du denn nicht zum Abderich im Moos? — sagte der heisere Alte.

„Bewahre mich der Herrgott!“ rief der Meistersänger: „Wo denkst du hin? Du weißt doch, mein Brief ist geraubt; ich glaubte also, du würdest von selbst einsehen, daß ich nicht hin könne und wolle, wo ich nichts mehr zu verrichten habe. Warum führst du mich nicht ins Dorf, oder in dein Haus?“

— Meister, deine Schuld ist's und nicht meine, wenn du nicht zum Abdrich verlangtest und doch schwiegst.

„Aber der Brief ist ja in den Klauen der Schmiede!“

— Nun ja, was thut's? Das Maul haben sie dir gelassen; und wer weiß denn, ob das Fanely Schrift lesen kann? Mach'

ihr deine Anträge mündlich. Vielleicht sieht sie deine runden Backen lieber, als das magere Papier.

„Thu' mir den Gefallen, guter Freund, kehr' um. Ich lade den Teufel nicht zu mir ins Haus, noch minder kehr' ich ohne Noth bei ihm ein."

— Wenn dir der böse Feind einst so gutes Nachtquartier gibt, als wir beim Abdrich finden, so wirst du es nicht zürnen. Meinestheils, ich kehre nicht mehr zurück. Denn noch zehn Schritte aus dem Buschwerk hinaus, und wir sind am Ort. Mich friert und hungert, wie einen herrenlosen Hund; es ist Nachtessenszeit und Abdrich gastfrei. Bei mir im Hause könnt' ich dir kaum einen Geißkäse anbieten.

„Kurzes Haar ist bald gebürstet!" sagte der Spielmann: „In der That und wohlerwogen fühl' ich neben müden Beinen, wie du, wahrhaften Heißhunger; ich könnte mich keine Viertelstunde weiter schleppen; und in der ägyptischen Finsterniß auf dem Wege liegen bleiben, das wäre zehnmal mehr, als Tod."

— Komm, Meister. Abdrich ist nicht so böse, als man ihn ausschreit.

„Halt, guter Freund! Es ist Jemand im Dunkeln hinter uns. Hörst du nichts?" rief Heinrich Wirri mit Entsetzen, und fühlte in dem Augenblick lebendige Thiere, die um ihn streiften.

Es sind nur Abdrichs Hunde.

„Die verdammten Bestien bellen nicht einmal; thun ganz bekannt mit mir."

— Du siehst daraus, Meister, wie der Eigenthümer derselben menschenfreundlich denkt. Nur vorwärts! Umkehren müßte Verdacht erregen.

Langsam folgte Wirri und schüchtern, denn die Hunde umschnoberten und umwedelten ihn, ohne daß er sie erblicken konnte.

Nach wenigen Schritten schon zitterten Lichtstrahlen durch die

Tannenzweige. Wie die Wanderer aber ins offene Land hinaustraten, leuchteten ihnen die Fenster eines großen Bauernhauses entgegen.

8.

Das Haus des Fluchs.

Der Alte hatte beim Eintritt in die Wohnung mehr die Miene eines hier wohlbekannten Hausfreundes, oder des Herrn, als eines seltenen Gastes. Zween Knechte, die am Kochherde plauderten, gingen ihm sogleich grüßend entgegen. Er unterhielt sich leise mit ihnen, während der Spielmann ihren Platz am Feuer einnahm, über welchem am eisernen Haken der Kessel hing, der ihm nicht unbehaglichen Speiseduft zuhauchte.

„Begleite mich!" sagte einer der Knechte, welcher mit einer angezündeten Lampe zu Wirri kam: „Du bist bei uns wohlversorgt. Abdrich wird dich heute kaum sprechen; er hat eine kranke Tochter."

Wirri sah sich in der Küche mit dem Knecht allein, und hatte, während er sich an der spielenden Flamme des Herdes wärmte, nicht bemerkt, daß sein bisheriger rothäugiger Begleiter mit dem Andern verschwunden war. Durch mehrere kleine Stuben ward er nun vom Knecht in einen schmalen Gang geführt, welcher zum Hintertheil des Hauses nach einer verschlossenen Thür leitete. Durch diese kam er in ein kleines Gemach, welches von einem großen gemauerten Ofen, einem hohen Bett, das fast an die Stubendecke reichte, einem alten Tisch von Tannenholz und einigen hölzernen Sesseln fast gänzlich angefüllt war.

Der Knecht Abdrichs setzte die Lampe nieder und sagte: „Man wird dir Nachtessen zutragen, und dort ist dein Lager, wenn du Schlaf suchst." Damit entfernte er sich.

Wirri, solcher Aufnahme in dem vielgefürchteten Hause nicht gewärtig, ließ sich's im warmen und saubern Stübchen ganz recht sein. Das Gebäude war zwar, wie jede damalige Wohnung des Landmanns, nur von Holz, mit einem Strohdache, zeigte sich aber von innen durchaus vertäfelt und ungemein reinlich gehalten. Jedes Geräth, obgleich äußerst einfach, sprach für des Eigenthümers Ordnungsliebe und Wohlstand. Mit besonderm Gefallen betrachtete der Meistersänger sein hochgethürmtes Bett, dessen Tücher vollkommen frisch, wenn gleich nur von ungebleichtem, grobem Stoff gewoben waren. Nur befremdete ihn draußen das starke Eisengitter vor dem Fenster und die Thür nur von außen, aber nicht von innen mit Riegeln versehen. Das gab seinem Aufenthalt für die Nacht ein fast gefängnißartiges Ansehen.

Unter diesen Betrachtungen erschien auch das verheißene Nachtessen. Ein Knecht, dem ein sehr schönes Mädchen folgte, trug Habermuß, Schinkenschnitten, Brod, weiß und locker wie Wolle, Emmenthaler Käse, in dessen Poren Thautropfen glänzten, und Wein in schwarzgrüner Glasflasche auf. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit blätterte die ländliche Hebe das frische, doch ungebleichte Tuch über den Tisch auseinander, daß der zwei Zoll breite, rothdurchwirkte Streifen der Tuchmitte die Tischmitte wurde. Im Augenblick standen die Speisen im besten Ebenmaß darauf zusammen geordnet. Sie verrichtete ihr Geschäft, ohne ein Wort zu sagen, mit freundlich-schüchterner Miene, niedergesenkten Augen, aber vieler natürlichen Anmuth. Die reizenden und beständigen Wendungen ihres Körpers, selbst wenn sie den Fuß nicht bewegte, sowie ihr leichter, tanzartiger Gang konnten dem Meistersänger nicht unbemerkt bleiben. Doch das Habermuß und die zarten Fleischscheiben daneben, deren glänzendes Weiß und Roth ihm wie Lilien und Rosen lachte, nahmen seine Blicke nicht minder in Be-

schlag, und die junge Dienerin hatte sich mit einem leisen: „Daß es dir wohlbekomme!“ zu schnell durch die Thür entfernt.

Erst nachdem er den Ungestüm seines irdischen Bedürfnisses hinlänglich vor den leeren Schüsseln besänftigt fühlte, kam er mit seinen Gedanken auf die kleine Hebe zurück, deren gefälliges Aeußere durchaus nichts mit der ungelenken Art einer rohen Bauernmagd gemein hatte. Je länger er sich das Bild der schlanken, beweglichen Gestalt vergegenwärtigte, je deutlicher ward ihm, daß dies die unglückliche Pathe des Dekans Nüsperli gewesen sei, die er zu entführen gekommen war. Er machte sich gerechte Vorwürfe, nicht schon die Einleitung dazu getroffen zu haben.

Nach einem Stündchen ging die Thür auf, und dasselbe Mädchen erschien, den Tisch zu räumen. Er säumte nicht, die anfangs Schüchterne in ein Gespräch zu verspinnen und sie genauer zu betrachten. Sie schien zwischen dem kindlichen und jungfräulichen Alter zu schweben. Ihr bräunliches Gesicht konnte nicht schön geheißen werden; doch das zarte, bewegliche Spiel ihrer Mienen hatte viel Einnehmendes. Sie trug das Haar in Flechten um den Kopf gewunden; am Leibe dürftiges, entfärbtes und abgetragenes Gewand; ein grobfadiges Hemd, um den Hals mit Häfteln zusammengeschlossen, deckte ihre junge Brust.

„Warum denn,“ sagte er zu ihr, „warum bist du hier, und bleibst du? Gewiß wohnt hier der Abdrich selber? Ich an deiner Stelle wäre längst über alle Berge. Man ist ja in diesem Waldloch wie von Gott und Menschen verlassen. Gibt Abdrich guten Lohn?“

— Nichts!

„Nun denn, nichts ist sehr gut für die Augen, aber nicht für den Magen. Ich begreife nicht, warum du dich halten läßt?“

— Ich bin eine arme Waise. Abdrich hat mich aus Mitleid aufgenommen. Wohin soll ich? Gern wäre ich, bloß ums liebe Brod, anderswo.

„Wohin? Ei nun, nach der Stadt zum Beispiel; nach Aarau, wo ich wohne. Ich bin Spielmann, und verdiene mein blankes Stück Geld; bin in allen guten Häusern angesehen. Bei Kindtaufen, Namenstagen, Hochzeitfesten wird mein Spruch köstlich belohnt; Vieles nebenbei gewonnen. Hätt' ich eine brave Hausfrau, ich säße wie die Perl' im Golde. Du weißt wohl und ich muß es bezeugen, Junggesellenwirthschaft macht nicht reich; und regnete das Gold zum Dache herein. Wenn wir beide, zum Beispiel, mit einander hausen würden, ließ ich mir den Kummer nicht über das Knie wachsen. Wir hätten vollauf und noch für das Dritte genug."

— Du redest mir gar wunderlich; ich verstehe dich wahrlich nicht! — sagte das Mädchen, und sah ihn mit lächelnder Neugier und Augen voller Unschuld an.

„Ich versteh' mich doch sonst aufs Reden, und Husten und Liebe lassen sich eben nicht gut verbergen. Also, kurz und rund: Ich bin entschlossen, wenn du mit mir willst. Wollt' ich in der Stadt meine Hand zum Fenster hinausstrecken, hing' an jedem Finger ein Mädchen, das Braut sein möchte. Aber siehst du, deinetwillen bin ich hergekommen in dies abgelegene Nest. Ich hatte sogar einen Brief für dich vom Junker Mey von Rued; aber das Diebs- und Rebellenpack in der Hammerschmiede hat ihn mir weggerissen. Wir sollten beide mit einander nach Liebegg flüchten."

— Geh' mir doch mit deinem Geschwätz! — sagte das Mädchen und hüpfte lachend am Tisch herum: was weiß Junker Oberherr vom armen Aenneli hier?

„Aenneli?" murmelte der Meister Wirri sehr betroffen in sich hinein: „Da klopft' ich an der unrechten Thür an. Alter Esel! laß dir die Ohren stutzen, wenn du wie ein Füllen aussehen willst."

— Dacht' ich's doch gleich, da ich dich mit Abdrich ins Haus

treten sah, du kommest von Aarau, die Herren von Aarau machen sich gern lustig.

„Ich mit Abdrich?“ rief der Meister erschrocken: „Was sagst du, Aenneli? Der Alte, der mit den Augen, wie durch rothe Frieslappen sieht, ist Abdrich?“

Das Mädchen tanzte und lachte wie närrisch und sagte: „Du mußt dich besser verstellen. Thu' nur, als wenn du ihn nicht kenntest. Mir machst du nichts weiß!“

„Da bin ich wieder garstig angerannt! Was einer scheut, das muß er haben!“ murmelte der Spielmann wieder: „Versehen heißt auch verspielt; es ist Unglückstag. Der Teufel hat mich in die Falle gelockt und ich bin gefangen. Gott sei meiner Haut gnädig!“ Er rieb sich ängstlich die Stirn und drehte sich im Kreis herum, als such' er verlorne Dinge, deren Namen er vergessen. Dann wandte er sich wieder zu dem jungen Mädchen und sagte: „Also war's Abdrich selber? Hätt' ich das gedacht! Aber er sah aus, als hab' er kein Wasser getrübt! als wüßt' er vorn nicht, daß er hinten lebe. Zwei Augen decken doch viel! Teufelsdreck läßt sich aber auch versilbern. Sage mir, herziges Aenneli, man lebt übrigens doch im Hause hier, denk' ich, mit Gottesfurcht, Fried' und Einigkeit beisammen, als säßen die Störche das ganze Jahr auf der Dachfirst?“

Sie zuckte die Achseln und machte seitwärts ein furchtsames Gesicht, indem sie halblaut flüsterte: „Weiß ich denn, was hier vorgeht? Es kömmt und geht, man sieht nicht, warum? Ich bin seit Weihnachten im Haus, und kenn' es nicht. Es kehrte Mancher ein, den ich nicht wieder gehen sah; und Mancher ging, der nie wieder kam. Es wird mir oft bange ums Herz. Denn hier ist's ganz anders, wie bei Andern. Man darf nicht Alles hören, nicht Alles sagen. Könnt' ich in christlicher Leute Dienst kommen, zehn Stunden weit lief ich barfuß über den Schnee dahin.“

„Hältst du denn die Leute hier im Thal nicht für christliches Volk, herziges Aenneli? Sprich doch offenherzig und unverblümt. Komm' ich je wieder nach Aarau, mußt du im besten Hause dort Kindsmagd werden. Dienst um Dienst! Also nicht christlich wären sie, meinst du?“

— Ach, weiß ich's? Einmal Abdrich hat die Kirche nicht gesehen, glaub' ich, seit er getauft ist. Er denkt alle Tage anders und thut alle Tage anders. Die Leute sagen ihm gar zu böse Dinge nach. Wäre Abdrich nicht so reich, so schlösse man jede Thür vor ihm, und keine Katze würde er mit seiner Klugheit aus dem Ofen locken.

„Allerdings! aber ein silberner Hammer zerbricht eiserne Pforten; und goldene Schlüssel öffnen jedes Schloß. Meinethalben, Aenneli, so ward's in allen Zeiten; doch hunderttausend Jahre langes Unrecht ist darum keine Minute Recht. Sage mir doch noch, sind sämmtliche Bewohner dieses Hauses vom gleichen Schlage? Es versteht sich, dich ausgenommen! Es gibt hier eine Jungfrau, genannt Epiphanie?“

— Eine seelengute Tochter ist sie, so gut! aber — doch ist's auch mit ihr nicht ganz richtig. Ich habe sie im Sommer gesehen auf den Wiesen den Hexenringen nachgehen. Sie hält's mit Kobolden, Geistern und Schrättelein. Wenn sie zuweilen von ihren geheimen Dingen redet, macht sie mir Seelenangst. Denn sie ist gut, und spricht wie ein Buch, und könnte mich doch wohl einmal zum Bösen verführen.

„Daß dich Gott bewahre, Aenneli! Des Teufels Fallstrick ist stärker als ein Schiffstau, feiner als der Faden einer Spinne, und am gefährlichsten spannen ihn schöne Hände aus. Ich habe genug gehört, um davon zu laufen.“

— Und, Herr, du solltest noch Abdrichs Tochter, das kranke Aoreli, sehen. Gewiß und wahrhaftig, es würden sich die Haare

deines Kopfes bergan heben. Es kann nicht leben, es kann nicht sterben. Lebt es, so mag es kaum reden. Liegt es bleich und starr wie eine Todte da, so singt es mit leiser Stimme wunderbare Lieder und Prophezeiungen; oder ich will lieber glauben, der böse Geist singt aus ihrer Kehle, wie ein armer Sünder aus dem Fenster seines Gefängnisses, denn es weiß ja selbst kein Wort um das, was es gesungen hat.

Meister Wirri schüttelte sich unwillkürlich, als er diese seltsamen Berichte vernahm, und sagte: „Man sollte in allen Dielen hier Kreuze machen; denn es ruht auf dem Hause ein böser Fluch. Mache dich auf, sobald du kannst, und schüttle den Staub von deinen Füßen. Frage mir nur in Aarau nach. Jedes Kind zeigt dir die Wohnung des Meisters Wirri am Ziegelrain dort. Ein guter Dienst soll dir nicht fehlen, und vielleicht sag' ich dir noch etwas Besseres; denn du bist gar nett und freundlich, wie sich dergleichen wohl zu einem Spielmann schickt."

Das Mädchen hatte unter dem Gespräch das Tischgeräth abgenommen und hielt Alles im Arm. Es lächelte den Meistersänger zutraulich an und sagte: „Wärest du doch gekommen, als meine Mutter gestorben und ich von aller Welt verlassen war! Die Bauern im Dorf haben gar ein hartes Herz und sind arm dazu. Es wollte mich keiner um Gotteswillen aufnehmen! darum mußt' ich zu Abdrich; doch wußt' ich wohl von ihm, was das ganze Dorf wußte. Ich ging mit Thränen und Schrecken. Ach, dem Reichen geht Alles hin; aber ein unvermögliches Waisenkind ist ein niederer Zaun, über den Alles springt."

„Herziges Aenneli, führe nicht so traurige Reden!" sagte er, und streichelte leise mit der Hand ihre erröthende Wange: „Warum betrachtest du mich denn zweifelhaft und ziehst das Köpfchen zurück? Ich mein' es ehrlich, und du bist reich. Ein schönes Mädchen zahlt mit freundlichen Augen besser, als mit harten Thalern.

Wenn wir uns beide einmal verstehen, sind wir, denk' ich, des Handels bald einig."

Sie zog sich schämig zurück und sagte: „Du bist und bleibst der Aarauer Herr! Gute Nacht."

Mit diesen Worten war sie zur Thür hinaus, doch nicht, ohne ihm noch einmal freundlich zugenickt zu haben. Herr Wirri blieb lange auf seiner Stelle stehen, die Augen zur geschlossenen Thür gewandt. Die niedliche Gestalt, ihre leichten Bewegungen, das beständige Drehen ihres Leibes, ihres Köpfchens, die raschen Uebergänge ihres Mienenspiels vom Ernst zur kindlichen Fröhlichkeit, ihre Gewandtheit beim Auf= und Abtragen der Speisen, — Alles gaukelte anhaltend vor ihm, und er mußte sich bekennen, Aenneli könnte wohl das artigste Bräutchen für einen Spielmann werden.

Er überließ sich tiefen und angenehmen Betrachtungen, deren Inhalt zum Theil aus einzelnen Worten hervorging, die er vor sich hin redete, zum Beispiel: „Freilich, Heirathen ist kein Kappentauschen. Aber wer's will genau erlesen, fällt oft am ersten in den Koth. Ich möchte das Aenneli lieber entführen, als die verhexte Koboldliebhaberin mit dem Prophetennamen. Es kömmt mir vor, als wäre diese Geschichte im Himmel beschlossen." Dann wieder: „Allerdings von der Liebe bloß werden Zwei nicht satt; und ein Weib kann in der Schürze mehr aus dem Haus tragen, als der Mann mit dem Heuwagen hineinführen. Doch das Aenneli, — ja, Zucht und Ehrbarkeit ist die beste Aussteuer und Morgengabe. Mit Vielem kömmt man aus, mit Wen'gem hält man Haus; und mit leerem Sack anfangen, ist wahrlich besser, als mit leerem Sack enden. Gute Zucht, gute Frucht!" — Oder wieder nach einer Weile: „Wohl wahr, eine schöne Frau bekommen, ist leicht, aber sie schön behalten, ist schwer. Auch weiß ich wohl, man sagt: Weiber haben lange Röcke, kurzen Sinn; Ehstand, Wehstand. Aber besser erwogen, und denk' ich an meine

Jahre, wahrlich, ist's doch hohe Zeit. Bin ich nicht im besten Alter? Pflanzt Liebe nicht Liebe? Man rühmt wohl, lediger Leib sei Goldes werth, aber das Pfund davon gilt einen Heller."

9.

Störungen.

Aus solchen hochwichtigen Ueberlegungen schreckte ihn das plötzliche Aufspringen der Stubenthür. Aber es war nicht Aennell's zartes Köpfchen, welches mit dem taubenhaft beweglichen Halse um die halboffene Pforte sah, sondern ein Riesenhaupt von grobgeschnittenen Zügen; Nase, Kinn und Backenknochen darin gewaltig vorgeschoben; Bart und Augenbraunen buschig; die Augen in Blutringen, — kurz, Abdrichs Kopf. Der Mund desselben öffnete sich und stieß in heißen Tönen den Wunsch heraus: „Gute Nacht, Meister Wirri! Morgen sprechen wir zusammen."

Das Holoferneshaupt verschwand. Die Thür fiel zu. Draußen ward ein Riegel vorgestoßen, und deutlich ließ sich aus der Fortsetzung des Geräusches erkennen, daß noch ein Hängeschloß vorgelegt wurde. Die Schritte entfernten sich darauf durch den Gang.

Wirri's Schreck war so sehr gestiegen, daß er weder den empfangenen Wunsch erwiedert, noch Fähigkeit behalten hatte, der Ursache seiner Einsperrung nachzufragen. Das Zufahren der Thür, das Pfeifen des rostigen Riegels, das Klappern des Hängeschlosses dröhnte ihm in allen Nerven, und verjagte stracks den Schwarm aller süßen, wenn gleich voreiligen Ehestandsbilder. Er versuchte endlich, freilich leise und schüchtern, das Oeffnen der Thür, um sich seiner Gefangenschaft vollkommen zu überzeugen, an die er, trotz dem, was er eben erfahren, und was ihm zum Theil schon das Fenstergitter geweissagt hatte, zu glauben sich weigerte. Sie

war aber leider nur allzugewiß. Nun stieß er einen tiefen Seufzer aus und rief: „Muß ich also einer von denen werden, die man hereinkommen, aber nicht wieder weggehen sieht? Hilf, heiliger Himmel! Gegen diese versteckte Mördergrube war doch Daniels Löwengrube eine sehr herrliche Herberge!“

Er warf sich in den Kleidern angstvoll aufs Bett; nahm seine Zuflucht bald zum Beten, bald zum Fluchen, ohne weder im einen, noch im andern Beruhigung zu finden. Diese kehrte erst dann von selbst zurück, wenn auch nicht in Gestalt fester Zuversicht, doch in der Gestalt tröstender Hoffnung, sobald das erste gewaltige Herzpochen des Schreckens und der Ungestüm des aufgejagten Blutlaufs sich gelegt hatte. Wenigstens glaubte er keine Gefahr für sein Leben befürchten zu sollen; denn wäre dem Abdrich an diesem gelegen, würd' er es ihm in der Hammerschmiede, oder im Walde, oder auf der nächtlichen Wanderschaft ohne Gefahr haben rauben können. Abdrich hätte ja den arglosen Reisegefährten nur vor einen Abgrund, oder auf eine jähe Felshöhe stellen, oder im Dunkeln hinabstürzen dürfen. „Und mit den Todten ist hintennach gut Prozeß führen!“ dachte Wirri: „Aber wer das Leben behält, der hat noch die Welt und sagt: das Blatt kann sich wenden; heut' ist's an dir, morgen an mir.“

So dachte er, und indem er alle Umstände mit wachsender Besonnenheit zusammenrechnete, entdeckte er auch bald den wahrscheinlichsten Grund, warum man seine werthe Person für diese Nacht unter Schloß und Riegel gelegt habe. Er erinnerte sich, daß Abdrichs heuchlerische Arglist ihm das Geständniß vom Briefe des Junkers entlockt hatte; daß Abdrich selbst den Inhalt des Briefs und das Vorhaben des kühnen Spielmanns kannte, Epiphanien nach Liebegg zu entführen. Was war natürlicher, als den Plan durch nächtliche Verwahrung des Entführers zu vereiteln? „Morgen schickt er mich mit langer Nase wieder heim,“ sprach Wirri zu

sich selber, „und gibt mir einen Sack voller Schimpfreden mit auf den Weg. Ei nun, man kann mich durch Scheltworte nicht weniger machen, als ich bin; und eine Langnase solcher Art rennt gegen keinen Baum an.“

So weit war er in der Ueberlegung seines Zustandes gekommen, als ihm ein mattes Aufflammen der Lampe das Verlöschen ihres Mondscheinlichtes verkündete. Er eilte zu spät an den Tisch. Beim ersten Berühren des Dochtes sah er eine dicke Finsterniß. Das machte ihm neues Grauen. Er tappte ängstlich zum Bette zurück, kletterte wie an einem Thurm mühsam hinauf, lagerte sich unentkleidet und schloß die Augen: unstreitig das beste Mittel, die Finsterniß nicht mehr zu sehen.

Es mochte schon gegen Morgen sein, als er endlich in einen unruhigen Halbschlaf versank. Aber auch aus diesem ward er wieder aufgeschreckt, und zwar, wie es ihm vorgekommen war, durch Hundegebell außer dem Hause. Er spitzte lange, mit schlagendem Herzen, das Ohr. Weil es still blieb, legte er das müde Haupt wieder zum Schlummer. Bald aber entstand ein sonderbares Geräusch, wie von Menschentritten, und so nahe, daß er glaubte, man komme zu seinem Bette. Er fuhr mit halbem Leibe in die Höhe. Das Herz schlug ihm, als wollte es die Brust sprengen. Er fühlte, wie sich die Haare seines Krauskopfes aufstreckten. Denn mit Entsetzen bemerkte er eine finstere Gestalt vor dem Gitterfenster seines Gemachs in schwebender Bewegung. Je länger er beobachtete, je deutlicher unterschied er im Umriß einen Mann, der am Fenster aufstieg, mit den Füßen in das Gegitter trat, und endlich in der Höhe verschwand.

Wie ungelegen allerdings dem vielgequälten Manne die neue Störung sein mochte, gewährte sie ihm doch eine Art Beruhigung, weil er keine Gefahr für seine Person sah. „Ist's ein Dieb, dem nach Abdrichs Schätzen gelüstet,“ dachte er, „so bin ich wohl-

geborgen und verrammelt. Es könnte aber auch ein verliebter Nachtbube sein, der beim herzigen Aenneli zur Chilt geht. Dann sucht er mich nicht. Ich wäre aber lieber an seiner Stelle. Das junge Blut weiß also auch schon, daß im Dunkeln gut munkeln ist. Wer hätte den ehrlichen, frommen Augen das glauben sollen? Nun, kein Jahrmarkt ohne Diebe, kein Mädchen ohne Liebe. Ade, falscher Schatz, es wächst noch mehr Unkraut in Weiberschuhen."

Während dieses kurzen Selbstgesprächs zeigten sich die Beine schon wieder auf den Eisenstäben des Gitters. Die Gestalt stieg nieder und verschwand. Gleich nachdem erhob sich neues Geräusch. Eine Männerstimme rief: „Steh', Bösewicht!" Meister Wirri horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Er vernahm deutlich Geklitter an einander fahrender Degenklingen, dazwischen eine Stimme: „Packan, faß, faß!" Dann folgte Todtenstille; dann dumpfes, gebrochenes Winseln, welches in einem matten Stöhnen erlosch. Nach diesem blieb Alles ruhig.

Den Meistersänger überfiel Todesschrecken. Die draußen handgemein geworden waren, konnten keine Chiltbuben oder Bauernburschen gewesen sein, das verriethen ihre Waffen. Es war bei Abdrichs Hause offenbar ein Mord vollbracht. Von nun an trat kein Schlaf mehr in Wirri's Augen. Die Nacht dehnte sich ihm in eine unendliche Länge; die Sonne schien auf immer verloren und nie wieder an den Himmel zurückkehren zu wollen.

Seliges Gefühl durchströmte ihn aber, als endlich die blasse Dämmerung durchs Fenster herein sah, und im Hause nach und nach Leben laut ward. Nun erst, als wäre er sicherer, that er die Augenlieder zu, um einen Schlaf zu versuchen, den er die ganze schreckliche Nacht entbehrt hatte. Aber bald störten ihn wieder Stimmen mehrerer Männer. Neugierig sprang er vom hohen Bett herunter zum Fenster. Das Gras der Wiese war draußen silbergrau vom nächtlichen Reif. Die finstern Tannen tauchten mit

den Wipfeln in falben Nebel ein. Auf einem freien, schmalen Platze zwischen Haus und Wald zeigten sich drei Männer in lebhaftem Gespräch begriffen; doch redeten sie nur halblaut und geheimnißvoll. Ein vierter war beschäftigt mit einem Besen, den er auf dem Grase hin- und herschwang. Man sah dort Blut am Boden. Zwischen den Bäumen im Walde erschien noch ein fünfter mit einer Schaufel, thätig, Erde in eine Gruft zu werfen. Wirri gedachte der Ereignisse, deren Ohrenzeuge er gewesen, und das Bild draußen erklärte sich ihm von selbst.

Wiewohl noch nicht volle Morgenheitere deutlich zu sehen gestattete, erkannte Meister Wirri unter den drei Redenden doch ohne Mühe die riesige Gestalt Abdrichs. Der andere war der zum Bauer verwandelte Schwede, genannt Hauptmann Gideon. Er trug die rechte Hand in einem Tuch verbunden, das für den Beobachter am Fenster von Bedeutsamkeit in den gegenwärtigen Umgebungen werden mußte. Der dritte, ein untersetzter, vierschrötiger Mann, halbbäurisch gekleidet, obgleich dem Fenster zunächst, ließ sich am schwersten erkennen, weil er den breiten Rücken herwandte. Eben an diesem Dritten übte sich Wirri's Errathungskunst und Neugier am meisten, weil Abdrich und selbst der stolze Schwede demselben mit einer gewissen Auszeichnung zu begegnen schienen. Aber weder aus dem runden Filzhute, von dem ein kurzer Federbusch niederhing, noch aus dem braunen, halbtuchenen, weiten Wamms ohne Aermel, das bis zur Hüfte ging, und ein eben so kurzes grauwollenes Aermel- oder Unterwamms bedeckte, noch aus den weiten, vielgefältelten Hosen, die beim Knie sich zuspitzten, und dann über den lederfarbenen Wollenstrumpf bis zur Mitte der kurzen, dicken Wade reichten, ließ sich etwas Bestimmtes enträthseln.

Erst als Abdrich mit der Hand eine zum Fortgehen einladende Bewegung machte, und der Fremde sich wandte, konnte ihn Wirri besser beobachten. Er glaubte dies kräftige, ernsthafte Gesicht mit

dem kurzen Spitzbart am Kinn, mit dem steif nach beiden Seiten gespitzten, katzenartigen Knebelbart über den zusammengebissenen Lippen, desgleichen die breite, hohe Stirn, die bei den Augenbraunen wulstig über die Nasenwurzel niederhing, irgendwo schon erblickt zu haben. Selbst das dicke, struppige Haar, welches bauschig um Ohren und Nacken starrte, die locker um den Hals gewundene weiße Binde, welche in einer großen Doppelschleife auf der Brust lag, wo eine Reihe eng beisammen stehender, kleiner, runder Knöpfe das braune Oberwamms von oben bis unten schloß, gehörte zur alten Bekanntschaft. Erst jedoch als der Hinweggehende einen trotzig drohenden Blick gegen das Fenster zu werfen schien, erkannte Wirri den Mann und prallte einen Schritt zurück. Es war kein Anderer als der Feldhauptmann der luzernischen Aufrührer, Christen Schybi von Eschlismatt, den er in Wollhausen gesehen hatte.

„Nun weiß ich also, was die Glocke geschlagen hat!“ brummte der erschrockene Spielmann: „Daß sich Gott erbarme, wohin der kömmt, gibt's Unglück! wenn Junker Mey von Rued es wüßte! Hier wär' ein Fang im Nest zu machen, woran sich die ganze Eidsgenossenschaft erlaben könnte. Mir an, ich will keinen Spieß in den Krieg kaufen, und gern nichts gesehen haben, wenn sie mich nur lebendig aus ihren Teufelskrallen lassen.“

Nach einer guten Viertelstunde klapperte das Schloß, pfiff der Riegel, ging die Thüre auf und Abdrich trat herein. Hinter demselben standen zwei Bauern, eisenbeschlagene Dornstecken in den Fäusten.

„Hast du wohl geschlafen, Meister?“ fragte Abdrich, und ein zweideutiges, schadenfrohes Lächeln zuckte durch die harten Gesichtszüge hin, wie ein Abendstrahl der unsichtbaren Sonne durch den schwarzen Gewitterhimmel.

— Ich möcht' es nicht rühmen, Abdrich, — antwortete Wirri, —

denn nun kenn' ich dich wohl. Was hab' ich dir aber je Leides gethan, daß du mich gestern getäuscht und die Nacht gefangen gehalten hast?

„Närrlein," antwortete der Alte, „es ist dir nicht übel ergangen. Trag' künftig keine Uriasbriefe, und stecke die Nase nicht in fremden Handel. Ich würde dich laufen lassen, wenn dein Maul hier im Moos bleiben wollte."

— Laß mich in Frieden ziehen, Abdrich. Mein eigenes Hemd muß es nicht inne werden, daß ich bei dir gewesen bin. Aus Schaden wird man klug. Ich habe Merk's gegessen und schweige.

„Wenn du drei Tage geschwiegen hast, Meister, will ich dir am vierten glauben und den Weih über die Eier setzen. Mach' dich jetzt auf, du hast so weit nicht zur Morgensuppe; meine Leute hier begleiten dich."

— Wohin?

„Ueber die Bampf hinab längs den Seen gen Hochdorf!" antwortete Abdrich, indem er den Spielmann aus dem Gemach und durch mehrere Zimmer wieder zur Hausthür führte: „Denn im Aargau bist du keine Stunde sicher. Wer dich findet und kennt, schlägt dich, wie einen Kain, todt. Alles ist wider Bern im Aufstand, fährt umher, wie Waldfeuer, und bricht wie ein geschwellter Strom über die alten Ufer."

— Feuer und Wasser sind gute Diener, aber böse Herren und Meister! — versetzte Wirri, und leise fügte er hinzu: gleichwie Bauern auch!

„Fort!" rief Abdrich trocken: „Behüt' dich Gott. Ueber bereiften Boden ist frisch wandern. Denk' nicht ans Entweichen, oder Schreien; du rufst dir auf der Stelle zwei Messer zwischen die Rippen. Fort, Ihr Mannen!"

Mit diesen Worten schob der Alte den Spielmann aus dem Hause; die Bauern nahmen denselben rechts und links in ihre Mitte,

und nöthigten ihn, das kleine Wiesenthal anfwärts gegen den Bergrücken zu steigen. Abdrich sah ihnen nach, bis die Wanderer auf der Höhe aus seinem Blick verschwanden. Dann kehrte er ins Haus zurück, blieb eine Zeit lang unschlüssig an der hölzernen Treppe, stieg hinauf, und öffnete droben leise die Thür eines Zimmers.

10.

Die Gäste.

Unhörbar flog ihm auf den Zehen Aenneli entgegen, den Zeigefinger der Linken auf den Mund, die rechte Hand warnend hochgehoben.

„Leise, linde, deine Tochter schlummert!“ flüsterte sie ihm ins Ohr, und schwebte dabei auf den Fußspitzen: „Auch Fania, welche die ganze Nacht an Loreli's Bette gewacht, ruht seit zwei Stunden erst.“ Sie deutete bei den letzten Worten mit den Fingern auf eine Nebenthür des Zimmers.

Abdrich aber gab dem Mädchen einen flüchtigen Wink. Es verstand ihn wohl und entfernte sich. Dann trat er langsam vor das Bett seines kranken Kindes. Kein Sandkorn knisterte dabei unter seinen Sohlen. Schweigend betrachtete er die Jungfran. Sie lag mit dem verblaßten Antlitz, in dessen Marmorzügen noch Spur ehemaliger Holdseligkeit war, und mit den über das Betttuch lang ausgestreckten Armen, wie zum Einsargen bereit. Ein paar flachgedrückte, unter der Haube hervortretende Haarlocken, schwarzglänzend wie Ebenholz, einst kein geringer Schmuck dieses jungfräulichen Hauptes, vermehrten nur den traurigen Eindruck des Ganzen. Sie ringelten sich an der wachsbleichen Stirn und Wange, um gleichsam das erloschene Leben des Leichnams stärker anzudeuten. Die Brust stand ohne Bewegung; über die entfärbten

Lippen ging kein spürbarer Odem; die tief eingesunkenen Augen schienen dem Licht der Welt auf ewig verschlossen.

Abdrich, mit gefalteten Händen und gebeugtem Haupt, starrte lang die holde Leiche an. Dann erhob er leise seufzend die Augen, senkte sie wieder auf die gefühllose Schläferin und sagte kaum hörbar: „O mein Kind, o mein armes Kind! O mein einziges Leben! Warum kann dich Niemand aus der unbarmherzigen Gewalt des Schicksals retten?"

Es durchdrang unendlich tiefer Schmerz sein Innerstes, daß ihm Brust und Odem zitterten. Er richtete das Antlitz himmelwärts, mit jammervoller, stummflehender Geberde, und die krampfhaft zusammengeschlossenen Hände inbrünstig an sein Herz drückend. Thränen an Thränen fuhren aus seinen Augen. Ein leises, schnelles Schluchzen blieb einzige Sprache seiner Seele. Als sich die Heftigkeit des Schmerzes gelöset oder erschöpft zu haben schien, bebten noch seine Lippen im Gespräch mit dem unerforschlichen Lenker der Verhängnisse. Die kräftige, hohe Greisengestalt Abdrichs, in dieser Gebeugtheit, glich einer weiland stolzen und unempfindlichen Eiche, die, vom Donner gebrochen, ihr welkes Laub nun bei jedem Lüftchen zittern läßt. Und die Röthe seiner entzündeten Augen schien eine finstere Gluth, in welcher der Brand hervorbrechen wollte, der das Innere verzehrte.

Von Zeit zu Zeit stieß er kurze, unzusammenhängende Reden aus, die den Selbstgesprächen des Wahnsinns ähnlich klangen, im Grunde aber nur vortretende Punkte waren, an welchen man die Verkettung seiner Gedanken und Schmerzen erkannte, wie man den Zug weit entfernter Gebirge an einzelnen Gipfeln ersieht.

„O du süßer Raub des Todes!" sagte er: „Mußtest du dazu von deiner Mutter geboren werden? — Ich erkenne dich wohl, mit Entsetzen, dich, herzloses Ungeheuer, das seine eigenen Eingeweide verschlingt und wieder erzeugt, um neuen Fraß zu haben. — Es

kann aber nicht sein. Ist das ein todtes Uhrwerk, das von sich nichts begreift und weiß: so ist die wildeste Bestie mehr werth, als die Welt, und der Mensch ist der Gott. — Ach, du arme, schöne Alpenrose, die ungekannt und ungeliebt in der großen Einöde vergeht, warum mußtest du blühen? — Gütig, sagt man, gerecht auch! Ich möcht' es ja gern glauben. Aber diese blasse Leiche sagt: Nein! — Es ist nichts Entsetzlicheres vorhanden, als das Gefühl neben einem bewußtlosen Fels, als das Leben bei der stummen Vernichtung. Die Liebe ist das, was im Reich der Dinge einzig ohne Zusammenhang mit der Welt steht. Sonst paßt Alles zusammen. — O du frommes, heiliges Kind, warum ward dir daß süße Dasein zu kosten gegeben, wenn es mit Schmerzen wieder entrissen sein muß? Was hast du verbrochen, daß sich die Natur das Verbrechen erlauben darf, dich zu zerstören? — Frevel, Frevel! Weiche von mir, Satan! — Es kann nicht aufhören. Es kann nicht! Die Welt hat das Bewußtsein ihrer Ewigkeit in sich. — Scheidest du von mir, eil' ich dir nach, Engel. Wir trennen uns nicht."

Hier verstummte er im abermaligen Schluchzen, kniete mit leisem Wimmern lange, bis die Thränen ihm versiegten. Dann stand er auf, warf noch einen kläglichen Blick gen Himmel und sagte: „Dein Wille geschehe!" Er trocknete seine Augen, legte eine Flaumfeder auf die Oberlippe der Schlummernden, sah mit schmerzlichem Vergnügen noch die Spuren des Lebens im Wehen des Flaumes, beugte sich über das Bett, küßte sanft das Gewand der Tochter, und ging mit leisem Schritt aus dem Gemach hinweg. „Bis Fania erwacht, verlaß Leonoren nicht!" sagte er zum Aenneli, welches ihm auf der Treppe entgegenflatterte: „Ich begebe mich zu den Gästen, und werde meine Tochter heut' wenig sehen. Bring' ihr meinen Morgengruß!"

Nach diesem eilte er hinab, am Herd mit großen Schritten

vorüber, durch zwei aneinander hängende Stuben, in ein letztes inneres Zimmer. Hier saßen die Leute, welche Meister Wirri vorher gesehen. Gideon und Schybi von Eschlismatt neben einem alten, doch rüstigen Manne, dem das silberweiße Haar des Bartes und Hauptes recht ehrwürdiges Ansehen verlieh. Sie waren im lebhaften Gespräch.

„Auf Ehre!“ rief Gideon: „Nicht zwanzig Dublonen wären mir zuviel, wenn ich erfahren könnte, was sein Intent gewesen. Er führte die Klinge meisterlich, und obligirte mich gleich beim ersten Angriff zur Defension, indem er doch dabei langsam hinter sich zurückschritt, um seine wohlberechnete Retirade ins Gebüsch zu nehmen.“

Christian Schybi schüttelte bedenklich den Kopf und sprach: „Ich sag' es noch einmal, wie abgelegen Abdrichs Haus und wie geheim unsere Zusammenkunft gehalten ist, eure Herren von Bern spüren Unrath. Es ist einer ihrer Laurer gewesen. Hättest du ihm den Schädel gespalten! Du warst ihm zu spät auf den Fersen nach.“

„Es währte kein Vaterunser lang,“ antwortete Gideon, „sobald Abdrichs Hund anschlug, war ich aus dem Bett, auf den Beinen, in den Kleidern und zum Zimmer mit blankem Degen hinaus. Die arme Bestie thut mir leid; sie ward sakrifizirt im Augenblick, als ich sie anhetzte, und der suspekte Bursch im Wald und Nebel entsprang.“

„Und setztest ihm nicht nach, Gideon Renold?“ fragte der Alte im weißen Haar.

„Es herrschte dermaßen Dunkelheit,“ antwortete Gideon, „daß ich die Figura des Menschen nur gleichsam wie Schatten im Nebel ersah. Ich verfolgte allerdings lange Zeit das Geräusch, welches die Zweige machten, die sich dem Flüchtling opponirten. Doch mocht' ich ohne des erstochenen Hundes Assistenz durchaus beim Nachsetzen nichts effektuiren.“

„Lasset es dabei bewenden, liebe Nachbarn und Freunde,“ fiel Abdrich den Redenden ins Wort: „Wir haben heut' größere Sache zu überlegen, als umher zu rathen, wer die tapfere Faust des Gideon gezeichnet und meinen alten Packan getödtet habe? Heute oder morgen rücken die Städte mit ihrer Macht in den Aargau ein. Nun gilt's Entschlossenheit, wenn ihr nicht übermorgen gefangen und gehangen sein wollt. Ulli Schad, du hast den Aufbruch der Mannschaft von Basel selber mit Augen gesehen?“

Der Alte im weißen Haar antwortete: „Würd' ich's sagen, wenn es anders wäre? Ich machte mich auf den Weg von Waldenburg nach Basel. Vorgestern sind vierhundert Mann in der Stadt geworbenes Volk und Ausschüsse von der Landschaft mit klingendem Spiel aus den Thoren gezogen. Hauptmann Ludwig Krug und Hauptmann Paul Bekel ritten gar stolz vor dem Zuge her, mit Federsträußen ellenhoch auf ihren Schelmendeckeln, daß sie sich wahrhaftig unter der St. Albanpforte bucken mußten. Voran marschirten hundert Mann von Mühlhausen, die mir auch nicht aussehen, als wollten sie euch die Krautstöcke zerhacken. Man erzählte, daß von Zürich fünfzehnhundert Mann zugleich ins Berngebiet einrücken würden.“

„Mich dünkt, Gideon, der Leuenberg läßt uns im Stich,“ sagte Abdrich darauf zu dem schwedischen Hauptmann, „oder es hat ihn unterwegs ein Unfall getroffen. Nach deiner Angabe wollt' er schon gestern Nachts bei uns sein.“

Gideon Renold erwiederte: „Leuenberg hält Parole, obwohl er durch wichtige Okkupationen retardirt worden sein kann. Allstündlich langen bei ihm Deputationen aus den Gemeinden und Aemtern des gesammten Kantons an; links und rechts muß er Resolutionen ertheilen. Es ist bei ihm wie im Hauptquartier des Generalissimus vor der Bataille, wenn derselbe Ordres nach allen

Punkten verschickt. Lasset uns mittlerweile unsere Consilia eröffnen; er wird sich euern Dissegnien keineswegs opponiren."

„Hol' ihn der Henker!" rief Schybi: „Ich hatte daheim mit meinen Leuten alle Hände voll zu schaffen, und rannte dennoch hierher. Nun läßt er uns stecken. Wir Entlibucher und übrigen Luzernerbieter mögen den Ausgang eures Lärmens gemächlich erwarten. Wir haben unser Schäflein vor der Hand ins Trockene gebracht, wenn ihm das Fell auch noch tropfet; haben den Vergleich und Schieds= oder Schandbruch angenommen; entrichten durchs ganze Land vom Saum nur zehn Luzernerschilling Ohmgeld, und freuen uns noch viel anderer Vortheile. Keinen Kreuzer zollen wir an den gehabten Unkosten der Stadt. Im Nothfall können wir uns zufrieden stellen. Wollet ihr andern aber zum Teufel fahren, meinethalben; wir Luzerner sind dabei für euch nicht zum Fuhrlohn verpflichtet."

„Ich will hoffen, du sprichst nicht im Ernst!" fiel ihm Renold in die Rede: „Schybi, magst du wissen, daß Niklaus Leuenberg ein Eidgenoß ist, so respektabel, denn irgend einer. Er leuchtet in allen Aktionen mit Wahrheit, Treue und Glauben, und ist von gar mannhaften Gesinnungen und standhafter Manier. Würd' er nicht das weite Oberland bis an die Walliser Schneeberge zu eurer Favor in Harnisch gebracht haben, wäre zweifelsohne euer Ruin schon längst vollendet gewesen; und statt des Schiedsspruches der katholischen Orte, der euch Pardon gewährt, hätte der Scharfrichter von Luzern eurer und andrer Patrioten Köpfe vom Rumpf geschieden . . ."

„Ueberhebe dich nicht, Hauptmann Renold, du wirst davon kreuzlahm!" antwortete der Entlibucher: „Unsere zehn Aemter hatten die Fahnen gelüpft und den Bund zu Wollhausen geschworen, ohne vom Leuenberg und den Bernbietern zu wissen, und ohne sie haben wir auch Frieden geschlossen mit der Regierung.

Der Leuenberg ist mir übrigens ganz recht, wenn er nicht links sein will, und er wird Gelegenheit vollauf haben, zu zeigen, ob er mehr versteht, als den Karren bergab zu schieben."

Hier fiel Addrich ein, denn er sah, daß Gideon die Stirn rieb und heftig werden wollte: „Ihr Mannen," sagte er, „wenn ich nicht irre, seid ihr Alle in dies sonst unbesuchte Thal gekommen, nicht um euch zu entzweien, sondern euch für gemeine Wohlfahrt des unterdrückten Landes zu vereinigen. Ihr aber fanget, meines Erachtens, mit dem Wörteln und Zänkeln am falschen Ort an, und zäumet das Roß beim Schwanz auf. Seid ihr aber nicht Sinnes, einträchtig Alles mit einander zu heben und zu legen: so stehet von euerm Vorhaben in guter Zeit ab. Denn es soll nicht um taube Nüsse, sondern um Köpfe gespielt werden, unter denen auch die eurigen sind. Steht nicht das Landvolk aus gesammten Kantonen Mann für Mann zusammen wider die Gewalt der Städte: so geht Alles verloren. Das zu verrichten seid ihr gekommen, damit es nicht wie vor zehn, zwölf Jahren geschehe. Damals fingen auch Oberländer und Aargauer an, mit den Bernern zu rechnen, machten in Langnau große Worte, und wurden wieder kleinlaut, weil Luzerner und Solothurner daheim blieben, und die Gesandten von Bern und von der Tagleistung ihnen im Städtchen Thun Honig ums Maul strichen. Dann hoben nachher im Zürichgebiet die Wädenschwyler und Knonauer ihre Köpfe auf; aber weil ihnen Niemand zustand, mußten sie auch bald zu Kreuz kriechen, sieben Ehrenmänner enthaupten sehen und den Herren von Zürich vier Tonnen Goldes Trinkgeld für den Spaß zahlen. Das war das Ende. Daran sollet ihr euch spiegeln."

„Wohlgesprochen, Addrich!" sagte Gideon: „Ein Schlag, aller Orten zugleich, das bricht das Joch und desarmirt die Städte! Wir müssen uns präcaviren, daß es rauhe Stöße absetze. Denn eher wird der Bär gutwillig sein Fell, als das Patriziat seine

Ambition und Herrschaft fahren lassen. Aber ecce, lupus in fabula! Da sehe ich den Leuenberg kommen, in Begleit eines Andern."

Abdrich ging den Neu-Ankommenden vor das Haus entgegen und führte sie hinein. Alle standen grüßend von ihren Sitzen auf, boten den Fremden Handschlag, und betrachteten besonders den Leuenberg, der schon damals ein vielbesprochener Mann war und sich sogleich mit Gideon ins Gespräch ließ. Es lag in seiner kräftigen Gestalt und Haltung etwas Gebieterisches, wozu der Ausdruck von Ernst, Festigkeit und Klugheit in seinem Gesicht nicht wenig beitrug, das sich durch ein Paar große, helle Augen unter schöngewölbten Augenbraunen, und eine starke, römisch-gebogene Nase auszeichnete. Er schien ein Mann in den Fünfzigern zu sein, und einigen Werth auf sein Aeußeres zu legen. Das schwarze Haupthaar und den Knebelbart trug er kurz geschoren; am Kinn nur ein Zwicklein. Ein schmaler, schneeweißer Halskragen lag über das feintuchene, schwarze Oberwamms, dessen Oeffnungen an den Achseln, wo die Aermel des Leibröckleins hervorgingen, mit Sammtstreifen und Fransen besetzt waren. Eine dichte Reihe gesponnener Knöpfe verzierte den Vordertheil des Wammses.

„Liebwerthe Herren und Freunde," sagte Leuenberg, „erlaubet, daß ich euch meinen Reisegefährten vorstelle. Es ist Herr Adam Zeltner, Untervogt von Buchsiten, ein treuer und eifriger Bundesgenoß, der uns das ganze Solothurnergebiet zuführt. Ich hoffe, ihr werdet ihm euer Vertrauen nicht versagen."

Die Anwesenden boten dem Untervogt, der vielen Anstand in seinem Wesen bezeigte, noch einmal und freundlicher die Hand zum Willkommen.

„Nun aber," fuhr Leuenberg fort, „haltet Gegenrecht. Zwar den tapfern Schybi von Eschlismatt und meinen Landsmann Gideon Renold kenn' ich gar wohl; aber nennt mir diesen wackern

Schweizermann, den sein weißes Haar zum Oberältesten unter uns macht."

„Das ist Ulli Schad von Waldenburg im Baselgebiet," sagte Gideon, „ein wegen seiner Prudenz und Erfahrung wohlrenommirter Mann dortiger Gegend."

„Ei denn," rief Leuenberg und schüttelte dabei des Greises Hand, „Vater Ulli, so lasset uns hören, wie die Dinge bei Euch stehen? Ich vernehme mit Leidwesen, daß Oberst Zörnli von Basel im Anzuge gegen Aarau sei und viel von Euerm Landvolk mit sich führe."

„Das mag sein!" antwortete Ulli: „Aber verlaß' dich darauf, Herr Leuenberg, unsere Leute schließen im Berngebiet keinen Spatz todt. Keiner will bei uns gegen Mitlandleute fechten, welche die gleiche Noth von der Härte ihrer Obrigkeit leiden, wie wir. Einzig Bratteln, Muttenz und andere Ortschaften der Vogtei Münchenstein, ganz in der Nähe der Stadt, halten mit ihr. Die übrigen Aemter aber sind darauf und daran, das Rauhe auswärts zu kehren und den Stadtbürgern den Meister zu zeigen. Zwar Bürgermeister Rudolf Wettstein und Zunftmeister Jakob Hummel kamen, den Tag vor meiner Abreise, nach Liestal, um die Sache auszugleichen, mußten aber unverrichteter Dinge wieder abziehen."

„Das heiß ich güldene Botschaft!" rief Leuenberg: „Ich wollte, Abdrich, du könntest mir vom Aargau nichts Geringeres melden; denn der Feind ist auf allen Seiten im Anzug."

„Sorge nicht, Klaus!" entgegnete ihm Abdrich: „Der Landsturm wird in der ganzen Grafschaft gerüstet, eben so jenseits der Aare in den Aemtern Biberstein und Schenkenberg. Noch ist zwar Alles still in den Dörfern, wie unter der Predigt. Aber die Waffen sind geschliffen. Die erste Trommel, die im Lande gerührt wird, bringt die Sturmglocke vom gesammten Aargau, wie ein übeltönendes Horn die Hunde, zum Heulen."

„Wohlan, liebwerthe Bundesgenossen,“ sagte Leuenberg, „so lasset uns ungesäumt zur Abrede schreiten, darum wir hier zusammengetroffen sind, und das mit Hand und Mund betheuern zu halten, wessen wir einig werden. Denn nicht umsonst wird die Zeit vorgestellt mit geschwungenen Fittigen, und schwerlich sehen wir uns so bald wieder, wenn wir einmal nach allen Weltgegenden von einander geschieden sind. Du, Addrich, hast für unsere Sicherheit bei dir Sorgfalt getragen?“

„Leuenberg,“ rief Gideon, „solche Frage geziemt dir nicht, wo du weißt, daß ein Soldat wohnt. Ich selber habe ringsum treue Wachen postirt, die alles Suspekte genau observiren. Denn der Landvogt von Lenzburg würde nicht faul sein, wenn er wüßte, welches Nest hier auszunehmen wäre.“

„Traget keinen Kummer!“ sagte Addrich: „Sogar Junker Mey von Rued besorget von hier aus nichts Arges. Er schickte wohl gestern einen Boten, aber nicht um zu horchen, sondern meine Nichte wegzulocken.“

Gideon konnte bei diesen Worten eine große Bestürzung nicht verbergen. Er sah mit fragendem Flammenblick auf Addrich. Dieser aber fuhr gelassen fort: „Also nur Weibergeschichte! Es war eine gute Haut, ein Aarauer Spielmann, der mir Beichte saß, weil er mich nicht kannte. Wir haben ihn aus Vorsicht ins Luzernergebiet geschickt; da mag er von uns zeugen.“

Schybi lachte und sagte: „Auch glaube ich, alle Weibel und Knechte des Landvogts wagten sich nicht in dies Thal herauf, denn sie fürchten in der Nachbarschaft den Addrich, wie des Satans Zwillingsbruder.“

„Das ist wahr,“ rief der Untervogt von Buchsiten: „hätte mir Leuenberg nicht berichtet, welch ein Biedermann du wärst, Addrich, ich hätte mich nicht zu dir getraut, so Arges reden die

Leute. Woher das Geschwätz? Vielleicht weil du ihnen furchtbar drein schauest?"

Abdrich erwiederte etwas verdrossen: „Hast du bei dir zu Land keine Esel? Als ich noch mein mäßiges Vermögen äuffnete, hieß ich Strolch und Straßenräuber. Als ich einige Thaler erhaufet hatte, hieß ich Schatzgräber. Weil ich meinem Verstande folge und nicht mit Narren in gleiches Horn stoße, bin ich im Bunde mit der Hölle. Weil ich des Pfarrers Deutschlatein auf der Kanzel nicht anhören will, macht er mich zum Atheisten, alle Sonntag zu etwas Anderm. Wen Neid und Bosheit einmal mit Ruß geschwärzt haben, den waschen alle Tugenden nicht wieder weiß. Vieltausendmal habe ich den Tag verwünscht, an dem ich das Simmenthal verließ und mich hier ansetzte bei dem dummen und dummtückischen Geschmeiß."

„Bei dem Allen, Abdrich, gehorchen sie dir, als wärst du ihr Vogt!" sagte Schybi.

„Weil sie keinen Gott, sondern nur den Teufel fürchten!" versetzte Abdrich: „Die Heiden sind nicht heidnischer gewesen, als dies menschliche Vieh. Da ist schon mehr denn Einer in großer Heimlichkeit zu mir geschlichen, und hat mich um Gotteswillen gebeten, ihn in Bund mit dem Teufel zu bringen. Sie wollen ihm Leib und Leben eigenhändig mit Blut verschreiben, wenn er ihnen Wohlleben genug, oder auch nur einen Heckethaler in den Sack schafft. Wenn sie schon während der Sonntagspredigt schlafen, weil sie sich an den Psalmen müde schreien, preiset der Pfarrer doch ihr Christenthum. Denn so oft sie ihre Säue mezgen, füllen sie ihm die Rauchkammer mit Würsten und Schinken. — Aber, ihr Herren, euch erwartet im Zimmer hier zunächst die Morgensuppe. Noch seid ihr nüchtern. Erweiset mit die Ehre und sitzet hinzu. Nachher schreiten wir frischer zu Rath und That."

Damit unterbrach er das Gespräch. Nach einigen höflichen

Weigerungen und Entschuldigungen folgten ihm die Gäste und nahmen ihre Plätze um die dampfende Schüssel ein.

11.

Die Brautwerbung.

Das ländliche Frühmahl, bei welchem, nebst geräucherten Rinderzungen und Wildpretschnitten, die begeisternde Flüssigkeit nicht fehlte, die der Schweizerbauer schon damals den schwarzen Bergkirschen zu entziehen wußte, verbreitete gute Laune über die Gäste. Ihre Scherze und Blicke verfolgten dabei Aenneli's flüchtige Gestalt, die zur Bedienung erschien. Nur Gideon Renold, wider seine Gewohnheit, blieb einsilbig und ohne Eßlust; und ehe noch das Mahl zur Hälfte beendet war, zog er den düstern Abdrich auf die Seite und verließ darauf mit ihm die Stube.

Als beide vor das Haus und in den Wald getreten waren, fragte Abdrich: „Warum führst du mich hierher? Was hast du Geheimes?"

„Geheimes? Nichts. Du weißt Alles, was an und in mir ist, sonst könntest du mich nicht, wie den Tanzbären, an der Kette schleppen!" antwortete Gideon und heftete die schwarzen, flammenden Augen auf das Gesicht des Alten: „Du aber, Abdrich, behältst kontinuirlich deine Maske und handelst ohne Sincerität. Warum verschwiegst du mir die wahre Intention des Junkers Mey auf deine Nichte? Zu sich locken wollte er sie also? Und das sagst du erst, nun du seinen Kundschafter absentirt hast? Abdrich, ohne Arglist und Betrug, rede! Wie stehen wir mit einander? Unter gegenwärtigen Circumstanzien verlange ich klaren Wein von dir. Sagst du mir nicht die Hand der unvergleichlichen Epiphania zu, so . . ."

„Fahre fort!“ rief Abdrich.

— So . . . Ich habe andere Majestäten gesehen!

„Deine Zunge schlägt falsche Münze. Rein heraus mit der Sprache!“

— So fahre Alles in den höllischen Abgrund!

„Das also war's, Gideon? Schäme dich. Du bist und bleibst doch ein gemeiner Lohnsoldat, der nur um blanken Sold dient; aber Vaterland, Ehre und alles Bessere nebenbei mit in den Kauf nimmt, um daraus eine Schabracke für das schmutzige Roß seiner Selbstsucht zu machen. Also für des Mädchens Hand nur willst du der guten Sache deinen Arm vermiethen?“

— Der guten Sache! Distinguire, Abdrich, daß deine Ambition und die deiner Consorten nicht meine gute Sache sein kann. Epiphania ist für mich Leben, Welt, Himmel, Alles; und einzig für Alles setz' ich Alles ins Spiel. Ich erachte auch, ein Motiv, wie das meinige, sei in den Augen raisonabler Personen mehr werth, als deine und deiner Kumpanen Sucht, euch bäuerische Gnaden, Rathsherren und Schultheißen tituliren zu lassen.

„O du elender Jungfernknecht, meinst du, mich steche der Haber des ehrgeizigen Uebermuths? Meinst du, Leuenberg oder Schybi, oder ich, oder ein Anderer habe eine ganze Nation aus den hundertjährigen Wurzeln der Gewohnheit reißen können, um sie zum Schemel unsers eigenen Hochmuthes zu machen? Ja, der Aufstand ist da; weißt du, wer ihn gestiftet hat? Die Urheber und ersten Rädelsführer desselben sitzen in den Rathsstuben der Städte. Ihre blinde und hartherzige Ungerechtigkeit hat die Trommel des Aufruhrs gerührt und das zahme Roß scheu und wild gemacht. Der Wilhelm Tell ist erst durch Landvogt Geßler zum Tellen geworden. Weißt du das nicht? Der faulende Mist treibt die schönsten Blumen und süßesten Früchte aus der Erde,

und nur die stolze Tyrannei treibt die edle Freiheit aus ihrem Grabe heraus ins Leben."

— Verbalia! Verbalia! Die kenne ich und weiß sie gehörigen Orts zu appliciren. Du und Consorten haben das Roß scheu gemacht, nun aber wollet ihr es auffangen und euch, statt der alten Herren, in den Sattel schwingen. Ganz recht, Abdrich. Ich will dir in den Steigbügel helfen, wenn du meine Conditiones annimmst.

„Geh, Lohnknecht, ich begehre nichts von dir und von der ganzen Welt nichts. Ich wollte lieber, die Welt wäre noch nie gewesen, so ständen wir nicht da und du quältest mich nicht mit deiner Narrheit."

— Abdrich, du, ein Mann von Experienz und Einsicht, der in Ost- und West-India umhergefahren ist, solltest nicht so verkehrte Dinge reden. Ich will deine Fortun machen, und fordere mir dagegen Epiphanien. Was liegt darin Thörichtes und Malhonnettes? Gib mir das Schönste auf Erden, und ich kehre dafür Bern um, daß es die Thürme seines Großmünsters in die Aare und dessen Fundament gen Himmel strecken muß.

„O du Auerhahn, den die Balzzeit blind macht! Hier zu Lande wagt der schlechteste Tölpel Ehre, Leben und Gut für etwas Besseres, als du."

— Miraculos genug wäre das! Aber wenn ich dir glauben soll, so nenne mir, was schöner, besser, köstlicher sein könnte, als der Besitz der englischen Epiphania?

„Es ist das, was der Mensch wie seinen Erbfeind verfolgt, und was ein Gott im Himmel nicht reif werden läßt. Es ist die Tugend, die mit Spott und Schanden betteln muß; die Freiheit, welcher man Kerker baut; die Wahrheit, der man Scheiterhaufen anzündet, und das wehrlose Recht, das man mit Tortur und Rad und Galgen stumm macht. Gideon, ich weiß wahrhaftig

nicht, wozu die Welt da ist, wenn in ihr nichts Besseres vorhanden ist, als sie selbst ist; oder wenn mein Wille das Heiligste darin wäre. Aber möge jenseits des Lebens etwas Anderes zu erwarten, oder mit dem letzten Pulsschlag Alles aus sein: ich will hochstehen und höher als Schöpfung und blindes Schicksal. So bin ich, wo nichts Höheres ist, der Gott, und heiliger, als alles Dasein."

— Mit Gunst, rief Renold, und starrte dem Alten erschrocken und forschend ins finstere Gesicht: Ich verstehe dein Kauderwelsch nicht. Spricht der Kirschgeist, oder noch ein böserer, aus dir? Das klang mir halb wie Tollheit, halb wie Blasphemie. Bist du verdrießlich, Vater Abdrich, so fluche lieber ein paar Millionen Teufel zusammen. Das ist dir an der Seele gesünder, als solche Lästerung. Zwo Kannen Branntwein lassen sich unschädlicher nehmen, als ein einziges Tröpflein Gift. Dir macht freilich die Krankheit deiner Tochter schweres Herzeleid, aber desperire nicht.

„O nein, was sagst du? Das alte Herz ist bald verblutet. Ich habe die Welt aufgegeben, darum will ich frei handeln. Ich bin nur noch ein Gespenst; Gespenster freuen sich nicht mehr an vergüldeten Nußschalen und fürchten nicht mehr die Weibel, Henker, Scharfrichter und übrigen Vogelscheuchen der Obrigkeit."

— Mit Gunst, Abdrich, du hast deine schwarze Stunde. Ich insistire länger nicht, mit dir allein zu reden. Laß uns ins Haus zurückgehen. Befiehl Epiphanien, die Laute zu schlagen, damit sie den bösen Geist Sauls bannisire, wie weiland David mit der Harfe.

„Wie du es verstehst, armer Tropf! — Nie war der Geist heiliger in mir, als diesen Augenblick. Aber genug davon. Ich irrte mich. Keine Perlen vor die Säue! Was wolltest du von mir?"

— Hast du es vergessen? Die Hand deiner schönen Nichte. Sie ist die Kondition, daß ich dir das Hazardspiel ausspielen helfe. Du wirst mich in diesen Troublen gebrauchen können. Es sind

unter den revoltirten Landleuten wenig gediente Militärs und Männer von Metier. Die Herren Berner hatten jederzeit die Präcaution, bei den Milizen ihre Offizierstellen nur Söhnen der Stadtpatrizier zu konferiren, damit die Mannschaft ohne Chefs niemals für sich selbst etwas prästiren könne. Also, Abdrich, laß mich deine Resolution vernehmen. Jetzt ist der Moment, in welchem du über mich decidirst. Contravenirst du meiner Passion, so fahre wohl. Wenn es Schlappen setzt, bin ich nicht obligirt, die Scharten auszuwetzen.

„Gideon, thue was du willst. Es ist dir bekannt, daß ich nicht wider dich bin. Nimm meinethalben Epiphanien zum Weibe, wenn sie dir nicht den Korb gibt. Sie ist Meisterin über ihren Leib. Du wirst nicht begehren, daß ich sie dir bei den Haaren zuschleppe."

— Die Hand darauf, Vater Abdrich. Ich verlange in diesem Geschäft nichts als deine Neutralität; nicht einmal deine Intervention ist zum Negociren nöthig. Ich halte die schöne Festung schon lange eng blokirt, und sie ist zur Kapitulation nicht ungeneigt. Doch appellirte sie bisher immer an dein Assentimento, als zur Ratifikation unserer Artikulen unentbehrlich.

„Bist du des Mädchenherzens schon so sicher, Gideon? Wahre dich! Du solltest die Weiber kennen!"

— Nun ich im Posseß deines Wortes bin, guter Abdrich, nun du mein Oheim sein willst, soll deine Nichte mein Gespons werden. Sie leistet keine Resistenz. Ich weiß es, Epiphanie liebt mich. Ich hab' ihr das Geständniß schon victoriös von den erröthenden Wangen geküßt.

„Bist du wirklich so weit mit ihr? Sie schien dich immer zu meiden, und flieht, wo sie dich erblickt."

— Ein retirirender Feind ist nicht gefährlich, Abdrich. Ich kenne die Dames.

„Jetzt aber ist's für dich nicht an der Zeit zu Liebeshändeln.

Du scheinst zu vergessen, daß vielleicht noch heut' der Landsturm ergeht. Alles Getändel auf die Seite! Schwert und Speer her! Epiphaniens Brautgemach wird dir nicht eher die Thür öffnen, bis unsere Fahnen siegreich den Stalden von Bern hinabziehen und durchs gesprengte Thor daselbst flattern."

— Vater Abdrich, das ist des Soldaten Gaudium und lustiges Vorspiel zur Hochzeit. Ich gedenke, Bern soll uns in die Rappuse gegeben werden, und ich will mir so viel Schlägel und Fässer mit köstlichem Rheinfall und Malvasier aus der Champagne heimschleppen, daß ich noch zur silbernen und goldenen Hochzeit meine Gäste damit regaliren kann.

„Ich wollte, du brächest dort einen Keller auf, der viel edlern Schatz verwahrt, als Rheinfall und Malvasier. Wenn schon der brave Fabian ab den Almen dein Nebenbuhler war, verdient er doch Mitleiden. Den ganzen Winter durch im Kerker, und warum? weil er einem stolzen Grobian von Landvogt nicht zum Schand- und Sündendeckel dienen wollte, und ihm ein paar Maulschellen versetzte."

— Du hältst den Fabian noch immer für einen heiligen Engel, wiewohl er ein loser Gesell ist, der allen Schürzen nachlief. Ich rede nicht gegen ihn, weil er seine Netze nach meiner schönen Braut ausgeworfen hatte. Solch einen Stocknarren von Rival fürchtet unsereiner nicht. Ich habe andere Majestäten gesehen. Sein Schicksal hat dieser Prahlhans wohlmeritirt. Es hieß, man werde ihn auf die Galeeren schicken. Das Weibsbild hatte den Genißtmännern in den Wehen ausgesagt, er sei der Patron, der ihr den Jungfernkranz vor der Zeit abgenommen; vergiß das nicht, Abdrich! vergiß das nicht! Und der unverschämte Bursch wollte darauf das Hurkind dem Landvogt auffalzen.

„Sprich, wie du willst, Gideon; ich verbürge mit meinem grauen Kopf, Fabian ab der Almen ist unschuldig. Allezeit war

er ein gutes, ehrliches Kind, aufrichtig, wahrheitliebend, mäßig und züchtig, aber freilich auffahrend, wie Schießpulver, wenn ihm ein Naseweis mit der Lunte nahe kam. — Hast du mir nichts weiter zu sagen, Gideon?"

— Unser Paktum ist abgeschlossen; ich bin sattsam kontentirt, und weigere mich nicht, nun allen deinen Entreprisen Hand zu bieten.

„So laß uns zu den Gästen zurückkehren. Wir müssen mit den heutigen Minuten haushalten!" sagte Abdrich, wandte sich rasch und ging mit großen Schritten wieder aus dem Wald zum Haus, während Renold langsamer zu folgen schien.

12.

Das Angebinde.

„Abdrich, sieh! sieh, Abdrich!" rief dem Alten ein junges Mädchen zu, welches ihm, wie die Göttin der Freude, über die Schwelle der Hüttenthür entgegenflog, die edeln Mienen im Licht des Entzückens verklärt, die Arme halb erhoben und ausgebreitet, in der Rechten ein kristallhelles Trinkglas blitzend, in der Linken einen Blumenstrauß.

„Guten Morgen, Fanell!" erwiederte der Alte freundlich."

„O dein Wunsch kommt zu spät, Abdrich!" rief die Vergnügte: „Der Morgen ist schon gut und schön, mehr denn einer, und der allerschönste, seit ich athme. Hab' ich's nicht vorgesagt? Es ist der achtzehnte März, eine wunderheilige Zahl; denke, in der 18 liegen sechs Mal 3! Und heute ist mein Geburtstag, Abdrich, ich trete in mein Achtzehntes, und drei Mal neun ist doppelt in diese 18 gelegt, ja doppelt! Ach, für ihn auch eine heilige Neun! Siehst du, was ich trage?"

„Ein Angebinde," sagte Abdrich lächelnd: „Aber jauchze nicht zu laut! Er ist in der Nähe; die Jungfrau soll nicht verrathen . . ."

„In der Nähe!" rief Epiphanie, sprang zum Brunnen, legte Glas und Blumen daneben, kehrte eben so schnell zum Alten zurück, und sagte, mit zitternder, leiser Stimme: „Wo denn, Abdrich, wo ist er? Warum darf er sich nicht zeigen? Ist er dem ungerechten Gefängniß entronnen, ein Flüchtling? Rede doch!"

„Ich meine den Hauptmann Renold. Er ist unweit im Walde!" erwiederte Abdrich.

„Nein, nein, nein!" sagte Epiphanie mit heftiger Zuversichtlichkeit, doch leise, indem sie beide Hände auf Abdrichs Arm drückte: „Mein armer Bruder lebt in der Nähe. Er ist frei! Er hat diese Blumen des Nacht, kein Anderer, vor mein Fenster gestellt. Kein Anderer kannte diesen Tag, als er. Weißt du, Abdrich? er schickte mir einst sogar von der Wittenberger Hochschule aus Deutschland schön gedörrte Blüthen und Blätter auf Papier gezogen."

„Glaubst du im Ernst, Fania, Fabian sei es gewesen, der diese Nacht . . ." Abdrich unterbrach sich bei diesen Worten selbst, sichtbar betroffen. Er dachte an Gideons Abenteuer und Verwundung durch den Unbekannten nnd an den Tod des wachsamen Hundes.

„Warum zweifelst du? Der gute Faby war es. Hier sagen es dir all' seine treuen, unschuldigen Zeugen, die mich beim Erwachen am Fenster grüßten." Sie sprang wieder zum Brunnen, nahm die Blumen und hielt sie dem Alten dar, der wenig auf ihr begeistertes Plaudern zu achten schien: „Sieh', die zitternden kleinen Wonne-Boten all', meine Lieblinge, die unter dem Schlage der Frühlingslerche zuerst erwachen, und wenn die warme Hand ihrer Mutter das weiße Bett zurück streift, dann ihre Köpfchen immer zuerst hervorstrecken! Das zarte Schneeglöckchen, dem mich Faby verglich', weil es träumerisch das Köpfchen hängt, und dessen Schwester, die blasse Levkoje, neben dem goldenen Flueblümchen,

das der Fön auf den Wässermatten wachgeküßt hat. Zähle, zähle sie nur genau, vom kleinen Maaslieb der Wiese bis zur milchweißen Narzisse, in deren Brust das erste Morgenroth liebend zurückblieb. Zähle, und sie geben dir treulich die geheimnißvolle Zahl des Tages. Fabian ist gewiß frei!"

„Und wo ist er?" fragte der Alte: „Er käm' mir heut' eben sehr gelegen. Aber dich haben wahrscheinlich starke Träume wieder geneckt, und den Verstand für einen Tag aus den Fugen gestoßen. Der Bursch würde nicht scheu mein Haus umgehen, wenn er dem Gefängniß entsprungen wäre. Denn hier, weiß er, hört Bern auf. Hier weiß er Zuflucht, und mich und dich. Und hätten ihn seine Richter, der Unschuld wegen, auf freien Fuß gestellt, warum würd' er Nachts mit den Wölfen und Dieben wandern und den Blick des Tages scheuen? Oder hast du seine Gestalt gesehen, seine Stimme gehört?"

Sie schüttelte den Kopf und hielt die Blumen empor, indem sie sagte: „Er ist dennoch frei! die kleinen Wonne-Boten hier betheuern es mir!"

„Kind," sprach der Alte mit einer gewissen Dringlichkeit, „wär' er's, mich würd' es mehr freuen, denn dich selbst. Wenn du seinen Aufenthalt weißt, wenn du ihn je heut' oder morgen erblickst, sag' ihm, er solle zu mir eilen. Ich trage für ihn das Schwert der Rache. Sag' ihm, hörst du, er solle nicht säumen. Es gehen wichtige Dinge vor."

„Oheim!" seufzte Epiphanie leise, und die Heiterkeit ihres Antlitzes wich einem plötzlichen Ernst: „Oheim, laß dich warnen, du gehst auf bösen Wegen. Leonore sang, als sie in der Nacht erwachte."

„Was sang sie?"

„Wunderbares und Schauderhaftes, ich kann's nicht wieder sagen, Addrich; von Blut und Thränen viel, von Angstschweiß

und von Flammen. Addrich, ich sah im Vorbeigehen drunten die fremden Gesichter. Du bist in übler Gesellschaft. Es sind Gesichter, in denen jeder Zug einen Mord oder Betrug droht. Sie machten mir Furcht, als ich sie sah, und sie vor mir jählings stumm wurden und sich unter einander verlegen anschauten. Auf ihren Lippen schien noch das Ueberbleibsel eines Todesurtheils zu liegen, das sie nicht vollendet hatten."

Addrich verzog das Gesicht zu einem widerlichen, finstern Lächeln und sagte: „Weiberpossen! Ich habe jetzt keine Zeit, sie anzuhören. Wenn die Gäste fort sind, werd' ich mit dir reden. Vermuthlich entfern' ich mich auf einige Tage mit Renold. Es könnte sich im Lande allerlei ereignen. In dem Fall sollst du noch Aufträge erhalten für Leonoren und das Haus. Ihr habt hier nichts zu befürchten."

„O ich weiß!" sagte Epiphanie: „Man spricht vom Krieg; man spricht vom Landsturm gegen Bern. Addrich, siehe wohl vor, was du thust! Als im letzten Christmonat der Komet seine blasse Zornruthe durch den Himmel streckte, warnte er die Welt. Späte Strahlwetter gingen voran und ein Erdbeben! Glaub' es doch, Addrich, die Natur ist Gotteswerk, und ein heiliges Wesen in ihr lebendig. Die Erde schaudert und der Himmel entsetzt sich, wenn das Maß menschlicher Bosheit voll wird, und die ewige Gerechtigkeit herausfordert."

„Geh', Kind, geh' zu Leonoren!" erwiederte Addrich freundlich: „Geh'. Laß dir vor der Kranken kein Wort von jenen Dingen entschlüpfen, die du nicht begreifst und kennst. Vertraue mir. Es steht mit uns nicht übel. Du nährst eitle Besorgnisse. Fürchte nichts. Vertraue mir, ich sah die Welt länger, als du, und habe große Erfahrungen."

„Nein, Addrich, deiner Erfahrung vertrau' ich nicht. Vertraue du selbst der Stärke solches Schilfrohres nicht, wenn du

über den Sumpf böser Anschläge schleichst. Du sinkst unter, Abdrich! Es wohnt im Menschen ein Sinn verborgen, der sieht mehr, als die einäugige Erfahrung, und steht höher, denn die Klugheit aller Greisen."

„Geh' zu Leonoren!" antwortete Abdrich mit Sanftmuth, und verließ sie, ins Haus zurückeilend.

Epiphanie seufzte, aber mit diesem Seufzer schien sie auch allen Kummer um Gegenwart und Zukunft weggehaucht zu haben. Ihre Augen wandten sich wieder zu den Blumen in ihrer Hand, und schienen denselben zärtliche Dinge zu sagen. Sie trat abermals zum Brunnen, schwenkte hier in der herabsprudelnden Fluth das Glas, bis kein Tropfen mehr daran behangen blieb, füllte es dann mit hellem Wasser, und setzte eine der Blumen um die andere sinnig ordnend in den flüssigen Krystall.

In dieser Beschäftigung erblickte sie Renold, als er aus dem Gebüsch hervorschritt, und blieb stehen, um seinen Augen den Genuß zu gewähren, sich an der Schönheit dieser Gestalt zu weiden. Wiewohl die weibliche Tracht damaliger Zeit durch ihre Steifheit nichts weniger als geeignet war, die Formen eines herrlichen Wuchses ins Licht zu setzen, wollte und konnte sie doch nicht das reizende Ebenmaß aller Theile und die stille Anmuth ihrer Bewegungen ganz verheimlichen. Das üppige Goldhaar vorn gescheitelt, hinten in dicken Flechten um eine löffelförmige Silbernadel übereinandergeschlungen, lösete sich freiwillig um Stirn, Ohren und Nacken in ein zartes Gekräusel auf. Zwar die Bauschärmel des perlfarbenen Wämmschens erhöhten die Achseln unförmig und eckig, und schienen sich mit einer steif gefältelten, weißen Halskrause verschworen zu haben, die milde Rundung um den Alabaster des Halses zu vergraben. Dennoch glänzte dieser stellenweis hervor, und schlanker bewegten sich daneben die fein gerundeten Arme. Das kurze, himmelblaue Leibchen, vorn über den sammetschwarzen Latz

nur zum Schein mit Silberketten an silbernen Haften zusammengeschnürt, ließ einen Wuchs zum Umspannen erkennen, dem der lange, schwarze Rock, unten blaßblau besäumt, hinwieder eine gewisse Majestät verlieh.

Ein sanftes Roth der Bestürzung überfloß Epiphaniens Gesicht, als sie den Hauptmann erblickte. Sie schlug die Augen nieder und wandte den Kopf zur andern Seite. Er aber näherte sich mit zierlichen Worten und Grüßen, denen sie kaum hörbaren Dank erwiederte.

„Fania,“ sagte er, „ich habe mit Abdrich gesprochen. Gönne mir ein Augenblickchen Gehör in deinem Zimmer. Ich habe dir viel zu sagen. Wisse, du holdselige Madonna, meine Seligkeit liegt von nun an in deiner schönen Hand allein; alle andern Obstacula sind überwältigt.“

„Ich verstehe dich nicht, Renold,“ antwortete sie halblaut: „auch hab' ich nicht Zeit, deine Erklärungen zu vernehmen.“

„Erlaube, daß ich dir in dein Gemach folge. Mein Anliegen ist urgirender, als du glauben magst. Du spröde dornenreiche Rose; lächle mich an. Höre mich.“

„Ich will, ich soll nicht hören! Geh' zu den Fremden!“

„Deine Hand zittert, Fania. Laß mich das Blumenglas tragen.“ Mit diesen Worten nahm er ihr keck das Glas und wanderte dem Hause zu, am Herd vorüber, die Stiege hinauf. Bebend, zur Erde gesenkten Blicks und schweigend, folgte ihm Abdrichs Nichte, als würde sie unwillkürlich durch den Zauber des Kleinods nachgerissen, das er hoch vor sich her in seiner Rechten trug. Ohne links oder rechts zu blicken, leises Trittes, mit ängstlichem Ernst in den Geberden, wie wenn sie fürchtete, von fremden Augen auf dem Gang zur Sünde gesehen zu sein, folgte sie ihm.

13.

Der Zauber.

„Nun leihe mir deine Attention nur auf wenige Minuten, göttliche Epiphanie!“ sagte er, sobald er in das heitere und einfache Gemach der Jungfrau getreten war und das Glas auf ein Tischchen gestellt hatte, das ein aufgeschlagenes großes Buch, eine Hauspostille, fast ganz bedeckte.

„Mäßige deine Stimme, und störe den Schlummer der Kranken im Nebenzimmer nicht!“ sagte sie. Dann trat sie ihm einen Schritt näher mit zürnendem, stolzem Blick und sprach: „Gideon, was gibt dir Befugniß, eine freundliche Nachsicht in solchem Grade zu mißbrauchen? Wer hat dir Recht und Gewalt über mich verliehen?“

— Beging ich ein Verbrechen, holdselige Epiphanie, daß ich dich zwang, mich wider deinen Willen anzuhören, so klage dich selber und die Allmacht deiner Schönheit an. Was ich bin und sein werde, bin ich durch dich allein; der größten Tugenden und der größten Verbrechen fähig, durch dich. Wozu mich kaum die Göttin Suadela selbst bereden könnte, dazu verführte mich der leichteste Wink deiner Augen.

„Wenn du Wahrheit redetest, Gideon, würdest du meinen Unwillen verstehen und dies Zimmer und mich verlassen.“

— Ich werde dir Obedienz leisten; aber wisse, Epiphanie, du sendest deinen getreuesten Freund in den Tod. Solche Grausamkeit hab' ich keineswegs meritirt. Der Ausbruch des Krieges ist vor der Thür. Ich verlasse heut' schon wieder dies Haus, das durch dich mein Tempel, mein Sanktuarium geworden ist; morgen vielleicht steh' ich und fall' ich schon auf dem Schlachtfelde. Gib mir nur die Konsolation eines deiner holdseligen Blicke. Ehemals bist du gütiger verfahren. Du selber hast den Funken, der in mir

brannte, zur Flamme der Hoffnung gemacht, daß ich dich als Gemahlin heimführen könne.

„Du sprichst Unwahrheit, Gideon!“ sagte Epiphanie, aber mit weicherm Ton und einem Blick, der ihm nicht mehr zürnte.

— Noch vor drei Wochen, Fania, beim Valet, kanntest du keine andere Diffikultät, als daß Abdrich, dein Oheim, resistiren werde. Nun hat er mir vor wenigen Augenblicken solenniter seine Einwilligung deklarirt. Hast du mich nie lieb gehabt? Hast du mich nur anlocken wollen, um mich zu verstoßen? Hätt' ich mich so arg in dir betrogen? Was sagst du?

Er sprach die letzten Worte fast zitternd und mit einem Ton seiner schönen Stimme, der sich flehentlich in ihr Herz einschmeicheln zu wollen schien. Eine Thräne sogar funkelte ihm in den schwarzen Augen, deren Blick an ihren Mienen hing, als suche er darin Leben oder Tod. Epiphanie schwieg niederschauend, aber in einer innern Bewegung, die sie nicht verhehlen konnte. Sie suchte einen Seufzer zu verheimlichen.

— Was sagst du? wiederholte er seine Frage, ergriff ihre Hand und führte sie mit Ehrerbietung und Inbrunst zu seinen Lippen. Die Jungfrau erröthete tief, schlug furchtsam die Augen zu ihm auf, aber, als könne sie den durchdringenden, flammenden Blick der seinigen nicht ertragen, wandte sie plötzlich das Gesicht von ihm ab, und rief: „Gideon, laß mich fahren! Gideon, es kann nicht sein!“

Er hielt jedoch die genommene Hand fest in der seinigen gefangen und sagte: „Solch eines Repulses von dir war ich nicht gewärtig. Was denn, Fania, was denn hat diese Veränderung effektuirt? Genoß ich nicht immer deiner ganzen Zutraulichkeit? Warum entziehst du mir eine Favor, die mich zum glückseligsten aller Sterblichen machte? — Fania!“ rief er flehend und zog sie mit sanfter Macht an sich. Sie widerstrebte und betrachtete ihn

eine Weile seitwärts mit einer wunderbaren Unruhe, in der sie noch unendlich liebenswürdiger ward. Die seltsamste Mischung einander widersprechender Gefühle drückte sich in ihrem Angesicht aus. Zärtlichkeit und mißtrauische Scheu, Glauben und Bangigkeit, Hingebung und Widerwillen waren zugleich in ihren blauen Augen redend. Ihre hochschlagende Brust, ihr fliegender Odem, ihre erglühenden Wangen offenbarten verrätherisch einen Kampf, den sie im Innersten kämpfte, und welchen er, wie vielleicht mancher Andere in seiner Stelle gethan haben würde, zu seinem Vortheil deutete:

„Willst du mich in den Tod jagen, Fania?" sagte er: „Sieh, Fania, Himmel und Erde umfassen nichts, was ich mit solcher Liebe und Devotion, wie dich, adorire. Stoße mich nicht von dir, denn du stößest mich aus der Welt und aus dem Leben. Willst du meine Mörderin sein?"

— Gideon, könnt' ich das wollen, stammelte sie: Aber du wirst mein Mörder, wenn du mich nicht von dir lässest. Ich wollte, das weite Weltmeer läge zwischen dir und mir; ich wollte, du hättest mich nie gesehen, denn du willst mich in den höllischen Abgrund reißen.

„Fania," rief er, „womit habe ich diesen gräuelhaften Vorwurf verschuldet? Sieh mich an, Fania, ich bin Gideon, der jeden Augenblick zehntausend Tode für dein Wohl sterben würde. Du sollst meine Gemahlin, Königin meines Lebens sein; ich will dein Leibeigener bleiben für und für. Sprich, Abgott meiner Gedanken, welcher Kalumniant hat mich verlästert? Meine Justifikation soll alsdann heller vor dir erscheinen, als das Licht des Himmels."

— Es hat dich Niemand verläumdet! antwortete sie sanft, und ihr Blick überflog schüchtern die Gestalt des schönen Mannes, der trauervoll und demüthig vor ihr stand.

„Und was treibst du wider mich?" fuhr er fort: „Fania, von

dieser Stunde dependiren mein und dein Schicksal. Ich erwarte, auf Leben und Tod gefaßt, Resolvirung. Es gab eine Zeit, da glaubt' ich dir nicht gleichgültig zu sein. Ich empfing von dir Augenblicke, Fania, ich hätte sie nicht gegen die Ewigkeit eines Seraphs vertauscht. Läugne nicht, du hast mich geliebt; läugne nicht, ich bin dir noch werth. Warum quälst du dich und mich?" Indem er dies sagte, legte er seinen Arm um sie und zog sie an seine Brust. Sie zitterte, sträubte sich und sagte: „Gideon, lässest du nicht ab von mir, so kann ich Selbstmörderin werden! Ich hasse dich, weil ich weiß, daß ich in deiner Macht bin. Dein Odem vergiftet und berauscht mich; dein Berühren betäubt meine Sinne und jagt alles Blut in den Adern stürmisch durch einander. O du Bösewicht, glaube nicht, daß diese Verwirrung meiner Sinne Liebe sei; mein Herz verabscheut dich, und meine Lippen würden dich verfluchen im Kuß, wenn du sie je zwängest, dich zu küssen. Du bist die Schlange des Paradieses, schön und verführerisch; selbst das Gebet kann dich nicht bannen. Ich weiß nicht mehr, was ich rede; aber, ich beschwöre dich, glaube meiner Zunge nicht, wenn sie zärtliche Worte spricht. Sie ist ein treuloses Werkzeug, das mir nicht gehorcht, sondern deiner Gewalt. Ich gebiete ihr, Schmähungen auszustoßen, und sie will dich mit süßen Namen schmeicheln."

— Du liebst mich, Fania? rief der Hauptmann entzückt.

„Gideon, wie die Taube den Drachen liebt, dem sie mit ängstlichem Flügelschlag entgegenflattern muß, weil sein tödtlicher Blick sie bannt und zieht. Mit Schaudern bekenn' ich deinen Sieg. O Gideon, schöner, lieber Gideon, gib mich mir wieder. Flieh'! Meine Vernunft, meine Ruhe verlang' ich wieder. Darum geh', Lieber! nun geh', nur einen Augenblick geh' von mir, daß ich mich sammle."

Sie hatte ihr Haupt an seine Brust gelehnt, und sprach, was sie

sagte, leise, in gewaltsamer Anstrengung, mit weichem Schmeichelton. Gideon drückte seine Lippen auf ihr gescheiteltes Goldhaar und sagte: „Dich verlassen? Lieber möcht' ich von den himmlischen Pforten scheiden, und mir den Schwefelpfuhl der Verdammten suchen. Wie kannst du mich hassen und lieben zugleich, du überfrommer Engel? Sag' es mir noch einmal, du seiest in meiner Gewalt; ende alle Kontradiktionen; bekenne, was dein jungfräulicher Eigensinn negiren will: du wollest die Meine sein."

— Ich sage nichts, nichts! O was würd' ich sagen müssen, seufzte sie: Ich bin wahnsinnig. Ich weiß nicht, wie mir ist! Ich verwünsche dich und deine Höllenmacht. Flieh'! — Sie that einen schwachen Versuch, sich von ihm loszuwinden, und lehnte sich doch wieder sanft und zitternd an ihn.

„Willst du dich ranzioniren, so gib zum Lösegeld Herz und Hand!" flüsterte er ihr zu: „Gib, gib!"

— Gideon, antwortete sie bebend, mißbrauche meine Verwirrung nicht, Unmensch, denn ich würde jeden Eid brechen, den ich dir schwöre, und darum doch nicht meineidig sein. Ich sterbe, ich vergehe in einem bösen Feuer an deiner Brust. Ich verabscheue mich und kann mich nicht ermannen. Ich fühle die Hölle des Entzückens, und mag ihr doch nicht entkommen. O du bist nicht ehrlich an mir zu Werk gegangen. Du bist liebenswürdig genug, warum denn hast du mir's noch angethan durch verbotene Künste?

„Fania, du redest lästerlich und gottlos!" sagte Gideon: „Ich bin ein ehrlicher Mann und von reinster Affektion dir zugethan. Ich rufe den Himmel zum Zeugen!"

— Ja du hast mich mit einem Liebestrank vergiftet, Gideon; verzeih' dir's Gott! Und wenn dich meine Arme fester umschlängen, als Ketten, mein Herz stieße dich dennoch zurück. Du bist ein Anderer, als andere Menschen. Ich fühle mich an dich gebannt.

Sobald ich in deine Nähe trete, wird mein Inneres dunkel, wie verschlungen von einem Nebel, wie verzehrt von einer Gluth, von einer . . . o ich muß schweigen, ich vergesse Pflicht und Würde. Selbst das Gebet rettet mich nicht.

„Verkenne dein Herz nicht, holdselige Fania. Du liebst mich! Das ist die süße, die allgewaltige Macht einer Passion, und keine nekromantische Kunst!“

— Rede nicht, Gideon, o nichts mehr! Du könntest mich auch zum Altar schleppen; aber ich würde dich doppelt verabscheuen. Du würdest dein Opfer nur vollenden; ich würde nur zur Leiche. Meine Schmach ist dir kein Ruhm; nicht deine Tugend oder deine äußere Schöne, nein, dein Liebestrank hat mich bis zum Wahnsinn vergiftet.

„Nun, beim Himmel!“ rief Gideon: „Hier lischt das Licht meines eigenen Verstandes. Was redest du von einem Philtrum? Ich will eher glauben, ein neidischer Belialsbruder habe sympathetische Mittel an dir versucht, um mir einen schlechten Dienst zu erweisen und dein liebes Herz von mir abwendig zu machen. Denn so feindlich gesinnt bist du sonst nicht gewesen. Wenn du mich auch zuweilen mit deiner spröden Laune repoussirtest, dennoch kam es nie zur völligen Ruptur. Du liebst mich. Beruhige dich, mein einziges und schönstes Leben.“

— So entlaß mich aus deinem Arm; so fliehe dies Haus, dies Thal; so meide mein Angesicht ewig; so erscheine auch nicht mehr sündlicherweise in Träumen, die du durch gottlose Kunst hervorbringst. Du willst mich zum Kinde der Verdammniß machen, ich weiß es wohl. Gott wird es verhüten. Mein guter Engel hat mich nur auf kleine Weile verlassen. Du bist mein böser!

Indem sie dies sagte, riß sie sich mit Aufwand aller ihrer Kraft los und trat von ihm zurück. Ihr Busen war in stürmischer Bewegung, ihre Wangen glühten hochroth; ihre Blicke aber hingen

unverwandt an ihm mit dem Ausdruck der zärtlichsten Leidenschaft, und zugleich des innigsten Mißtrauens.

„Ich dein böser Engel?“ sagte er lächelnd: „Ei, du superstitiöses, närrisches Kindlein, und wer ist denn dein guter, wenn ich's nicht bin?“

— O du nicht, Gideon, du nicht! Du bist der Versucher, und jeder Gedanke an dich wird eine Sünde. Verstelle dich ja nicht; du weißt es wohl, dein Blick, deine Stimme, dein Odem, dein Berühren verwandelt mich, macht mich zur Leibeigenen deiner Gedanken. Weiche von mir, dann gehöre ich mir und Gott wieder an.

„Fast möchtest du mich persuadiren, Fania, es sei Zauber unter uns aktiv. Du liebst und hassest im gleichen Moment. Wie ist dies möglich? Du liebst und quälst dich vergebens mit leeren Imaginationen. Meine Absenz verändert nichts, denn deine Gedanken werden mich doch nicht verlassen.“

— Nein, Gideon, glaube mir, so oft du noch von mir geschieden bist, ist auch das Fieber gewichen. Du warst vergessen, als hätte dich Gott noch nicht erschaffen gehabt. Wenn ich deinen Namen dann hörte, war es nichts mehr, als ob man in fremder Sprache redete. Nur Scham oder Reue hätte mich noch martern können, wenn ich nicht gewußt, du habest mir's durch gottlose Kunst angethan.

„Ich betheure beim Himmel und bei Allem, was darin Heiliges ist, meine Innocenz,“ rief Gideon tiefgekränkt, und schloß Epiphanien wieder in seinen Arm: „Ich lasse aber mein Leben eher fahren, denn dich, o höchstes und köstlichstes Juweel! Wundersames Kind, warum erschrickst du vor Cupido's Pfeil und dem Erwachen deines eigenen Herzchens? Ich präsumire, du erschrickst jeden Morgen auch bescheiden vor dem Spiegel, wenn du dich darin allezeit reizender und admirabler erblickst. Fürchte dich doch

nicht vor dir selber! Du gestehst nur auf gar charmirende Manier, daß dir noch kein Mann theuer gewesen."

— O du Bösewicht, freilich! seufzte sie, verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und legte ihren Arm um seinen Nacken: Mein Bruder Fabian nur ist meine Seligkeit, du bist meine Hölle!

„Fabian!" rief er und drängte Epiphanien von sich: „Nenne den Namen des Berner Delinquenten nicht wieder. Er muß dich ja blutroth machen. Dir ist sein wüstes Leben nicht unbekannt, das ihn auf die Galeere schleppt. Wie mag eine honnette Demoiselle den Vagabunden noch Bruder heißen, der keinen Haus-, Zucht-, Ehe- und Ehrenstand respektirt! Nenne den Namen nicht, ich könnte dich seinetwillen hassen."

— Hasse mich! hasse mich! rief sie hastig: Wie? wäre das endlich der Name, das heiligste Wort, wodurch ich deine Zauberwerke und meine Schande lösen könnte? Nun, so will ich dir nichts mehr als diesen Namen ins Ohr schreien. Fabian ist frei! hör' es, er ist unschuldig! Fabian blieb der frömmste Jüngling. Wenn Fabian vor mir steht, lächelt ein Engel da, und mein Gemüth lebt in unaussprechlicher Himmelsruhe. Nur wenn Fabian fehlt, leid' ich Pein und Sehnsucht.

„So muß ich Compassion mit dir tragen; du wirst an solcher Sehnsucht sterben, dieweil er dir so bald nicht wieder erscheint. Man sagte, er sei aus Gnade zu den Galeeren kondemnirt. Er hatte den Strick verdient."

— Fabian ist frei, Gideon. Fabian ist nicht fern von uns, glaub' es! Siehe diese Blumen! Fabian brachte sie in vergangener Nacht!

Gideon erschrak und starrte Epiphanien schweigend an. Dann strich er mit der einen Hand langsam die schwarzen Locken von seiner Stirn, während sich die andere Hand krampfig ballte. Seine Stirn zog in dicken, finstern Falten über die Augen nieder, aus

denen Blitze schossen. Unnatürliche Röthe brannte auf seinen Wangen. Mit Wohlgefallen und Schaudern betrachtete Epiphanie die vom Zorn verwandelte schöne Gestalt des jungen Mannes.

„Wenn du nicht lügst, Epiphanie," sagte er mit gedämpfter Stimme: „so retten alle Heerschaaren und Mächte der Erde und des Himmels den Infernalen nicht aus dem Rachen des Verderbens. Tod der Hölle! Bei dir gewesen diese Nacht? Bei dir? Du rühmst dich dessen?"

— Sieh, Gideon, sieh Fabians Wahrzeichen, wie schön sie noch im Glase blühen, rein und anmuthsvoll, wie seine lautere Seele! So brachte er sie mir immer, schon da wir noch als Kinder im Thal an der Lenk spielten. Er nahm nicht die Blume, die zunächst blühte; immer stahl er sie unter Lebensgefahr für mich irgend einem unzugänglichen Orte ab, wo die Natur sie nur für sich und die Geister des Gebirgs gepflanzt hatte. Wenn wir hoch bis zum Himmel in die Alpen des Rawyl hinauf waren, kletterte er noch bis zu den blaugrünen Schründen des Rätzligletschers. Am Oswaldstage, wenn sich das Volk auf den Berghöhen freute, stieg er, gewandter als das Gemsthier, an schwindlicht hohen Felswänden zu den grünen Vorsprüngen der Grindeln, um mir Alpennelken, braune Muttern, süße Reifern, Grafengel, Goldkraut, oder auch nur die kleinen Enzianen mit dem brennenden Blau zu holen, die doch weit näher und gefahrloser zu finden waren.

„Höre auf!" sagte Gideon mit verbissenem Grimm: „Vermuthlich brachte er dir auch diese Nacht den Strauß nicht ohne Leibes- und Lebensgefahr. Also dem malrenommirten Gesellen sacrifizirst du Gideons Liebe und Fidelität? Nun denn, willkommen Rebellion und Bürgerkrieg! lasset alle Furien los und machet die Mannskraft frei, daß Jeder im rechten Valor gelte. Ich habe andere Majestäten gesehen! Er ist verloren! Du bleibst die Meine.

Dich hast mir Abdrich gegeben. Du bist der Preis, um den ich ins Feld gehe. Ich mache dich allen Teufeln streitig."

— Sage: allen Engeln des Himmels! lispelte halblaut Epiphanie, die aber doch in einer Anwandlung von Furcht gegen die Thür zurückwich.

Er ging ihr nach und sprach mit bitterstolzem Lächeln: „Engeln? O ja, gefallenen! Du bist die mir verfallene ewige Proprietät. Wehe dem, der dich anrührt! Er wahre sich! Ich habe mich selber durch dein thörichtes Geschwätz wiedergefunden, und der Fund ist etwas werth. Ade, mein Schatz. Rüste deinen Brautschmuck. Lacht mir Fortuna hold, erbeut' ich mir ein Bernerschloß. Ade!" Er schlug seinen Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihre Wangen, indem sie erschrocken das Antlitz abwandte.

„Weiche von mir!" rief sie, „oder mein Geschrei ruft Abdrich und das Haus zum Schutz gegen deine Frechheit."

„Närrin, meinst du, dein Geschrei und Lamento schrecke mich? Ich glaube, du zitterst? Pfui, das ziemt dem Soldatenweibe schlecht. Fania, du mußt mit mir im Pulverdampf Karthaunen und Hagelstücken gegenüber stehen und dabei Spaß treiben."

Sie riß sich mit Unwillen von ihm und sagte: „Frecher Gesell, wie darfst du mich mit That und Wort mißhandeln?"

Gideon erwiederte lachend: „Schönstes Kind, ein Kuß ist für Jungfrauen kein schlechtes Traktement. Aber anbeten kann ich dich nicht mehr, und galante Caracoll vor dir machen, wie du dessen von mir gewohnt warst; denn jener Galeeren-Candidatus hat deine Gloria verwischt. Du bist von der Höhe zu mir niedergestiegen, jedoch noch ein schönes Mädchen geblieben; wohl remarquirt! — nichts mehr, denn ein Mädchen, wie alle. Indessen verhoff' ich, daß, wenn du mein Weib geworden, ich nicht dein Kukuk, Bockshut oder Hans mit dem spitzigen Hut sein und heißen solle."

Epiphanie wendete sich schaudernd von ihm ab und sagte: „Nun

sehe ich deutlich, wie der böse Geist die Krallen aus dir vorstreckt und hinter deiner Larve grinset. Das Blendwerk ist zerflossen. Schmähe nur den guten Jüngling Fabian; du kannst ihn so wenig, als die Hölle den Himmel, rühmen. Ich bin nicht seine Braut, noch minder die deine. Eher werd' ich die des Todes!"

„Hm!" versetzte er hämisch: „Alle Bräute sprechen diese Sprache. Man tadelt die Waare, die man desiderirt. Du wirst ein anderes Liedchen leiern, wenn du Madame Hauptmännin heißest und mit mir in eine Residenz von Deutschland oder in ein Schloß ziehst. Da wird gespielt, galanisirt, getanzt, banquetirt; da gibt es lustige Treib- und Hetzjagen für uns Cavaliere, Prachtzimmer mit Uhren, Contrefaits, Perspektiven und gestickten Polstern; Lustgärten, Feuerwerke, allerlei Kurzweil, Saus und Braus alle Tage vollauf."

— O! rief Epiphanie: Welcher höllische Dunst konnte mir so grausam Vernunft und Augen trüben! Du bist nicht nur ein ganz gemeiner, roher Lanzknecht, übermüthig, wild verschwenderisch, unbarmherzig, gottlos, — du bist höchst ekelhaft dazu.

„Mit Gunst, Fania!" entgegnete Gideon: „Keife mit mir, wie's gefällt; aber sprich mit Reverenz vom Soldatenstand. Wer für Vaterland, Kirche, Haus und Hof Anderer sein Blut hinzuspritzen allezeit parat ist, steht so hoch über dem Schellenwerker *), als der Adler über dem stinkenden Mistkäfer, und ist vor Welt und Nachwelt respektabel, wenn er gleich nicht des Herrgotts Gaukelsack sein mag. Im Uebrigen, Kind, unsere Sache ist abgethan, ein- für allemal. Basta! Ich werde mein Recht an dir manuteniren. Ade, mein Schatz, auf Wiedersehn!"

— Nimm meinen Abscheu mit dir, rief sie ihm nach, als er die Thür öffnete. Er wandte sich zurück und versetzte: „Kompli-

*) In der Schweiz die Bezeichnung eines Ketten-Sträflings.

mente schneid' ich dir nicht mehr, du hast dich derselben unwerth bezeigt; hast mit meiner Abgötterei Hohn und Verrath getrieben und sie einem entsprungenen Schellenwerker zum Spott aufgetischt. Er soll aber gewiß warm zur Hölle fahren; dafür laß mich sorgen. Kann ich ihn lebendig fangen, so will ich ihm mit allerlei Tormentis auf gut Schwedisch zusprechen; er soll braunschweigische Stiefel anlegen, dänische Kappe, spanischen Mantel tragen, bis er Kyrie eleison anstimmt. Ade, Schatz, gedenke mein. Auf Wiedersehn!"

Damit schloß er die Thür und ging hinab in wilder Bewegung, die er kaum zähmen mochte, als er in das innere Gemach trat, wo Adbrich und seine Gäste saßen. Er stellte sich zum wärmenden Ofen, und hörte das Gespräch der Redenden anfangs mit geringer Aufmerksamkeit.

14.

Der Rath der Verschwornen.

„Keineswegs, ihr Herren!" fuhr der Untervogt von Buchsiten fort, der eben das Wort führte und sich durch die Ankunft des Hauptmannes nicht unterbrechen ließ: „Kapitulationen und Verträge mit den Städten sind eitel Tinte auf Papier. Wir auf dem Lande bleiben nur so lange furchtbar, als wir einträchtig in Waffen stehen. Sie werden freilich im ersten Schrecken Alles bewilligen, hier Ohmgeld und Zölle herabsetzen, dort das Land dem freien Kauf offen lassen, anderswo den Lohn der Schuldenboten, oder die Hoffart der Landvögte beschränken, anderswo die abgeschafften Rechtsame des Volks und der Thalschaften herstellen. Aber auf wie lange? Ist die Gefahr vorbei, ist der Respekt für uns dahin. Dann hat ihre Arglist leichtes Spiel, unter uns Trennung zu bringen; dort mit Verheißungen, hier mit Drohworten. Sie geben

dem Einen ein Geldstück, dem Andern ein Aemtlein, stellen diesen in Schatten, streicheln den Andern mit dem Fuchsschwanz. Wir haben leider der Leute genug, die den Mantel nach dem Wind hängen. Und binnen wenigen Jahren wird Alles wieder auf dem vorigen Fuße stehen; Niemand mehr von Kapitulationen und Vertrag wissen wollen. Wer dann noch rechtschaffen denken und daran erinnern will, wird Rebell heißen, und man legt ihm, zur Belehrung der Uebrigen, den Kopf vor die Füße. Vater Ulli Schad von Waldenburg hätte wohl recht, wenn Alle ehrlich dächten, wie er. Aber die Städter führen ein weites Gewissen mit sich und halten treulich Wort, so lange man sie am Seil hält. Bei ihnen ist Eidbruch nur ein Kniebruch. Wir haben das Wort für uns da und Brief und Siegel, die Städte aber ihre Gewalt und die starken Festungsmauern. Ohne starke Gewährleistung ist eine Kapitulation mit den Städten nicht so viel werth." Er blies über seine leere Handfläche hin.

Alle nickten und murmelten einander beifallgebend zu.

„Beim Sanniklaus!" rief Schybi: „Was hab' ich denn vorhin anders begehrt? Warum widersprach mir Ulli Schad? Die beste Garantie, wenn der Hund nicht beißen soll, bleibt: daß man ihm die Zähne ausbricht. Schleift Wälle und Ringmauern, stürzt die Basteien in die Gräben, daß der Bauer bei Tag und Nacht frei, wie die Luft, durch die Straßen der Hauptstadt ziehe: so stirbt die Aristokratie darin von selbst. Wer Geßler sein will, gebraucht Zwing-Uri. Keine Burg, kein Tyrann; und wo kein Harnisch, da kein Ritter!"

„Nicht zu hitzig!" unterbrach ihn der Untervogt: „Vater Ulli vorhin hatte nicht ganz ohne gesprochen. Den Städtern die Festungswerke schleifen, heißt ihnen die Stadt nehmen. Sie würden hundertjährigen Krieg führen; es würde Seen Bluts kosten. Und woher beziehen wir Belagerungsgeschütz? Und wenn wir die Mauern

der Städte gebrochen hätten, wär' es wohl von uns gethan sein? [illegible], deine Vergleichung ist richtiger, als du selber willst. Der Hund, dem die Zähne ausgebrochen sind, beißt zwar nicht; aber er [illegible] ihm auch die Diebe dann nicht. Wir sollen Festungen behalten, daß ein auswärtiger Feind nicht beim ersten Stoß das ganze Land überschwemme."

[illegible] schielte ihn höhnisch von der Seite an und sagte: „Du willst die Pforten des Schweizerlandes mit geschornen Bäumen verrammen und unsere unüberwindlichen Engpässe, Gebirge und Seen mit [illegible] vertheidigen."

„[illegible]" fuhr [illegible] Zeltner fort, „[illegible] und [illegible] haben. Die finden wir nirgends [illegible], als in der Gewalt des großmächtigen Königs von Frankreich, [illegible]. Nimmt er die Vermittlung an, so wird er [illegible] Rechte und Freiheiten gegen die Städte. Was [illegible] ihr Herren, erlaubt mir hinzuzufügen, [illegible] und zweifelt nicht, daß der König [illegible]. Was sagt ihr dazu? Ihr hört denn? Ich [illegible] Herrn Jean de la Barde, freien [illegible]. [illegible] in der ganzen Christenheit [illegible]. Er ist nicht abgeneigt. Ich bei seinem Herrn, [illegible] mir ihn anzusehen. Ein [illegible] mit unsere Patrizier bücken sich [illegible] die Fußsohlen des Fremden, [illegible] gegen uns [illegible] den Rücken [illegible] für die goldenen Ketten, Gnadengelder und [illegible] zu [illegible]. Das macht ihr Ihre!"

„[illegible] der Schultheiß mit Bändern und Ketten zu [illegible] werden", unterbrach ihn Christen Schybi [illegible]: „Wir Landleute wollen [illegible] redlicher handeln, [illegible] wie wir [illegible] [illegible] nachlaufen.

Wenn Edelleute einer schönen Bauerntochter, und große Fürsten einer freien Republik den Hof machen, hegen sie beide gleich schnöde Absicht. Meinst du, man schicke Ketten und Bändlein umsonst? Sie wollen daran unsere Rathsherren schleppen. Alle Gnadengelder, die sie ausgetheilt haben, sind eben so viele Gnadenstöße schweizerischer Unabhängigkeit gewesen. Beim Sanniklaus, Untervogt, wir Eidgenossen wären werth, Disteln zu fressen, wenn wir unser Lamm beim Wolf, und unsere Freiheit von ausländischen Potentaten verwahren ließen."

Ohne Ausnahme offenbarten Alle ihre Zustimmung überlaut zu Schybi's Worten. „Mit Gunst, ihr Herren!" rief nun Gideon Renold: „Ich glaube wohl, Hans de la Barde, Marquis de Marolles, wäre gelustig, uns zu karessiren. Denn seines Königs Ambition ist, die Päffe über das Alpengebirg zu occupiren, festen Fuß über den Rhein zu fassen, und also Deutschland und Wälschland im Zaum zu halten. Trauet nicht listigen Versprechen und Prätexten! Unsere Thäler würden alsobald von Franzosen wimmeln. Ihre angeborne Leichtfertigkeit des Gemüths würde uns mit Gebräuchen, Sitten und Lastern infiziren Vielmehr sollten wir unsere Schanzen wahren und mit den tapfern Deutschen zusammenhalten, auf daß uns durch französische Intervention kein Landschade erwachse."

Da fuhr der Untervogt heftig auf und rief: „Gelt, Hauptmann Renold, zuletzt riefest du die Schweden auch noch. Zitire Beelzebub sammt seinen Heerschaaren. Behüte Gott mit seinen Heiligen die Schweiz vor jenen Protektoren der Freiheit! Wie haben sie es in Deutschland getrieben? Gotteslästerer, Schnapphähne, Straßenräuber, Buschklepper, Strauchdiebe, welche, so zu sagen, im Mutterleib zu stehlen anfangen, — das waren sie, aber keine Soldaten! Gottlose Kirchenräuber hatten sich auch unter ihnen gefunden, welche die Monstranzen, Kelche und andere silberne

und güldene Gefäße gestohlen, Saufgeschirr daraus zu schmieden. Chorröcke, Caselen, Meßgewänder, geweihte und Altartücher mußten ihnen zu Kleidern geben. Ja, die Heiligen sammt dem Wachs ließen sie in die Tiegel senken. Die Nonnen haben sie in den Klöstern geschändet, und hernach spöttisch vorgegeben, sie hätten sich nur mit unsers Herrgotts Schwestern befreundet. Viele haben die Todten ausgegraben, die Sterbekittel gestohlen und mit den Todtenköpfen auf Kirchhöfen um Geld gekugelt und Ballonen geschlagen."

Dem Hauptmann Renold fuhr bei dieser Rede das Zornfeuer in Wangen und Augen. „Untervogt," schrie er, „warum siehst du mich dazu an?"

Leuenberg, der bisher immer geschwiegen, unterbrach ihn rasch und rief mit starker Stimme: „Denket ans Sprüchwort: Eingenoß baut, Zweigenoß zerstört. Vergönnet, ihr Herren, daß ich meine unvorgreifliche Meinung mittheile, denn die Zeit fliegt mit Blitzesfittigen. Gleichwie vor Alters die Tellen in den Urländern mit ihrem Blut und mannhaften Sitten gehandelt, und sie keine andere Gewähr ihrer Sache begehren wollten, denn Gott, ihr Schwert und ihr Recht: also sollen wir mit Wahrheit, Treue und Glauben in unsern Aktionen sein, und Keinem vertrauen, denn uns selber, unserm Schwert, unserm Recht und dem Gott unserer Väter. Ein jeglicher Staat, welcher durch fremde Gewährleistung aufrecht steht, ist ein Sterbender, der noch von unsichern Arzneien lebt. Dieweil wir festes, gesundes Gebein haben, warum sollen wir an der Franzosen oder Deutschen hölzernen Krücken hinken? Was Fürsten geben, ist nur auf wucherisches Unterpfand dargeliehen. Wer das Kränzlein der edeln Freiheit nicht aus eigener Kraft ersiegen und aufsetzen kann, dem ist es vom Himmel nicht bestimmt. Er küßte die Kette der Tyrannen, sobald ihn der Tod schmählicher dünkt."

„Das heißt gesprochen wie ein Ehrenmann!“ fiel ihm Adbrich ins Wort.

„Verstehen wir uns jedoch recht!“ fuhr Leuenberg fort: „Was begehren wir von den Städten? Neue Freiheiten? Nein, nur das Recht, was unsern Altvordern zugehörte, was ihnen besiegelt und verbrieft war, und ihnen im Lauf der Zeiten allmälig aus der Hand gespielt ist. Anerkennen wir unsere Obrigkeiten und Regierungen nicht mehr? Mit nichten! Wir ehren zur Stunde das hochobrigkeitliche Ansehen derselben mit aller Treue in allen ehrlichen Dingen. Warum nennen sie uns Rebellen? Wir sollen, sagen sie, unsere Beschwerden auf gesetzlichem Wege vorbringen. Haben wir denn nicht unterwürfig über die Schmälerung unserer Freiheiten, über die neuen Lasten und Abgaben, über die Hartherzigkeit und Hoffart der Landvögte geklagt? Warum traten sie unsere demuthsvollen Bittschriften mit Füßen und jagten unsere Boten mit Schimpf, Schanden und harten Drohungen fort? — Was also bleibt uns übrig? Das Recht des Landes ist so recht, wie das Recht der gebietenden Stadt; und der Bauer ist fürwahr in seiner Haut ein Mensch, so gut und gewiß, als der Patrizier in der seinigen. Sind wir Rebellen, treulose, meineidige, verdorbene Leute, wie uns das Manifest von Baden schilt, so sind es die alten Helden für ihr Recht in den drei Ländern auch gewesen.“

Der Untervogt von Buchsiten unterbrach ihn hier ungeduldig und sagte: „Wozu wiederholst du das Weltbekannte? Zur Sache, zur Sache geschritten!“

„Nun denn zur Sache!“ versetzte gelassen Niklaus Leuenberg: „Der ungerechte Uebermuth der Städte und Lande in der Eidgenossenschaft, welcher sich Alles zu wagen erlaubt, hat mit dem Stanzer Verkommniß Anno 1481 angehoben. Damals gaben sie sich Hand und Wort, einander wider das Volk Beistand zu leisten in allen Dingen. Von da an konnten die Stadtkälber jedes Recht

wie Gras fressen, das ihrem Eigennutz beliebig war, und sie haben auch den Bund wider eigene Unterthanen allezeit treuer, als den Bund gegen auswärtige Feinde gehalten. Da sprang der Demokrat dem Aristokraten und der Protestant dem Katholischen bei, wenn es Niedertretung rechtsbegehrender Landleute galt. Gelt, Schybi, das freie Unterwaldnervolk zeigt jetzt den Entlibuchern schön die Zähne über den Stadtmauern der Herren von Luzern?"

Schybi verzog das Gesicht verdrießlich und sagte: „Die von Ury, Schwyz und Unterwalden sind in ihren Ländern nicht demokratischer, als es Zürich, Bern und die andern Städte hinter ihren Ringmauern sind; aber gegen die Unterthanen sind alle Vettern und Gevattern unter einander."

„Wohlan denn!" rief Leuenberg: „die Herren schlossen ihren Bund. Wir haben dasselbe Recht zum Bunde für unsere Freiheiten. Lasset uns neben der Eidgenossenschaft der Herren eine Eidgenossenschaft des Volks gründen. Jede Landschaft der Schweiz soll eingeladen werden, unserm Bunde beizutreten; einer jeden soll dieser Bund Freiheiten und Gerechtsame gewährleisten, die sie erweiset und mitbringt; keine darf mehr fordern als von ihrer Herrschaft verbrieft gewesen und gebührlich ist. Keine Landschaft darf fernerhin eigenmächtig mit den Städten unterhandeln. Entlibuch und Emmenthal, Luzernervolk und Oberland nebst Aargau, Solothurner- und Baselgebiet treten zuerst in das Volksbündniß und beschwören es zusammen. Das muß in Manifesten ausgehen durch alle Kantone und Vogteien; den Regierungen in Städten und Ländern bleiben ihre Rechte unverletzt vorbehalten. Das ist mein Sinn. Was saget ihr? Addrich, du hast noch nie gesprochen."

„Was soll ich sprechen zu den Thorheiten?" erwiederte Addrich mit einem Lächeln, worin die Bitterkeit des Mißmuths über ge-

täuschte Erwartungen spielte. „Ihr Leute taugt weder zum Krieg noch Frieden, weder zum Gehorchen noch Befehlen. Darum sehe ich den Ausgang der Dinge hell voraus und euch alle der Reihe nach in Armersündergestalt mit verbundenen Augen auf dem Sandhaufen, und eure Köpfe unter dem Schwert des Scharfrichters tanzen. Ihr habet den Stein aufgehoben und geschleudert. Nun er aus der Faust ist, berathet ihr, wohin er fahren, wie viel er treffen müsse? Geht, geht, ihr habt das Spiel bei der ersten Karte verloren und ich mit euch. Ich vermuthete in euerm Verstande mehr Trumpf."

Hier brach der mürrische Alte barsch ab, stand vom Stuhl auf und warf diesen zur Seite. Die Uebrigen, in nicht geringer Bestürzung, sprangen zu ihm und beschworen ihn, zu reden.

„Eitle Mühe!" rief Abdrich: „Wen die Noth nicht beten lehrt, der lernt's vom Pfarrer nicht. Es ist um die Hälse zu thun, um Erhaltung des Leibes, Lebens und Gutes; ihr aber kannegießert, wie neue Rathsherren im Schöppli-Leist. Das Volk ist im Aufstand, der Felsen rollt bergunter, der Strom schwillt über die Ufer: nun fährt Alles aus, so weit es kann und muß. Denkt nicht, daß ihr wehren und leiten möget, ihr müsset vorwärts, so weit ihr könnet und müsset, nicht so weit euch's gefällt. Die erschrockenen und ergrimmten Städte machen keinen Frieden. Ihre Hoheit muß obsiegen oder verschwinden. Es gibt zwischen Tod und Leben keinen Weg. Ihr werdet als neue Tellen glänzen, oder als elende Rebellen bluten; das bezwungene Volk zahlt dann die Kriegskosten und bekömmt einen straffern Maulkorb.

„Nun denn, Abdrich," riefen Alle, „dein Rath! dein Rath!"

„Mein Rath?" fragte der Alte entgegen: „Lasset die Trommeln rühren, die Fahnen lüpfen; gehet, schlaget, sieget oder fallet. Bietet die Angehörigen und Leibeigenen aller Kantone auf; es gilt die Freiheit oder Knechtschaft Aller. Stürzet Verwirrung aus von

einem Ende des Landes zum andern. Je größer Schrecken und Lähmung der Städte, je leichter deren Niederlage. Nichts bleibe auf der alten Stelle. Pflüget den verraseten Acker tüchtig; aber erst wenn die Schollen umgekehrt liegen, egget frische Saat ein. Was dann werden kann, wird werden!"

„Teufel, der will unsere Eisberge in den Abgrund der Seen werfen, und die Alpen mit dem Nagel seines Daumens wie verschrumpftes Papier glätten!" rief Schybi lachend: „Das gibt, beim Sanniklaus! einen jüngsten Tag!"

„Schybi!" sagte Addrich mit düsterm Gesicht: „Du wirst dieser Stunde gedenken, wenn du das Armensünderglöcklein läuten hörst und sie dich zum Hochgericht hinaus psalmodiren."

Der Leuenberg rieb sich die Stirn und sagte: „Addrich, bei meinem Leben, du hast nicht übel gesprochen. Wo aber soll es enden, wenn wir über alles Recht hinausgehen?"

„Das Recht geht mit dem Sieger, das Unrecht mit dem Besiegten!" antwortete der Alte: „Ihr Emmenthaler seid Berns erkaufte Leute und Leibeigene; freie Schweizer waret ihr nie; für euch schoß kein Wilhelm Tell den Pfeil. Wähnet ihr, ich trage meinen Kopf für eure Lumpereien von Ohmgeld und verrufenen Batzen zum Schaffot? Es gilt Freiheit des Volkes vom Lemanersee bis zum Rhein; frei von Leibeigenschaft, frei von Willkür des Stadtstolzes soll der Landmann sein; von Geburt nicht geringer, als der Schultheiß, und nicht ärmer an Recht. Wir treten durch einerlei Thor in die Welt hinein und hinaus. Mensch ist Mensch im Zwilch- oder Sammetkittel. Gott hat das Recht der Erstgeburt nicht erfunden, und Brüder können Brüder nicht leibeigen kaufen und haben. Unnatur und Unrecht vertilgen, das ist Natur und das ist Recht. Dafür geh' ich mit euch zum Sieg oder Schaffot, dafür ist beides ehrenreich vor Welt und Gott."

Sie schwiegen bei diesen Worten Alle; nur Ulli Schad stam-

melte erschrocken: „Wie meinst du's? Alle Obrigkeit, sagt die heilige Schrift, ist von Gott. Es muß Obrigkeit sein, die Gewalt hat."

„Obrigkeit und Unterthan muß sein; aber das Gesetz über beide und Gott über Alle!" antwortete Abdrich.

Da ward außen ans Fenster gepocht, wo einer der Moosknechte, wie Abdrichs Leute genannt wurden, Wache hielt. Der Alte begab sich hinaus. Seine Gäste standen im Nachdenken schweigend umher.

„Mit eurer Gunst," sprach nun Gideon, „ihr gaffet verblüfft ins Blaue hinein, und es geht euch, wie dem Knecht Ruprecht. Da er wollt' ein Reiter werden, hatt' er keinen Gaul; da er einen Gaul bekam, hatt' er keinen Sattel; da er einen Sattel fand, mangelten ihm Stiefel und Sporn; und endlich, als er Alles hatte, fehlte ihm Courage und er saß da wie Matthes von Dresden. Mich dünkt, Abdrich hat wahr gesprochen. Vor der Hand habt ihr nichts zu deliberiren, als woher Geld und tapfere Mannschaft nehmen, um dem Feinde zu jeder Stunde die Degenspitze zu zeigen. Liegen die Städte zu euern Füßen, dann ist's an der Zeit Consilia zu halten, wie die Conquete zu behaupten sei! Aber wo sind eure Kriegsmittel? Es sollte Alles in parato und schon fertig sein, Geld, Munition, Proviant, Geschütz, Armaturen, Mannschaften!"

„Das wäre mein geringster Kummer!" antwortete Leuenberg: „Volkskrieg ist kein Herrenkrieg. Arsenal, Kriegsschatz, Provianthaus und Werbeplatz eines Volks ist in allen Dörfern, Höfen und Hütten desselben versteckt."

„Damit ist's bei weitem nicht abgethan!" rief Gideon: „Du sollst nicht glauben, wenn man einen Bauer an einen Degen bindet, daß er alsbald davon Soldat werde. Wo bleibt die Disciplin? Wo sind eure experten Hauptleute und Feldoberste? Wer

hat die Leute schon in Rotten und Fähnlein getheilt, daß jeder seine Stelle und seine Pflicht kenne? Was wollet ihr mit einem Haufen unerfahrner, toller, halsstarriger, rumorischer, aufrührischer Bauern ausführen?"

„Mit deinen deutschen und schwedischen Bauern freilich nichts!" antwortete Schybi ärgerlich: „Anders ist's mit dem Schweizer. Er ist geborner Soldat, und weiß sich binnen wenigen Tagen des Spießes, Degens, der Musqueten und brennenden Lunten zu bedienen, den Trab recht zu halten und in voller Rüstung einen guten Weg zu laufen. Alle Kriegskunst und Disciplin des Herzogs Leopold und Karls von Burgund sind bei Morgarten und Murten eitel geworden."

„Holla, Schybi, die Welt steht nicht mehr auf dem Flecke, wo du sie in deiner Chronik gesehen hast!" rief Gideon lachend: „Der große König Gustav Adolph und der unüberwindliche Held Torstensohn haben die Kriegskunst auf den Gipfel ihrer Perfektion gehoben, wovon ihr euch hier zu Lande nichts träumen lasset. Heut' zu Tage gehören zu den zehn Prädicamentis eines guten Kriegsmannes erstlich, daß er — —"

15.

Mancherlei Nachricht.

Hier unterbrach ihn Abdrichs Rückkehr. „Nun, ihr Mannen," sagte dieser, „jetzt rührt' Arm' und Beine, statt der Zungen. Stärkt euch noch zur Reise. Der Tisch ist gar bald gedeckt zum Morgenessen, bald ist's Mittagszeit. An Tafelmusik fehlt's nicht. Man schlägt durchs Kulmerthal die Sturmglocken."

„Ist der Feind in den Aargau gedrungen?" rief Leuenberg mit ernstem, etwas entfärbtem Gesicht: „So eile Jeder an seinen

Platz! Vorher lasset uns aber einen Schluß über die Zukunft fassen, damit wir einträchtig verfahren; denn wir sind deswillen an diesem abgelegenen Ort im Moos zusammengetreten."

„He, Leuenberg," sagte Gideon spöttisch, „wie nimmst du doch die Botschaft so kalt auf, daß dir die Worte davon wie blasse Schneeflocken aufs Gesicht fallen!"

„Mir? Was du nicht Alles siehst!" erwiederte Leuenberg mit gezwungenem Lächeln: „Gaukeln dir etwa Funken um die Augen? — Ihr Herren, zur Sache; die Zeit wird für Narrethei zu köstlich. Eile, Vater Ulli, wecke dein Volk und auf damit zum Rhein gegen eure Stadt. Die reichen Basler begehren keinen Krieg, wenn sie mit silbernen und güldenen Kugeln nichts ausrichten. Sie bringen dem ersten, der kömmt, Freund oder Feind, die Thorschlüssel entgegen, sobald man ihnen die Schlüssel ihrer eisernen Geldkästen nicht abfordert. Du, Hauptmann Renold, bleibst an Addrichs Seite, und richtest nebst den andern Hauptleuten den Aargauer Landsturm ein. — Und du, tapferer Christen Schybi, dessen Namen schon in den Thälern und Alpen unsers Oberlandes Weiber und Kinder preisen, — —"

„Beim Sanniklaus, du sollst bald von mir hören!" rief Schybi: „Ich halte dir Wort!"

„Du hältst den Bund der zehn Aemter also steif und aufrecht!" fuhr Leuenberg fort: „Und Alles muß rückgängig, null und nichtig werden, was indessen zwischen Euerm Landvolk und der Stadt Luzern durch die Gesandtschaften von den sechs katholischen Orten verhandelt, vermittelt und abgeschlossen sein mag."

„Wäret ihr," erwiederte Schybi, „im Oberland und Aargau früher auf den Beinen gewesen, hätten wir nie Unterhandlungen und Friedensvorschlägen das Ohr geliehen. Ich stände heut' mit meinen braunen Entlibuchern inner den Mauern von Luzern und rechnete mit Schultheiß, Rath und Hundert ab."

„Sieh da," sagte Abdrich und schob die kleinen Fenster und Vorfenster zurück: „Felix fährt von der Höhe der Wampf herab, wie ein Flitschpfeil. Knabe, was bringst du Neues? Tritt herein!"

Nach einer kurzen Weile ging die Thür auf. Felix, ein junger Kerl, trat ins Zimmer, odemlos. Man umringte ihn.

„Heda, lustig Bürschlein!" schrie Gideon: „Hat dir der Schrecken die Schlanderhosen zu weit und die Gurgel zu eng gemacht? Wart nur, bis uns die blauen Bohnen ums Ohr pfeifen, da soll's spanische Bäuche geben und mehr Dyssenterie, als im nassen Schlackerwetter der Herbsttage."

„Es scheint, Hauptmann," versetzte Abdrichs Knecht: „du hast die Probe schon an dir gemacht, und bist bei den gelben Webern gewesen. Wir in den Bergen hier sind noch lange nicht Klupfi's Söhne. Steig' den Berg hinauf zur Wampf, da siehst du den Aargau und wie das Volk lebendig ist."

„Welche Berichte bringst du, Felix?" sagte Abdrich.

„Meister, es wird gestürmt!" antwortete der Knecht: „Zuerst hört' ich's rechts von Brugg her, aus der Ferne; dann gegen Lenzburg heran. Bald aber schollen links aus der Tiefe die Glocken von Kulm und Gränichen; bald rechts in der Nähe von Seon und Birrwyl. Bald schweigen alle, bald einzeln; bald heulen alle durch einander. Es ist ein Fest, das! Dazwischen läßt sich deutlich das Schnurren und Rollen und Trommeln vernehmen und einzelnes Rufen und Geschrei, als wäre aller Orten und Enden Feuer aufgegangen."

„Sieht man Bewegungen in den Thälern?" fragte Leuenberg.

„Nichts!" antwortete Felix: „Leute, die auf dem Felde sind, laufen quer die Aecker den nächsten Weg zum Dorf. Auf den Landstraßen rennt, wie eine verirrte Ameise, hie und da ein Reiter entlang; vermuthlich Müllerknechte sind's, die Staffetten bringen."

„Es ist Zeit mit uns! Fort, fort!" rief der Untervogt von

Buchsiten: „daß wir zu den Unsern mit heller Haut gelangen, und nicht dem Feinde in die Hände laufen.“

„Bevor ihr den Weg unter die Füße nehmt, ihr Herren,“ sagte Abdrich, „setzet euch mit mir zum Morgenessen. Ihr seid so sicher hier, wie in der Kirche. Die Landstraßen sind lang. Auch empfanget ihr indessen wohl nähere Kundschaft, was vorgeht.“

„Nichts übereilt, Freunde! Abdrich hat wohlgesprochen!“ setzte Leuenberg hinzu: „Wir haben vielerlei Berathungen und Abrede vonnöthen, und müssen ja heut' nicht ins Zurzacher Schiff. Also folgen wir unserm freigebigen Wirth, wohin er uns führen will.“

Sie gingen. Die Mägde richteten das Mahl an, welches sich im Gespräch über die Dinge, die da kommen sollten, und beim Weine, der sie begeisterte, weit über die Zeit hinaus dehnte, die selbst der vorsichtige Leuenberg dazu bestimmt hatte. Noch saßen sie da, lärmend durch einander scherzend, nur Abdrich allein nicht, der nach seiner Gewohnheit düster blieb und schwieg, als eine der Mägde ihm sagte, daß Epiphanie draußen stehe, und ihn zu sprechen verlange. Wie die Gäste es hörten, rief der Untervogt von Buchsiten: „Laß deine Nichte zu uns eintreten, Abdrich. Warum verheimlichst du sie vor unsern Augen? Wir haben die Sage wahr gefunden, die im Volke von deinem Hause geht; dich bedienen die zierlichsten Dirnen des Aargaues. Aber deine Tochter und Nichte sollen die Schönsten des Landes sein.“

„Auch läßt sich's denken,“ stimmte ihm Leuenberg bei, „dein Hauptmann Gideon Renold hat lang umhergekostet im deutschen, ungarischen und schwedischen Lande, und zuletzt hat ihn doch ein Schweizermägdlein gefangen, den tapfern Helden. Mach' ihn keiner eifersüchtig, rath' ich euch!“

Auf Abdrichs Gebot trat Epiphanie herein. Erröthend und mit jungfräulicher Schüchternheit verneigte sie sich grüßend gegen die Männer, aber mit einer Art Hoheit, wie man von ländlichen

Schönen nicht zu erwarten pflegt. Auch verstummten die Fremden und erhoben sich mit unwillkürlicher Ehrerbietung von den Strohsesseln. Gideon bemerkte die Ueberraschung seiner Freunde in heimlichem Triumph und nickte Epiphanien mit vertraulichem Lächeln über den Tisch zu. Sie aber, sein nicht achtend, ging vorüber. Ihre Seele schien eines andern Gegenstandes voll. Ein Geheimniß, welches der künstliche Ernst ihrer Mienen verbergen wollte, verkündete sich aus dem Entzücken, welches diesen Ernst milderte und von ihren Augen wiederglänzte.

Sie beugte sich zu Abdrichs Ohr hinab und flüsterte leise: „Nur ein Wörtchen laß dir allein sagen, Oheim. Deinem Hause ist an meinem Tage Heil widerfahren!"

Abdrich begab sich mit ihr auf die Seite.

„Berichte zuvor, wer wartet meiner Kranken ab? Wie ist Leonorens Befinden?" fragte er.

„Freue dich, Abdrich!" antwortete sie: „Deine Tochter lenkt nach dem Wege der Genesung ein. Sie wird wieder aufblühen. O geh, o sieh sie! Vom langen Schlafe findest du sie erwacht, heiterer, stärker, als ich sie je gesehen. Ihre blassen Wangen haben wieder erröthen, ihre Lippen wieder lächeln gelernt. Sie selber hat in die ausgetrocknete Lampe frisches Oel gefordert und Speise und Trank begehrt."

„Eile zu ihr zurück!" erwiederte Abdrich, ohne die Finsterniß aus Gemüth und Antlitz zu verlieren, die da einheimisch geworden war: „Sobald die Fremden das Haus verlassen haben, komm' ich zu ihr. Der Engel, welcher schon halb über den Wolken war, senkt sich noch einmal zur Erde, um mir altem, verwaisetem Mann Valet zu sagen. Er will nicht bei uns verweilen, glaub' es mir. Meine Hoffnungen sind zerrissen, und das Spinngewebe deines Trostes stellt die Zerstörung nicht wieder her."

— Fasse Muth, Oheim! Ich könnte dir mehr sagen. Ich würde

vielleicht ungläubiger sein, als du, wenn nicht ganz ungewöhnliche Dinge zu gleicher Zeit geschähen, die einander zu Hilfe kommen wollen, ihre Glaubwürdigkeit gegenseitig zu betheuern.

„Zum Beispiel, Faneli?“

— Du wirst nach deiner Gewohnheit spotten. Aber frage Aenneli, frage Ruedi, den Jägerknecht. Es ist eine fremde Stimme in deinem Hause; sie ist an meinem Kämmerlein erklungen. Wir haben sie Alle gehört.

„Eine Stimme, wunderliches Mädchen? Wessen Stimme?“

— Wer kann's sagen? Wir aber haben sie Alle vernommen. Die Wände plaudern nicht und die Luft ist stumm. Es war die Stimme eines Menschen, die wir hörten. Sie klang zart, wie der Ton eines sehr jungen Kindes; und doch mit einer Stärke, die uns erschreckte. Ich meine, aber spotte ja nicht, es sei der Laut eines Waldgeistes gewesen.

Sie sagte die letzten Worte fast unhörbar leise und schüchtern, indem sie dabei ernst und furchtsam zu Abdrich hinauf sah. Dieser schien das Gespräch abbrechen zu wollen, während sich doch sein faltenreiches Gesicht in ein Lächeln zusammenlegte, welches aber bei ihm jedesmal, vielleicht wider seinen Willen, eine hämische Natur annahm.

— O, dacht' ich es doch, Abdrich! rief sie ernst und hastig: Du verhöhnst mich; aber verhöhne die Ueberirdischen nicht, fürchte ihren Zorn. Weißt du, wie ich sie in der Aschermittwoch-Nacht erblickt habe, da ich bei Leonoren wachte und der frischen Luft willen das Fenster öffnen mußte? Deutlich sah ich sie ja damals im Mondschein wandeln, am Waldsaum auf der Wiese beim Ahorn. Aber sie tanzten nicht, wie Zwerglein sonst pflegen, sondern gingen in ihren langen Mänteln, wie wenn sie etwas suchten, still umher und dann einzeln und traurig in den Wald zurück. Das ver-

kündete ein Jahr des Unheils, sagt' ich dir damals. Ist es nun nicht mit Krieg und Unruhen schon eingetroffen?

„Gut, gut, Faneli. Und was erzählte dir die Stimme deines Schräteli?"

— Wir verstanden insgesammt deutlich die Worte: „Je höher die Noth, je näher ist Gott!" Und denke, als ich darauf in Leonorens Gemach trat, sah ich sie erwacht, zum ersten Mal mich anlächeln, mir ihre Hand entgegenstrecken, und von ihren Wangen das erste blasse Roth der Genesung schimmern, wie Frühlicht des wiederkehrenden Morgens. Sie sagte: „Wie ist mir doch so himmlischwohl!" Da rief ich: „O, die Verkündung des Unsichtbaren galt also dir!" Und ich erzählte ihr Alles.

Abdrich schüttelte traurig lächelnd den grauen Kopf, aber, als wollt' er Epiphanien mit seinem Unglauben nicht gekränkt wissen, klopfte er ihr schmeichelnd mit den Fingerspitzen die Wangen und sagte: „Geh', pflege Leonorens. Sobald mich die Fremden verlassen, bin ich bei euch. Deine Botschaft will mich nicht erquicken, wie wundervoll sie auch aus deinem Munde klingt. Geh', Kind. Wenn eine Lampe erlöschen will, flammt sie noch einmal auf; auch die Schneeberge, wenn sie nach Sonnenuntergang leichenblaß dastehen, erglühen zuweilen unvermuthet wieder, ehe sie in Nacht fallen. Verstehst du mich? Geh', geh'!"

Epiphanie gehorchte schweigend und kopfschüttelnd.

16.

Die Botin von Seon.

Alle blickten der schönen Gestalt, wie sie das Zimmer verließ, mit Wohlgefallen nach, und konnten, während sie sich zur Abreise

rüsteten, kein Ende finden, sowohl dem Oheim, als dem Hauptmann Renold, die schmeichelhaftesten Dinge über die Jungfrau zu sagen. Indessen über die große Zukunft, welche vor den Verschwornen lag, ward von ihnen bald das Anmuthigere vergessen. Die letzten Abreden mußten genommen, die letzten Verheißungen gegenseitig unter herzhaftem Handschlag gegeben werden. Hätte nicht der sinkende Tag zu stark gemahnt, der Abschied wäre unter neuen Berathungen und Wortwechseln vergessen worden.

Wie sie schon vor Abdrichs Hause standen und ihrem gastfreundlichen Wirth noch einmal dankbar beim Lebewohl die Hand schüttelten, wurden sie durch eine neue Erscheinung versäumt. Längs dem Walde her, von der Höhe der Bampf herab, kam ein junges Bauernweib an der Seite eines der Moosknechte. Beide waren schon ziemlich nahe, als man ihrer gewahr wurde.

„Woher das Weib, Baschi?“ fragte Abdrich den Knecht.

„Droben auf der Bampf fing ich es auf!“ antwortete dieser: „Es ist mit ihm gar nicht richtig. Es fragte dem Faneli nach, als ich es anhielt, weil ich bemerkte, es wolle zum Moos schleichen.“

„Ei, du falscher Gesell, du Tuckmäuser!“ schrie die junge Frau zornig; „Wer ist geschlichen? Ich darf mich am Tageslicht zeigen auf offenem Weg; eher als du, dem die sieben Todsünden ins Schelmengesicht gemalt sind. Seh' doch Einer! mich aufgefangen! Wer hat dich zum Weibel gemacht? Verdächtiges Gesindel; deinesgleichen fängt man auf, aber nicht ehrlicher Leute Kind.“

„Eh! Warum denn wolltest du mir droben ausweichen und linksum machen, als ich dir in den Weg trat?“ erwiederte Baschi, etwas überrascht durch die unerwarteten Ehrentitel, mit denen ihn die geläufige Zunge der Bäuerin schmückte.

„Ich kenne den Hasen am Klang!“ erwiederte sie, „und sehe solchen Strick lieber am Galgen, als neben mir. Aber ich ging meiner Wege in Gottes Namen, ihr guten Leute, und bekümmerte

mich um den Tölpel nicht, der mir wie ein verlaufener Hund nachstrich."

„Glaubet doch der Lästerzunge nicht!" unterbrach sie Baschi: „Sie ist ausgeschickt, um zu kundschaften. Das böse Gewissen schaut ihr aus den Augen."

„Ei, behüt' uns Gott!" rief das Weib: „Ich muß schier zum Krüglein werden und zum Gläslein herausschauen. Seht doch, kundschaften! Wer in der Welt verlangt von solchem schäbigen Kerl etwas zu wissen? Ich habe dem Galgenvogel keine Frage gethan, weil ich wohl wußte, Aas sei kein Fraß. Ihm aber ging das kläffige Maul wie Müllers Rad, und er konnte des Fragens und Förschelns nicht satt werden. Er weiß darum doch weder Gir noch Gar."

„Ich habe keine Lust mit dir zu zanken, Weib!" schrie Baschi ärgerlich: „Man müßte vielen Brei haben, dir den Mund zu stopfen. Heirathe dir einen harthörigen Mann, wenn er vierzehn Tage am Leben bleiben soll. Ich will hängen, ihr Herren, wenn die nicht ins Moos auf Kundschaft geschickt ist mit ihrer Dohlenzunge und Sperberaugen. Was sie sieht, geht mit Geschrei eben so geschwind wieder aus dem Mund, wie Wasser durchs Sieb. Ich erfuhr auch unterwegs von ihr . . . ."

Das junge Weib, das jede Bewegung seiner Lippen mit den Augen verfolgte, war ihm schon zehnmal ins Wort gefallen, und unterbrach ihn auch diesmal. Abdrich und seine Gäste aber beruhigten sie jedesmal mit Drohung und Bitte und Verheißung, sie anzuhören, sobald der Knecht zu Ende gesprochen haben würde.

„Unterwegs also vernahm ich denn von ihr auch," fuhr der Knecht fort, „daß hinter Brugg Alles schwarz sei vom Schaffhauser Kriegsvolk; daß die Zürcher mit vielen tausend Mann über Wettingen und den Heitersberg folgen würden; daß die Mühlhauser und Basler schon vor Aarau ständen; daß die Welschberner über

Morgenthal heranzögen und geschworen hätten, die Dörfer zu verbrennen, Mann und Maus niederzumachen, und des Kindes im Mutterleib nicht zu schonen. Es sei Alles verloren."

„Bist du nun fertig?" unterbrach ihn die Frau heftig.

„Jetzt soll die Reihe an dich kommen, Fräulein!" sagte Addrich mit dem Tone der Zutraulichkeit: „Rede du jetzt. Ist es wahr, was er erzählt hat?"

„Wahr und nicht wahr!" antwortete sie: „Wie kann der faule Brunnenstock das reine Wasser wieder geben? Alles verloren? Ja, wenn unsere Männer feige Memmen wären, wie du, zweibeiniger Hase. Geh', lauf, die Furcht wird dir vier Füße machen. Glaubt ihm kein Wort, ihr Mannen. Morgen zieht unser Volk mit dem Landsturm gen Aarau auf. Wir Weiber folgen mit Fuhrwerk und Säcken. Das Städtlein wird geplündert, denn es hält zu den Bernern. Die fremden Soldaten werden wie Engerlinge verfolgt und ausgerottet, daß von ihnen kein halbes Gebein über die Berge zurückkommt.

„Glaubst du," sagte Leuenberg lächelnd, „das werde so rasch gehen?"

„O, dafür laß ich mir den Kummer nicht über das Knie wachsen!" erwiederte sie: „Es ist endlich Zeit, daß wir Rechnung machen mit den Herren und einmal für allemal abschaffen. Denn so können arme Leute nicht länger ausdauern, wenn sie nicht von den Schuldenboten aufgefressen sein wollen. Ich möchte auch den Brief sehen, den unser Herrgott den Herren gegeben, daß sie Land und Leute ungestraft verschlucken, alle Rechtsame, Fischenzen [1]), Hochwald, Acherum [2]), Alles für sich behalten, und uns kaum Luft und Grab umsonst gönnen. Tag und Nacht laufen Weibel und

---

[1]) Recht zur Fischerei in Seen und Flüssen.

[2]) Die Eichelmast in Hoch- und obrigkeitlichen Forsten.

Boten unsereinem das Haus ein; der Eine will Ohmgeld, der Andere Einung [1]), weil man aus dem Hochwald einen Besenstiel genommen; der Eine zieht Tagwen [2]) ein, der Andere Twing- und Fastnachtshühner [3]); der Eine begehrt Rüti- [4]), der Andere Boden-, der Dritte Herrschaftszins [5]), der Vierte, für seine Mühe, Landgarben [6]). Verkauft eine arme Wittwe die letzte Kuh auf dem Lenzburger Markt, heißt's: Pfundzoll her für die Herren von Bern! Bricht Einer ein mageres Stück Feld auf, das Keinem, als der Hungersnoth gefällt, muß Futterhaber [7]) gestellt sein, und den nackten Waisen nimmt man von der Erbschaft sogar Todfall [8]). Das kann nicht länger gehen und gelten. Bei meiner Treu, keine Sechswöchnerin darf ihre Schaale Milch trinken, daß nicht Vögte und Weibel zuvor die Nideln [9]) davon abschlürfen. Ich hoffe aber zu Gott, man wird morgen Feierabend mit ihnen machen. Werden sie wieder Meister, ihr Leute, so verlaßt euch auf mein ehrliches Wort, das Schaub Stroh wird Asche und der Obervogt·

---

1) Forstfrevelbuße wurde Einung oder Einig genannt.

2) Tagwen war obrigkeitliche Haussteuer.

3) Jede Hofstatt auf Herrschaftsgut zahlte jährlich mehrere Zwinghühner.

4) Für frischaufgebrochenen Herrschaftsboden, wo Wald ausgerodet und Ackerland gemacht war.

5) Von Scheunen, Häusern und andern Gebäulichkeiten.

6) Dem Weibel für gerichtliche Vorladungen.

7) Wer so viel ödes Land urbar machte, daß er davon eine Zehntgarbe stellen konnte, mußte der Herrschaft jährlich ein Viertel Haber liefern.

8) Das beste Stück Vieh, Kleidung u. s. w., welches die Herrschaft nach dem Tode eines Hausvaters, als Folge und Zeichen von dessen Leibeigenschaft nahm.

9) Rahm.

verbindet mit einem Faden alle Häuser [1]). Denkt an mich. Ich heiße Käthi."

„Heiße, wie du willst!" rief Baschi, „aber man soll dir Hosen geben, und Kragen und Jänke [2]) dazu, denn du mußt unser Feldpredikant beim Landsturm gegen Bern werden."

„Bist ein rechtschaffenes Weib. Laß ihm Ruhe, Baschi!" sagte Abdrich: „Wo bist du daheim, Frau?"

„Zu Seon. Ihr kennt gewiß Alle meinen Mann, den Karli Marti Gloor, Anken-Joggli's. Wir sind halt auch arme Leute, und müssen es sauer bei den Menschen bezahlen, daß uns der Herrgott geschaffen hat. Mein Mann taglöhnert in allen drei Städtlein herum, oder verträgt Waare. Ich spinne Wolle und Flachs. Seit dem Tod meiner Muhme, der alten Tschöpli-Liesi, wie man sie nannte, sie war des Alt-Untervogts Schwester, halten wir zu unsern drei Geißen noch eine Kuh, die wir den letzten Lenzburger Markt kauften. Das kleine Erbe von der Muhme, Gott habe sie selig, hat uns gar wohl gethan; wußten wir doch zu Zeiten kaum, wie uns mit unsern drei Kindern von einem Tag zum andern das Leben fristen."

„Schon gut, Frauli, schon gut!" unterbrach Adam Zeltner den Strom ihrer Rede: „Wir kennen nun deine ganze Hof- und Haushaltung, aber wissen noch nicht, wer dir von den Schaffhausern und Baslern bei Brugg und Aarau erzählt hat?"

---

1) Damals wohl nur herkömmliche Redensart. Wenn ehemals in der Grafschaft Lenzburg der Herrschaftsdienst bezahlt werden mußte, wurde ein Bund (Schaub) Stroh angezündet. Wer nicht kam, so lange das Stroh noch brannte, dem konnte der Obervogt „das Haus mit einem Faden verbinden", dann war das Haus an die Herrschaft verfallen.

2) Die Amts- und Kanzeltracht der reformirten Geistlichen in der Schweiz.

„Ei, jedes Kind wußte das schon vor anderthalb Stunden zu Seon!“ antwortete die Bäuerin: „Das ganze Dorf lief ja bei der Kirche zusammen, als die Glocke gezogen ward und des Trompeters Fridi von Hunzenschwyl zu Roß daher gesprengt kam.“

Nachdem die Gäste Addrichs von dem gesprächigen Weibe alles, was sie wollten, erfahren hatten, mußte Baschi die Erzählerin unter dem Vorwande ins Haus führen, sie mit einem Abendtrunk zu erquicken. Indessen ward draußen berathen, wie Jeder mit Sicherheit wieder aus dem Moos in seine Heimath gelangen könne? Denn es dünkte bei den eingekommenen Nachrichten Keinem mehr in der Gegend ganz geheuer. Leuenberg wählte den Weg über die Wampf, in Schybi's Gesellschaft, gegen Willisau und Hutwyl. Der Untervogt von Buchsiten und der alte Ulli Schad wollten versuchen, über Schöftland und Uerkheim nach Olten zu entkommen. Gideon Renold hingegen blieb, unter Einstimmung Aller, zurück, damit er helfen könne, den Aargauer Landsturm ordnen und gegen Aarau führen.

17.

Das köstliche Geschenk.

Sobald Addrich seine Gäste entlassen hatte, kehrten auch er und Gideon ins Haus zurück, wo ihnen Baschi's und Käthi's Gezänk schon wieder aus der Stube entgegenscholl. Der Alte stiftete nicht ohne Mühe zwischen beiden einen Zungenstillstand, der lange genug dauerte, um der Frau die Frage vorlegen zu können, welches Geschäft sie ins Moos geführt habe?

„Meister,“ rief Baschi: „ist der Teufel der Vater der Lügen, glaubt mir's, so ist hier die Mutter dazu; denn sie kann den Mund nicht öffnen, ohne daß eine Unwahrheit zur Welt kommt,

so lang und breit, als das Weib selbst. Unterwegs behauptete es, mit Jungfrau Epiphanien reden zu müssen; jetzt läugnet es Alles."

„Was hab' ich mit deinem Spionengesicht zu schaffen, du wunderwitziger Gesell?" entgegnete das unerschrockene Weib: „Was dich nicht beißt, hast du nicht zu kratzen; komm' zu mir am St. Nimmertag, wenn die Schnecken bellen, dann sollst du Alles erfahren. Jetzt hab' ich keine Aufträge für dich, sondern ich suche des Moosers Bruderstochter."

„Ruf Epiphanien herbei!" sagte Abdrich zu Baschi.

„Mit Erlaubniß!" fiel Käthi Gloor ein: „Ich muß ihr den Auftrag unter vier Augen ausrichten; das hat mir der Herr ausdrücklich befohlen, der mich schickt; und wenn mir . . . ."

„Was für ein Herr?" unterbrach sie Gideon, der jetzt aufmerksam ward.

„Wen ich nicht kenne, den ich nicht nenne!" antwortete sie: „Allein das dürfet ihr mir zutrauen, daß ich nicht schlechter Leute Briefe trage. Der Herr ist wenigstens so gut, wie ihr Alle, und hat vielleicht ehrlicher Weise so viel Geld, als der reiche Abdrich . . ." Hier unterbrach sie sich selbst, und fragte: „Ist Einer von euch der Mooser?"

„Der bin ich!" sagte Abdrich.

Die junge Frau erschrak, betrachtete den Alten, und ward von nun an einsilbiger in ihren Bescheiden, die sie auf Abdrichs und Gideons dringendes und wiederholtes Fragen ertheilte. Ihre Zurückhaltung erregte Gideons und Abdrichs argwöhnische Neugier. Beide besprachen sich leise und führten sie dann hinauf in Epiphaniens Gemach, wo Abdrich seiner Nichte erzählte, daß die Frau ihr von einem Herrn geheime Mittheilungen zu machen habe.

Epiphania fragte die Bäuerin, mit flüchtigem Erröthen: „Nicht so, dich schickt Fabian von Almen?"

„Mag er heißen, wie er will!" antwortete die Frau: „Er

hat mir seinen Namen nicht gegeben, aber fünf Gulden für den Gang zu dir; und wenn du mir etwas gibst, irgend eine Schrift oder ein anderes Wahrzeichen, daß ich meinen Auftrag verrichtet habe, wird er unser Haus noch besser beschenken. Er ist ein reicher, freigebiger Herr und hält gewiß Wort. Sein Gesicht ist die Ehrlichkeit selbst. Wir sind blutarme Leute und können's wohl brauchen. Meine Kinder hat er liebkoset, eins ums andere, als wären es seine eigenen."

„Das ist er!" rief Epiphanie in stiller Freude aufglühend: „Seinen Namen weißt du nicht? Sprach er von meinem Geburtstage und ob ich die Blumen gefunden? Warum kommt er nicht selber? Was hält ihn zurück? Beschreib' ihn doch! Nicht so, er ist blaß und etwas abgezehrt? Das blaue Feuer seiner Augen erloschen? Trägt er das blaue Sammetbaretlein, das ihm zu seinem lichtbraunen Haar so wohl anstand? Ach, der arme, junge Mensch, er hat viel gelitten!"

Gideon warf einen finstern Blick auf Epiphanien und sagte: „Es wäre dir konvenabler, deiner unschicklichen Compassion Einhalt zu thun; wenigstens in meiner und deines Oheims Präsenz. So redet keine verlobte Jungfrau, welcher an einem Rest ihrer Reputation gelegen ist." — Dann wandte er sich zu der Bäuerin aus Seon und sprach: „Geh' nur heim, du könntest dir einen schlechten Kuppelpelz verdienen; denn du hast mit einem ausgebrochenen Schellenwerker zu schaffen gehabt, den zweifelsohne schon Steckbriefe verfolgen. Vermuthlich hat er dir, als Handgeld, fünf falsche Gulden Rekompens gegeben."

„Nein, ihr seid beide am Unrechten!" erwiederte das Weib: „Wenn auch der alte Herr je im Schellenwerk gewesen ist, so gefiele mir, bei meiner Treu, der Vogel besser, als sein Nest, bei dir aber, du Rohrsperling, ist mir's umgekehrt zu Muthe. Sehet doch, den schamlosen Gesellen, Kuppelpelz! Schau' dich

zuerst im Spiegel. Was Kuppelpelz? Ich bin guter Leute Kind, und treibe wohl ehrlicheres Gewerb, als du. Lieber recht Nichts, als schlecht Etwas. — Und du Jüngferlein," fuhr sie fort zu Epiphanien gewendet mit freundlicherm Ton, indem sie geheimthuend den Kopf schüttelte, „sieh dich vor! Man muß nicht sogleich Jedem zeigen, was man im Herzen oder im Sack hat. Ich darf dir aber wohl sagen, den du meinst, der ist's nicht; aber doch dein Freund, trotz seiner grauen Haare, und trotz seiner dicken Schramme über die linke Backe. Er sieht auch nicht darnach aus, falsche Gulden zu geben, denn er war in einem schönen Wägelein nach Seon gefahren; trug ein Baretlein von schwarzem Sammet mit Goldschnüren und einen schwarzen kostbaren Leibpelz, mit Seidenschnüren auf der Brust zusammengesponnen. Man kann nichts Vornehmeres sehen. Man sollte ihn für einen Prinzen oder Schultheißen halten."

Alle horchten bei dieser Rede mit Verwunderung auf; nur Epiphanie schüttelte unzufrieden das Köpfchen und sagte: Den kenn' ich nicht. Der hat dich wohl nicht zu mir gesandt."

„Bist du nicht," sagte die Frau, „des Moosers Bruderskind?"

„Dieser ist mein Oheim!" antwortete Epiphanie und sah den Alten an.

„So bin ich recht bei dir. Komm, daß ich dich allein spreche!" sagte die Botin.

„Nein," versetzte Epiphanie, rede offen vor Allen. Ich habe mit keinem Manne in der Welt Geheimniß, und will es von keinem."

Die Frau, in Verlegenheit, schien mit sich selber Rath zu halten; sie drängte sich dicht an Epiphanien, der sie ins Ohr flüsterte: „Sei kein Närrchen! Nimm und verbirg eilig, was ich dir von ihm bringe. Begib dich gen Aarau, zum Dekan Nüsperli. Dort lebst du sicher. Dort wirst du von dem steinreichen Herrn, von deinem unbekannten Freunde, mehr erfahren." Mit diesen

Worten hatte sie ihr ein kleines versiegeltes Kästlein in die Hand geschoben. Epiphanie legte aber dasselbe unwillig auf den Tisch. Es war von schwarzem Ebenholz, auf dem Deckel und an den Rändern künstlich mit Gold und Perlmutter ausgelegt.

„Das ist chinesische Arbeit," sagte Abdrich, indem er die Truhe betrachtete, ohne sie anzurühren: „Ich habe dergleichen zu Tranquebar und Batavia nur in den reichsten Häusern als köstliches Schaustück gesehen."

Hauptmann Renold nahm das Kästlein in die Hand und betrachtete es mit einer Miene, in welcher sich Erstaunen und eifersüchtiges Mißvergnügen nicht verbergen konnten. Besonders zog das Siegel seine Aufmerksamkeit an. Es war darin ein Muttergottesbild vorgestellt, die Brust von sieben Schwertern durchbohrt. Er schüttelte den Kopf und sagte zu Epiphanien: „Hier ist ein böses Omen! Wenn du nicht schon besser um die Sache Bescheid weißt, als du simulirst, so prognosticire ich, dir läuft ein papistischer Hasenfuß nach, der dich bekehren oder verkehren möchte; oder das Präsent wird dir von einem Prälaten geschickt, der eine junge Haushälterin braucht. Sei dem, wie ihm wolle, ich rathe dazu, die Truhe zu öffnen. Vielleicht gibt der Inhalt nähere Indicia."

„Thut, was euch beliebt und ihr verantworten könnet!" erwiederte die Jungfrau.

Abdrich nickte. Gideon erbrach das Siegel und öffnete das Kästlein. Das Innere desselben war von einem Päckchen angefüllt, dieses in Papier gewickelt, welches beim Entfalten in zierlicher Handschrift die Worte lesen ließ: „Mein Kind, geliebte Epiphania, zieh' gen Aarau zu deinem Taufpathen, dem wohlehrwürdigen Herrn Dechanten Rüsperli, und verweile bei ihm bis ich komme. Erfülle mein Wort und dein Glück. Ich bin in dieser Welt dein wahrhafter und getreuester Freund."

Epiphania, obwohl sie nicht zu lesen verstand, betrachtete doch

mit unruhiger Neugier alle einzelnen Züge der Buchstaben und sagte: „Stehet das auch wirklich so? Wer ist er denn? Lies seinen Namen!“

„Er heißt Don Anonymus, sintemal er weder Namen noch Namenszug annectirt hat!“ versetzte Gideon lachend.

„Ich betheure,“ rief Abdrichs Nichte, „daß ich niemals mit einem Manne des Namens Bekanntschaft gehabt.“

Indessen rollte Gideon ein zartes Gewebe vom feinsten Gespinnst auf, welches zuletzt, für den geringen Raum, den es einnahm, beträchtliche Größe hatte, und einen mit wunderbar gestalteten Blumen durchzeichneten Schleier ausmachte. War die Ueberraschung Aller groß, ward sie es noch mehr, als zuletzt eine Schnur helldurchsichtiger, großer, orientalischer Perlen von gelblichem Wasser sichtbar wurde; dabei in ein Papier zehn venetianische Dukaten eingeschlagen. Gideon klimperte mit diesen auf dem Tisch, und rief: „Zum Henker, insgesammt ächte Schildfranken! Schaut her!“

Abdrich, der mit wachsendem Befremden abwechselnd den Schleier und die Zahlperlen musterte, sagte: „Bettelei, das Gold da! Aber dies Geweb' aus Indien, diese Perlenschnur kann im Schweizerland Keiner werthen; es ist unschätzbar. Das ist ein Königsgeschenk! Faneli, du bist an deinem Geburtstage aus einer armen Waise ein reiches Mädchen geworden.“

Epiphanie, die eine Weile mit kindischer Verwunderung, bald das indische Gespinnst, bald die schimmernde Schnur beschaut und betastet hatte, schob beides zurück und sagte: „Was soll mir das? Weib, ich nehm' es nicht von dir und deinem Unbekannten, und könnt' ich ein Königreich darum kaufen.“

Die Frau weigerte sich das Geschenk zurückzutragen. Man besprach die Sache lang, die Allen mehr als räthselhaft ward. Abdrich richtete eine Menge Fragen an die Ueberbringerin der Kostbarkeiten, ohne wegen des Senders mehr Aufklärung zu gewinnen, als

er schon hatte. „Gelt," sagte Gideon zu Epiphanien mit Bitterkeit in Blick und Wort, „wenn man dir sattsam Cantion und Währschaft leisten könnte, daß Fabian der freigesprochene Spender solcher Pretiosa wäre, du würdest sie keineswegs verschmähen. Aber so wahr Gott lebt, ich würde dies Spinnenweblein alsbald in Fetzen reißen, und diese blaßgelben Kirschen von Muschelglas in meiner Faust zu Staub zermalmen!"

Er hatte noch nicht vollendet, dies zu sagen, als man eine Stimme vernahm, die dazwischen „Fabian! Fabian!" rief. Jeder sah bestürzt umher, dann Einer dem Andern fragend in die Augen. Es war eine zarte, klare Stimme gewesen, gleich der eines kaum einjährigen Kindes, aber durchdringender. Es ließ sich nicht bestimmen, woher sie in dem kleinen Gemach erschollen war. Gideon ging längs den Wänden, musternd und horchend, und schob die niedrigen Doppelfenster in ihre Falzen zurück, um über die Blumengeschirre hinauszuschauen, ob sich Jemand Neckerei erlaubt habe. Er traute sie wohl dem kecken Fabian selbst, oder dem kindisch-unbesonnenen Aenneli zu. Frau Käthi Gloor von Seon war blaß geworden, schüttelte sich und sagte halblaut: „Alle guten Geister loben den Herrn. Man weiß wohl, in welcher Gesellschaft man ist, wenn Ratzen und Mäuse deutsch reden." Indessen hatte Abdrich weder Stellung noch Miene geändert, sondern mit der ihm eigenen widerlich-freundlichen Geberde, aus welcher eine Tücke zu lachen schien, sagte er zu Epiphanien: „Wozu bedarf's Kopfbrechens, wer dir den Schatz da sendet? Dein Schrättelí meldet sich selbst an."

Mit begeisterungsvollem Lächeln erwiederte die Jungfrau: „Spotte und läugne den Himmel mit seinen Sternen hinweg, er wölbt sich dennoch über dir. Ich weiß, an wen ich glaube, und daß das Heer Gottes größer ist, als die Menschenzahl aus Staub geschaffen. Das ist die Stimme, die schon zu mir geredet hat. Sage jetzt, die Ohren haben geträumt, Abdrich."

Gideon, von seiner fruchtlosen Untersuchung zurückkehrend, schüttelte den Kopf und sagte: „Der Teufel will uns hier Schabernack spielen und lacht heimlich in die Faust dazu. Fania, ich mag von dir nicht gotteslästerliche Sachen glauben. Doch sind mir traurige Exempla von ehrbaren und schönen Jungfrauen bekannt, die nachmals auf dem Scheiterhaufen, als Hexen, brannten, welche aber damit angefangen, sich zu St. Andreasnacht in Beelzebubs Namen einzusegnen, oder sich in dessen Namen um Mitternacht auf einem Kreuzweg, nach der Länge, niederzulegen und die Arme kreuzweis auszustrecken, oder am St. Johannisabend Farrnsamen und Alraunen zu graben, oder andere Teufelswerke, Praktiken und Segen zu treiben, Alles um Geld vollauf und einen Mann zu bekommen, nach dem ihr verbuhltes Herz gelüstete."

Während der Hauptmann fortfuhr, in dergleichen sonderbaren Redensarten einigen abergläubigen Besorgnissen Luft zu machen, würdigte ihn Epiphanie keines Blicks, sondern legte schweigend Schleier und Perlenschnur zusammen, auch die goldenen Schildfranken dazu, Alles ins Kästchen, und steckte dasselbe, nachdem sie es wieder geschlossen, in das Lederbeutelchen, welches ihr an der Seite vom Gürtel an einer dicken Seidenschnur niederhing. „Nun will ich," sagte sie zu der Bäuerin, „was du überbracht hast, als mein Eigenthum empfahen und verwahren, und nicht gegen die Unsichtbaren durch Mißtrauen sündigen. Geh' heim, und sage dem Geber, du habest dein Geschäft verrichtet; sein Geschenk aber solle unberührt bei mir liegen, bis ich wüßte, wer er sei, und in welchen Absichten er dich gesandt habe."

„Welch ein Zeichen soll ich ihm aber von dir bringen, daß ich seinen Auftrag ehrlich vollzogen habe?" fragte die Bäuerin. „Er begehrt von deiner Hand eine geschriebene Zeile oder von deinem Haupte eine Haarlocke."

„Hüte dich, Fania," rief der Hauptmann, „ihm den geringsten

Theil deines Leibes zu veräußern, und wär' es ein Abschnitzel von den Nägeln deiner Hände. Du läufst Gefahr, daß damit durch vermaladeite Nekromantie oder schwarze Kunst gräulicher Mißbrauch getrieben werden könne zum Nachtheil deines eigenen Leibes und Lebens."

Epiphanie schauderte. „Wüßt ich's, wer es empfinge!" sagte sie halblaut.

Indem erklang wieder die wunderbare Stimme: „Fabian! Fabian!" Während Alle, selbst Abdrich, bei diesem Ruf umher blickten, Jeder nach einer andern Gegend des Gemachs, nahm Epiphanie eine Scheere vom Fenster, schnitt einen kleinen Theil des Goldhaars ab, das sich hinter ihrem Ohr nieder zu einer natürlichen Locke am Halse krümmte, und gab es dem Weibe mit den Worten: „Den Namen führt der böse Geist nicht im Munde. Nimm hin!"

„Ich untersag' es dir, in Vigore meines Rechts über dich!" schrie der Hauptmann: „Ich will meine Braut lieber im Sarge, als in des Satans Klauen sehen."

„Unsinniger!" rief Epiphanie: „Sie haben so wenig Recht über mich, als deine eigenen Klauen. Mit dem Namen des dreieinigen Gottes bann' ich die Hölle, und mit dem Namen Fabians die höllische Kunst, die du an mir bewiesen hast. Geh, geh, deine Fallstricke sind zerrissen, in denen du mich zur Sünde hinabzustürzen dachtest. Du wirst meine Sinne nicht mehr mit deinem Hauch betäuben, meine Gedanken nicht mehr mit deinem Zauber besudeln."

„Delirirst du abermals?" rief Gideon: „So wahr ich lebe, es ist dir schon von irgend einem Unhold angethan, daß du mich schändlicher Dinge inculpirst. Auf rechtem Wege geschieht's nicht, daß deine vormalige Affektion in so unsinnigen Haß verwandelt worden ist. Ich fürchte, die vorwitzigen Commercia und Trafiquen, in die du dich mit unsichtbaren Geschöpfen eingelassen, haben dir zu einem bösen Passus geholfen. — Abdrich, du stehst an Vaters Statt;

gebiete ihr, die verdächtige Truhe zurückzugeben, und fordere diesem Weibe die Haare ab."

Stolz entgegnete Epiphanie: „Ich bin die Tochter von Abdrichs Bruder, nicht Abdrichs leibeigene Magd."

„Abdrich!" rief Gideon: „Du hast mir Epiphaniens Hand zugesagt. Es ist von meiner und deiner Connivenz, daß du in ihrer Präsenz die Declaration ertheilst und von ihr die kindliche Obedienz requirirst."

„Hilf, gerechter Himmel!" schrie Epiphanie: „Wohin bin ich gerathen, daß man mich verschenken oder verkaufen darf? Aber ihr irrt beide. Ihr könnet mich mit Gewalt zum Kirchhof tragen, aber nicht bis zum Altar in die Kirche."

Da erscholl die Stimme des Unsichtbaren wieder: „Je höher Noth, je näher Gott!"

Alle wandten ihre Augen gegen das offen gebliebene Innere der Doppel-Fenster, wo ein buntgefleckter, niedlicher Vogel auf einem der Blumengeschirre saß, den gelblichen Schnabel wetzte, die purpur- und dunkelgrünschillernden Federn schüttelte, und noch einmal sprach: „Je höher Noth, je näher Gott!"

Die Bäuerin Käthi Gloor kreuzte und segnete sich bei dem Anblick; des Hauptmanns Junge schien vom Erstaunen gelähmt; Epiphanie breitete mit freudeleuchtenden Augen ihre Arme in der Stellung bittender Liebe, gegen das Fenster, und Abdrich verzog lächelnd das Gesicht, indem er sagte: „Seht da den Staar! Wie kam der Tausendkünstler ins Zimmer?" Er näherte sich langsam dem Fenster und lockte den Vogel mit den Worten: „Matz! Matz!" Aber das zierliche Geschöpf drehte das Köpfchen behend nach allen Seiten und entflatterte in die Freiheit.

„Behüte mich Gott in Gnaden!" sagte die Bäuerin, nickte gegen Epiphania grüßend zum Abschiede und entfernte sich eiligst

aus dem Zimmer mit der üblichen Redensart der Landleute: „So lebet wohl und zürnet nicht!“

„Folge dem Weibe, begleit' es nach Seon!“ redete Abdrich hastig den Hauptmann an: „Seon liegt den Geschäften, die dich erwarten, nicht aus dem Wege. Mir aber ist es so wichtig, als dir, zu wissen, wer das Mädchen hier so fürstlich beschenkt hat. Laß dem Weibe die Haarlocke; du wirst den Mann sehen, dem sie gebracht wird. Sage, du selber wollest Zeugniß für die richtige Bestellung ablegen. Mache das Weib unterwegs zutraulich und offenherzig; gib Geschäfte in Seon oder Hallwyl vor. Tummle dich! Morgen treffen wir uns vor Aarau.“

„Du hast Recht, bei Gott!“ rief Gideon: „Der Umweg ist Kleinigkeit gegen den Gewinn, der da zu machen ist. Verlaß' dich darauf, ich fange das Wild, und wär' es schlauer, als der Fuchs bei der Falle.“

Er gab dem Alten die Hand zum Valet; als er sie aber auch Epiphanien bot, trat sie schaudernd zurück und sagte: „Taste mich nicht an. Ich wollte, es lägen schon zehntausend Meilen zwischen dir und mir!“

Er blieb eine Weile traurig und schweigend vor ihr stehen, indem er Blicke voll Unmuth und Zärtlichkeit auf sie heftete. Dann sagte er mit sichtbarer Bewegung seines ganzen Innern: „Fania, du hast mich blutig gekränkt. Ich habe allezeit mit hoher Discretion gegen dich gehandelt, habe mir nie die mindeste Licenz erlaubt; deine Affekten waren in Harmonie mit den meinigen. Ich weiß nicht, welcher böse Geist zwischen dich und mich getreten ist.“

„Fabian, Fabian!“ rief Epiphanie mit schadenfroher Miene, als könne sie sicher damit einen Zauber bannen, der sie zu umgarnen drohte.

„Dieser schlimme und unnütze Bursch soll mich weniger, als körperloser Schatten, hindern, dich festzuhalten. Ich habe an-

dere Majestäten gesehen! Schweig von dem Lotterbuben; dich hat eine bösere Macht gebunden! Wahre dich! Und obschon du mich in den Tod beleidigt hast, wiss' es, ich liebe dich noch, und halte dich fürwahr höher, als mein Leben und meiner armen Seele Seligkeit. Leb' wohl! Gern oder ungern, du bist die Meine. Dich laß ich nicht fahren, und müßt' ich dir in die höllische Verdammniß folgen. Mache deine Präparatoria zur Hochzeit und gedenke mein. Haben wir den Tyrannen Garans gespielt, sollen sich Geigen und Trompeten lustig zum Branttanz hören lassen. Gib mir die Hand zum Valet."

„Gib ihm die Hand, Thörin!" sagte Abdrich, als er Epiphanien gegen Gideon den Rücken wenden und zum Fenster treten sah, an welchem der wunderbare Vogel verschwunden war: „Gib ihm die Hand, damit er endlich gehe und die Spur des Weibes von Seon nicht verliere!"

„Mög' er nnn und in Ewigkeit die meinige dazu verlieren!" sagte Epiphanie.

„Ei, Gideon, so laß die Grillenfängerin!" rief der Alte ärgerlich: „Es steht einem Kriegsmann übel, beim Mädchen zu faseln, während er im Fall ist, alle Stunden dem Feind ins Auge zu schauen. Fort mit dir! Das Vöglein will ich dir wohl bewahren, sorge nur für den goldenen Käfig, wohinein du es setzest. Erbeute dir ein Bernerschloß, und es soll dir nicht fehlen. Fort, deine schädliche Säumigkeit bringt dich um die Bekanntschaft eines Nebenbuhlers in Seon!"

Er führte ihn während dieser Rede aus dem jungfräulichen Zimmer weg, die Stiegen hinunter; ließ ihm kaum Zeit, den Degengurt über die Achseln zu werfen und den breiten Schwedenhut mit dem weißen Federbusch in die Stirn zu drücken. Er begleitete ihn noch eine Strecke aufwärts gegen den Berg, wo das Weib ging und kehrte dann mit dem Zuruf: „Glückliche Verrich-

tung! Morgen auf Wiedersehen im Suhrfelde vor Aarau!" nach seinem Hause um.

18.

Gespräch um Mitternacht.

Der Alte verschloß sich alsbald in sein Zimmer. Da blieb er lange einsam, obwohl es indessen finstre Nacht geworden. Wie er wieder zum Vorschein kam, warf er eine Menge zerschnittener Papiere in die Flamme des Herdes, zündete die Lampe an, und befahl, daß Einer um den Andern, jeder von seinen Hausleuten, wie er sie der Reihe nach rufen ließe, vor ihm erscheinen solle. Er pflegte dies jedesmal zu thun, so oft er eine Reise von mehrern Tagen oder Wochen vorhatte. Auch durfte, so hatte er die Einrichtung getroffen, Keiner vom Andern wieder erfahren, was er einzeln mit Einem gesprochen hatte. Auf diese Weise blieben Alle unter einander geheimnißvoll. Aus Furcht oder Eigennutz — denn Abdrich zahlte seine Knechte und Mägde reicher, als irgend ein Gutsbesitzer — vollzogen sie seine Aufträge, ohne den Inhalt derselben auszuplaudern, auch wenn er ganz bedeutungslos zu sein schien. Die Menschen, welche von ihm abhängig waren, hatten sich an diese Eigenthümlichkeit des Mannes gewöhnt.

Es war schon gegen Mitternacht, als er noch Epiphanien herbeiholen ließ. Aenneli mußte sie beim Krankenbett der Tochter, als Wächterin, ablösen.

Er verriegelte von innen die Thür des Zimmers und sagte: „Fanelі, es dünkt mich sonderbar, daß seit gestern und heute so vielerlei Frage um dich gethan wird. Es scheint, man stelle dir von mehrern Seiten nach und wolle dich aus meinem Hause ...en. Warum beweiset dir Junker Mey von Rued plötzlich die

ungewohnte Theilnahme, schickt den Spielmann Wirri mit Briefschaft, und will dich ohne mein Vorwissen ins Liebegger Schloß führen lassen? Wer ist der schlimme Gesell, der nächtlicherweise zu deinem Kammerfenster stieg, dir das Blumenglas hinstellte, und vermuthlich auch den abgerichteten Vogel hineinschob? Fabian selber? Es ist nicht wahrscheinlich. Der ehrliche Junge wird nicht vergessen haben, daß ihm das Haus im Moos Tag und Nacht offen stehe. Wer könnt' es aber gewesen sein? Und wer ist der alte Mann im schwarzen Sammetbaret und köstlichen Leibpelz, mit der dicken Schramme über die Wange, welche von Seon einem Landmädchen Kleinode schickt, die einer Königin anständig sein würden, und deren Werth weit über alle Vorstellung geht, die du dir davon machen kannst? Warum will man dich von mir hinweg zu deinem Taufpathen gen Aarau locken? Hast du keine Vermuthung, Fanell?"

„In der That," antwortete Epiphanie, „ich könnte leichter errathen, was über den Sternen oder unter der Erde vorgeht, als warum man sich von so verschiedenen Seiten mit mir zu schaffen macht. Aber vergiß nicht, es war mein Geburtstag und mit geheimnißvoller Zahl. Kein Anderer, als Fabian, kann der gewesen sein, welcher die Blumen gebracht, und wär' er's nicht gewesen, so war's . . . Du weißt es. Du hast es gesehen, du hast es gehört."

„Wer war's? Doch nicht dein Schrätteli, leichtgläubiges Kind? Etwa der Staar? — Narrentheidinge!"

— Rede nicht so laut! Die Zwerglein haben feines Ohr und, du weißt es ja, Addrich, sie hören nicht gern, wenn von ihnen gesagt wird, wie sie einem Vogel in etwas gleichen.

„Mit den breiten Gänsefüßen, die sie haben sollen?"

— O, daß du doch das aussprechen mußt! rief Epiphanie heftig zugleich und schüchtern: Erzürne sie nicht. Sie sind gute Geschöpfe Gottes. Brechen wir ab davon.

„Wirklich, du sprichst Wahrheit, Fanell, es sind gute Geschöpfe. Ich fürchte sie auch gar nicht; die Menschen hingegen desto mehr. Das ist klar, es arbeiten Tücke wider mich. Dir wird nachgefragt und nachgestellt; aber mir ist's gemünzt. Vor Zeiten waren die Menschen nicht des Paradieses werth; heutigen Tages sind sie so schlecht, daß sie nicht einmal den Aufwand einer Sündfluth verdienen, um vertilgt zu werden. Der Schöpfer läßt sie mit den übrigen Bestien gehen und sich einander zerreißen."

— Pfui, Abdrich! Machst mir immerdar eitle Angst, dir eitle Plage, und hintennach gibt es doch unter den Menschen so viele schöne Ausnahmen.

„Nun ja, Narren oder Kinder, die das Himmelreich hinter dem Hag finden, wo sie mit den heiligen Engeln spielen, und wären es Zaunpfähle."

— Abdrich, glaub' es, wer Engeln gern begegnen will, dem begegnen sie gern. Deine fromme Tochter stelle ohne Furcht zu den Engeln; und ich will werden, wie Leonore.

„Dann stirb. Selig sind die Todten!" Hier schwieg der Alte, und neigte sein verfinstertes Antlitz auf die Brust. Bald aber richtete er sich wieder auf und sagte mit fester Stimme: „Hast du das arme Loreli lieb?"

— Von Herzen, wie eine Schwester lieb.

„So gib mir dein Versprechen: verlasse die Sterbende nicht! Ich muß eine Reise thun. Es beut sich Anlaß zu einer mächtigen Zerstreuung. Ich muß mich zerstreuen oder wahnsinnig werden. Wie lang' ich, oder wie weit ich mich von hier entferne, läßt sich nicht voraussagen. Meine Tochter ist mir schon gestorben, wenn sie auch noch athmet. Bleib' ihr treu, Epiphanie. Es kann ihr keine weichere Hand die müden Augen zudrücken, die sich nach dem ewigen Schlaf sehnen, als deine schwesterliche Hand."

— Ich werde Leonoren gewiß nicht verlassen, Oheim.

„Man will dich aus diesem Hause und vom Bette deiner Schwester reißen. Beruhige mich, Epiphanie. Lege deine Hand in meine Hand zum Gelübde vor Gott und seinen Engeln all', daß du unter keiner Bedingung, und aller List oder Gewalt zum Trotz, dies Haus nicht verlässest, bis Leonore deiner Pflege nicht mehr bedarf."

— Hier ist die Hand, Addrich.

„Gib die Hand nicht, ohne freie, feste Zustimmung deines innersten Willens. Dein Gelübde wird zum Eide, und dein Wort dringt durch die Wolken. Das gebrochene Wort wird dir zur gebrochenen Seligkeit."

— Hier die Hand, Addrich.

„Erinnere dich, Epiphanie, du bist meine Erbin, wenn es Leonore nicht mehr sein kann. Ich habe Alles für den Fall angeordnet. Du kannst der Zukunft kummerlos entgegenblicken."

— Ich habe sie noch nicht gefürchtet, Addrich. Ich weiß wohl, die Zukunft steht in treuem Bunde mit der Vergangenheit; wem die Vergangenheit im Rücken nachschilt, dem droht die Zukunft ins Gesicht entgegen.

„Hauptmann Renold wird dein Beschützer werden, wenn ich's nicht mehr sein soll. Er ist ein schöner Mann, du wirst's gestehen; er ist beherzt und brav dazu, und nicht ohne Vermögen. Etwas eitel, eingebildet, prahlhaft, geziert, auch wohl auffahrend und soldatisch-frech, — nun, du kennst ihn, Faneli. Aber er brennt für dich in Liebe; und das härteste Eisen, wenn es glühend ist, wird weich, daß es sich biegen und zu Stecknadeln für Weiberputz machen läßt. Ich hab' ihm vorläufig deine Hand versprochen."

— Meine Hand? Sein Weib zu werden? Du hast übel gethan. Ich verabscheue ihn und kann dir nicht gehorchen. Denn . . .

„Hoffst du auf Fabian ab der Almen?" unterbrach sie mißmuthig der Alte: „Er denkt nicht daran. Er hat dich nie von mir begehrt."

— Zum Weibe? Wie sprichst du, Abdrich? Der Bruder seine Schwester!

„Er ist dir nicht verwandter, als der große Mogul."

— Bin ich darum minder seine Schwester? Wir sind, glaub' es mir, Geschwister vom ersten Kinderspiel an, dessen ich mich erinnere. Wir haben nur einerlei Gedanken, nur einerlei Willen, nur einerlei Erinnerung, nur einerlei Hoffnung, und können nicht anders. Er ist ich, ich bin Er. Wir sind wahrlich eine einzige Seele in zween Körpern. Gott hat uns in zwei Hälften getrennt: er aber ist offenbar die bessere.

Abdrich strich ihr lächelnd mit der Hand über die Augen, die ihn zu der treuherzigen und lebhaften Versicherung eben so lebhaft und treuherzig anblickten. „Bist noch vollkommenes Kind, Faneli!" sagte er: „Man sollt' euch aber wirklich für Bruder und Schwester halten, wenn ihr beisammen seid: so wenig macht ihr euch dann mit einander zu schaffen."

— Was sollen sich die verbundenen Hälften um einander kümmern? Dann sind sie ruhig, dann eins. Aber wenn sie getrennt leben müssen, vergehen sie in Schmerz und Sehnsucht nach sich, weil sie nur halbes Leben haben. Immer suchen sich ihre Gedanken auf, und fliegen ihre Wünsche einander nach.

„Indessen, Faneli, schien dir Hauptmann Renold doch nicht so ganz verhaßt zu sein, wie du dir nun Ansehen geben möchtest. Sei offen gegen mich. Ich weiß mehr, als du vielleicht vermuthest. Deine Verlegenheiten, dein Erröthen, dein zerstreutes, vergeßliches Wesen, wenn er mit dir ist, — Nichts ist mir entgangen. Ich könnte noch mehr sagen. Liebe plaudert aus den Augen und dringt durch den Handschuh."

— Du hast dich betrogen. Vor Gideon flöh' ich ins Grab!

„Nun doch, ja, ihr hattet, merk' ich, Händel mit einander. Liebe will gezankt haben."

— Liebe! rief Epiphanie mit Empörung ihres ganzen Wesens und unverstelltem Grausen: Nenne das ja nicht Liebe, Abdrich, es wäre eine wahre Lästerung des Heiligen! O, wenn das ist, so habe ich nie meinen Vater, habe den guten Fabian nie, habe keinen Menschen noch lieb gehabt. Es ist das nicht Liebe, es ist Sinnenblendung, Seelenbrand, fieberhaftes Betrübtwerden, böse Gluth, die Mark und Gebein durchzieht. Hüte dich vor Gideon, er geht mit verbotenen Künsten um. Er kann, wie sehr auch ich mich sträube, mich an sich ziehen; er kann meinen Willen nach Gefallen bannen und mich zum Eigenthum machen, wie er will. Aber durch die Verwirrung meines Gemüthes schreiet dann eine Stimme, die Stimme meines Schutzgeistes: Es ist Sünde, es ist Sünde!

„Rede deutlicher, Mädchen. Ich verstehe dich nicht."

— Hast du noch nie gehört, wie boshafte Gesellen durch Liebestränke, durch einen Bissen Brodes, den sie unterm Arm getragen, oder andere gottlose Zaubermittel eine Jungfrau um den Verstand bringen und von sich abhängig machen können, wie einen Hund, daß die Behexte im Schlaf und Wachen keine Ruhe findet und an einem innern Brand sterben muß?

„Aus wie viel hundert Altenweiberstuben hast du doch deine närrische Weisheit zusammengeschleppt! Entschlage dich des Wustes. Ein schönes Haus muß kein Lumpen-Magazin sein, und ein gesunder, frommer Sinn, wie der deine, nicht vor dem Gerümpel des Aberglaubens Schildwacht stehen."

Indem er dies mit Unwillen und Lachen sagte, ließ sich an der Thür leises Pochen hören. Er ging, nachzusehen. Aenneli stand draußen und sprach: „Mir graut, mit Leonoren allein zu sein. Sie redet wunderlich aus dem Schlaf hervor. Darf Fania nicht neben mir wachen?"

Abdrichs Miene schrumpfte plötzlich wieder düster zusammen. Er winkte Epiphanien. Sie gingen insgesammt zur Kranken.

19.

Schwanengesänge.

Die beiden Mädchen schwebten so leise, wie ihr Schatten, in Leonorens Gemach voran. Der Alte ließ die dickgesohlten Nagelschuhe vor der Thür. Von dem Tischlein am Bett goß die brennende Lampe durch das Zimmer bleichgelbe Strahlen. Die Mädchen setzten sich in einen Winkel eng zusammen, als wollten sie einander durch größere Nähe stärkern Muth machen, und flüsterten sich Unhörbares. Abdrich trat zum Bett. Das Erbeben seiner breiten Brust und der Achseln verrieth die Tiefe eines Seufzers, während dessen er den großblumigen Bettumhang sanft zurückstreifte, der das Antlitz seiner Tochter verschattete.

Da lag sie mit geschlossenen Augen, wie ein Gebilde von Alabasterstein, auf welches ein mattröthendes Licht fällt. Sie athmete sichtbar, aber die starre Ruhe ihrer schönen Züge verkündete den Bruch des Geistes mit einem Leben, aus dem ihn nichts mehr ansprach und rührte. Als wäre die Welt von jeher für diese Augen lust- und lichtlos, und für diese Ohren von jeher stumm gewesen: so gleichgültig und abgeschlossen war jede der eingesunkenen, unbeweglichen Mienen.

Abdrich zog sich gegen ein Fenster zurück, stützte die Arme auf das Gesims und legte sein Gesicht in die flachen Hände. Es herrschte lange, schauerliche Stille, als wäre mit Leonoren alles Leben auf Erden vergangen. Die beiden Mädchen saßen, mit auf die Brust gesenkten Häuptern und gefalteten Händen, in betender Stellung. Von Zeit zu Zeit machte Eine oder die Andere durch Bewegung ein leises Geräusch, wie aus Sehnsucht nach einem Laut oder aus Furcht vor allgemeiner Verstummung; aber beide fuhren erschrocken vor dem Rauschen ihres eigenen Gewandes und dem Girren ihrer Sessel zusammen.

Fast eine Viertelstunde mochte dieser peinliche Zustand gewährt haben, als Aenneli und Epiphanie zugleich horchend die Köpfe aufstreckten. Denn sie vernahmen vom Bett her die Lippen der Kranken flüstern. Epiphanie eilte dahin und legte ihr Ohr an die Lippen, wandte sich aber gelassen und ernst wieder zu ihrem Platz und sagte zu der Gesellschafterin leise: „Sie fällt gewiß in ihren Gesang!“

Es scheint, daß Abdrichs Tochter das Opfer einer jener Krankheiten werden mußte, welche noch heutiges Tages durch ihre wunderhaften Erscheinungen den Verstand der Zuschauer in Erstaunen, und die Kunst der Aerzte in Verzweiflung stürzen. Das alte Griechenland dankte denselben Göttersprüche aus dem Munde der Priesterinnen Apollons und Jupiters; aber die an den Wasserflüssen Babylons entarteten Kinder Israels erkannten in denselben nur Schelmenstreiche des Satans. Weil die Christen den jüdischen Sauerteig für unerläßlichen Zusatz zum reinen Brode des Lebens hielten, mußte sich auch Abdrichs Tochter gefallen lassen, im Volk, als eine vom bösen Geist Besessene zu gelten. Die Sagen, welche über Abdrich umher gingen, schienen dies noch stärker, als die muthlosen Verzichtleistungen der Aerzte zu bekräftigen, die der Vater weit umher vergebens angerufen hatte. Würde Abdrich, nachdem er sich von den Priestern Aesculaps verlassen sah, die ehrwürdigen Väter Kapuziner eines benachbarten Klosters zu Hilfe gerufen haben, um den Teufel zu beschwören, so wäre er vielleicht zu Stadt und Land wieder in den guten Ruf gekommen, Religion zu besitzen. Er aber hatte dies Mittel verschmäht, nicht eben weil er zur Kirche Zwingli's gehörte, denn solchen Glauben bewahren auch viele evangelische Bauern im Gebirg noch heute, wie damals, als geheimen Glaubensartikel. Aber Abdrich schien von Grund aus ein arger Freigeist zu sein. So blieb denn die unglückliche Eleonore in der Meinung des großen Haufens als Besessene verloren, wäh-

rend sie doch im väterlichen Hause für einen Engel gehalten ward, der zuweilen Ueberirdisches auszuplaudern, oder wenigstens nichts Geringeres zu sein schien, als einst Priams weissagende Tochter Cassandra dem Alterthum.

Ihr anfänglich leises Geflüster mit den Lippen hatte, wie dies bei ihr in der Krankheit zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörte, nach und nach Ton gewonnen. Dieser erklang so leise, daß man ihn kaum deutlich wahrnahm. Gleich sanftberührten Glocken einer Harmonika, deren anfangs kaum erkennbarer Laut unter dem steigenden Druck des Fingers unmerklich stärker bis zum Nervenerschüttern anschwillt: so wurde die Stimme der Schläferin allmälig zu einem milden zwischen den Lippen sumsenden Gesang, eine Weile unverständlich, zuletzt heller und deutlicher, mit bestimmt gegliederten Tönen und Worten.

Die Todesstille der mitternächtlichen Stunde, und die falbe Beleuchtung aller Geräthe und Verzierungen des Zimmers vom ruhigen Lampenschein, vermehrten das Grausenhafte eines Gesanges, der sich unwillkürlich aus der Brust der Schlummernden hervorzureißen schien. Die Stimme war unaussprechlich weich und süß, wie ein zartgehauchter Flötenton, aber die Sangweise schwermüthig und einförmig.

Man verstand endlich folgende Worte:

Am Himmel schweben Fahnen,
Am Himmel, blau und weiß,
Sie schweben lange Bahnen
Herab zur grünen Reuß.

Aar schüttelt breite Schwingen
Vom Felsenhorst, der Aar.
Er kreist in großen Ringen.
Aar sucht die Leichenschaar.

Wo soll ich Alle finden,
Die mich so reu'n und freu'n?
Sie geh'n in Schattengründen
Die feuerrothen Reih'n.

Sie zieh'n den rothen Bogen,
Ihn bricht das böse Glück.
Vor geh'n nun Feuerwogen,
Ein Blutstrom geht zurück.

Die letzten Silben erstarben fast, ehe sie den Weg zu den Ohren der Horchenden zurückgelegt hatten; die folgenden blieben ganz unverstanden, die Töne selbst wurden endlich immer matter, bis sie sich in das stille Gelispel der Lippen wieder auflöseten, mit dem sie begonnen worden waren.

Abdrich, der anfangs den Kopf mit gespannten Mienen, voller Aufmerksamkeit, gegen die Schläferin gedreht hatte, zog sich in seinen Winkel zurück, und sinnend, mit verschränkten Armen, wiederholte er in Gedanken mehrmals die Worte, welche eine trübe Abspiegelung von Traumbildern zu sein schienen, die der Kranken vorschwebten. Allein er fand darin weder innern Zusammenhang, noch Anfang und Ende. Er wollte sich des Liedes entschlagen, nur die schaurig=süße Stimme sang ihm fort und fort durchs Ohr.

Aenneli flüsterte ihrer Nachbarin seitwärts zu: „Hast du Alles verstanden? Sie redete von Krieg und Blutvergießen. Wenn die Todten singen, steht der Welt großer Jammer vor; und ist Loreli nicht eine wahre Todesbraut? Man spricht davon, daß hunderttausend Soldaten ins Land gedrungen sind. Unser Volk ist im Aufstand, heißt es, und will Krieg. Gott sei uns gnädig! Im Krieg thut Jeder, was er will."

„Sei still!" erwiederte Epiphanie: „Vielleicht vernehmen wir mehr. Der Krieg muß nicht erst kommen. Er ist schon da. Aber quäle deine Seele nicht mit fruchtlosen Besorgnissen, bete lieber.

Ich sage dir, wer recht freudig beten kann, der kann recht freudig sterben. Was hast du mehr von dieser armen Welt, als ich? Bist du nicht eine Waise, vater- und mutterlos, wie ich? Darum bereite dich zu Allem. Kein Unheil bricht über die Menschen herein ohne himmlische Warnung. Daran erkennen wir die Barmherzigkeit Gottes! Denk' an die Ruthe des Kometen neulich im Christmond!"

„Daran denk' ich freilich oft," antwortete Aenneli, „aber ich wollte, ich dächte nicht daran und wüßte nichts. Dann hätt' ich keine Bangigkeiten, eh' noch das Uebel da wäre. Die Noth wäre nur halbe Noth, ohne Angst."

„Kind!" flüsterte Epiphanie zurück: „man entschüttet sich der Angst sicherlich durch Nichtwissen; aber besser noch durch Alleswissen; und Christum lieb haben ist noch besser, als Alles wissen. Bete, dann bist du mit Gott, und siehst nur das Ewige. Was kann Krieg verwüsten? was Sturm und Erdbeben? Vergängliche Gebäude von Staub. Was denn der Tod? Nichts als das vergängliche Gehäuse unserer Seele, das von Staub ist."

„Still!" sagte Aenneli, indem sie horchend den Zeigefinger in die Höhe hob und mit den Augen zum Bett hinüberlauschte.

Wirklich ließ sich abermals das leise Gelispel hören von Eleonorens Lippen, das nach mehrern Minuten Ton, Gesang und Worte wurde. Derselbe stilldurchdringende, süße Klang der Kehle, wie vorher; dieselbe wehmuthsschwere, einförmige Sangweise. Man unterschied folgende Worte:

Vom rosenfarb'nen Munde
Erlischt die Lebensgluth.
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.
Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist der Stein.

Aus ist dein Licht geblasen,
Mit aller Hoffnung aus.
Dein Kind deckt dir der Rasen,
Die Asche dir das Haus.

Auf ewig zog von hinnen,
Was je dein Herz gesucht.
Mußt finden und gewinnen,
Was deine Liebe flucht.

Ruft dich der Freudenbote
Zum freudenreichen Rhein,
Grüßt dich der fromme Todte:
Du kehrst bei Keinem ein.

Was ringest du die Hände
Hoch auf des Berges Rand?
Schwarz ist des Abgrunds Ende,
Schroff ist die Felsenwand.

Nach dem letzten Worte stieß die Singende einen kurzen, aber so gellenden Schrei aus, daß Alle mit Entsetzen zusammenfuhren und aufsprangen. Selbst Abdrich ward vom Schreck bleich. Sie nahten sich insgesammt mit ängstlicher Hastigkeit.

Eleonore lag, wie vorher, schlafend da, aber über ihr Gesicht war ein warmes Roth, wie milder Glanz, verbreitet. Sie that einen langen tiefen Seufzer, und ihre Mienen verklärten sich darauf in unaussprechliches angenehmes Lächeln. Es war das Lächeln des Entzückens, dem Siegeslächeln einer vom Irdischen losgebundenen Seele ähnlich, welches sie im Augenblick des Todes noch in Wangen und Lippen des Leichnams eindrückt und da zurückläßt. Ihr schwaches, aber regelmäßiges Athmen verkündete indessen bald, daß sie aus dem ungewöhnlichen Zustande in einen natürlichen Schlaf übergegangen sei.

Dieser Anblick beruhigte die Erschrockenen. Man kannte den

wechselnden Gang der Krankheitserscheinungen. Mitternacht war vorüber. Epiphanie erbot sich, bis zum Morgen zu wachen; Abdrich und Aenneli entfernten sich getrösteter.

20.

Das Wirthshaus in Gränichen.

Der graue Tagesglanz ging schon durch die kleinen Rundscheiben des Doppelfensters, und erhellte das Krankenzimmer mit blasser Klarheit, in welcher das rothe Lampenflämmlein ganz scheinlos ward, als Epiphanie zitternd zusammenfuhr. Sie fühlte eine fremde Hand über ihr Gesicht gehen, da sie eben von einem Schlummer bei ihrer nächtlichen Arbeit am Spinnrade überrascht worden war. Vor ihr aber stand ihr Oheim reisefertig; an der Seite ein Schwert; im breiten Ledergürtel über den weiten Pluderhosen zwo glänzende Radpistolen, halb verdeckt vom grauen, gesteppten Wamms.

Nachdem er vernommen, daß Eleonore mehrere Stunden gewacht und einige Erquickungen genommen habe, küßte er Epiphaniens Stirn, erinnerte sie ihres gestrigen Gelübdes, und verhieß, käm' er nicht selber zurück, zeitweise Nachrichten zu senden.

„Abdrich," sagte seine Nichte, „du gehst böse Wege, Wege des Blutes!"

— Kind, der Weg des Rechts in dieser verwilderten Welt ist ein Wald- und kein Gartenweg. Es müssen von Zeit zu Zeit rechtschaffene Männer zusammenstehen und durch Dickicht und Gedörne bahnen.

„Abdrich, hast du die Weissagungen dieser Nacht vergessen? Es waren Schwanengesänge von Bedeutsamkeit."

— Wohl Schwanengesänge! seufzte der Alte: Vielleicht die letzten Töne dieses schönen, sterbenden Schwanes, die ich hörte.

Willst du mein Joseph sein und mir die Träume deuten, aus denen Loreli sang?

„Auf Freudenzeit und Lust deutete die Trauerstimme gewiß nicht.“

— Du hast Recht. Ich erwarte keine Lust mehr unterm Himmel; ich möchte sie nur noch Andern bereiten helfen. Leb' wohl, laß dir nicht grauen! Du bist wohlbewacht. Versüße meinem Kinde die letzten Tropfen im Lebenskelch mit dem Honig deiner Liebe.

Er reichte ihr die Hand zum Abschiede, beugte sich dann über seine schlummernde Tochter, küßte leise ihre bleiche, eingesunkene Wange und ging eilig davon. Drunten gab er den versammelten Knechten und Mägden noch einzelne Worte. Die Hunde bellten fröhlich und sprangen an ihm auf. Er stieß sie zurück und ging einsam das Thal, längs dem Waldgebüsch, abwärts.

Es war Sonntagsfrühe. Hin und wieder scholl von entfernten Kirchen Geläute der Glocken. Aber das rief nicht zur Andacht, sondern zum Landsturm. Zuweilen vernahm das Ohr dumpfen Trommelschlag und Pfeifenblasen. Wie Addrich durch die Teufenthaler Hütten ging, erblickte er nur einige Weiber. „Unsere Mannschaft ist schon vor Tagesanbruch fortgezogen!“ riefen sie ihm zu: „Segn' Euch Gott, und bringet gute Beute!“ Sobald er, unter dem altverfallenen Felsenschloß der Trostburg vorüber, ins offene Kulmerthal trat, blitzten da und dort im Strahl der Sonne, die aus falben Wolken drang, hinter entlegenen Gebüschen Waffen, die nach derselben Richtung, wie er, zogen. Hinter ihm ließ sich deutlicher aus der Ferne Trommel- und Pfeifenspiel hören. Er sah einen Haufen bewaffneten Volks mit Fähnlein am Dorfe Kulm. Verschlossen und todt lag zu seiner Rechten die Burg Liebegg auf dem Vorsprung des Berges. Wie ihres längern Daseins ungewiß, oder als fürchte sie die zerstörende Wuth empörter Unterthanen, schien sie sich in die Nacht der anstoßenden Tannenwaldungen vergraben zu wollen.

Abdrich schritt gedankenvoll und eilends über die Ebene hinweg bis Gränichen, am Ausgang des Kulmerthales. Schon von weitem war ihm wildes Geschrei, Getümmel, Jauchzen, Rufen und Lärmen entgegengedrungen. Das Dorf wimmelte von bewaffneten Bauern. Hier schwang Einer die Fahne seiner Schützenschaft, dort wurden verworrene Haufen in Reihen geordnet; Andere säuberten ihre Handbüchsen, Andere wetzten verrostete Säbel. Einige berathschlagten ernst; Andere tranken einander aus Feldflaschen zu; Andere fochten spielsweise zusammen. Das dichteste und bunteste Gedränge aber war vor dem Wirthshause, einem Bienenkorb gleich, dessen Schwarm stoßen will. Abdrich, der in dem Hause die Anführer der Haufen oder die Vorsteher der Gemeinden vermuthete, gelangte nicht ohne Mühe durch das Gewühl der Kommenden und Gehenden, in eine der menschenvollen Wirthsstuben.

„Wo sind die Hauptleute?“ fragte er die Nächsten von den Umstehenden. Aber keiner derselben achtete seines Wortes.

„Vermaledeites Haus, das keinen Schluck Branntwein gibt!“ schrie der Eine: „Ich breche dem Lump von Wirth das Genick, wenn ich ihn finde!“

„Halt's Maul, Balz!“ rief ihm lachend ein Anderer zu: „Es ist wahrlich bis Aarau nur eine Stunde Wegs. Da sauf dich satt; du mußt mehr als genug haben. Wir zapfen selbst Wein aus den Fässern, zahlen mit „Vergelt's Gott!“ und wischen den Rüssel mit dem Aermel ab. Ich denke, wir wollen einmal unsere Schulden tilgen, und schauen, wo die Stadtleute ihr Geld und Silbergeschirr haben.“

„Packt euch hinaus, Leute!“ brüllte ein Dritter, der aus dem Gedränge hervortrat: „Ich bin der Trüllmeister von Rynach, daß ihr's wisset. Stellet euch draußen in Reih' und Glied, ich werde euch mustern.“

„Was hast du zu kommandiren!“ erwiederte ein struppiger,

untersetzter Kerl: „Pack dich von hinnen, oder ich setze dir die Schuhsohlen an den Magen. Mit dem Kommandiren ist's aus. Wir freie Schweizer wollen keine Obrigkeit. Dafür sind wir gekommen!“

„Ganz recht!“ erwiederte der Trüllmeister, der die Befehlshabermiene schnell in eine altklugfreundliche verwandelte, und mit angenommener Leutseligkeit dem Widerspenstigen auf die Achsel klopfte: „Vollkommen recht! Aber Ordnung muß doch in der Welt einmal sein. Ohne Befehl und Gehorsam geht Haus und Land unter; besteht keine Wirthschaft.“

„Wenn's um Gehorsam zu thun wäre,“ erwiederte der Struppkopf, „wären wir nach Mahnung des Herrn Pfarrers daheim geblieben, und hätten Schultheiß, Rath und Bürger zu Bern am Platze gelassen. Jetzt aber sind wir einmal Meister und hat uns Keiner zu gebieten; am wenigsten soll ein Kerl, wie du, der mit Haut und Haar um sechs Kreuzer zu theuer ist, unser neuer Landvogt sein. Koth und Unflath halten gern zusammen, und der Trüllmeister meint, er sei ein Stück Schultheiß.“

Addrich, sobald er im Gewühl der Leute eine Lücke vor sich wahrnahm, mochte das Gespräch nicht länger hören, sondern drängte gegen das Innere des Zimmers durch. Er wurde bald wieder von einem Haufen eingedämmt, der einen der Tische umringte und seine Aufmerksamkeit einem fremden jungen Menschen zuwandte. Dieser verzehrte da ganz gemächlich und mit nicht geringer Eßlust seine Morgensuppe, und versuchte dazwischen den vor ihm stehenden Wein, ohne sich um die Zuschauer zu bekümmern. Der Jüngling mochte in der Mitte seiner Zwanziger stehen. Sein feines, fast mädchenhaftes Gesicht, welches noch vom Anflug keiner Leidenschaft Spur wies, mußte Wohlgefallen erregen, und die unerschütterliche Ruhe darin ließ ungewiß, ob das Unschuld oder furchtlose Sicherheit sei, die dem Bewußtsein der innern Kraft entflammt. Ge-

scheiteltes, braungoldenes Haar fiel ihm langlockig auf die Schultern nieder, daß er fast einem jugendlichen Johannes glich, wie ihn Maler darzustellen pflegen. Sonderbar, als könne das Alles zu diesem Kopf nicht gehören, und doch gefällig stand dazu der gewaltige Gliederbau des Leibes, die Breite der Schultern, die gewölbte Brust, die Stärke der Hände.

Vermuthlich hatte aber weniger Gestalt, als städtische Kleidung des Jünglings die argwöhnische Neugier der Herumstehenden geweckt. Auf dem Tisch lag ein braunes Sammetbaret. Ueber den blauen, zurückgeworfenen, kurzen Mantel und das gelbe, viel gestickte Wamms, breitete sich ein feiner, ausgezackter Halskragen vom zartesten Linnen. An den faltenreichen Beinkleidern, wo sie sich eng ums Knie schlossen, fehlten nicht die seidenen Schleifen; auch ein handbreiter, kragenartiger Ansatz ging, nach damaliger Sitte, vermuthlich den Niederländern nachgeahmt, unter dem Knie herum, und eine engere Fortsetzung der Beinkleider bis über die Waden schloß sich daran.

„Benz! ist er nicht taubstumm, so soll er das Maul aufthun. Man muß dem Hafen den Deckel ablüpfen!“ sagte Einer in Abrichs Nachbarschaft.

„Es ist ein Linder *), man schmeckt's ihm ab; thut vornehm, will Herr sein!“ stimmte ein Zweiter ein.

„Ist er ein Linder,“ rief ein Dritter, „so werft ihn zum Fenster hinaus; man muß ihn unter den Kolben härten. Ist er gar ein Stadtspion, so henkt ihn. Man kann ja aus jedem Fürtuch einen Sack, und aus jedem Halstuch eine Galgenschlinge machen.“

„He, Bursch!“ schrie Einer, der zunächst am Tisch stand, dem

*) Linde hießen in allen bürgerlichen Unruhen der Schweizer die, welche es mit der Obrigkeit hielten; Harte diejenigen, welche die aufständische Gegenpartei ausmachte.

jungen Menschen zu: „Gib Red' und Antwort. Wir begehren zu wissen, von wannen und wohin? Wie, wo und wann? Rede!"

Der junge Mann sah ruhig auf und antwortete: „Gut, ich rede wie, wo und wann's mir beliebt."

„Du Milchbart, meinst, der erste April sei vor der Thür?" erwiederte der Frager: „Ich mag des Narren Narr nicht sein und kann dieser Junge wohl Beine machen."

„Frage klüger, so antwort' ich gescheiter!" entgegnete der junge Mensch und goß sich den letzten Wein ins Glas: „Gelt, du möchtest erfahren, ob ich von Aarau komme? Ob ich Aufträge habe? Ob ich thalaufwärts will? Hast Alles errathen."

„Zeig, ob du Schriften auf dir hast, denn Sehen geht über Hören!" versetzte der Wortführer: „He, ihr Leute, wer unter euch kann Schriften lesen? Zieht ihn über den Tisch vor. Untersucht den Burschen."

„Legt keine Hand an, ihr könntet euch in die Finger stechen!" sagte der Jüngling, setzte das Baret auf, und erhob sich von der Bank.

Erst jetzt konnte ihn auch Abdrich erblicken. „Halt, ihr Mannen!" rief dieser, und drängte sich zum Tisch: „Keine Uebereilung! Es ist Fabian ab der Almen, Einer von den Unsrigen, darauf verlaßt euch, der uns bald unentbehrlich sein wird. Denn er soll Arzt und Wundarzt bei unserm Heer sein. Es wird nicht an Arbeit fehlen, zerschossene Beine und zerbrochene Köpfe wieder zusammenzuflicken."

„Laß ihn in Frieden! laß ihn!" riefen jetzt Mehrere: „Der Mooser kennt ihn. Das ist genug. Wir müssen einen Doktor haben!"

Der Jüngling reichte freundlich dem Abdrich die Hand zum Gruß über den Tisch und sagte zu den Bauern: „Ihr Leute, wüßt' ich's nicht voraus, es sei einerlei, ob ich zu euch spreche, oder zum tauben Ohr eines Waldbaches, der über die Felder ausbricht, so

würd' ich rathen, auf meine Kunst am wenigsten zu rechnen, sondern lieber auf der Stelle gegen die künftigen Hieb-, Schuß- und Stichwunden das einzige und wahre Schutzmittel zu suchen!"

Abdrich, der Fabians Hand noch in der seinigen hielt, zog ihn bei derselben zu sich über den Tisch, unzufrieden über die Rede des Jünglings, die neuen Lärmen erregen konnte.

„Sappermost!" schrie ein langer Kerl, dem ein gewaltiger Schnauzbart und ein paar Narben fürchterliches Ansehen gaben: „Mich soll der Moloch in zehntausend Stücke vor euern Augen zerfetzen, wenn der Kamerad nicht Recht hat. So lang ich meine Gemskugel im französischen Regiment auf mir trug, mochte keine Batterie mir etwas anhaben. Meine Haut blieb glatt, wie ein Jungferngesicht, obschon Hut und Rock von den Musketenkugeln, wie ein Sieb, durchlöchert wurden. Drei Tage vor der Schlacht bei Rocroy verlor ich aber den Haarballen des Gemsmagens. Es sind nun zehn Jahre, da zerhackten mich die spanischen Säbel, wie einen Krautkopf. Seht nur her! Schutzmittel gehen über Heilmittel, das ist keine Frage. Ob man mir den aufgeschlitzten Bauch zunähen, oder ein Pflaster auf das Loch kleben kann, das die Kugel schlug, ist verdammt schlechter Trost. Wir haben aber jetzt den rechten Mann unter uns. Mooser, versorg' uns Alle wohl! Wir wissen, du bist der Rechte. Du kannst es!"

Sämmtliche Anwesende richteten schweigend ihre Blicke mit Neugier und zum Theil heimlichem Grausen auf Abdrich, der Allen, wenn nicht von Person, doch durch Namen und Gerücht bekannt war.

Mit düster zusammengerunzeltem Gesicht erwiederte Abdrich dem neuen Redner von der Seite: „Ich verstehe dein Gedolmetsch nicht."

„Alle hunderttausend Teufel, Mooser, verstelle dich nicht!" schrie der abgedankte Soldat: „Wir kennen dich wohl. Du kannst, wenn's sein muß, auf dem Mantel fahren, wie in einem Segel-

schiff; weißt die Passauer Kunst meisterlich zu praktiziren, daß man in Scharmützeln oder Treffen gefroren und ganz eisenfest gegen den Hieb steht, selbst wenn der Degen vorher in wärmes Brod gesteckt worden, oder vom Stichblatt bis zur Spitze ganz vergüldet gewesen wäre. Oder lehre uns nur — das kannst du gar wohl — vierundzwanzig Stunden vor'm tödtlichen Gewehr gesichert zu bleiben. Das ist ein Kapitalstück in Schlachten! Täglich drei freie Schüsse zu haben, daß, ohne zu zielen, die Kugel läuft, wohin man denkt, wär' auch nicht zu verschmähen."

Addrich unterbrach den Schwätzer, indem er rasch, wie im Zorn, gegen ihn fuhr, die Hand erhob und mit bedeutungsvollem Ton rief: „Schweig! Davon zu anderer Zeit, du alter Stocknarr! Solche Dinge werden nicht in offener Landsgemeinde abgethan."

Der Soldat verbeugte sich mit halbem Leibe sehr ernsthaft gegen Addrich, ohne ein Wort zu sagen; aber seine Geberde verrieth Pfiffigkeit, und daß er den Wink wohl begriffen habe. Indessen wandte sich Addrich wieder zu Fabian mit der Frage: „Wohin eigentlich willst du?"

„Mein Weg war zu dir ins Moos!„ sagte der Jüngling.

„So hab' ich ihn dir um die Hälfte verkürzt!" versetzte Addrich: „Begleite mich gen Aarau. Wir wollen dahin, ehe der ganze Zug geht, voraus." Mit diesen Worten begaben sich beide durch das Menschengedränge aus dem Zimmer. Die Leute wichen, geräumige Gassen bildend, scheu zurück, und sahen dem alten, finstern Schwarzkünstler aufmerksam nach, indem Einige dabei den Kopf schüttelten, Andere mit den Fingern verlegen hinterm Ohr kratzten, wieder Andere sich gegenseitig bedenklich zunickten.

21.

Die Unterredung im Gönhard.

Unterdessen das Gespräch im Wirthshaus von Gränichen über die beiden Abgegangenen fortgesetzt wurde, wanderten diese zum Dorfe hinaus durch die feuchten Wiesen gen Suhr. Man gewahrte waffentragende Bauern einzeln und truppenweise überall in Bewegung. Jedoch achteten die Zwei wenig darauf, denn sie waren mit Gesprächen und Gedanken allzureich beschäftigt. Addrich, durch Erfahrung und Alter berechnender, als der Jüngling, verschob seine wichtigen Fragen und Angelegenheiten auf das letzte, während hingegen dieser das zuerst brachte, was zu erfahren ihn am heftigsten drängte. Sobald man zuerst Eleonorens Krankheit verhandelt hatte, sagte Fabian: „Also hat deine Nichte gestern keinen fröhlichen Geburtstag gefeiert?"

„Allerdings. Es fehlte nicht an Geschenken vom Morgen bis zum Abend; Blumen, zum Beispiel, und ein plaudernder Staar, der aber wieder davon flog . . ."

— Und nicht wieder gefangen? unterbrach ihn schnell Fabian.

„Deine Schuld! Du kamst zu meinem Hause, wie ein Dieb in der Nacht, nur mit dem Unterschiede, daß du nicht nahmest, sondern brachtest. Aber meinen treuen Hund hättest du nicht tödten müssen."

— Also ward ich von Renold erkannt? Er hetzte die Bestie. Ich mußte mich meines Leibes und Lebens wehren.

„Deine Schuld! Wenn du das Sonnenlicht scheust, poch' an in der Nacht; dir wird im Moos aufgethan."

— Ich konnte nicht verweilen. Gestern sollt' ich vor Tagesanbruch schon in Aarau sein; dafür hatt' ich das Ehrenwort zum Pfand eingesetzt. Der Sprung über ein paar Berge war geringer Umweg für Epiphaniens Geburtsfest. Und dazu der verlobte Bräu-

tigam im Hause, der noch nie mein Freund gewesen! Also in der That, Addrich, sie ist Renolds Braut?

„Ihm erst halb und halb anverlobt."

— Mög' er ihr wenigstens den halben Himmel zutragen, den sie ihm ganz gibt. Ich kenn' ihn nicht, diesen Renold. Aber Epiphanie liebt ihn. Sie ist mit ihm in die Einsamkeit der Berge gewandelt, wie ehemals mit mir, ohne an seiner Seite den schneidenden Wind der Höhen zu empfinden; in der Verborgenheit der winterlichen Gebüsche, die seine Gegenwart ihr zum Frühlingsgarten verwandelte; er hielt die Heilige an seiner Brust . . . . O ich weiß Alles! Alles hab' ich erfahren, Alles! Ihre Liebe entsündigt und adelt Jeden vor Erd' und Himmel; und wär' er ein Bösewicht gewesen, durch sie wird er rein, wie ein Engel. Ich kenn' ihn nicht genau genug, diesen Renold. Vielleicht lag nur gegen mich in seiner Natur Feindseliges, oder ich sah sein Thun mit den Augen der sich selbst nicht bewußten Antipathie an. Vielleicht würd' ich ihn lieben, wenn ich ein Weib wäre; denn wahrhaftig, schön ist er. Einem gefälligern Manne bin ich noch nicht begegnet. Nur schien er zuweilen allzugeckenhaft-zierlich und fremd, so im Putz seines Leibes, wie in den Kleidern seiner Gedanken, nämlich den gesuchten, Ausländerei treibenden Worten. Das aber sind Kleinigkeiten!

„Sprich ehrlich, Fabian. Liebtest du vielleicht Epiphanien ernsthaft?"

— Ob ich? . . . Welche Frage! So lange ich athme. Aber deute mich nicht falsch.

„Du hattest also keine Absicht auf sie?"

— Keine, als die der Bruder haben kann. Bei ihr ist für mich Alles anders, als bei andern Weibern; aber keines ist ihr zu vergleichen, wenn sie auch alle schöner wären. Bei ihr verstummt Neigung und Begier des Geschlechts. Ich hätte mich der

Sünde geschämt, ihre Hand zu begehren. Sie war und ist nicht für mich ein weibliches Wesen, sondern ist und war mein Leib, mein Blut. Hast du je gehört, daß ein Mensch sich selber begehre, ob er gleich nicht aufhört, sich zu lieben? In der That aber gesteh' ich dir, ich find' es an Epiphanien unerklärlich, wie sie einen Gedanken von Verlobung, Hochzeit, Ehestand fassen konnte. Es scheint mir, sie habe sich erniedrigt, entweiht, aus ihrer Natur völlig heraus verirrt. Wie ist's möglich, daß Epiphanie eines Mannes Weib werden mag? Erkläre das!

Ueber Addrichs Gesicht flog bei diesen Worten ein spöttisches Lächeln. Er versetzte: „Mir scheint's, das Mädchen habe sich erst in die Natur hineingefunden, die sonst jedes Mädchen trägt. Du aber redest, Fabian, wie ein mannhohes, dreijähriges Kind. Und wenn ich Epiphanien dir nun zum Weibe geboten hätte?"

— Es wäre eine Frevelei ganz deiner Art gewesen. Jede Andere ist zum Weibe gut. Sprich davon nicht. Du lästerst gern; es steht dir übel.

Dies Gespräch spann sich so lang, als der Weg nach Suhr. Nahe vor dem Dorfe aber wandte sich Addrich mit seinem Begleiter links durch die Wiesen gegen die langen, finstern Waldhügel des Gönhard, um nicht in das Getümmel der Landstürmer zu gerathen, die sich im Dorfe versammelten. Fabian hatte indessen, was er zu wissen wünschen konnte, erfahren: die Sendung des Junkers Mey von Rued, Epiphanien zu entführen; die Sendung des Weibes von Seon mit den köstlichen Geschenken des Unbekannten, und dem Auftrage desselben, Epiphanien zu bewegen, nach Aarau zu ihrem Pathen zu gehen.

„Nun denn," sagte Addrich, als sie einen sandigen Fußweg zwischen den Tannen am Berge hinanstiegen, „die Zeit wird's offenbaren, warum man aller Orten geschäftig wird, mir das Kind zu treißen."

— Damit du die Schuldlose nicht in dein trauriges Schicksal niederreißest, Addrich; denn du wirst für Rädelsführer von diesem Aufstand im Aargau gehalten. Darum war ich auf dem Wege ins Moos. Ich konnt' es nicht, wollt' es nicht glauben. Deine Anwesenheit in der Mitte der Rebellen von Gränichen, deine kriegerische Rüstung, dein Ansehen unter den wilden Menschen dort haben mich unglücklicherweise anders belehrt.

„Unglücklicherweise?" rief Addrich erstaunt und betrachtete den Jüngling, ob er scherze: „Woher kömmst du? Aus den Kerkern von Bern? Haben die dir den letzten Funken des Mannmuthes ausgelöscht, daß du sogar Fürsprecher der schweizerischen Knechtschaft werden willst? Oder haben sie dir so wohl gefallen, daß du deinen gnädigen Herren und Obern dafür dankbar werden willst? Fabian, warst du im Kerker?"

— Ich war's.

„Schuldig oder unschuldig?"

— Schuldig oder unschuldig, wie man's auslegt. Ich sehe darüber hin. Ich lebte in der Gefangenschaft mit dem Staar glücklich, den ich für Epiphanien abrichtete. Dem Thoren kann das Weltall eng, frommem Muth das Gefängniß Weltall werden.

„Ganz gut! Aber die Schande, aber die Schmach!"

— Addrich, das solltest du doch wissen, daß der Marmelstein des Palastes so wenig Ehre, als diese salpeterzerfressene Mauer des Kerkers Schande abfärbt.

„Brav, Bursch, du bist wieder der Alte in meinem Geiste! Warum wurdest du eingesteckt? Wir hörten viele widersprechende Geschichten."

— Nun ist's ein Jahr. Als ich einige Wochen in der Heimath war, berief man mich zur kranken Kammermagd des Landvogts, Heilmittel anzuordnen. Wie ich vergangenen Herbst abermals in die Heimath kam, ward ich vor Chorgericht gefordert. Das lügne-

rische Weibsbild hatte mich als Verführer angegeben, sagte es mir sogar frech und weinerlich ins Gesicht; wiederholte es selbst in den Wehen. Der Landvogt, ein hochfahrender, heftiger Mann, der mich meines Widerspruchs wegen aufs Schloß rufen ließ, ward im Wortwechsel so wild, daß er mir ins Gesicht schlug. Da zog ich ihm, zur Vergeltung, in Gegenwart aller Schreiber, Weibel und Amtsboten, eine Maulschelle so derber Gattung unter die Nase durch, daß er fünf Schritte zurücktaumelte. Ich hatte allerdings gegen eine grobe obrigkeitliche Person gefehlt.

„Berner Art! Darauf mußtest du ins Loch wandern, bis dir die Zeit lang ward und du ausbrachst?“

— Nein, Addrich. Das Weibsbild starb an den Folgen seiner Entbindung und erklärte im Tode meine Unschuld. Der Sohn des Landvogts war ihres Kindes Vater. Die Berner sind gerecht. Der Landvogt selbst ward fortan mein Fürsprecher; ich wurde von aller Strafe und Schuld losgesagt. Der Urheber meiner Gefangenschaft dachte edel genug, selber zu mir ins Gefängniß zu kommen und mir Versöhnung und Freundschaft anzubieten.

„Und diese heuchlerische Milde und Gerechtigkeit, dies schwächliche Kind der Angst vor dem wachgewordenen Grimm und Stolz des Volks hat dich bethört, geblendet, bestochen, geworben für Bern? Weil sich ein armseliger Junker gnädigst herabließ, einem Ehrenmann, den er mißhandelte, das Unrecht zu gestehen, findest du die Tatzen des Bären weich, die gefühllos ein ganzes Volk in den Staub drücken?“

— So wenig, Addrich, daß ich vielmehr mein am Thunersee neuerkauftes Heimwesen wieder veräußern, der Willkür entrinnen und ins Land des Markgrafen von Baden ziehen will.

„Warum nicht deinen Arm lieber in diesen Tagen dem Volk gegen den Städterhochmuth leihen?“

— Ich leih' ihn wahrlich der Niederträchtigkeit so wenig, als dem Hochmuth.

„Bursch, achte dein Volk, das für sein Recht in Waffen steht. Auch Verzweiflung kann ehrwürdig sein.“

— Wie die Raserei.

„Also leuchtet es deinem Verstande wohl gar ein, daß es sich mit Gerechtigkeit vertrage, wenn selbstsüchtige Hinterlist die uralten Rechtsame der Dorfschaften nach und nach in Zweifel setzt, in den Auskehricht wirft, weil Fäulniß, Moder und Mäuse die Pergamentbriefe zerfressen haben? Ist's Recht, daß die Habgier der Stadt vom Regierergewerbe lebt, Münzwucherei treibt, Amtleute ins Land schickt, die sich, wie Blutigel, am Wohlstand des Volks satt saugen können; gerecht, wenn man den Junker für dasselbe Verbrechen mit einem sauern Seitenblick abstraft, wohl gar entschuldigt, für welches den Bauer Thurm, Ketten, Folter und Galgen erwarten?“

— Nein, Addrich; aber von der andern Seite ist's wohl eben so ungerecht, wenn man das hündische Volk zur Sache gegen Unschuldige und Schuldige hetzt; wenn man, um seine Wäsche zu trocknen, ein Dorf in Brand steckt, und wegen einiger falschen Schritte der Obrigkeit tausendmal falschere macht, welche Land und Leute auf ein Jahrhundert zu Grunde richten. Hütet euch, ihr wollt den Kreuzer gewinnen, und werft mit dem Thaler darnach! Dann bereut ihr den verlornen Thaler und setzet dafür die Doublone ins Spiel! Ihr kommt nie zu Ende, und setzet zuletzt Alles gegen Alles auf die trügliche Karte.

„Nicht zuletzt, guter Freund, da stehen wir heute schon!“ sagte Addrich hämisch lächelnd: „Wir wissen so gut, als du, daß Blut und Geld, welches der Krieg kosten mag, mehr werth sind, als der Widerruf eines bloßen Münzmandats. Aber nun wir einmal am Abrechnen mit der Stadtoberherrlichkeit sind, soll noch

anders gerechnet werden. Es ist nicht darum zu thun, daß die Städte ihre Mißbräuche bereuen; nein, Mißbräuche sollen durch Gleichheit des Rechts zwischen Bauer und Junker unmöglich werden. Die Städte sind im Besitz der Landschaft durch Recht der Eroberung, sagt man. Gut, das Land hat das Recht, sich wieder zu erobern, so gut, als sich erobern zu lassen. Die Städte haben ihr Volk mit baarem Gelde, als leibeigen, erkauft, sagt man. Frage: Können rechtlicherweise Menschen, wie Vieh, gekauft und verkauft werden? Ein Rechtsstand, wie er vor Gott und aller Vernunft gilt, muß wieder hergestellt und das Schweizervolk frei werden, wie der Herr in der Stadt. Die Söhne der Tellen in den kleinen Kantonen und im Land der Graubündner, ja, die sind frei. Wird dein Herz nicht groß bei dem bloßen Namen der edeln Freiheit?"

— Allerdings, Abdrich; aber es zieht sich wieder eng in sich selbst zusammen beim Anblick eurer Mittel. Kleine Kantone und Graubündner kauften ehrlich um baares Geld fremde Rechte an sich; ihr aber kaufet, wie Straßenräuber beim Krämer im Walde, mit dem Messer in der Faust, und wollet den Teufel zum Fürsprecher machen, daß ihr in die Himmelspforte eingehen könnet. Dazu biet' ich nun nimmer meinen ehrlichen Arm.

„Nach deiner Meinung sollen wir also höflich danken, Fabian, wenn die Berner uns das Fell über die Ohren ziehen, weil sie es gebrauchen? Nein, und abermals nein, Bursch, Alles hat sein Maß! Es gibt ein Recht unterm Himmel, das ist nicht mit dem Schwert erbeutet, nicht mit der Kette gebunden, nicht mit dem Stammbaum gepflanzt. Es gehört den Menschenkindern von Ewigkeit und ist von keinem Menschenkinde weder zu geben noch zu nehmen. Gott der Herr schrieb den Freibrief unsers Geschlechts am sechsten Tage der Weltschöpfung, als er sein Ebenbild machte, legte die Abschrift in aller Menschen Herz und Vernunft, und ver-

wahrt die ewige Urkunde im Himmel. Den aber lassen die Machthaber auf Erden nicht gelten; sie hadern darüber mit den Schwachen, wie der Wolf mit dem Lamm. Aber fürwahr, das Ganze ist mehr, als der Theil, und die Wohlfahrt einer halben Million mehr, als die gemächliche Fütterung einiger regimentsfähiger Stadtbürger."

— Täusche dich nicht, Alter, schaue deinen Leuten ins Gesicht! Kennst du das Volk, das jetzt am rührigsten bei der Hand ist? Ich hab' es gesehen. Die Ehrenleute, die stillen, fleißigen Eigenthümer schütteln zu euerm Unterfangen den Kopf, oder lassen ihn betrübt hangen. Aber die Lumpen, welche von der Hand in den Mund leben, die Ausgehauseten und Verganteten, die guten Wirthshauskunden, die mehr Kupfer auf der Nase als im Sack haben, abgedankte Soldaten, die aus fremdem Kriegssold lüderlicher heimkommen, als sie gegangen waren; die Würfel- und Kartenmänner mit zerrissenen Hosen, alle die wohlfeil gewinnen möchten, heben das Haupt steif und trotzig empor; und Kerls, denen man sonst in guter Gesellschaft das ungewaschene Maul verbot, führen jetzt das große Wort. Und was wollen sie gewinnen? Meinst du, öffentliche Wohlfahrt? Nein, wahrhaftig nicht. Ihre leeren Säcke, Zainen und Körbe sind schon hervorgeholt, um Geld und Waaren der geplünderten Stadtleute heimzutragen. Sie rüsten Schwefelhölzer für die Häuser ihrer Gläubiger, damit Gültbriefe und Zinsschriften in Rauch aufgehen. Leute, wie du und deinesgleichen, müssen nur Deckel ihrer Räuberei sein. Sieh deinen Leuten recht ins Gesicht, Addrich! Meinst du, Hochmuth, Ehrsucht, Habgier mache das Patrizierregiment verhaßt? Meinethalben, es sei! Aber die es stürzen wollen, zeigen wenig Uneigennützigkeit, Demuth und Milde. Setz' den Bauer auf den Edelmann, so reitet der Kobold auf dem Drachen durchs Land. Hab' ich Unrecht, Addrich?

„Und wenn du Recht hättest," erwiederte Addrich ärgerlich,

„dennoch muß es gethan sein. Doch du hast nur zum Fünftel Recht. Der reinste Strom führt Schlamm mit, und jede Arznei hat ihr Widerliches. Ich sage, Friede ist Sünde, wenn ihn feige Selbstsucht mit geschlachteten Freiheiten, Rechten und Wahrheiten füttert; und der Krieg ist ein Heiliger Gottes, wenn er der lichtscheuen Schlange der Tyrannei den Kopf zertritt. — Geh, Fabian, unsere Bahnen laufen nach entgegengesetzter Weltgegend."

In der That, ob sie gleich beide noch lange ihre Versuche erneuerten, sich gegenseitig Einer zu des Andern Ueberzeugungen zu bekehren, hatte der Meinungshader hier, wie immer, die Wirkung, Jeden nur stärker in seinem Glauben zu besteifen, so wie der Sturmwind durch Erschütterungen den Wurzeln der Waldbäume zu ihrer Befestigung tiefer ins Erdreich dringen hilft.

Nachdem beide die Gründe ihres Verstandes erschöpft hatten, verschmähten sie sogar nicht das Mittel, sich durch Drohung und Verheißung zu gewinnen. Denn Fabian, seit seinem Knabenalter an den finstern Abdrich und dessen Haus gewöhnt, konnte nicht mit Gelassenheit den Oheim und Pfleger Epiphaniens in das gewisseste Unrecht, oder in das wahrscheinlichste Verderben rennen sehen. Er schilderte ihm dieses, und Eleonorens und Epiphaniens Loos. Er gestand, daß er sich aufgemacht habe, ihn entweder für gerechtere Gesinnungen zu stimmen, oder Epiphanien zu bereden, unter dem Obdach ihres Taufpathen Zuflucht zu nehmen.

Abdrich aber begegnete dem Allem und bewies ihm das Eitle der gehabten Hoffnungen. Er scheue keine Gefahr, die ihm persönlich drohe, und Epiphanie werde sich nicht von der sterbenskranken Freundin entfernen, da sie das Gelübde gethan. Hinwieder versuchte er selber gegen den Jüngling das letzte Bestechungsmittel. Er zeigte ihm Epiphaniens Hand als Preis.

„Die hast nicht du, Abdrich, sondern sie selbst, auszubieten!" rief Fabian mit Unwillen: „Sie selbst aber, die so fromm und

rein ist, kann sich nicht zum Preis der Schlechtigkeit geben. Wenn sie es aber könnte, wenn sie es könnte . . . o nein, warum sollt' ich das Unmöglichste ins Reich der Möglichkeit stellen? ich aber würde lieber die Hand einer Aussätzigen, als solche Hand dann berühren. Warum bietest du sie? Kannst du einem Bruder das Herz der Schwester schenken oder entfremden? Sie ist Renolds Verlobte. Sie liebt ihn . . . . Nun ja doch; sie liebt ihn. Ich verliere sie darum nicht. Geschwister lieben sich anders als Gatten."

„So fahre wohl!" sagte Abdrich: „Doch will ich dir den Schmerz nicht bergen, meinen Weg ohne dich gehen zu müssen. Das ist aber mein Loos: was ich liebe, muß von mir abfallen, und Alles, was ich hasse, wird zur Klette an meinem Leben. Ich bin von Natur gut; aber die Bessern unter den Menschen stehen scheu vor mir zurück; und, als wär' ich Magnet für alles Schlechte, fliegt mir dies an."

22.

Der neue Hiob.

„Höre, Abdrich," sagte Fabian und blieb stehen, indem er den Alten zurückhielt, „du guter und kluger Mann, sollte dir der Schlüssel zu diesem Räthsel unsichtbar geblieben sein? Ja, du bist gut, und bist klug. Du willst aber oft klüger, als gut sein; darum wird selbst deine Tugend nur für Klugheit gehalten und darum verkennen dich Gute und Schlechte."

— Was willst du mit deinem Geschwätz? Wann wollt' ich klüger sein, als gut?

„Wann dir der krumme Weg kürzer, als der gerade schien. Warum mußtest du, zum Beispiel, noch im Wirthshaus von Gränichen, die albernen Bauern in der abergläubigen Erwartung von

deiner Hexenmeisterei bestärken? Warum wolltest du selbst Epiphaniens Hand mir zum Köder verwandeln, für den ich meinen Ueberzeugungen treulos werden sollte? Mußte sie auch das vielleicht nur, und nichts anders, dem Hauptmann Renold sein? Abdrich, arbeite dem Volksaufstand entgegen, der sich jetzt wie wirbelnder Sturm um uns bewegt. Sei besser, als klug!“

— O du hochweises Kind von sechsundzwanzig Sommern, mit dem Doktorhut auf dem unbärtigen Haupt! wenn du einst, gleich mir, zwei Drittel eines Jahrhunderts am Gewebe deines Lebens und vor tausend zerrissenen Fäden gesessen bist, dann setze dich auf Abdrichs Grab, und überlege das Wort, das du sagtest. Es wird dir leichter sein, die Grenzen in einander fließender Schatten zu finden, welche von zwei Lichtern geworfen werden, als das zu unterscheiden, was in den Thaten der Menschen dem Licht des Rechts und der Klugheit angehört. Nein, Fabian, der Mensch ist nicht des Schöpfers Meisterstück.

„Abdrich, lästere nicht wider den Himmel.“

— Ist der Gedanke Lästerung? Warum wuchs er in meinem Gehirn? Bin ich sein Schöpfer, oder ist's die Natur des Bodens, aus dem er von selbst hervorschoß? Fabian, glaub' es mir altem Manne, der Mensch hat eine Kleinigkeit zu viel, um je glücklich zu werden, nämlich seine Vernunft! Ohne Vernunft wär' er noch ein ganz behagliches, leibliches Thier; jetzt ist er ein widerliches Zwitterding, das mit verwachsenen und verstümmelten Gliedern nirgends hinreicht. Thier will er, kann er nicht sein; und er, mit der Vernunftlaterne, sieht er nur die Finsterniß, und erkennt weder von wannen er kommt, noch wohin er fährt, oder wozu er ißt und trinkt. Nichts sieht er, als daß Alles um ihn, er sich selber Nacht ist, und daß eben im Widerspruch seines Daseins das ewige Elend desselben wohnt. Geh, Fabian, geh! Ich habe diese Welt nun von allen Seiten betrachtet, und am Ende gefunden,

sie sei nicht des ersten Blicks werth. Geh, ich bin müde. Ich will ein wenig ruhen. Meine Nacht war ohne Schlaf. Laß mich hier allein.

Abdrich setzte sich während dieser Rede unter einer der ältesten Gönhardstannen in hochgepolstertes Moos und wandte das Gesicht zur Erde. Fabian aber ließ sich neben ihm nieder und sagte: „Deine alte Schwermuth will dich überfallen und martern, in der du, wie Hiob, an Gott und Menschen verzagest und deinen Tag verfluchest. Laß mich bleiben und dir ein neuer Elihu, Baracheels Sohn werden."

Der Alte schwieg und richtete lange Zeit das Haupt nicht auf. Endlich that er einen schweren Seufzer und sprach: „Ich bin schlecht und recht wie Hiob gewesen, und habe Unglück, wie ein Ungerechter, und bin verstoßen, wie ein Uebelthäter. Du kannst kein Elihu sein, denn ich bin kein Hiob. Dieser Mann vom Lande Uz hatte seine Wohltage genossen, und, wenn auch verloren, doch nach den Wehtagen wieder empfangen. Ich aber habe die meinigen nie gesehen, und werde sie nicht sehen. Zu ihm sprach ein Gott; aber mir bleibt der Gott stumm, den ich rief. Wem soll ich ein Leben danken, das ich verwünsche?"

— Schweig, Abdrich, Gott könnte seinen Blitz zur Erde senden, und dein wahnsinniges Freveln strafen! rief Fabian, dem Alten beruhigend und schmeichelnd die Achseln klopfend.

„Daß er's thäte! Wenigstens wüßt' ich dann, daß er wäre."

— Alter, willst du an Gottes Sein verzweifeln?

„Bin ich nicht meines Lebens Stimme? Mein Leben ist's, das an ihm zweifelt. Es war kein Gott darin. Meine Mutter starb in den Wehen, damit ich nicht von ihr geliebt würde. Mein Vater stieß mich von seiner Brust, weil ich der Häßlichere war. Er gab mir eine Stiefmutter. Ihr Sohn, mein Bruder, war schön. Er sollte der Abel, ich der Kain sein. Meine Knabenzeit

fraß sich auf, unter Thränen und Flüchen. Ich kannte keine Gespielen, wie andere Kinder haben, und schloß aus Herzensbedürfniß Freundschaft mit den Kettenhunden."

— Laß gut sein, Abdrich, ich weiß das. Wozu wetzest du deinen Schmerz immer an diesen Erinnerungen?

„Höre mich an! Ich will ausreden!" schrie Abdrich mit Heftigkeit: „Siehe hinein in meine Wunden, und suche den Gott darin, und dann verurtheile mich. Da ich Jüngling war, stieg mir eine Sonne auf. Ich liebte und vergaß, daß ich häßlich geboren war. Aber Diethelm, mein Stiefbruder, war schöner, und die ich liebte, ward meines Bruders Weib. Ich sah keine Sonne wieder. Mein Vater erzwang mir eine andere Ehe des Geldes willen. Vielleicht hätt' ich mich noch mit meinem Loose versöhnen können. Aber ich las täglich den Unmuth in meines Weibes Blicken. Ihr Herz gehörte schon lange einem Andern. Sie gebar Eleonoren und starb im auszehrenden Gram. Die Welt sprach, ich hätte sie vergiftet. Das Gerücht und der Abscheu der Menschen gegen mich ward allgemein."

— Manches Ehrenmannes guter Ruf, nicht der deine allein, ward vom stinkenden Nebel der Verleumdung dunkel. Aber die Wahrheits-Sonne, wenn sie auch untergeht, tritt immer endlich an ihre himmlische Stelle zurück.

„Für mich halten Wahrheit und Sonne ewigen Feierabend. Die Verleumdung lebt im Munde des Pöbels, ohne alle Nahrung, wie die Kröte im Stein. Ich konnte diese Scheu der Menschen vor mir nicht ertragen, übergab mein Kind nebst Haus und Hof dem alten Vater, fuhr den Rhein hinab und mit den Holländern über das Meer nach Ostindien. Ich irrte Jahre lang herum. Ich sah die Schätze vieler Länder, und Treiben, Tracht und Sitte vieler Völker; aber unter allen Himmelsstrichen begegnete ich der [illegible]bsgierigen Bestialität wieder, die ich in den Bergen des Ober-

landes verlassen hatte. Nur trug sie andere Hautfarbe, Sprache und Kleidung. In Müh' und Noth manches Jahres hatt' ich Vermögen erworben, das für mich beträchtlich heißen konnte. Ich eilte nach Europa zu meinem Kinde und fiel in die Hand afrikanischer Seeräuber. Zwei Jahre arbeitete ich als Sklav, bis mich ein italienischer Mönch loskaufte, um mich katholisch und sich beim Himmelspförtner einen Stein im Brett zu machen. Als Bettler zog ich in meine Heimath ein, fand den Vater todt, mein Kind schwächlich, mein geringes Erbtheil treulos halb vergeudet!"

— Es ist wahr, Addrich, das Glück war dir unhold. Doch mich würd' es stolz machen, wenn ich, wie du, zurückschauen und sagen könnte: ich habe mit dem Schicksal gerungen und gesiegt.

„Ja, wenn ich's sagen könnte! Aber von Sorgen verzehrt, von der scheuen Verachtung des Pöbels erdrückt, hielt ich mich nur allein noch an der Liebe meines Kindes, an den Krücken der Hoffnung aufrecht. Ich wollte die Veruntreuer meines Erbtheils anklagen; sie standen stolz und sicher im Schutz mächtiger Gönner zu Bern. Mir wies man die Thür. Ich reisete, guten Rath zu holen, zu meinem Stiefbruder Diethelm. Er lebte mit seinem Kinde, als Wittwer in Dürftigkeit, an der Lenk. Er hatte mehr durch die Schlechtigkeit des Landvogts, unter dem er gedient, als durch eigene Schuld, Ehre, Amt und Vermögen einbüßen müssen. Statt mir zu rathen, sprach er nur von sich, von seinen Hoffnungen, angestellt zu werden, wenn er den Rest einer Schuld tilgen könne, die ungefähr den Werth dessen betrug, was ich noch besaß. Er machte mir wahrscheinlich, wenn ich den Muth hätte, ihn zu retten, könne uns beiden geholfen werden. Ich schlug es ab, für ihn Bettler zu werden mit meinem Kind. Er schwor, mich nicht zu täuschen. Er schwor, mein Beistand bleibe die letzte seiner Hoffnungen. Er fiel mir in Verzweiflung zu Füßen. Ich dachte an mein armes Kind und verweigerte standhaft. Doch in der Nacht

darauf, nach langem Kampf mit mir selber, entschloß ich mich dennoch, Alles für den Bruder hinzuopfern. Ich ging Morgens zu ihm, um ihm meine Einwilligung zu verkünden. Ich fand ihn nicht mehr, sondern nur einen hinterlassenen Zettel mit den Worten: Suchet meinen Leichnam nicht; erbarmet euch meines Kindes!"

— Ich kenne die gräßliche Begebenheit; ich war, glaub' ich, damals ein fünfzehnjähriger Knabe. Der Pfarrer nahm sich der kleinen Epiphanie an. Erzähle nicht weiter.

„Man suchte ihn lange. Ich durchlief halb wahnsinnig die Gegend und das ganze Gebirge umher. Ich klagte meine eigene Härte an. Erst sieben Wochen nachher erblickte ein Simmenthaler Gemsjäger Diethelms Hut in einem der Abgründe am Rawylgletscher, in dessen Nacht und Tiefe sich Keiner hinunterwagen konnte. So war ich der Kain worden; war es, ohne meine Schuld, und mein Schmerz war größer, als meine Schuld. Man legte mir aber mehr zur Last, als ich gesündigt hatte. Ich floh die feindselige Heimath zum zweiten Mal, verkaufte all' das Meinige und siedelte mich im Moos an. Ich arbeitete Jahre lang, wie einst an der Sklavenkette des Afrikaners; aber es war für mein Kind. Ich rodete Wald aus, trocknete Sümpfe, machte Einöden urbar. Ich gewann durch Handel in Sempach, Willisau und Luzern. Ich kam zum Wohlstand, aber auch zum Ruf des Schatzgräbers, Straßenräubers und Bundesgenossen des Teufels. Für mein Kind, für die letzte und einzige meiner Freuden, hätt' ich das Mühseligste gethan, das Härteste ertragen. Eleonore aber lebte Siechentage; jetzt lebt sie schon manche Woche nicht mehr, ob sie gleich athmet. Meine Kräfte brechen. Soll ich nicht das Ende meines Bruders Diethelm nehmen, muß ich mich in großen Zerstreuungen berauschen und betäuben."

— Der Rausch der Empörung, Addrich, war der unseligste von allen, die dir zur Auswahl frei standen.

„Meine Wege sind nicht deine Wege, Bursch. Hättest du, wie ich, in den Grund des Verderbens und Elends hinabgesehen, worin das Volk von Regierern und Treibern niedergehalten wird, die von seiner Arbeit und Unkunde leben wollen: du würdest keinen heiligern Rausch kennen, als den für Erlösung der Menschheit aus den Banden der Nacht und der Bestialität. — Geh, du verstehst mich nicht; Keiner versteht mich. Meine Sprache ist auf Erden nicht verstanden. Meine beste Tugend steht dem Verbrechen gleich. Als hing' ein verpestender Fluch an meinen Fingern, verdirbt und stirbt, was sie berühren, und der Odem meines Mundes zerfrißt selbst das nie rostende Gold. Aber ich kann nun kein Anderer sein, als der ich bin. Und wird die Welt durch nichts Göttliches droben bewegt, will ich allein das Göttliche wider die Welt sein und das Licht über dem Wüsten und Leeren. Komm, Bursch, du verstehst mich nicht; komm zu den Leuten; ich will wieder deine und ihre Sprache reden, damit ihr Alle nicht meinet, ich sei wahnsinnig, und auf daß ihr mir keinen Vogt setzet, oder mich an die Kette schließet. Komm!"

Addrich sprang von der Erde auf und verfolgte mit großen Schritten den Fußweg über den Bergrücken. Fabian ergriff ihn im Gehen bei der Hand, und sprach mit Herzlichkeit: „Addrich, du eilst deinem und des Landes Verderben zu."

Indem er dies sagte, schloß sich das Dickicht vor ihnen auf, und eine weite, prächtige Landschaft faltete sich vor ihnen, im Glanz der Sonne, mit Wiesen, Wäldern, Burgen, Dörfern und Flecken aus, umfangen vom Halbmond des stolzen Juragebirges und durchblitzt von den Wellen des vielgewundenen Aarstromes.

„Schau' hinab, Addrich!" rief Fabian ab der Almen: „Ist es göttlich, Mordfackel und Verwüstung in dies ruhige Eden zu werfen?"

„Thor!" erwiederte der Alte: „Was nennst du göttlich? Das

Leben um uns her, oder den Staub daran und darum? Mögen doch Hütten und Kerker Asche werden: wenn nur die erlöseten Sklaven zur Freiheit eingehen. Sieh, die Wiesen, wie sie dem Frühling entgegengrünen; die Bergspitzen, wie sie den Schneemantel abstreifen, und die dürren Wälder, wie sie ihres Schmucks gewärtig sind; soll nun das Menschengeschlecht den Winterschlaf ohne allen Frühlingsmorgen schlafen?"

— Addrich, laß mich zum letzten Mal . . .

„Ja, denn! zum letzten Mal: Ich will untergehen, oder das Edlere muß auferstehen!" Mit diesen Worten ging der Alte hastig bergab, in gerader Richtung, einer mit Spießen und Morgensternen bewaffneten Schaar Bauern entgegen, die am Suhrbach sich gegen die Stadt in langen Reihen fortbewegte.

23.

Der Landsturm.

Fabian ließ den lärmenden Haufen vorüberziehen. Er betrachtete nicht ohne Unruhe die bedrohte Stadt, welche ihre finstern Giebeldächer und Thürme mit furchtsamer Neugier über die Ringmauern hervorzustrecken schien, während die Ebene des Suhrfeldes, zwischen dem Gönhardhügel und Aarufer, von den Banden des Aufruhrs wimmelte. Einige tausend Mann lagerten oder standen da, in ungeordneten Rotten, auf Aeckern und Wiesen, oder liefen verworren durcheinander. Man hörte das Getöse ihrer Berathungen, welches dann und wann noch durch Musketenschüsse und Trommelwirbel derer begleitet ward, die ihre kriegerischen Werkzeuge versuchen wollten. Als wenn sich die Bäume der düstern Waldungen von Rohr und Buchs und der Thäler umher in Menschen verwandeln könnten, sah man aus deren Schatten sich immer neue Schlacht-

haufen loswinden, die mit ihren Fahnen die Zahl der Anwesenden vermehrten.

Behutsam stieg der Jüngling von der Höhe nieder, und ließ sich von dem Bache, welcher seit Alters die Straßen und Gewerbe Aarau's belebt, zur obern Vorstadt führen. Auch hier begegneten ihm schon die trotzigen, kecken Gesichter des Landsturms in allen Gassen. Auf dem Platze vor dem großen Löwen stand die Fahne von Rynach aufgepflanzt. Daselbst sah er das Gewühl der Bauern am dichtesten um einen engern Menschenkreis, in dessen Mitte einzelne laute Stimmen vernommen wurden, wie bei Berathung oder Streit. Als er das Gedränge bis zum innern Ringe durchbrochen hatte, erblickte er, unter vielen unbekannten, wilden Gesichtern, den über seine Nachbarn riesenhaft vorragenden Abdrich, und ihm, neben einigen Rathsherren der Stadt, den Junker Mey von Rued gegenüber.

„Somit haben wir euch unsere Willensmeinung kund gethan!“ sagte ein stattlich gekleideter Landmann, dessen Worten Alle aufmerksam horchten: „Und für diese Meinung sind zehntausend Schwerter bereit, ihre Scheiden zu verlassen. Wir sind nicht wider euch ausgezogen, ihr Herren von Aarau, also sollet ihr nicht wider uns stehen. Gestattet ihr aber fremdem Volk den Zug durch eure Stadt, sollet ihr ihn billig euern Landsleuten nicht versagen. Feindliche Besatzung bei euch dulden wir nicht. Wenn die Basler und Mühlhauser nicht bis Mittag abziehen, werden wir dieselben angreifen und ausstäupen. Dann aber, Aarauer, kann Niemand Bürgschaft leisten, daß die Wuth des Volks nicht über die Schnur haue. Ihr wisset gar wohl, daß das Unglück breite Füße hat, und sich, wo es einmal steht, nicht leicht fortstoßen läßt. Also nehmet eurer Schanze wahr!“

„Ihr Männer!“ rief der Oberherr von Rued: „Leihet mir noch einmal euer Gehör, denn mein Innerstes erzittert, euch in

dieser beispiellosen Verblendung dem Abgrund des Verderbens entgegentaumeln zu sehen. Wenn euch euer guter Engel plötzlich aus dem Rausch, in welchem ihr jetzt ohne Ueberlegung umhertobet, zur nüchternen Besonnenheit wecken wollte: ihr müßtet erschrecken, euch vor Aarau zu erblicken, statt in der gewohnten Hütte bei Weib und Kindern; mit Waffen in der Hand, mitten im Frieden, statt in ländlichen Arbeiten geschäftig! Würdet ihr nicht einander mit erstaunten Augen fragen: warum oder durch welches Zauberspiel ihr hier ständet, wie von einem Sturm zusammengewehet? Kommt nicht Jedem von euch, was ihr höret oder sehet, unglaublich vor, wie ein Traum?"

„Ich glaub's," rief Einer im Haufen, „es dünkt dem Junker Traum; uns aber nicht, denn wir sind eben wach geworden."

„Wenn ihr denn wach seid," fuhr der Oberherr fort, „so überleget, wie Wachende; klettert nicht gleich Nachtwandlern beim Vollmond, mit geschlossenen Augen und von Einbildungen verführt, über die Firsten der Dächer, statt auf gebahnter Straße. Was wollt ihr? Ihr seid unzufrieden, durch die Münzverordnung einige Batzen einbüßen zu müssen. Aber daß ihr statt dessen durch Verwirrung und Einzug fremder Soldaten eure Felder brach lasset, eure Vorräthe dem Raube, eure Dörfer den Flammen, eure Weiber und Kinder dem Elend und der Schande, eure Leiber den tödtlichen Kugeln preisgebet, damit seid ihr z u f r i e d e n? — Was wollet ihr? frag' ich. Gesetzt, unsere hohe Regierung würde in einigen Dingen gefehlt haben: so wäre es ein Irrthum gewesen, dem der Weiseste nicht entgeht. Und diesen Irrthum denket ihr mit Verbrechen des Aufruhrs und Hochverraths zu v e r b e s s e r n? Habet ihr gerechte Beschwerde, warum tretet ihr nicht mit geziemender Ehrfurcht vor die von Gott gegebene Obrigkeit, vor eure Landesväter? Oder wollet ihr eure eigenen Kinder lehren, daß euch sogleich das Brodmesser aufs Herz setzen müssen, wo sie

bitten sollen? — Wohin wollet ihr? Die starke Stadt und Veste Bern erobern, die euern ungeordneten, schlechtbewaffneten Haufen ihre geübten, mit Schlachtbedürfnissen versehenen Schaaren und kriegskundigen Feldobersten entgegenschickt? Glaubet ihr, daß vor euerm Geschrei und Fluchen Wälle und Mauern Berns erschrocken zusammenfallen müssen, sie, die euch aus hundert ehernen Feuerschlünden donnernde Antwort ertheilen können?"

Obgleich er diese Worte mit würdiger Ruhe, mit jenem traulichen Ausdruck des Wohlwollens und anspruchlosen Wesens geredet hatte, den die Völkerschaften der Schweiz an ihren Obrigkeiten lieben, schien doch die versammelte Menge diesmal wenig darauf zu achten. Geschwätz, Lachen, lautes Zwischenrufen ward während der Rede des Junkers immer lauter, bis Abdrich die heisere Stimme erhob und rief: „Mit Erlaubniß, Junker Oberherr, wenn schon sich zu Bern bei euch das Recht drehen und biegen läßt, wie Wachs, ist es in der Hand des Gerechten doch Stein und Eisen. Bei Sempach sind die Schweizer nur in dünnen Hirtenhemden gestanden, und die Ritter alle, jeder in seine eiserne Mauer eingepanzert: dennoch wurden die Harnische dort mürber, denn Leinwand, und die Hemden fester, denn Erz! Wenn ihr an eine göttliche Gerechtigkeit glaubet, der wenig daran liegt, ob sie es mit bernischen Rathsherren verderbe, so glaubet, sie wird vor unsern Fahnen her gegen eure Zwingherrnwälle ziehen, und mit dem Schwert der Vergeltung eure stolzen Häupter zu treffen wissen."

Während der Alte sprach, hatte Alles, Kopf an Kopf, ringsumher geschwiegen, und mit geöffneten Mäulern und unbewegten Augen gehorcht, daß keine Silbe entwische. Der Oberherr von Rued, fest und mit hoheitlichem Ernst den Blick auf ihn geheftet, hörte ihn mit scheinbarer Kälte an; doch bemerkte man an der wechselnden Farbe seines Gesichts, daß ihm in der Brust Zorn koche.

„Schweig, Mooser!" rief er, ohne seine angenommene Ge-

lassenheit zu verlieren: „Denn du, von allen diesen irregeleiteten Biedermännern am wenigsten, hast das Recht, mit jenen Strafgerichten zu drohen, welche die Langmuth des Himmels bisher von dir zurückhielt. Eben Menschen deines Gelichters müssen es sein, Menschen ohne Ehre und Glauben, Menschen ohne Gottes- und Menschenfurcht, die, wenn sie Eheweib und Bruder kaltherzig in den Tod gejagt, und mit verdammten Mitteln ungerechten Mammon zusammengescharrt haben, endlich noch das arme Volk in den Abgrund stürzen, um auf den Stühlen der rechtmäßigen Obrigkeit sitzen zu können. Geh, dich hat Gott gezeichnet, und man sieht dir von oben bis unten in der Beelzebubsfigur das Handwerk an, mit dem du für Rechnung des Teufels arbeitest. Aber deine häßliche Haut ist noch ehrlicher, als dein Herz, und hat dir den grauen Schädel schon vergebens mit der Asche der Reue bestreut, von der deine verkaufte Seele noch nichts weiß."

„Junker Oberherr von Rued," entgegnete Abdrich mit Gleichgültigkeit, „mag es Euch immerhin belieben mich zu schelten. Ich verzeih' Euch. Aber von diesen Leuten urtheilet ehrenhafter. Eure Selbstsucht, ihr Herren, eure Herrschgier hat dies Volk in den Abgrund der Rechtslosigkeit gestürzt und aus Schweizern dumme Sklaven gemacht. Nicht ich, Keiner kann es tiefer stürzen, als ihr selbst schon gethan. Diese Menschen alle hier, erlaubt es, ihr Herren und Götter der Erde, möchten gern wieder Menschen sein, und zwar einen Gott im Himmel haben, aber nicht zweihundert auf dem Berner Rathhause."

Diese Worte schlugen durch in der Volksmasse. Die Bauern jauchzten dem greisen Redner Beifall und riefen: „Recht so! Das ist's! Der Mooser thut dem Junker den Knoten auf! So muß es kommen!"

Der Oberherr ward im Gesicht glühend und sprach mit funkelndem Blick zu Abdrich: „Schweig! du bist schlüpfrig, listig, ich weiß

es, kalt und giftig, wie eine Schlange, aber du kriechst doch nur dem Rabenstein entgegen. — Ihr Leute, es ist wahr, ihr seid im Fehler, aber verführt. Ich verkündige euch Pardon. Gehorchet der hohen Obrigkeit, der ihr mit euern Eiden Huldigung geleistet habet; ergreifet diesen grauen Schelm, diesen Abdrich, bindet ihn und führet ihn gefangen in die Stadt. Gehorcht!“ — Das Gebieterische in der Stimme des Oberherrn, die furchtlose Hoheit in seinem Aeußern, schien den Volkshaufen einen Augenblick lang zu erschüttern. Mehrere unter den Bauern zogen die Kappen und Hüte ab. Abdrichs Gesicht faltete sich in ein bitteres Lächeln.

Plötzlich schrie eine kräftige Stimme aus dem Gedränge: „Lasset mich hindurch, daß ich den Falschwerber Mores lehre, der also gegen Kriegsmanier und Brauch manquirt!“

Ein schöner junger Mann mit Flammenblicken trat in den Kreis. Es war Hauptmann Gideon, welcher sich dicht vor den Oberherrn hinstellte und, den linken Arm in die Seite gestämmt, die rechte Hand mit drohendem Zeigefinger in die Höhe hob. „Ihr möget es Eurer Stellung danken, Junker,“ sagte er, „und daß Ihr als Deputirter löblicher Stadt Aarau erschienen seid, sonst solltet Ihr wegen schlecht observirter Reverenz gegen Hauptleute und Kriegsvolk ungesegnet von hinnen kommen. Versteht Ihr die Exekution Eurer Instruktionen nicht besser, und wollet unsere Mannschaft debauchiren: so machet Euch auf und davon, widrigenfalls wir Eure exorbitanten Begehren mit harter Münze zahlen werden.“

„Wer bist du,“ versetzte der Oberherr und maß den neuen Redner mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle: „Wisse, Rebell, wen du vor dir hast!“

„Mit Eurer Gunst, Herr, ich bin Hauptmann Gideon Renold, und, ohne Vanität zu melden, habe ich andere Majestäten gesehen, als Eure Magnifizenzen von Bern. Der große General

Torstensohn, und selbst der berühmte Fürst Ragoczki, haben mich nach der Bataille bei Jankowitz . . ."

„Schweig, Bursch!" unterbrach ihn der Oberherr heftig, der sich jetzt seiner wieder erinnerte: „Hätten dich meine Leute vor wenigen Tagen erwischt, so könntest du heute die hungrigen Thurmratten mit deinen Prahlereien dick füttern. Mir aus den Augen, Schwätzer; ich habe nur zu jenen ehrlichen Leuten zu reden."

Höhnischen Grimmes versetzte Renold: „Wollt' ich meiner Dignität und Eurer Ambassadenschaft vergessen, so läget Ihr schon zu meinen Füßen niedergestreckt. Aber ich getröste mich, Euch bald im Scharmützel oder Treffen mit Degen oder Pistol zu rencontriren, und, auf Cavalier-Parole! wo ich Euch das erste Mal attrapire, müsset Ihr Kugel und Klinge im Leibe fühlen: der Dampf soll Euch aus dem Halse fahren!"

Der Hauptmann begleitete diese Worte mit so lebhaftem und drohendem Geberdenspiel, daß seine geballte Faust ziemlich nahe vor dem Gesicht des Oberherrn umhergaukelte. Dieser, voll Unwillens, stieß mit dem Ausruf: „Frecher Kerl!" Gideons Arm zurück. Der Hauptmann griff nach dem Degen, ließ denselben aber wieder fahren, und entriß einem der Umstehenden den Spieß.

„Ich will diesen Junker wie einen Hund, nicht wie einen Soldaten ausjagen!" brüllte er, kehrte den Spieß, und schlug mit dem Schaft über des Junkers Kopf, daß der Speer entzwei brach.

Abdrich zog den Wüthenden, der zu schlagen fortfahren wollte, rücklings an sich. Die Rathsherren von Aarau umringten erschrocken den Oberherrn und rissen ihn in eilfertiger Flucht mit sich zum Thor der Stadt. Auch Fabian ab der Almen gesellte sich zu ihnen. Wildes Gelächter, lautes Gebrüll, mit einigen Musketenschüssen vermischt, scholl den Fliehenden durch die Vorstadt nach. Man öffnete der zurückkehrenden Gesandtschaft die kleinere Thorpforte, und ließ sie ein. Die Basler hielten hier Wacht. Ein Haufen

neugierigen Volks folgte den Abgeordneten auf dem Zuge nach dem Rathhause.

Dieses erhob sich mit breiter Geräumigkeit auf dem Platz der alten Burg und Veste Rore, an deren beinahe tausendjähriges Thurmgemäuer sich auf einer Seite Flügel und Dachung des Gebäudes lehnten. Ringmauer und Graben waren längst verschüttet und zum offenen Straßenraum verebnet. Die Außenseite des Hauses prangte in städtischer Zierlichkeit damaliger Zeit, mit großen bunten Mauergemälden, welche die Haupttugenden einer christlichen Obrigkeit in sinnbildlichen Gestalten zur Schau stellten.

Auf der steinernen Wendelstiege eines der runden Vorthürmlein gelangte der Zug zum Rathssaal, wo Schultheiß, Räth' und Bürger beisammensaßen, mit ihnen die Obersten und Hauptleute des fremden Kriegsvolks. Groß- und Kleinweibel, in die Stadtfarben gekleidet, das Zeichen ihrer Würde, den langen, schwarzen Stab mit Silberknäufen, in der Hand, standen dem Schultheiß gegenüber, der, von seinem Thronsessel unter dem Wappen der Stadt, die Berathungen der Versammelten mit ernster Gewichtigkeit leitete. — Fabian, des Ausgangs der Dinge begierig, blieb nebst den übrigen Zuschauern an der offenen Thür.

24.

Die ersten Kriegsthaten.

Sobald die Abgeordneten, nach ausführlicher Betitelung und Grüßung, über den Hergang ihrer Verrichtungen Rechenschaft abgelegt hatten, fragte der Schultheiß die Hauptleute von Mühlhausen und Basel an, ob sie dem Begehren der rebellischen Bauersame willfahren und die Stadt räumen, oder Widerstand leisten wollten.

„Fürwahr," rief Oberst Zörnlein von Basel, „es bedarf der Frage nicht. Ich stehe mit meinen tapfern Soldaten in dieser Stadt auf höchsten Befehl, und bekümmere mich wenig um die Frechheit jenes donnerschießigen Gesindels draußen. Wenn ihrer zehntausend wären, werden wir uns zu vertheidigen wissen, so lange noch ein Haus steht. Lebendig soll mich Niemand hinausbringen, sondern stückweis muß ich von meinem Posten gerissen werden."

„Ganz wohlgesprochen, Herr Oberst, ganz schön!" sagte der Schultheiß von Aarau: „Und Ihr könnet darauf zählen, die Bürgerschaft werde dabei nicht müßige Hände in den Schoos legen, wenn es gilt, einen Feind, wer er sei, von ihren Mauern abzuweisen. Allein mich bedünkt dennoch, Ihr sollet die Schnur nicht zu weit richten, und vorher schauen, ob Eure tapfern Soldaten das Herz haben, wo Ihr den Willen. Denn es ist kein Geheimniß, und von ihnen rund heraus gesagt worden: sie mögen gegen die Bauern nicht streiten, viel eher gegen Bürger. Somit hätten wir Aarauer Feinde inner der Stadt und außer der Stadt."

„Herr Oberst," sprach der Junker Mey von Rued, „die Besorgnisse des Herrn Schultheißen scheinen gegründet; Muth und Treue Eurer Leute verdächtig. Ein großer Theil derselben ist der Sache der Rebellen zugethan. Wollet Ihr gutem Rath folgen: so schließet Euch an mich, und führet Euer Volk auf das Schloß Lenzburg. Ich begleite Euch und übernehme alle Verantwortung. Aarau ist kein Platz, der sich halten kann. Ihr würdet Euch und die brave Stadt unnützerweise in Noth stürzen. An das Lenzburger Schloß wagt sich das rebellische Geschmeiß nicht. Dort steht Ihr sicher und mit den Schaffhausern im benachbarten Brugg zu gegenseitiger Hilfe in Verbindung."

Der Oberst schüttelte den Kopf und rief: „Hier ist mein Platz! 'er sitz' ich fest, wie ein eingerosteter Nagel. Meine tapfern Leute

denken alle nicht minder entschlossen, als ich. Gelt, Herr Hauptmann Paul Bekel?"

Mit einer Geberde, die genugsam deutete, welcher Meinung er sei, indem er die Unterlippe, wie zum Hohn, aufwärts, die Augenbraunen tief und verdrießlich gegen die Nasenwurzel zog, antwortete der Hauptmann: „Ohne Zweifel, unsere Mannschaft ist so heldenmüthig, wie irgend eine. Es ist kein Kerl leicht darunter zu finden, der nicht seine Narbe trüge, die er als Schiltbube, oder hinterm Wirthstisch durch ein Bankbein, oder durch ein Hagscheit, oder durch eine Weinflasche erhielt, die ihm am Schädel zersprang. Diese Bursche aber sind, von der Schule her, schlechte Rechenmeister, halten 10 für 100, wollen nicht aus der Stadt, weil ihrer eine Million Bauern auf dem Felde wartet, und machen es, wie einfältige Richter, welche die Gründe nicht nach dem Werth, sondern nach der Anzahl schätzen."

„Was?" rief der Oberst ärgerlich: „Wollen nicht aus der Stadt? Herr Hauptmann Paul Bekel, Ihr habt wieder Eure unanmuthige . . ."

Hier ward er durch plötzliche Ankunft eines Offiziers unterbrochen, der mit lauter Stimme meldete, daß die Soldaten sammt und sonders zu Gewehr griffen; daß Alles in größter Unordnung sei; daß die rebellischen Bauern draußen neue Verstärkungen empfangen hätten und in hellen Haufen gegen die Stadt andrängten.

„Die sollen mit blutigen Köpfen linksum machen!" sagte der Oberst: „Seht Ihr, Herr Hauptmann Paul Bekel, wie es unsere Mannschaft von Basel und Mühlhausen meint? Auf, ihr Herren, laßt uns den ungezügelten Muth der Besatzung auf die rechten Punkte leiten. Vorwärts! Wo ist der Sammelplatz unserer Soldaten, Herr Lieutenant?"

Der Offizier, der die Botschaft gebracht, erwiederte: „Herr Oberst, nirgends und überall, wo sich Jeder am sichersten glaubt;

die Einen unterm Stroh, die Andern in Ställen und Kellern; Viele laufen durch einander über die Aarbrücke hinaus. Keiner glaubt, daß er mit dem Leben davonkomme, und die Meisten haben wirklich schon Augen und Ohren maustodt. Ich bin in manchem Krieg und Streit gewesen, Herr Oberst, aber ich will zum Reitbesen der häßlichsten Hexe werden, wenn ich je solch' Krethi und Plethi gesehen habe."

Der Oberst stand bei dieser Nachricht lange verblüfft da, während Hauptmann Bekel neben ihm drollige Gesichter schnitt.

„Meine Herren, hier ist Verrätherei! Folgt mir!" sagte der Oberst und verließ den Saal. Mehrere Herren des Raths folgten ihm.

In der That sah es in den Gassen aus, als wäre der Feind schon durch alle Thore eingebrochen. Die Soldaten, mit Sack und Pack, liefen vorüber, ohne ihres Obersten und seines Fluchens zu achten; die Bürger, bewaffnet, schrien einander zu, nach welchem Thore man zur Vertheidigung der Stadt eilen müsse. Blasse Weiber rannten rufend umher, ihre Kinder zu suchen, die vor den Häusern spielten. Indessen erfuhr man eben so bald, daß Alles blinder Lärm gewesen, und die Bauern draußen keinen Schritt zum Angriff gethan hätten.

Als Oberst Zörnli, begleitet vom Junker Mey und einigen Rathsherren, ebenfalls zur Aare eilte, um die Soldaten zur Rückkehr zu bewegen, fanden sie diese schon geschäftig, die Brücke abzuwerfen oder in Brand zu stecken. Einen andern Haufen sahen sie mit Spießen und Gewehren um einen jungen Menschen versammelt, der, mit dem Rücken gegen eine der Wände, den Degen in der Faust, sich gegen Alle vertheidigen zu wollen schien. Es war der junge Fabian ab der Almen.

„Leistet mir Hülfe, ihr Herren!" rief er den kommenden Offizieren zu: „Eure Leute wollen mich ermorden, weil ich mich ihnen widersetzte, die Brücke der Stadt unnützerweise zu zerstören."

„Nichts! nichts!“ schrien die, welche ihn umzingelt hielten: „Er ist ein Erzschelm, ein Spion, ein Rebellenkommandant! Er muß hangen!“

Der Oberst sprang dazwischen und rief: „Junger Mensch, wer du auch bist, den Degen her, gib dich gefangen! Vier Mann und ein Feldweibel hervor, führt ihn fort in die Hauptwache. Wehe dem, der ihn antastet! Er steht unter meinem Schutz, bis ich ihn schuldig oder unschuldig weiß. Junger Mensch, auf mein Ehrenwort, gib mir den Degen. Hast du heiteres Gewissen, behältst du heile Haut. Ich bin der Oberst Zörnli von Basel.“

„Herr Oberst,“ sagte Fabian, indem er ihm den Degen überreichte, „ich vertrau' Euerm Ehrenwort. Jetzt rettet die Brücke.“

Einige Bewaffnete umringten den Jüngling, führten ihn aber, trotz aller Befehle und Drohungen des Obersten, statt zur Hauptwacht der Stadt, über die Brücke hinaus in das Schützenhaus, indem sie schrien: „Wir setzen keinen Fuß in die Stadt; da sind wir verrathen. Die Bürger halten zusammen mit den Rebellen!“ Der Oberst ließ geschehen, was nicht zu hindern war, und mußte froh sein, daß er, mit Beistand des Oberherrn von Rued und einiger Rathsherren, die Soldaten bewegen konnte, die Brücke unabgebrochen zu lassen.

„Ihr Herren von Basel und Mühlhausen,“ sagte Junker Mey nach gestilltem Lärmen, „wie viel Offiziere habt ihr mit einander?“

„Wir sind unserer siebenundzwanzig auf fünfhundert Gemeine!“ antwortete einer der Hauptleute.

„In dem Fall lebt wohl, ihr Herren; ich begebe mich nach Königsfelden in Sicherheit. Ich begreife, ihr seid zu schwach, weil nur siebenundzwanzig Mann gehorchen, wo fünfhundert Befehlshaber sind.“ Mit diesen Worten wandte sich der Oberherr von Rued gegen die Stadt zu.

Der Oberst aber, indem er die bittere Pille verschluckte, mur-

melte einige Verwünschungen zwischen den Zähnen, suchte sein neues Hauptquartier zwischen beiden Aarbrücken auf, ordnete vor dem Schützenhause die dort umhergelagerte Mannschaft, und erfreute sie mit der Kundschaft, daß man Speise aus der Stadt herbeischaffen werde. Das Kriegsvolk, vom Schrecken genesen, überließ sich nun ungebunden seiner Fröhlichkeit. Man tanzte, würfelte, trank und spielte und pries die Bürger von Aarau, welche ihre Thore gegen die Rebellen selber bewachten, und dennoch den abgezogenen Beschützern Nahrung zuführten. Aber die Lust verstummte plötzlich, als gegen Abend der Donner der Lärmkanone des Schlosses Gösgen von Westen aus der Ferne scholl, und das Geschrei ging, es wären bei zwölfhundert Rebellen des Solothurner Gebiets auf dieser Seite des Flusses im Anzuge. Hastig ward aufgepackt, Kriegsrath gehalten und der Rückzug in die Dorfschaften der Aemter Schenkenberg und Biberstein angeordnet. Umsonst verlangte Fabian Untersuchung und Freilassung; der Oberst nahm den Jüngling als Kriegsgefangenen mit sich, und verhieß ihm die Erfüllung seines Wunsches auf den folgenden Tag.

Eh' aber der andere Morgen noch angebrochen war, heulten auch die Sturmglocken schon längs dem Gebirg im Amt Schenkenberg auf dieser Seite des Stroms. Wenige Stunden später erblickte man zahlreiche gewaffnete Schaaren in Bewegung auf den Höhen, zum Angriff bereit. Der Oberst von Basel versammelte alsbald seine Schlachthaufen, und pflog Raths mit den Offizieren, als die Ankunft von einer Gesandtschaft der feindlichen Rotten gemeldet ward. Die Verlegenheit sämmtlicher Hauptleute sprach aus Wort und Geberde. Sie hatten in Muth und Treue ihrer Soldaten so wenig Vertrauen, als auf die Großmuth des empörten Landvolks. In Zahl zu schwach gegen die Schwärme des allgemeinen Aufstandes, an Kriegszucht und Waffenübungen denselben nicht überlegen, sahen sie unvermeidlichen Untergang vor.

„Bei meiner armen Ehre!“ rief Hauptmann Bekel endlich, indem er die bestürzungsvollen Geberden seiner Waffengefährten betrachtete, und darüber in ein Gelächter ausbrach, das ihm Thränen erpreßte: „Solch donnerschießiger Krieg ist in der Welt nicht erhört, ihr Herren. Machen wir zuletzt Spaß aus der Sache, wie Hanswurst in der Komödie, wenn der Teufel mit den sieben Todsünden gegen ihn ins Feld rückt. Stellen wir uns auf die Zehen; machen wir uns zu Riesen; füllen wir den Mund mit Armeen, Karthaunen und Granaten; verwandeln wir unsere armselige Mannschaft in eine Vorhut von 20,000 Mann, die uns auf dem Fuße nachkommen; schildern wir unsere Leute, als wären sie wüthige Eisenfresser. Das kann uns retten, oder nichts. Wir müssen den Bauern Angst einjagen, und mit ihnen von oben herab, gebietend, wie Berner Landvögte, reden. Ich wette, sie bücken sich unterthänigst und ziehen den Filz vom Kopf.“

Während er so, stets vom eigenen Lachen unterbrochen, sprach, ergriff die Lachlust auch alle Uebrigen in solchem Maße, daß sie kaum Worte hervorbringen konnten. In Verlegenheiten sind oft lustige Leichtfertigkeit und traurige Verzweiflung neben einander laufende Auswege, und nichts grenzt so nahe an das Ernstvollste, als das Lächerlichste. Inzwischen wirkte der Anblick der fröhlichen Hauptleute wohlthätig auf die Gemüther der Basler und Mühlhauser Heerbanden, die in Schlachtordnung auf dem sogenannten Leuenfelde an der Straße von Aarau gegen die Bergdörfer aufgestellt waren, und des Ausgangs der Dinge mit Bangigkeit harrten. Sie schlossen aus dem Gelächter, die Gefahr müsse wenigstens nicht groß sein. Ganz entgegengesetzten Eindruck schien dies närrische laute Lachen auf die herankommende Bauern-Gesandtschaft zu machen, welche, aus mehr denn zwanzig Männern zusammengesetzt, dreimal still stand, und, darüber berathend, sich in einen engen Knäuel zusammenrollte.

Oberst Zörnli, von den Hauptleuten begleitet, nahm, als die Bauern herantraten, ernste Geberde an, warf sich in die Brust und rief: „Nun, ihr Leute, wie steht's? Wollt ihr euch unterwerfen?“

Ein stattlicher Landmann, im Sonntagsrock, mit zwei Schuh hohem, schwarzem Federbusch auf dem Rundhut, trat aus dem Haufen hervor, bückte sich mit halbem Leibe und sagte: Glückseligen, guten Morgen, ihr Herren. Wenn Ihr da der Oberst Zörnli von Basel seid, thut's mich wohl erfreu'n. Ihr sollt wissen und ich thu' Euch hiemit anzeigen, daß Ihr nicht vermeinet, ich sei bloß der Schmied von Veltheim, sondern ich bin der General von unserer Armee.“

„Du bist ein guter Kerl, Schmied,“ antwortete der Oberst, „und verstehest dein Handwerk, wie ich von allen Seiten höre. Sage mir, wie viel Schmiedeknechte hältst du? Denn wenn du billige Preise machst, sollst du vollauf Arbeit bekommen. Viertausend Reiter und vierzig Kanonen beim Fußvolk sind heut' über die Schafmatt und den Hauenstein im Anzuge; da geht mancher Radnagel, manches Hufeisen auf den schändlichen Straßen verloren.“

Der Oberst sprach dies mit solcher Zuversicht und vornehmer Miene, daß der Schmied von Veltheim fast die Fassnng verlor, den Hut hinterwärts lüpfte und mit der Hand sich verlegen hinterm Ohr krauete. „Was das anbelangt,“ sagte er, „so wäre es von Euch keine üble Meinung, Herr Oberst, und der Verdienst wäre wohl mitzunehmen, denn die Zeiten heutiges Tages sind schlecht. Jedennoch muß ich Euch hiermit berichten thun, daß ich eigentlich komme . . .“

„Wir bezahlen übrigens baar,“ unterbrach ihn der Oberst, „das ist der Befehl unserer gnädigen Herren und Obern. Ich bin mit meiner Vorhut vorangeschickt, Alles einzurichten. Bei Veltheim und Schinznach kömmt das Gepäck und Fuhrwerk von zehntausend

Mann zu stehen. Ich weiß zwar, Meister, du hast Feinde. Man hat mir behauptet, du wärest ungeschickt, könntest keinen Pflug herstellen, und dein Eisen hätte den rothen und kalten Bruch . ."

„Herr Oberst," schrie der Schmied von Veltheim aufgebracht, „das ist erstunken und erlogen, und rührt von dem versoffenen Schmied von Thalheim her, seit ich die Arbeit im Schlosse Kastelen habe. Aber besser Neider, als Mitleider, pfleg' ich zu sagen, Herr Oberst!"

„Das sag' ich eben auch, Meister!" unterbrach ihn der Oberst: „Aber wer sind die guten Leute da mit dir? Gibt's nicht Müller, Bäcker, Schuster und andere Handwerker darunter? Hat einer von ihnen Getreidevorrath, Mastvieh? Ich kaufe Alles für die Armee auf."

Hier drängte sich der größeste von den Landleuten aus dem Haufen hervor und rief mit heiserer Kehle und grimmigem Blick: „Wir sind Schmiedeknechte insgesammt, Herr, und im Begriff, Euern frechen Hochmuth untern Hammer zu nehmen."

„Donner!" schrie der Schmied von Veltheim: „Laß mich doch reden. Ich bin ja der General und du gehörst nicht ins Amt Schenkenberg. Rede du drüben ennet der Aare für deine Kulmer! Hier hast du kein Recht."

„Nichts, Schmied! Schweig! Der Mooser soll das Wort führen!" schrie lärmend der Haufe der Abgeordneten: „Er versteht's! Abbrich, rede!"

„Nun, was gibt's?" sprach der Oberst mit gerunzelter Stirn: „Wer bist du, guter Alter?"

Abbrich trat ihm entgegen und sagte mit festem, wirksamem Ton: „Ihr seid umzingelt von den Fahnen des Schenkenberger Amts. Euer Rückweg zur Schafmatt ist von zweitausend Solothurnern bis Erlisbach verrammelt. Aarau ist diese Nacht von unsern Leuten besetzt. Die Schaffhauser haben von Brugg schon ihren Rückzug angetreten. Euere Armee mit viertausend Reitern

und vierzig Kanonen ist noch beim Basler-Pastetenbäcker im Ofen. Streckt das Gewehr, ihr seid gefangen! Wo nicht, so hauen wir euch Alle in die Pfanne, bis auf Einen, den wir ohne Ohren und Nase heimschicken, damit er melde, wo ihr Andern ins Gras gebissen habt."

Der Oberst, etwas überrascht durch die Anrede, sammelte sich schnell wieder, fluchte, drohte vorzudringen, alle Dörfer in Brand zu stecken und des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen.

Kalt erwiederte Abdrich: „Komm, versuch's! Willst du deine tapfern Leute zuvor aber kennen lernen, Oberst, so laß mich nur drei Worte zu ihnen sagen. Wenn sie dich und deine Hauptleute dann nicht selber gefangen nehmen oder niederschießen, so will ich dein Gefangener sein und am Galgen zu Basel gehenkt werden."

„Ist der wüste Kerl nicht der Satan selbst," flüsterte Hauptmann Bekel dem Obersten ins Ohr, „so ist er sein Zwillingsbruder. Er kennt unsere Zeisige. Nehmt die Wette nicht an."

Oberst Zörnli strich sich nachdenkend den Bart, trat mit den Offizieren auf die Seite und beredete sich mit ihnen. Einige Schüsse, die auf den Höhen von den näher gekommenen Haufen des Landvolks fielen, so wie das Schlagen ihrer Trommeln weit umher, kürzte die Berathung bald ab.

„Guter Freund," sagte der Oberst zu Abdrich, „es ist allem Kriegsgebrauch entgegen, daß eure Leute vorrücken, während wir hier unterhandeln. Wollet ihr Frieden, so beginnet keine Feindseligkeiten."

„Wir wollen keinen Frieden," entgegnete Abdrich, „sondern Krieg. Wir gestatten euch eine Galgenfrist, die so lange währt, bis die Spieße unserer Leute eure Rippen erreichen können. Also wählt! Das Landvolk von Basel steht in diesem Augenblick unter Waffen, wie wir, und rechnet mit euerm Bürgermeister und Rath ab."

„Ist's richtig, daß die Schaffhauser sich von Brugg zurückgezogen haben?“ fragte der Oberst nach einigem Besinnen.

„So gewiß, als euer nahes Ende. Sie haben auf Ankunft des Zürchervolks gewartet, wie die Kuh auf grünes Futter um Weihnachten.“

„Verdammt!“ rief der Oberst, zu seinen Hauptleuten gewandt: „Man hat uns auch verheißen, es sollten in Aarau 1500 Zürcher zu unsern Fahnen stoßen. Am besten wir ziehen in das Gebiet von Basel zurück. Ihr Leute, sparen wir Blutvergießen! Gestattet ihr uns ruhigen Abzug, so scheiden wir als Freunde von euch.“

Dieser Vorschlag erregte langen Wortwechsel unter den Abgeordneten des Landvolks. Endlich stimmten Alle, außer Abdrich, dazu. Sie gaben dem Obersten das Wort und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen, ihren Mannschaften die Abrede bekannt zu machen. Gleichzeitig traten die Fahnen von Basel und Mühlhausen den Rückweg an; Aarau vorüber längs den Weinbergen von Erlisbach. Im langen Zuge folgten die bewaffneten Schaaren der Landleute. Seitwärts droben am Waldsaum des Hungerbergs wimmelte es von ihnen, die schnellfüßig voraneilten. Vor dem Dorfe im Hintergrund blitzten die Waffen des Solothurner Landsturms.

Schweigend wanderte Zörnli's Heerhaufe den Grenzen zu. Im Dorfe mußte derselbe so lange verzögern, bis sich jenseits desselben die Aargauer und Solothurner in langen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, kriegerisch aufgestellt hatten. Indessen belustigten sich Kinder und Weiber des Dorfs spottend an der Furcht oder Niedergeschlagenheit der heimwandernden Krieger, denen sie höhnend mancherlei Grüße mit auf den Weg gaben.

„Hätten wir uns doch,“ sagte der Oberst zu den Hauptleuten, „vom Ersten zum Letzten in Krautstücke zerhacken lassen, es wäre besser gewesen, als diese Schmach erlebt! Wir wären mit Ehren gestorben.“

„Dazu kannst du auf der Stelle gelangen!“ sagte ihm die wohlbekannte heisere Stimme. Addrich stand dicht neben ihm. „Du schleppst einen Gefangenen mit dir. Das steht dem Besiegten nicht zu. Keinen Strohwisch sollet ihr als Siegeszeichen aus dem Aargau tragen. Augenblicks laß den gefangenen Jüngling frei!“

„Fein glimpflich, Herr Bauernkommandant!“ fuhr ihn der Oberst an: „Und wenn du schreist, wie ein Dachmarder, würd' ich dich und deine blutrothen Augen nicht fürchten. Ich ziehe freiwillig zurück, nicht geschlagen, daß du's weißt, und bin meiner Haut noch sicher.“

„Wie die Laus zwischen zwei Daumen!“ versetzte mit hämischem Grinsen Addrich, ging dann die Rotten des Kriegsvolks mit gezogenem Degen entlang, bis wo er den jungen Fabian ab der Almen zwischen doppelten Reihen der Soldaten erblickte. Er stieß diese zurück, riß den Jüngling hervor und sagte zu ihm: „Du bist frei, Fabian. Sieh, Bursch, das sind deine Freunde, die Städter und ihre erbärmlichen Lohnknechte, für die du, Narr, Partei machst. Das ist ihr Dank! Geh', du bist frei; geh' mit mir, oder lauf' zu den Bernern; es gilt mir gleich. Die gerechte Sache wird ohne dich obsiegen. Hier hast du einstweilen die Vorkost gehabt.“

„Ich danke dir, Addrich!“ entgegnete Fabian: „Vielleicht erweis' ich dir über kurz oder lang den gleichen Liebesdienst. Mich aber bewegt nichts, weder euch, noch den Städten anzugehören. Du kennst meinen Sinn. Verlieren wir kein Wort darüber.“

Indem sie noch sprachen, setzte sich der Zug der Soldaten in Bewegung. Oberst Zörnli hatte wohl bemerkt, wie Addrich den Gefangenen ohne Widerstand erlösete; aber Klugheit rieth ihm, zu schweigen; und das neue Schauspiel, welches sich in gleicher [illegible]öffnete, worin ihm und den Seinigen die übelste Rolle er[illegible]ar, nahm sein ganzes Gemüth bald zu sehr in Anspruch

Links stand vor ihm in endloser Reihe der Solothurner Landsturm, rechts der des Aargau's; Alles wohlgeordnet, buntscheckig, mit mancherlei Waffen und wehenden Fahnen. Die Trommeln wurden gerührt. Das Kriegsvolk von Mühlhausen und Basel mußte zwischen beiden Reihen, wie durch eine Gasse, den Höhen der Schafmatt entgegen ziehen, links und rechts, gleich Gefangenen, bis zur Grenze begleitet. Eine Menge Volks, Kinder, Greise folgten lachend dem seltsamen Schauspiel.

Auch Fabian, vom Sturme oder von seiner Neugier mitgerissen, oder um durch allzufrühe Entfernung keinen Argwohn auf sich zu ziehen, wanderte gemächlich nebenher bis zu den einzelnen Häusern des Weilers Roor, in einem kleinen Thalgrund am Fuße des steiler werdenden Bergs. Hier wandte er sich, von Keinem bemerkt, zwischen den Hütten plötzlich ab, auf dem Weg zum Bergdorf Stüßlingen, in der Hoffnung, Aarau vor Nacht wieder zu erreichen.

Das schmale Thal verengte sich bald vor ihm, je weiter er kam. Es ward zuletzt einer finstern höhlenartigen Kluft ähnlich, über welcher von beiden Seiten die Tannen ihre schwarzen Zweige zum Dache bogen. In der Dämmerung dieser Schlucht sah er sich Gestalten bewegen. Als er sie deutlich erkannte, waren es drei Männer, die im Gespräch neben ihren Pferden standen, bewaffnet in ungewöhnlicher, doch reicher Tracht. Einer derselben war ein Mohr, in feines Pelzwerk gekleidet. Der Andere trug einen kleinen Hut mit dreifach aufgeschlagenen, niedrigen Krämpen, eine lange Feder darüber; ein grünes Jägerwamms mit bis auf die Knie reichenden Schößen, daran die vergoldeten Knöpfe und goldumfaßten Knopflöcher vom Hals bis zum Knie schimmerten; an den Beinen Reiterstiefeln, über die Knie aufgestülpt. Der Dritte, welcher der Angesehenere von ihnen zu sein schien, trug eine Art Mütze von schwarzem Sammet, desgleichen ein langes, schwarzes, mantelartiges Oberkleid, daß man ihn für einen römischen Priester

gehalten haben würde, wenn nicht in seinem Gürtel der mit Silber und Perlmutter ausgelegte Griff eines Dolches geblitzt hätte.

25.

Die Nacht in der Berghütte.

Obwohl unbewaffnet, schritt Fabian ab der Almen herzhaft in das Halbdunkel des verdächtigen Hohlweges, den die Rosse und der daneben stehende Mohr, Priester und Jäger, beinahe versperrten. Indem er grüßend vorbeizugehen gedachte, und mit einem Seitenblick die ungewöhnlichen Trachten musterte, rief ihn der Herr in der schwarzen Sammet-Soutane mit folgenden Worten an: „Heda, rüstiger Junggesell! wenn's Eure Eil' gestattet, so schenket verirrten Reisenden ehrlichen Rath. Es wird Euer Schade nicht sein.“

„Seid Ihr des Weges verfehlt? Wohin verlangt Ihr in den Bergen hier?“ fragte der Jüngling und blieb stehen.

„Wenn's ohne Flügel möglich wäre,“ erwiederte Jener, „über diese Berge hinaus und über den Rhein. Ich bin des Landes ein Fremdling, und in dasselbe vorgestern von Basel herein gekommen. Diese, meine Leute, hatte ich am Fuß des untern Hauensteins im Städtlein Olten gelassen, bis ich einige Geschäfte im Aargau abgethan haben würde. Als ich nun nach Olten zurückgekommen war und wir diesen Morgen wieder gen Basel zurückzuziehen gedachten, kamen uns Flüchtlinge entgegen, den steilen Weg des Gebirges herunter und mahnten, wir sollten umkehren, denn das Landvolk im Baselgebiet stehe im hellen Aufruhr und gebe keine Sicherheit für Reisende. Da wir, nach reiflicher Ueberlegung, der Warnung folgten und gegen Mittag abermals vor Olten anlangten, warnten uns draußen Bauernweiber, hineinzugehen, denn

das Städtlein sei voll Kriegsvolk, die Oltener Brücke mit Bewaffneten besetzt und den empörten Landleuten jeder Herr in städtischer Tracht verdächtig. Die eigenen Augen überzeugten uns bald von der Wahrheit der Aussage. Die Weiber, welche uns für Basler Kaufleute hielten, wiesen ostwärts einen Weg an den Höhen, längs dem Gebirg, um die Pässe des Benken oder der Schafmatt zu erreichen, obwohl übel für die Rosse, doch sicher für uns. Also schlugen wir die steinige Karrstraße des Gebirgs ein bis hieher, und nun wir angekommen sind, finden wir uns abermals durch kriegerischen Lärmen aufgehalten. Thaleinwärts und bergwärts ziehen vor uns bewaffnete Haufen. Ihr Gebrüll aus der Ferne weissagt friedlichen Wanderern so viel Heil, als das Gebrüll hungriger Löwen. — Oder haltet Ihr dafür, Junggesell, wir sollten es wagen und als Fremdlinge des Landes uns der Gastrechtlichkeit dieser Leute anvertrauen, die wir doch nicht beleidigt haben?"

„Herr," versetzte Fabian: „ich möchte Euer Gut und Blut nicht durch ein falsches Wort auf mein Gewissen laden. Thut, wie Ihr wollt; aber sprechet lieber die Dachse und Füchse in diesen Löchern um Gastfreundschaft an, als jene Bauern und ihre dummblinde Wuth."

„Wer ist ihr Führer und Oberhaupt?" fragte der Fremde weiter: „Ich könnte mich an ihn wenden."

„Ein Volk ohne Obrigkeit und Gesetz hat so viel Häupter als Gliedmaßen!" versetzte der Befragte: „Einer darunter, den ich kenne, freilich wäre, wenn er wollte, vielleicht im Stand, Euch durchzuhelfen. Allein . . ."

„Es liegt mir nicht an einem Stücklein Geldes. Wo find' ich ihn? Wie heißt er?"

„Man nennt ihn den Adrich im Moos." Fabian, indem er dies sagte, glaubte zu bemerken, daß der Fremde, welcher nach-

denkend vor sich hinsah, bei dem Namen rasch mit dem Kopf auffuhr. Er fragte daher: „Kennt Ihr ihn schon?“

„Durch Sagenhören, wenn es derselbe ist, welcher sein Wesen in einem der abgelegenen Bergwinkel jenseits der Aare treibt!“ erwiederte der Fremde gelassen, und zeigte mit der Hand nach der Gegend: „Erst gestern hört' ich den Namen vielmals in den Wirthshäusern des Landes beim Würfelspiel, Weinbecher und Wortwechsel. Aber bei allen Heiligen des Himmels! ich glaube dieser Mann hätte mehr Ruhm davon, wenn er weniger berühmt wäre. Ich möchte mein Roß nicht seinem Stalle, geschweige mein Leben seinen Händen vertrauen.“

„Mag sein, Herr!“ versetzte Abdrichs Freund: „Ich kenn' ihn gar wohl. Er ist einer der Unglücklichen, von welchen kein Mensch Gutes reden kann, sondern nur Gott.“

„Wie versteht Ihr das, Junggesell? Gift ist Gift, und der Mensch muß es scheuen, wenn der Schöpfer gleich am besten weiß, welche Arzneikraft er in das Gift gelegt hat. So wird's ungefähr um diesen Abdrich, nach Eurer Meinung, stehen.“

„Herr, ich meine nur, wir sollen nicht richten, am wenigsten nach dem Geschwätz, welches die Zunge des Pöbels treibt. Keine Landstraße in der Welt ist breiter gebahnt und glatter getreten, als der Weg, den die Sagen und Gerüchte laufen, und, glaubt mir's, nirgends doch geräth man leichter in die Irre, als auf dieser Heerstraße aller Winde. Thut, wie Ihr wollt. Ich möcht' Euch jedoch selber nicht anrathen, den Abdrich in diesen Augenblicken zum Schutzpatron zu wählen.“

„Was aber soll aus mir und meinen Leuten diese Nacht werden, Junggesell, da ich weder rückwärts noch vorwärts kann?“

„Herr, meines Erachtens thut Ihr wohl, das erste, beste Obdach zu wählen, falls Ihr nicht lieber dort durch die tiefe Aare schwimmen, oder über jene hohen Felsen klettern wollt. Volks-

auflauf ist, wie, nach Gewitterregen, wildes Bergwasser; schnell geschwollen, schnell getrocknet. Wartet ein wenig am Ufer; Ihr geht vielleicht morgen hindurch, ohne Euch die Sohlen zu netzen."

„Euer Rath, Junggeselle, scheint mir unter diesen Umständen nicht unweise; nur vergesset Ihr, daß ich landsfremd bin, und unkundig, wo Wirthshaus und Dorf suchen? Ohnehin rückt die Nacht mit starken Schritten heran."

„Herr, ich bin des Oertlichen hie Landes so unkundig, wie Ihr, und begehre ebenfalls Obdach. Die Märznächte sind in rauher Höhe unter freiem Himmel kühl. Aber ich denke, wir sollen, bei dermaliger frecher Ausgelassenheit der Bauern, lieber die Wirthshäuser und Dörfer meiden, als suchen, und mit irgend einem abgelegenen Heustall im Berg vorlieb nehmen, wo wir ihn finden. Wenn Euch damit geholfen ist, so folget mir."

Die Reiter bestiegen sofort ihre Rosse. Fabian lief behenden Fußes voran durch den Hohlweg; ihm nach ritt der Fremde, welchem der Mohr folgte. Den Schluß machte der Jäger, welcher ein beladenes Maulthier vor sich her trieb. Der Hohlweg schloß sich bei einer wilden, einsamen Berggegend auf, die, als man eine gute Weile hinaufgestiegen war, zu einer kahlen abhängigen Fläche ward, über welche das Gebirg zur Rechten seine kalten Schatten warf. Im Hintergrunde trug ein finsterer, einzelner Felsthurm auf seiner Spitze das Schloß Wartenfels über die graue Ebene empor. Südwärts brannten am Saum des Himmels, in unabsehbarer Reihe, die Firnen der Gletscher noch im Rosenlicht der untergegangenen Sonne, das aber bald zu frostiger Perlfarbe erlosch.

Hier verließ Fabian die Geleise des Karrweges und schlug sich rechts über die Halde dem nahen Gebirg zu; dann längs einer waldigen Wildniß, wo er von ferne in einer Bucht derselben etwas einer Hütte Aehnliches entdeckt zu haben glaubte. Die Reiter

folgten langsam durch die Einöde, in lautem Gespräch unter sich, wovon Fabian aber nichts verstand. Sie schienen in fremden Zungen zu reden.

Endlich erblickten sie hinter Gebüsch, das zwischen Steinhaufen von Bergschutt aufgeschossen war, ein halbzerfallenes Strohdach, darunter eine Hütte von Baumstämmen, die zum Schutz des Viehes aufgerichtet schien. Während die Reisigen abstiegen, musterte Fabian, indem er die Runde machte, das Gebäu und brachte die frohe Botschaft, hier sei auch menschliche Wohnung. Man führte die Rosse in einen leeren Stall, und ging dann dem jungen Führer in die Behausung nach, welche unmittelbar an den Stall grenzte. Aber kein gastfreundliches Willkommen scholl.

Sie traten gebückt durch die niedere Thüre in eine enge schwarzgeräucherte Stube, wo ein schmutziges Bauernweib, und einige halb erwachsene Buben und Mädchen neben einem dicken städtisch gekleideten Herrn in seltsamer Leblosigkeit saßen, unbeweglich, starr und stumm, wie ausgestopfte, mit Lumpen behangene Gestalten. Es wandte sich kein Kopf, es zuckte keine Miene; keine Lippe erwiederte Fabians Abendgruß. Die Augen dieser Leute hatten insgesammt ihre Richtung gegen die weißen Augen und Zähne des Mohren. Plötzlich brach dies Todesschweigen ein allgemeiner Schrei: „Jesus Maria, Joseph und St. Urs!“ und zugleich fuhren Weib und Kinder von ihren Sitzen, mit der Schnelle des Blitzes aus Stube und Haus über die Wiesen davon; der städtische Herr aber eben so schnell hinter sich durchs schmale Fenster fort. Obgleich beim ersten Stoß der mürbe Rahmen dieses Fensters mit allen Scheiben gewichen und gefallen war, versagte demungeachtet der enge Raum einem so beträchtlichen Leibesumfang, als dem Flüchtigen angehörte, den völligen Durchgang. Fabian lief indessen den Entkommenen vergebens über die Heide nach. Keiner achtete seines Rufes. Die Leute waren ihm aus dem Gesicht. Man mußte

sich also zu dem Einzigen wenden, den die Fensterlücke, als gute Beute, festhielt.

Dieser hatte es nicht an Mühe fehlen lassen, frei zu werden; auch mangelte es dazu nicht an baldiger guter Nachhilfe der Herumstehenden. Als aber zuletzt alle Anstrengungen den Kriegsgefangenen um keinen Zoll weiter vorwärts oder rückwärts gebracht hatten, stöhnte er: „Ihr guten Herren, ich danke euch; aber hier hat der Hag kein Loch. Ich sitze fest, wie der gebrochene Stöpsel im Flaschenhals. Falls ihr nicht die ganze Wand einstoßet, muß ich bis zum jüngsten Tag in dieser Mausfalle hängen. Ich spüre sogar empfindlich, das Hexenloch zieht sich jeden Augenblick enger zusammen."

Die Umstehenden konnten, trotz des Mitleidens, sich des Lachens nicht erwehren. Nur der Priester oder Kaufmann, welcher, ohne Hand anzulegen, Zuschauer geblieben war, verzog keine Miene und fragte: „Wie habt Ihr's angestellt, Euern Kopf, geschweige die ellenbreiten Schultern hindurch zu zwängen?"

„Ja, wer sich an Alles erinnern könnte, wär' ein gelehrter Mann!" ächzte der Gefangene: „Ihr Andern habt gut lachen. Wer den Schaden trägt, darf für den Spott nicht sorgen. Aber so wahr ich noch lebe, meine Mutter hat mich nicht zum Fensterladen geboren. Noch einmal frisch ans Werk, ihr Herren! Man muß den Flegel nicht aufhenken, ehe man gedroschen hat."

„Ich bin sonst von Natur kein Hase!" sagte der endlich mit großer Noth aus der Fenster-Klemme Erlösete, indem er tief aufathmete, und sein emporgeschobenes Wamms über die Fülle seines Leibes niederzog: „Wären die einfältigen Bauern nicht beim Anblick jenes schwarzen, übrigens hübschen Gesichts, wie die Gergesener Säue aus einander gefahren, ich hätte keinen Finger zum Fenster hinausgestreckt. Vor acht Tagen würde man mir noch leichter die Haut über die Ohren, als mein Wamms über die Hals-

krause aufgestreift haben. Ich werde offenbar zum Geripp, ehe ich Aarau wieder sehe. Doch Angst und Noth, ihr Herren, fressen mehr Speck, als hundert Mäuse. Man wird mich daheim nicht mehr kennen."

„Von Aarau? und seit wann habt Ihr die Stadt verlassen?" fragte der Herr des Mohren, weniger aus Neugier, wie es schien, als um etwas zu fragen.

„Wäret Ihr jemals in Aarau gewesen, Herr Freund!" versetzte Jener, „Ihr würdet von mir zu singen wissen. Ich bin der Spielmann und Meistersänger Heinrich Wirri, oder vielmehr nur noch dessen armer Schemen und Schatten. Es mögen vier, sechs, eilf Tage sein, — fürwahr, es kommt kein Unglück allein, auch mein Gedächtniß magert ab! — da übernahm ich einen kleinen Liebesdienst, für meinen wohlehrwürdigen Herrn Dechant Rüsperli beim Junker Oberherr Mey von Rued. Seitdem also . . ."

Hier unterbrach ihn der Frager mit dem Ersuchen, die Antwort einen Augenblick zu verschieben; denn die Nacht werde finsterer; das Haus sei unwirthlich; er wolle also des Wirthes Stelle vertreten, da hier jeder von den Anwesenden fremd zu sein schiene. Nach diesem redete er eine Weile zum Jäger und Mohren in unbekannter Sprache, die sich dann entfernten. Auch Fabian, während der Fremde und der Meistersänger allein im Zimmer ihr Gespräch fortsetzten, ging hinaus, weil es aus dem Freien kalt in die Stube zog, schob das gebrochene Fenster wieder in die Lücke, so gut es ging, und den äußern Laden davor. Dann half er den Leuten im Stall die Rosse entsatteln, warf Heu von der Bühne herab in die Krippe, während der Jäger die Reiselaterne anzündete und der Mohr die Ladung des Maulthiers, nach wiederholten Gängen, in die kleine Stube versetzte. Auch eine große Lampe ward in der Stube entdeckt, angezündet und auf den Tisch gepflanzt, über welchem der Mohr den zierlichsten Teppich spreitete,

um mancherlei kalte Speise von Fleisch und Backwerk darauf aus-
zulagern; sogar ein sauberes sechsmäßiges Weinfäßlein mit ver-
goldeten Reifen und zwei silberne Trinkbecher wurden aufgestellt.

Von allen Anwesenden beobachtete diese erfreulichen Anstalten
keiner mit größerer Zufriedenheit, als der Meistersänger von Aarau,
obwohl er sein stilles Vergnügen hinter gleichgültigem Geberden-
spiel und allerlei Fragen zu verstecken suchte Indem er nach gast-
freier Einladung des vornehmen Wirthes nur noch das Angriffs-
zeichen erwartete, überraschte es ihn sehr unangenehm, als ringsum
befremdende Stille entstand. Mit herumgeworfenem Kopf sah er
den Geber des Mahles und dessen Gefolge, entblößten Hauptes,
leise das Tischgebet verrichten. Auch Fabian war dem Beispiel
gefolgt. So wollte Wirri nicht zurückbleiben, begann jedoch zu
spät, als die Uebrigen sich schon wieder bedeckten, und, außer
Fabian, mit den Händen das Zeichen des Kreuzes auf Stirn,
Mund und Brust machten, wodurch sie ihre Anhänglichkeit zur
römisch-katholischen Kirche zu erkennen gaben.

Man schritt also zum Essen. Mohr und Jäger aber standen zur
Aufwartung ihres Gebieters hinter dessen Platz, oder bereit, von Zeit
zu Zeit den einzigen Silberbecher, dessen sich Fabian und der Spiel-
mann abwechselnd bedienen mußten, im reinen Wasser zu schwenken
und wieder mit Wein zu füllen, wenn ihn einer geleert hatte.

„Noch eins, Meister Wirri!“ hub der fremde Wirth an, in-
dem er die Lobeserhebungen des Meistersängers unterbrach, mit
welchen dieser die Erfindung wandernder Küchen und tragbarer
Keller überhäufte: „Saget an, denn Ihr ließet Euch vorhin
darüber nicht aus, als wir allein im Dunkeln plauderten; gesetzt,
es wär' Euch in dem Hause des Abdrich gelungen, die Epiphania
nach dem Schlosse Liebegg zu entführen, würdet Ihr sie im Schloß
gelassen, oder aber dem Dechanten von Aarau übergeben haben,
der Euch dafür ausgeschickt hatte?“

„Hm!“ antwortete der Spielmann: „So oder so, wie's halt gekommen wäre. Ich hab' Euch ja schon gesagt, und wär's nicht stockfinster gewesen, Ihr müßtet es gehört haben, daß mich der Hexenmeister eingesperrt und keins meiner Augen das Mädchen erblickt hat.“

„Ich setze aber den Fall,“ fuhr Jener fort, „Ihr hättet die Jungfrau glücklich entführt, wohin dann?“

„Ein Fall, Herr, ist nicht aller Welt Fall. Wenn ich die arme Waise gesehen, und, zum Beispiel, sie mir und ich ihr gefallen haben würde, glaubet Ihr nicht, es wären doch wunderliche Fälle möglich gewesen? Ich hätte auch denken können, wer den Wurf hat, muß ihn nicht aus der Hand lassen, und Haben ist besser denn Hoffen. Ihr sollt wissen, ich bin noch ledigen Standes! der Junker aber hat seinen Theil und der Dechant hat's gehabt. Nun, Ihr versteht mich; Gelehrten ist gut predigen, ehrwürdiger Herr Pater! Nun, Eure kalten Braten und Pasteten sind vortrefflicher Gattung! Stoßen wir eins an mit den Bechern, Herr Pater; Silber klappt zwar; klinget doch feiner, als Glas. Michäli-Wein! Herrnwein!“

„Ihr irrt, Meister, ich bin kein Geistlicher, sondern nur ein Laie.“

„Eins oder das Andere! Hammer oder Amboß! Also, stoßen wir an, Herr . . . ungenannt, unbekannt! . . . Eure Pathen wohnten doch auch in der Christenheit?“

„Nennt mich, wie Ihr wollt. Ich heiße Don Nardo oder nach meinem Gut Grönkerkenbosch im Niederland.“

„Wer da läugnen wollte, daß Eure Namen schön wären, Herr, der hörte lieber Frösche singen, als Amseln. Allein um meiner einfältigen Zunge einen Hals- oder Beinbruch zu ersparen, daß ich Euch wenigstens beim Essen in beliebter Kürze den ersten Namen, . . wie heißt er schon? . . . . Bombardo? — Bombardement . . .“

„Don Nardo.“

„Richtig, Herr Freund! Also angestoßen. Ihr müßt hoch leben. Wovon war eigentlich die Rede?“

„Wem Ihr das Frauenzimmer aus Abdrichs Hause zugeführt haben würdet, wenn Ihr es . . .“

„Richtig! Nun das versteht sich. In gerader Linie, wie schon gesagt, nach Aarau in das Haus des Poeten, der bisher in allen Ehren und Züchten mit neun himmlischen Weibsbildern Verkehr getrieben, aber gesammte neun Musen für eine mit Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein wegtauschen würde. Vorausgesetzt, sie hätte mir auch nur halb so wohl gefallen, als das herzige Aenneli, welches mir in Abdrichs Mördergrube guten Schinken auftischte, so wäre die Sache richtig gewesen.“

„Und ihre Einwilligung? . . .“

„Hm, werthester Herr Donner . . . oder Donnerpaar . . . dem Fisch ein Würmlein, dem Mädchen ein Mann, beide beißen die Angel an. Ich kenne das. Heirathen ist keine Dreschararbeit für die Jugend.“

„Ich möchte Euch ermuntern, Meister, den mißlungenen Versuch zu wiederholen, wenn Ihr Muth hättet. Ich nehme Antheil an Euch. Nach Aussage des Junggesellen hier ist Abdrich gerade jetzt von seiner Wohnung entfernt. Nun, oder nie, gelingt's, das unglückliche Mägdlein zu erlösen. Waget es! Bedarf's Geld dazu, es soll sich finden. Was meinet Ihr? Hättet Ihr Lust?“

„Glaubt's, oder glaubt's nicht, ich bin zu jeder Zeit und Stunde der Mann, werthester Herr Donnerbart, der den Teufel auf der Haide finge, und wenn's sein müßte, ihm den Schwanz abtreten würde. Allein, verzeiht . . . .“

„Nicht allzu vorlaut, Meister!“ unterbrach ihn Fabian scherzend: „Es zweifelt Niemand an Euerm Heldenmuth; aber Belial könnt' Euch boshafter Weise beim Wort fassen. Er spitzt das Ohr, wenn man an ihn denkt.“

Der Spielmann stutzte, warf die Augen umher und sagte halblaut: „Nun, nun! Ihr habt nicht Unrecht, man soll den Gottseibeiuns nicht ans Haus malen, er kömmt von selbst herein. Doch ist auch nicht Alles ein Evangelium, was man beim guten Wein spricht. Ich wollte nur andeuten, daß ich keiner Tonne Goldes willen mit dem Abdrich anbinden möchte, zumal in dieser gottlosen Zeit, wo er und die Bauernschelmen im Lande den Meister spielen, ehrlichen Leuten Nasen und Ohren abschneiden und Bäuche aufschlitzen. Aber sie haben noch nicht Alles im Sack, wie im Kopf."

„Wie wird Euch der Dechant von Aarau empfahn," fragte der Gutsherr von Grönkerkenbosch, „wenn Ihr mit leerer Hand und unverrichteter Sache zurückkommt? Ein Ehrenmann, wie Ihr zu sein scheint, soll Wort halten."

„Richtig, Herr Freund! Doch Ehrlichkeit geht bei mir zu Lande noch weit über Ehre! Und ich werd' ihm rund heraus sagen: Man muß machen, wie man's kann, und nicht ungewachsenes Gras mähen wollen. Ueber Vermögen kann auch der Kaiser nicht. — Aber Ihr da, hinter mir, macht mir doch den Becher naß; er ist trocken, wie Käfers Loch."

„Meister," fuhr der Herr von Grönkerkenbosch fort, „an Eurer Stelle würd' ich nicht den weiten Weg vergebens gethan haben."

„Mag sein. Aber der beste Jäger und Hund thun manchen vergeblichen Sprung."

„Junker Mey hätt' Euch dafür reich gemacht."

„Oho, reich! Eine fette Kirchenmaus, eine weiße Schwalbe und ein reicher Spielmann, die drei muß man im Paradies suchen. Und wenn der ganze Schwarzwald stürbe, glaubt's, Herr Freund, ich würde keinen Tannenzapfen erben. Nein, nein, ich habe kein Glückshäublein auf die Welt gebracht. Und steckte man mir des Moguls Schatz in den Sack, ich brächte Spreu heim."

„Lasset mit Euch reden, Meister. Erinnert Euch, Abdrich ist abwesend, und der Paß jetzt für Euch offen. Kehret zum Dechant nicht ohne das Mädchen zurück. Wagt's noch einmal. Was fürchtet Ihr von Abdrich? Er steht, hör' ich, an der Spitze der Rottirer, und kömmt schwerlich heil davon."

„Herr, der hat's, wie die Katze. Wie man ihn auch werfe, fällt er allezeit auf die Füße. Und wenn er das ganze Land unter und über sich kehrt, er erstickt darunter so wenig, als die Maus unterm Heustock. Nein, nein, ich kenn' ihn jetzt, und will meinen Balg nicht selbst zum Kürschner tragen."

„Es könnte aber Leute geben, Meister, die Euch im schlimmsten Fall nicht im Stich lassen würden."

„O ja doch, wenn der Wagen aufrecht geht, sitzt jeder gern darauf; wenn er umfällt, läuft Alles davon. Ich kenne die Welt, Herr, und habe Merk's gegessen."

Während dieses Gespräches, welches auf gleiche Weise noch lange fortgesetzt wurde, saß Fabian schweigend und voller Erstaunen da, hier zwei unbekannte Personen von Epiphaniens Entführung reden zu hören. Beide schienen ihm die Personen zu sein, deren er sich aus Abdrichs Erzählungen erinnerte, als er mit demselben von Gränichen gen Suhr und zum Gönhard gegangen war: Wirri der Bote des Junkers von Rued, und dieser Don Nardo ohne Zweifel jener Unbekannte selbst, welcher das Weib von Seon mit köstlichen Geschenken ins Moos herübergesandt hatte. Was aber kann den Katholiken und Niederländer bewegen, gemeine Sache mit dem alten Dechanten zu machen? dachte der Jüngling bei sich: Warum beschenkte er Epiphanien so fürstlich? Hat er Absichten auf das verlassene Mädchen? Hätt' er vielleicht mit seinem Gold den Dechanten geblendet und mit seiner frommen Miene diesen guten Greis überlistet?

Fabian, dem das Herz gewaltig pochte, je länger das Ge-

spräch fortgesponnen ward, verwandte kein Auge von dem räthselhaften Don Nardo. Es war dies ein Mann, der hoch in den Vierzigern zu gehen schien, aber auf dem blassen, feinen Gesicht noch alle Züge seines Knabenalters trug. Fein gegliedert, von mäßiger Größe, schlank und gewandt, hätte derselbe, trotz seines ergrauenden dünnen Haares und der Glatze auf dem Scheitel, zuweilen noch für einen Jüngling gehalten werden können. Selbst eine etwas wulstige Narbe, die ihm von einer alten Wunde auf der linken Wange geblieben, entstellte ihn nicht. Noch weniger aber, als das wahre Alter, verrieth sein Gesicht die Gemüthsart. Es war eines der regelmäßigsten und ausdrücklosesten; nie schienen diese Mienen vom Sturm der Begierden bewegt worden zu sein. Man hätte schwören sollen, der Mann habe in seinem Leben weder gelacht noch geweint. Man sah ihn beim Reden weder heiterer noch finsterer, sondern stets in der gleichgültigsten Gelassenheit. Nichts regte ihn auf, lebhafter zu werden. Sogar der Blick des Auges trug etwas Untheilnehmendes, Erloschenes; die Stimme seines Mundes etwas Eintöniges und seine Sprache etwas Gedehntes, wie bei einem, dem das Reden Mühe macht.

Nachdem Epiphaniens Liebling lang alle Kunst vergebens angestrengt hatte, den Mann und dessen Absichten zu entziffern, verfiel er auf die List, sich schläfrig zu stellen und die Plauderer bei ihren Bechern sicher zu machen. Er erhob sich daher gähnend vom Platz, warf umherliegende Bauernkleider, die ihm zum Kopfkissen dienen konnten, in einen Winkel des Gemachs zusammen und legte sich auf den Erdboden nieder, indem er den Uebrigen gute Nacht wünschte. Damit verfehlte er aber seinen Zweck gänzlich; denn Don Nardo ließ alsbald den Rest der Speisen abtragen und entfernte sich bescheiden mit Meister Wirri und den Dienern, um ein Lager auf dem Heu zu suchen.

26.

Neue Räthsel.

Der junge Mensch empfing für den Verdruß getäuschter Hoffnung bald volle Entschädigung aus der weichen Hand des Schlafs; die süßeste am Morgen, als ihn die Wünschelruthe des Traumgotts in die Feenwelt führte, worin auch der Bettler einen eigenen Palast findet, verwaisete Mütter fröhlich mit verstorbenen Kindern spielen, wo jedem Seufzer der Sehnsucht die Erhörung voll Erbarmens entgegentritt. Es läßt sich leicht errathen, welchem Engel der Jüngling in diesem immergrünen Eden begegnete zwischen den Hochgebirgen, umrankten Felsenwänden, und stäubenden Wasserfällen aus den Kindheitsfrühlingen. Der Traumgott aber schien diesmal gegen den ehrlichen Fabian boshafter oder gefälliger und klüger, denn jemals zu werden. Denn wie er den Jüngling mit Epiphanien zum ehemaligen Lieblingsplätzchen des Mädchens führte, in das Schweigen jenes heimlichen Thals am Ursprung des Simmenstroms, wo unter der nackten, himmelhohen Pyramide des Seehorns aus schroffer Felswand sieben kristallhelle Quellen sprudeln, erschrak Fabian zum ersten Mal über etwas, das er an seiner schwesterlichen Gespielin noch nie beachtet hatte. Es war das Schrecken des Entzückens, das ihn durchbebte, denn er nahm wahr, sie sei von allen Sterblichen vielleicht die Schönste. Ihre zarte Gestalt schien aus Licht gebaut: so klar, man möchte sagen, durchsichtig, war die irdische Hülle des in ihr wohnenden Ueberirdischen.

Daß Fabian mit Hilfe eines Morgentraums erst jetzt zu diesen Erinnerungen gelangen mußte, mag allerdings etwas mährchenhaft klingen, doch nur dem, der das geheimnißreiche Treiben der Seele nicht kennt. Der junge Mann hatte in Epiphanien immer nur noch eine liebe, treue Schwester gesehen; aber welchem Bruder fällt ein, von der Schönheit seiner Schwester entzückt zu wer-

den? Fabian zitterte im Traum vor dem Glanze so vielen Liebreizes und sagte: „Faneli, o Faneli! wie ist mir?“ Wo hatt' ich denn sonst die Augen? Wie schön, wie unaussprechbar lieblich bist du!“ — Sie aber wandte ihm verdrießlich-lächelnd den halben Rücken zu und sagte: „Willst du mich wieder plagen, Fabi? Können wir nicht ohne Zankens leben? So, wie du, spricht mir Renold beständig, und er weiß doch, ich hör' es ungern.“ — Und indem sie dies sagte, siehe, trat der schöne Schwede, den sie eben genannt hatte, hinter den Gesträuchen am Felsen hervor. Fabian fühlte in der Brust einen zuckenden Schmerz beim Anblick dieser Erscheinung. Es war der Schmerz der Eifersucht, den er noch nie empfunden. Er erwachte davon. Der Schmerz blieb; aber das Bild von Epiphaniens Schönheit auch. Er richtete sich auf und rieb die Augen. Das Licht des Tages schoß in blassen Strahlen durch die Ladenspalten des Fensters in die ärmliche Bauernstube. Fabian that einen tiefen Seufzer und ging, noch zur Hälfte in seinem Traum, aus der Hütte ins Freie.

Da rief ihm der Anblick des Meistersängers, welcher draußen am Brunnen die Finger durchs krause Haar kammartig strich, die Unterhaltungen des vorigen Abends ins Gedächtniß. Fabian trat raschen Schrittes mit dem Morgengruß zu ihm und sagte: „Habt Ihr viel geschlafen, gut geträumt, Meister?“

„Ei, Viel und Gut ist nie beisammen!“ antwortete Wirri: „Ihr seht's ja wohl, meine Bettfedern waren auf der Wiese gewachsen; und will ich sicher vor hungrigen Kühen wandern, muß ich die Eiderdunen vom Kopf schütteln. Unser Herr Donnrian schläft noch mit seinem schwarzen Teufel um die Wette, der mich gestern in einen Lumpen verwandelte, womit arme Leute bei gebrochenen Fenstern den Glaserlohn sparen. Grüßet nun Alle von mir. Ich nehme den Weg unter die Füße.“

„Nur auf ein Wort noch, Meister! Ihr waret unlängst im

Moos bei Abbrich, Meister? Wie nahm Epiphanie Euern Auftrag vom Junker zu Rued auf? War er ihr willkommen?"

„Wie dem Blinden der Regenbogen. Ich habe sie nie gesehen, und sie hat mich nie gehört. Hol' der Henker den rothnasigen Abbrich, der mit ehrlichen Leuten umspringt, wie der Savoyard mit Tanzbären. Wer mit dem was Rechts anfangen will, muß ihn todtschlagen."

„Wollt's also nicht noch einmal versuchen, und den Wunsch des Herrn Grönkerkenbosch ausführen?"

„Keineswegs, Herr Freund, ich hab' meine Haut nicht gestohlen; trag' er die seine zu Markt, wenn sie ihm feil ist. Der Kauz meinte gestern, es könne nicht anders sein, und ich müsse versprechen, das Mörderloch noch einmal zu besuchen. Er verhieß goldene Berge. Aber wer zusagt, hat Seile an den Hörnern. Gesegnete Mahlzeit. Ich wußte zum Glück allerlei Ausreden. Es ist eine schlechte Maus, die nur ein Loch hat. Gehe er selbst hin; er hat zu lange Wünsche für meine kurzen Beine. Der Mooser trägt den Schelm im Nacken; würd' ich da unglücklich, lachte mich unser Herr Donnersnarr hintennach aus. Helfen könnt' er mir nicht. Wenn die Katze den Speck gefressen hat, jagt man sie zu spät davon. Ich wandere nach Aarau und sage meinem wohlehrwürdigen Herrn Dechanten: für diesmal müssen wir das Plänchen aufstecken. Es gehen viele Wünsche in einen Sack, aber noch mehr ohne Glockenklang ins Grab. Hat die Mauer kein Loch, passirt Niemand durch; und kann man den Karren nicht aufhalten, läßt man ihn fahren."

„Meister, Ihr sprechet, wie ein gescheiter Mann. Was aber mag diesem Fremdling daran liegen, das Mädchen aus des Moosers Gewalt zu ziehen? Ließ er Euch merken, warum er an Eurer Geschichte den lebhaften Theil nimmt?"

„Er that freilich, als geschehe es mir zu lieb, und als wollt'

er mir nur die Leiter ans Ehebett stellen; und es ist wahr, des Dechanten Pathe soll schön und tugendhaft sein. Aber es dünkt mich immer dabei, als hört' ich den Fuchs husten, und dachte, man hält Manchen für einen Esel, der einen Sack trägt."

„Weise gesprochen, Meister Wirri. Der Mann wird mir verdächtig. Ich vermuthe fast, er habe das Mädchen irgendwo gesehen und der mürbe, alte Zunder habe Feuer gefangen, ohne ans faule Holz seiner Jahre zu denken. Meint Ihr nicht?"

„Gar möglich. Es will wohl Jeder gern alt werden, aber nie alt sein. Doch

Eine harte Nuß, ein stumpfer Zahn,
Ein junges Weib, ein alter Mann!

Kurz, ich wies ihn zurück, und brach das Geschwätz übers Knie ab. Er machte ein Gesicht, als hätt' er Sauerampfer gegessen, ließ mich aber in Frieden und wünschte mir gute Nacht ins Heu. Gebt ihm dafür einen guten Morgen zurück, denn ich habe Eil' und trabe nach Aarau, so gut Schusters Rappen laufen mögen. Adjes, Herr Freund, gehabt Euch wohl."

Bei diesen Worten machte der Spielmann linksum und ging über das Feld davon, ohne sich um Fabians Nachrufen weiter zu bekümmern. Fast in gleicher Zeit kam auch Herr von Grönkerkenbosch zum Vorschein, begleitet von seiner Dienerschaft. Er sah den Meistersänger noch in einiger Entfernung und rief ihm ebenfalls nach. Aber Herr Wirri schritt unaufhaltsam fürbas und von dannen, ohne umzusehen. Fabian dagegen, welcher den Niederländer nicht verlassen wollte, ohne vorher ein wichtiges Räthsel gelöset zu sehen, das für seine Ruhe und Epiphania's Sicherheit allzuwichtig schien, trat alsbald grüßend zu ihm, und führte ihn während unbedeutender Reden und höflichen Dankbezeugungen für die gestrige Gastfreiheit, auf die Seite, von der Dienerschaft hinweg.

Dann blieb er stehen und hob ohne Umschweife an: „Ehe wir uns trennen, Don Nardo, gönnt mir die Antwort auf eine Frage. In welcher Absicht stellet Ihr der Nichte Abdrichs nach? Eure mit dem Aarauer Spielmann geführten Gespräche lassen vermuthen, es liege Euch viel daran, sie aus den Händen des Oheims in die des Dechanten von Aarau zu bringen.

„Hm! in der That, ja. Es liegt mir etwas daran!" erwiederte der Herr von Grönkerkenbosch mit gewohnter Gelassenheit, während er aber doch auf Fabians Gesicht einen forschenden Blick fest heftete: „Ihr selber habt gestern nicht das schönste Lied zum Lobe jenes Abdrich gesungen Das arme, unschuldige Mädchen erregte meine Theilnahme. Ich möcht' es frei wissen."

„Verzeiht, Herr, es scheint, Ihr wünschet mehr; denn Ihr trachtet dieser Jungfrau auf allen Wegen nach und nicht erst seit gestrigem Abend. Ihr habt ja der Nichte Abdrichs einen köstlichen Schleier, orientalische Perlen, und zehn venetianische Dukaten durch ein Weib von Seon geschickt. Fürstliche Geschenke solcher Gattung spendet fürwahr auch kein geborner Verschwender ohne Zweck. Hegt Ihr indessen ehrliche Absicht, so dürfet Ihr sie mir vertrauen, und meine Dienste sollen zu Euerm Gebote stehen."

„Junggesell," antwortete der Niederländer, ohne seine Miene im leisesten zu ändern, „daß ich ehrliche Absicht habe, kann ich allerdings betheuern und im Nothfall beweisen; daß ich Euch aber vertrauen soll, dazu bedarf es wohl unter uns beiden nähere Bekanntschaft. Uebrigens Euer offenes, redliches Gesicht ist ein guter Kreditbrief. Wenn Ihr mir dienen wollet, werdet Ihr mich dankbar finden."

„Und was begehrt Ihr, Herr?"

„Nichts, als die Befreiung jenes unglücklichen Mädchens aus der Gewalt seines verrufenen Oheims; Befreiung, je eher, je besser! Noch das sag' ich Euch: mir gilt bei Allem gleich, ob

die Verlassene zum Dekan von Aarau, oder anders wohin, oder auch unmittelbar zu mir gebracht werde."

„Zu Euch, Don Nardo? Kennt Ihr diese Epiphanie?"

Der Niederländer betrachtete den Jüngling eine Weile schweigend und antwortete dann mit fester Stimme: „Ich kenne sie und sehr genau!"

„Ihr, Don Nardo? Da ertapp' ich Euch auf fahlem Pferde. Wenn Ihr sie kennet, wie dürfet Ihr Euch einbilden, sie werde den Oheim verlassen, um sich einem unbekannten Landesfremden auszuliefern? Sie weiß nicht von Euch."

„Glaubet meinen Worten, Junggesell, sie kennt auch mich!"

Der Herr von Grönkerkenbosch sprach diese Worte mit so zuversichtlichem, ernstem Ton, daß Fabian, dem noch viel Anderes auf der Zunge lag, voller Bestürzung verstummte, und einen Schritt zurück trat. Bald aber lief sein Befremden in sichtbaren Unwillen über, mit dem er sich von dem Niederländer abwandte, als wollt' er ihn verlassen. Er schoß ihm noch einen Blick der tiefsten Verachtung von der Seite zu und sagte: „Nun ja, kennen möget Ihr sie; ja — der Geier kennt auch die Taube, über der er lüstern in den Lüften kreiset, bis sie sich aus der Sicherheit des Obdaches entfernt. Aber die Taube kennt Euch nicht. Nie ist Euer Name zu ihren Ohren gekommen, nie von ihren frommen Lippen gefallen. Wißt's, ich bin Epiphaniens Bruder."

Fabians Heftigkeit brachte den kalten Niederländer nicht aus der Fassung. Dieser erwiederte mit einer Gleichgültigkeit, als wäre von Wind und Wetter die Rede: „Junggesell, zahlt meine Aufrichtigkeit nicht mit Unwahrheit ab; ich kenne, wenn schon ein Landesfremder, Eure falsche Münze. Epiphanie hat keinen Bruder."

„Wenn auch keinen leiblichen!" erwiederte Fabian, und fühlte sich vor dem, der ihn mit Recht einer Lüge zieh, etwas [illegible]gen: „Aber," fuhr er noch ungestümer fort, um sein Unrecht

zu verdecken, oder weil sich neuer Verdruß zum vorigen Unwillen gesellte, „was hab' ich mit Euch zu schaffen, oder welche Pflicht, Euch mein Verhältniß zu dem Mädchen zu offenbaren?"

„Gemach, gemach, Junggesell, ich begehrte durchaus Eure Vertraulichkeit nicht. Wer Ihr seid, läßt sich errathen. Ihr möget ohne Zweifel der verlobte Bräutigam sein. Die Schilderung, die man von Euch entworfen hat, war nicht ganz ungetreu. Mit einer kecken Gestalt und einem Gesichtchen, wie das Eure, läßt sich das Herz einer Jungfrau zur Noth schon anfechten."

„Ich hoffe," sagte Fabian drohend und trat rasch ein paar Schritte näher, „ich hoffe, es wird Euch nicht belieben, Gespött zu treiben?"

„Im Gegentheil, junger Mann!" entgegnete der Niederländer mit unveränderlichem Gleichmuth: „Ich weiß dem Glück Dank, das uns beide unverhofft zusammenbrachte. Wir wollen einander näher rücken. Wenn Ihr mir zum Ziele helfet, vielleicht . . . helf' ich Euch zu dem Eurigen. Erlöset Epiphanien, dann wollen wir weiter rechnen."

„Ihr haltet uns hier zu Lande, scheint's, insgesammt für sehr alberne Teufel. Gestern sprachet Ihr ungefähr auch auf diese Weise mit dem Spielmann. Wer hat Euch Macht über die Hand Epiphaniens eingeräumt?"

„Das könnt Ihr künftig erfahren, und, zählet darauf, am wenigsten wird mir Eure einstweilige Braut selbst diese Macht versagen."

„Nun ist's genug, Herr von Grönkerkenbosch! nun genug! kein Wort mehr, daß ich mich an Euch nicht versündige!" fuhr Fabian auf, und seine Augen flammten von stolzem Zorn: „Wer seid Ihr, daß Ihr es waget, Eure Kurzweil mit mir zu versuchen?"

„Gemach, Junggesell, gemach. Es ist hier nichts weniger, als um Kurzweil zu thun. Ihr solltet es meinem Ernst ansehen,

daß mich kein Muthwille sticht. Wer Ihr seid, weiß ich; aber wer ich bin . . ."

„Weiß ich! Ein spanischer Niederländer, der mit seinem Geldsack im Schweizerlande meint, den Meister spielen zu können; ein Katholik, vielleicht ein verkappter Pfaff, der eine hübsche Nichte in seinen Haushalt braucht. Packt Euch, eh' Euch dieser Arm den Nacken bricht, und sucht für das Keuschheitsgelübde ein Wundpflaster unter Euern eigenen Heiligen!"

„Junger Mensch!" rief Don Nardo, indem die Unbeweglichkeit seiner Gesichtszüge plötzlich endete und in finstern Mißmuth überfloß: „Junger Mensch, ich gestatt' Eurer unbesonnenen Hitze, mich zu lästern; aber lästert nicht Brauch und Glauben einer Kirche, der Ihr würdig seid, anzugehören. Ihr verkennet mich, aber ich verkenne Euch nicht. Ich will Epiphaniens Glück, bei Gott und allen seinen Heiligen! ihr zeitliches und ewiges Wohl, und könnt' es geschehen, mit dem ihrigen das Eurige."

„Was?" schrie Fabian ärgerlich lachend: „Mein ewiges, ihr ewiges Wohl? Am Ende also treibt Ihr nur theologisches Kuppelgewerbe; abenteuert umher, Proselyten und Convertiten zu machen? Ich rath' Euch wohlmeinend, wahret Eure Haut im Lande Bern, und lasset den Dechanten von Aarau nicht wittern, welch ein Seelenjäger Ihr seid: all' Eure Heiligen würden Euch nicht vom Schandpfahl und Pranger erretten."

„Brechen wir ab!" sagte Don Nardo mit völlig wiedergewonnener Kaltblütigkeit: „Ihr führet eitle Streiche im Nebel. Bleibet ohne Kummer für Euern Glauben; ich will ihn nicht in Versuchung führen. Ist es der Wille des barmherzigen Gottes, die Verirrten zur Wahrheit des ewigen Lebens in den Mutterschoos der Kirche zurückzuführen: so bedarf er mein nicht. Ich wäre das allerunwürdigste Werkzeug seiner Hand. Eben so kummerlos bin ich für Abbrichs Nichte, Eure Braut. Was ich von ihr weiß,

verkündet, sie ist dem Glauben, der allein selig machen kann, wohl nicht so fernstehend, als Ihr Euch einbildet. Ein frommes, helles, nach innerer Seligkeit dürstendes Gemüth, wie das ihrige, kann und wird der rufenden Mutter nicht lange widerstehen, wenn sie deren Stimme hört. Doch, das beiseite, Junggesell; besänftigt Euern unnützen Argwohn und vergeblichen Zorn. Ihr verkennet mich. Leistet mir diesen Tag noch Gesellschaft, und ich zweifle nicht, wir können Freunde werden. Dann helf' ich an Euerm Glück bauen."

Fabian betrachtete schweigend den Menschen, dessen Reden ihn immer ungewisser machten, was er von ihm halten müsse. Zuweilen vermuthete er, der Niederländer leide Geisteskrankheit; aber im Vortrag desselben war offenbar zu viel Zusammenhang und Sinn; im Ton desselben zu viel Zuversicht und dann und wann selbst eine Herzlichkeit, welche nur aus innerster Ueberzeugung und aus wahrem Wohlwollen entstehen zu können schien. Dabei hatte die unwandelbare Kälte seines Wesens, welche neben dem Aufbrausen des Jünglings zu einer Art von Hoheit wurde, etwas Erdrückendes, mochte sie auch erkünstelt sein.

„Nun denn," fuhr Don Nardo fort, „entschließet Euch. Verweilet diesen Tag bei mir. Es liegt mir an Eurer Bekanntschaft. Begleitet mich zum Rhein. Wir wollen noch manches Wort von Eurer Verlobten reden; es warten wichtige Dinge auf sie, davon Ihr selbst sie unterrichten könnt. Ihr selbst vielleicht führt sie mir zu, wenn Ihr das wahre Wohl dieser armen Waise so liebet, als ich."

„Da sei Gott für!" rief Fabian: „Was habet Ihr und das Mädchen gemein mit einander? Das fühl' ich wohl, was es immerhin mit Euch sei, ganz richtig steht's bei Euch nicht, trotz Eures achtbaren Ansehens. Wo aber auch der Schalk bei Euch wohne, im Kopf oder im Herzen, Ihr sollet gewarnt sein! Hütet

Euch, einer Jungfrau nachzuschleichen, mit der Ihr rechtlicher Weise nichts zu verkehren habt. Bei meiner Seele Seligkeit gelob' ich's, begegn' ich Euch auf verbotener Straße, treff' ich Euch je in der Nachbarschaft vom Moos oder von Aarau, so habt Ihr Euer letztes Ave gebetet. Ihr wisset's nun. Ich bin Mann von Wort. Damit gehabt Euch wohl."

Fabian wollte davon. Don Nardo ergriff ihn hastig beim Arm und rief: „Es ist Mißverständniß unter uns. Ihr stoßet Euer Glück von Euch!"

Der Jüngling schleuderte den Niederländer von sich und sagte: „Fort, mir graut vor Euch, wie vor Satan, dem Versucher in der Wüste!"

„Vor mir?" sagte Don Nardo mit einem Zuge des Unwillens im Gesicht, der durch eine Art spöttelnden Lächelns gemildert ward: „Ihr müsset fürwahr schlechter Soldat gewesen sein, und in Euern schwedischen Diensten wenig von Welt und Menschen gesehen haben. So fahret wohl, Herr Hauptmann, und vergesset die Nichte Abdrichs. Sie ist nicht für Leute Eures Schlages von Gott geschaffen."

Fabian betrachtete ihn von der Seite und sagte: „Ihr irret Euch garstig in meiner Person, scheint's."

„Jetzt nicht mehr; nur einen Augenblick vorher, Junggesell, als ich die Trommel für eine Kartaune ansah, da betrog sich mein kurzes Gesicht. Genug davon. Zieht mit Gott."

27.

Kriegsgefangenschaft.

Der Niederländer wandte bei diesen Worten dem Jüngling den Rücken, um sich zur Hütte und zu seinen Leuten zu begeben. Er sah aber, mit nicht geringem Erstannen, diese und seine Pferde von bewaffneten Bauern umringt. Bald war er selbst, desgleichen

Fabian, von einer seitwärts herangekommenen Rotte umzingelt. Das durchdringende Gekreisch eines Weibes unweit der Hütte, und ihr Hindeuten auf das gebrochene Fenster derselben, verkündete den Zorn der heimgekehrten Eigenthümerin. Die Bauern, unter lautem Geschrei, bemächtigten sich der Personen.

„Was soll's hier geben, ihr Mannen?“ schrie Fabian ab der Almen entrüstet: „Ist das ehrlicher Kriegsbrauch, Reisende auf der Straße anzufallen und wehrlose Männer gefangen zu nehmen? Oder haben wir die Gestalt der Landstreicher und Zigeuner, daß ihr uns fahet? Ich bin Schweizer, wie ihr Alle, vom Berner Oberland. Dünk' ich euch verdächtig, so bin ich allezeit da, Red' und Antwort zu geben. Jener Herr aber ist Ausländer, der mit unsern Händeln nichts zu schaffen hat; darum lasset ihn unangetastet seines Wegs in Frieden ziehen mit seinen Leuten. Ich hoffe, ihr werdet ihn nicht plündern und ihn nicht zwingen, daß er in fremden Ländern über uns Schweizer nachklage, als wären wir ungastlich und wie Räuber und Gauner.“

„Was welschet der Milchbart!“ rief einer der nächsten Bauern, während die Andern um ihn her jauchzten, Andere zankten, Andere sangen: „Gebt's ihm auf den gelben Schnabel! Seht ihr's ihm nicht am Schwanz an, wie das Vöglein heißt? Ein Stadtspion ist es, der Kundschafterei treibt.“

„Werft den Schelm zu Boden!“ brüllte ein Anderer: „Wir — wir haben die größte Viktori erlebt, und die Basler und Mühlhauser zum Land hinaus gejagt; nun soll uns der Strolch da nicht Gauner und Räuber heißen.“

„Nichts!“ schrie ein Dritter dazwischen: „Hier ist ein gutes Vogelnest ausgehoben! Daheim wollen wir die Alten und Jungen ordentlich rupfen, ehe wir sie braten. Fort, wir nehmen sie Alle nach Olten, da muß sie der Untervogt von Buchsiten beichten lassen.“

Unterdessen das Toben der Menge und Fabians Widerstand fort-

dauerte, ohne daß ein Theil auf den andern hörte, verhielt sich der Herr von Grönkerkenbosch, welchem man den prächtigen Dolch aus dem Leibgürtel gerissen hatte, mit unbefangener Miene, wie ein gleichgültiger Zuschauer. Er drehte sich endlich gegen Fabian und sagte: „Wie es scheint, müssen wir also doch einander wider Willen noch Gesellschaft leisten. Wehret indessen diesen guten Leuten nicht, zu thun, was sie für Pflicht halten, und erbittert sie nicht mit eiteln und trotzigen Worten. Daß Ihr Euch meiner, als eines Fremden, annehmen wollet, macht Euerm Schweizergemüth Ehre. Sorget aber lieber für Euch selbst, denn es waltet keine Gefahr für mich."

Fabian erwiederte ihm nichts, sondern haderte mit den Bauern fort, die nun auch Don Nardo's Jäger und Mohr, beide ihrer Waffen beraubt, desgleichen die Pferde herbeiführten. Ihr Lärmen vermehrte sich mit der Anzahl. Denn es kamen immer neue Haufen herzu. Es bestanden diese Leute meistens aus jenen Solothurnern, die am vorigen Tage bei Erlisbach und unter der Schafmatt den Rückzug des Obersten Zörnli bewacht hatten. Alle glühten noch wein- und siegtrunken, und umstellten nun neugierig die Reisenden, deren ausländische Trachten ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigten; so wie noch mehr die schwarze Haut des Mohren ihr Erstaunen in Anspruch nahm.

„He!" schrien einige plötzlich, indem sie auseinander traten, um Neuankommenden Platz zu machen: „Da bringen sie abermals einen Gefangenen! Laßt uns nur noch mehr suchen, ihr Mannen; der Berg hier wimmelt von Schelmen und Stadtleuten."

„Den fettesten Bissen haben aber wir gefangen!" rief mit stolzer Lustigkeit einer der Ankommenden: „Der hier ist ein rechter Meuder! Er hat gewiß im Leben heut' zum erstenmal über seinen schönen Wanst geflucht, als er mit ihm uns entwischen wollte."

Es war von keinem Andern, als vom würdigen Meister Hein-

rich Wirri die Rede, der sich eben den Schweiß vom Gesicht trocknete und in der Tiefe seiner Brust Luft schöpfte. „Wie geht's, Meister?" redete ihn Don Nardo an: „Ihr brachet früh auf ohne Nutzen!"

„Es geht, wie es kann!" erwiederte seufzend der Spielmann und zuckte die Achseln, indem er die Versammlung ringsum mit den Augen musterte: „Es geht, wie es mag, und geht doch nie recht. Ich merke nun wohl, mit Allgemach kömmt man auch weit. Meinethalben, der Teufel ist im Lande los, daß Niemand weiß, wo aus und ein? Mein Lebtage hab' ich dergleichen verkehrte Weltwirthschaft nicht gesehen. Sind die Menschen nicht närrisch geworden, so muß der jüngste Tag unterwegs sein."

„Schweig, du sprützende Blutwurst!" fuhr ihn einer der Bauern an: „oder wir warten dir anders auf. Wovon wärest du feist, wenn du nicht aus Landvogts Schüssel unsere Hühner und Eier gegessen hättest? Nun sind wir endlich Meister, und ihr Stadtleute sollt schweigen und Respekt vor unser einem haben, sag' ich euch!"

„Ihr Herren reitet jetzt auf gar hohen Gäulen," antwortete der Meistersänger, „aber sorget, daß ihr nicht vom Pferd auf den Esel kommet. Was meine Wenigkeit betrifft, habt ihr für euern Beutel einen Fang gethan, der euch reuen wird. Ich bin kein Rathsherr, sondern von Profession ein Spielmann; und wer mir etwas nehmen will, muß mir's erst bringen. Metzget also keine Katze für einen Hasen. Aber, ihr Herren, ich rath' euch, macht's überhaupt glimpflich und spannt den Bogen nicht zu stark. Laßt mich gehen, denn ich hab' euch nichts zu Leid gethan."

„Aber auch nichts zu Lieb!" schrie ein vierschrötiger Kerl ihn an: „Ihr Städter haltet zusammen, wie Pech und Schuhdraht, und hacket einander die Augen nicht aus. Einer ist, wie der Andere. Drum Marsch gen Olten. Bist du kein Verräther, so kannst

du es noch werden; drum wollen wir dich vor der Sünde bewahren. Man sieht dir's wohl an; dein Spitzhut und dein Schelmendeckel sind vom gleichen Meister gemacht."

„Schimpft, wie ihr wollt," erwiederte Wirri ärgerlich, „gegen böse Zungen hilft kein Harnisch. Nur läßt euch von einem ehrlichen Mann rathen, und schleift euer Messer nicht zu scharf. Ihr habt böses Spiel angefangen. Mit der Obrigkeit ist schlimm rechten, noch schlimmer fechten. Ihr werdet's erfahren. Der Kleine drückt den Großen nie durch den Hag, und ihr wißt wohl, wer über sich haut, dem fallen zuletzt Spän' in die Augen."

„Du Fettklumpen, wir wollen dich zum Braten, nicht zum Rathen!" rief der vorige Bauer: „Heut' spielen wir den Städtern Trumpf aus und sie müssen daran glauben. Das Recht ist auf unserer Seite und wir sind unserer Hunderttausend. Drum schweig!"

„Ich glaube, ich darf den Schnabel gebrauchen, wozu er mir gewachsen ist, so gut, wie ihr!" antwortete der Spielmann: „Und wenn Hunderttausend unrecht gehen, wird ihr Weg dadurch nicht recht."

„Still, ihr Leute! Frieden! Keinen dieser Gefangenen mißhandelt! Führt sie ab nach Olten!" rief ein wohlgekleidetes, rasches, hageres Männlein, dem alle Anwesenden Platz machten. Es war der Untervogt von Buchsiten. „Und Ihr, guter Freund," sagte er zum Meister Wirri gewandt, „behaltet Eure Sprüche im Sack; sie werden darin nicht fauler, als sie schon sind, und könnet keinen von uns damit weder belehren noch bethören."

„Freilich nicht," entgegnete Wirri: „Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner ein Doktor dabei. Ich verlange aber nichts, als was recht und billig ist. Ich bin ein Ehrenmann. Warum schleppt man mich mit Gewalt fort? Wenn Ihr, Herr Freund, hier etwas mehr zu befehlen habt, als ich, so schaffet Gerechtigkeit. Ich gehe nicht nach Olten; nicht von der Stelle."

„Aber auch nicht nach Aarau!“ entgegnete der Untervogt mit strenger Geberde.

„Henken wir ihn also zwischen beiden Städten unterdessen an einen Baum auf!“ rief der vorige Bauer.

„Es ist leider kein Ast stark genug, die Last zu tragen!“ versetzte der Untervogt. Die Versammlung lachte aus vollem Halse und schrie: „Doch, doch!“ — Der Meistersänger erblaßte, schielte nach einer hohen Eiche in der Nähe und trat seinen übrigen Unglücksgefährten näher, als hoffte er von ihnen Schutz.

„Meister, seid klug!“ sprach der Niederländer zu ihm: „Suchet lieber Eure Gnade, als Euer Recht.“

„Ja, ja!“ versetzte der erschrockene Spielmann: „Ein Quintchen Gunst gilt allezeit mehr, als der schwerste Zentner Gerechtigkeit.“

„Marsch!“ rief der Untervogt von Buchsiten, und der ganze Zug setzte sich in Bewegung unter Trommelschlag und Jauchzen und Johlen.

Man schien die Gefangenen geflissentlich von einander getrennt zu haben. Fabian ging verdrossen und trotzig zwischen seinen Wächtern. Er hatte an diesem Tage jenseits Aarau ins Moos eilen wollen, um seiner Sehnsucht Genüge zu thun, die schöne Epiphania zu sehen und vor den Nachstellungen des Niederländers zu warnen. Die Reden desselben hatten ihm unbeschreibliche Unruhe erweckt. Er mußte aus der Zuversicht, mit welcher der Fremdling gesprochen hatte, vermuthen, daß dieser mit Epiphanien wirklich im Einverständniß lebe, und daß es bei ihr wohl gar auf Religionsänderung abgesehen sei.

Der Argwohn, mit welchem sich die Kirchenparteien in jenen Zeiten nach den langen Glaubenskriegen gegenseitig bewachten; die Begierde derselben, einander Proselyten abzugewinnen, vermehrte allerdings nicht ganz ohne Grund die Besorgniß des jungen

Mannes. Er beobachtete den niederländischen Spanier während des Zuges; zuweilen wünschte er, ihn noch sprechen und weiter ausforschen zu können. Jener aber, ohne sich nach Fabian umzusehen, wanderte unter den Vordersten, in beständigen Gesprächen mit dem Untervogt von Buchsiten, fort bis Olten. Die Bauern hielten auf den erbeuteten Rossen den triumphirenden Einzug in das Städtlein.

Hier wurden die Gefangenen an verschiedene Orte vertheilt. Fabian empfing ein kleines, dunkles Gemach mit vergittertem Fenster; vor der Thür eine Wacht; einen Laubsack zum Nachtlager. Das Schicksal seiner Gefährten blieb ihm unbekannt. Aber folgendes Morgens, als er durchs Fenster niederschaute, sah er mit nicht geringer Verwunderung den Herrn von Grönkerkenbosch, begleitet von seinem Mohren und Jäger, frei zur Stadt hinaus reiten.

„Glückliche Reise!“ rief Fabian ärgerlich. Don Nardo sah aufwärts, nickte, ohne eine Miene zu verziehen, grüßend, und machte mit der ausgestreckten Hand eine Bewegung, wie zum Abschied. Er verschwand.

Der Jüngling zweifelte keinen Augenblick, daß nicht auch seine Freilassung schnell erfolgen werde. Er irrte aber sehr. Vielmehr bewachte man ihn von Tag zu Tag strenger. Sein Wächter sprach von aufgefangenen Kundschaftern der Städte, auch wie einige dieser Leute aufgehangen worden wären, und ließ, als guter Katholik, dem Fabian merken: er thue wohl, sich von der lutherischen Ketzerei zum wahren Glauben zu bekehren, um wenigstens ein seliges Ende zu nehmen.

28.

Die Erlösung.

In der langen Weile seines mehrwöchentlichen Verhaftes wechselte Fabian, wie Gefangene pflegen, vom Morgen bis zum Abend

mit Singen und Fluchen, Ergebungen in das Verhängniß und Entwürfen zur Flucht, Vorsätzen der Rache und dichterischen Ausmalungen seiner Zukunft, wenn er jemals wieder der goldenen Freiheit genösse. Es versteht sich, daß Epiphanie im reinsten Lichtglanz die Bilder dieser Zukunft verherrlichte. Von Herzen verwünschte er, was ihm nicht zu verargen war, den Aufstand des Landvolks, dessen wilde Wellen ihn nun in die wüste Irre umherschleuderten und mit unwiderstehlicher Macht vom Ziele seiner Reise abgetrieben hatten. Denn er war bloß in den Aargau gekommen, um die geliebte Jugendgespielin nach langer Abwesenheit zu sehen, ihr zu sagen, wie er von Bern unschuldig mißhandelt worden sei; nun Haus und Garten am Thunersee verkaufen, die Schweiz ganz verlassen, ins Markgrafenland ziehen, dort, als Arzt, wohnen und seine Tage dann im wohlthätigen Beruf für die leidende Menschheit zubringen wolle. Auch hatte er wohl daran gedacht, wenn Epiphanie beistimme, wenn Abdrich, ihr Oheim, nicht entgegen sei, wenn Epiphaniens Hand nicht Renolden gehöre, sie zu bitten, schwesterlich sein Hauswesen verwalten zu wollen.

Doch das schwesterliche Verhältniß nahm während der Ueberlegungen in der gefänglichen Einsamkeit zu Olten ganz andere Färbung an. Es schien, als hätten Abdrichs und Don Nardo's Reden ihn auf einen Gedanken geleitet, der ihm vorher, wie Gedanke einer Blutschande, abscheulich erschienen war. Er sah nun selbst ein, daß ihm Epiphanie, die ihm auch nicht aufs Entfernteste verwandt sei, unmöglich in ein fremdes Land und Haus folgen könne, ohne den guten Ruf in der Welt zu verspielen. Er dachte sie nun auch unter dem Bilde einer jungen Gattin, und konnte anfangs den keuschen Widerwillen, die innere Scham kaum überwinden, die bei dem Namen laut wurden, welcher einem Frevel an der reinen Engelsnatur der Jungfrau gleich sah. Aus demselben Grunde war es ihm auch bisher etwas Ungedenkbares geblieben,

daß sie Gemahlin irgend eines andern Sterblichen werden könne. Je vertrauter ihm aber nach und nach die reizende Möglichkeit wurde, daß er Epiphanien, als Weib, aus der Schweiz führen, und sich durch die heiligste Weihe anschließen könne, desto mächtiger wuchs zugleich seine Furcht vor des katholischen Niederländers bedenklichen Aeußerungen, und in seiner Brust gegen den schönen Gideon der schmerzende Brand der Eifersucht. Seine Ungeduld nach Freiheit ging daher zuweilen fast in Verzweiflung über. Er sprach viel mit sich selber und überlaut; er schlug die Wände mit geballten Fäusten und rüttelte die dicken Eisenstäbe des Fenstergitters, daß die steinernen Gesimse erbebten. Die Stunden wurden ihm wie Tage; die Tage glichen Wochen; die Wochen dehnten sich zu Jahren. Den Wächtern machte es bange, er werde den Verstand einbüßen.

In der That hätte es geschehen können, wäre ihm nicht endlich, nach beinahe vier Wochen, der Kerker aufgeschlossen worden. Bewaffnete Bauern führten ihn in ein anderes Zimmer, wo mehrere wohlgekleidete Landleute um einen großen runden Tisch bei Wein und Brod saßen, obwohl es noch Morgenfrühe war. Unter den Männern erkannte Fabian sogleich auch die breite Gestalt des Adrich, und neben demselben jene Person, welche sich auf dem Zuge nach Olten, als der Untervogt von Buchsiten, bemerkbar gemacht hatte.

Die Versammlung, da Fabian hereintrat, brach ihr bisheriges lautes Gespräch plötzlich ab, nahm ernsthaftes Wesen an, und suchte sich in die möglichste Würde zu setzen. Dieser hier stellte das aufgehobene Weinglas nieder, Jener dort legte Brod und Messer aus der Hand und schlug die Arme unter einander, oder faltete die Finger zusammen, oder rückte den Stuhl hinter sich, um Knie über Knie zu werfen.

Fabian ab der Almen," sagte Herr Adam Zeltner, der

Untervogt: „obwohl wir wissen, daß du erzbernerisch in deinem thörichten Herzen gesinnt bist, und schändlicher Weise, als Sohn eines wackern Landmanns, zu den Städtern hältst, wollen wir doch Gnade über dich ergehen lassen, für Recht. Du magst daraus erkennen, daß wir freien Landleute gnädiger sein können, als die Herren zu Solothurn und Bern, die sich gnädig schelten lassen, und Verbrechen an uns suchen, um uns an Geld und Blut zu strafen. Deine wider uns und das theure Vaterland verübten Umtriebe und Helfershelferdienste hätten billig den Strang verdient, der Verräthern gehört. Aber . . .“

— Ich bin nie Verräther gewesen! unterbrach ihn Fabian.

„Schweig, wie wissen Alles!“ fuhr Herr Zeltner mit fester Stimme fort: „Bist du nicht von Bern gen Aarau mit Briefen zum Schultheißen Hagenbuch gelaufen?“

— Allerdings! versetzte Fabian: Aber ich wußte nichts um den Inhalt dieser Briefe, und noch weniger davon, daß ich Männern, die meine Herren und Oberen sind, keinen Dienst leisten dürfe.

„Schweig! Jetzt sind wir aber deine Herren und Oberen; darum begnadigen wir dich, und erwarten dagegen von dir Ehrerbietung und dankbare Ergebenheit. Die wirst du uns also angeloben?“

— In jeder erlaubten und gerechten Sache.

„Es ist nichts erlaubt, als das Gerechte, und wir werden nichts von dir, als das Gerechte begehren, laut unsern theuer geschwornen Eiden und dem zu Sumiswald geschlossenen Landesbund. Jedennoch möchte auf dein Wort und Angeloben wenig zu bauen sein, wenn unsere und des werthen Vaterlandes Sache nicht schon über alle Gefahr obgesiegt hätte. Darum können wir dich, ohne Furcht, der Haft entlassen, selbst wenn du in gerader Richtung von hier nach Bern zurück liefest. Zudem auch hat dieser unser lieber Nachbar und ehrenwerther Eid- und Bundesgenoß“ — der Untervogt

deutete mit der Hand auf Abdrich — „gut für dich gesprochen, was du ihm wohl zeitlebens danken magst.“

— Ich danke meinem Freund Abdrich gern, und vor euch Allen, denn ich weiß, er meint es mit mir wohl und kennt mich. Hättet ihr euch aber, statt mich rechtswidrig vier Wochen lang ohne Verhör und Untersuchung festzuhalten, von meiner Unschuld früher überzeugt; hättet ihr mir meine frechen Ankläger unter die Augen gestellt, daß sie durch Rechtfertigung zu Schanden gemacht worden wären: so würde ich noch lieber eurer Gerechtigkeitsliebe, als dem Abdrich schuldigen Dank gesagt haben.

„Du straußest dich zwar mit deiner Unschuld, wie sieben Eier in einem Krättlein; aber glaub' mir, du keckes Bürschlein, wir haben dich nicht eines Gastpfennings willen in unserm Gewahrsam gehalten. Der Erste, welcher wider dich zeugte und uns warnte, dich nicht aus unserer Gewalt fahren zu lassen, war ein sehr glaubwürdiger, vornehmer Herr, der dich nur kurze Zeit gesehen, aber dennoch genug von dir vernommen hatte. Du wirst dich des Edelherrn von Grönkerkenbosch erinnern, der mit dir gefangen worden ist? Er hatte durchaus kein Interesse wider dich . . .“

— Der Niederträchtige! Er also? Der? rief Fabian auffahrend: Und ihr vielklugen, gerechten Männer, glaubet in eurer Weisheit der tückischen Zunge eines wildfremden Abenteurers, und kerkertet darauf hin, ohne allen Beweis der Wahrheit, einen Schweizer, einen Mitlandsmann ein, wie einen Verbrecher?

„Höre, Grünschnäbelein!“ rief ein alter Bauer hinterm Tisch bei diesen Worten Fabians: „Habe Respekt, denk', vor wem du stehst, und schlucke deine unverschämten Redensarten hinunter; es wird dir kein Kropf davon wachsen, wenn du sie in der Kehle behältst.“

Der Untervogt winkte mit der Hand dem Alten seitwärts zum Schweigen, und fuhr gegen Fabian also fort: „Wenn der erste

Zeuge wider dich nicht genügt hätte, würde ein zweiter wohl hundert andere aufgewogen haben. Das ist ein erprobter Vaterlandsmann, dem die Wohlfahrt gemeinen Wesens über alle Rücksicht und Freundschaft hinaus geht, die er leider für dich gehegt haben mag. Er ist's, von welchem wir schon umständlich vernommen haben, wie viel die Berner dir zahlten und aus was Ursachen du ins Aargau gekommen bist. Da ist der mannhafte und tapfere Hauptmann Gideon Renold. Den wirst du gelten lassen, hoff' ich."

— Den lass' ich gelten, als einen Schelm vom Wirbel bis auf die Sohle! Dieser Judas und ich sind von jeher Freunde gewesen, wie Katz' und Hund. Warum stellet ihr mir den schwedischen Lohnknecht nicht Angesicht gegen Angesicht, der schon im Mutterleibe giftiger Natur war, daß die im Kindbett sterben mußte, die ihn zur Welt brachte?

„Wenn du so schamlos alle Ehrenmänner lästern kannst," fuhr der Untervogt mit Bitterkeit fort, „so lästere, wenn du kannst, noch einen dritten, dessen Zeugniß mit allen andern zusammenstimmte. Die Wahrheit hat nur eine Farbe, die Lüge mancherlei. Und dieser Dritte ist der, welcher für dein Wohlverhalten bei uns gutgesagt hat und dein Bürge worden ist."

— Wie? Abdrich, du? sagte Fabian und warf einen Blick unwilligen Erstaunens auf den Alten.

Abdrich hatte schon während der letzten Reden des Untervogts die dicken Augenbraunen düster zusammengezogen und darunter einen stechenden Blick gegen den Sprecher der Versammlung geschossen. Jetzt brummte er: „Viel und erbaulich schwatzen ist selten beisammen!" Dann wandte er sich zum Jüngling und sagte: „Nein, Fabian, ich habe keineswegs wider dich gezeugt; denn ich wußte aus deinem Munde, wie du weder kalt noch warm seiest, und so wenig mit dem Volk wie mit den Städten halten magst. Du bist ein unerfahrnes Kind und hast deine Ruthe wohl verdient. Erst

hatten dich die Basler in die Klemme genommen; ich befreite dich. Nun fielst du in die Hand des Wolfs. Wenn sich Wolf und Hund beißen, sollst du nicht zwischen beiden durchspazieren wollen und sagen, was geht's mich an? Wer in bürgerlichen Händeln nicht zu einer der Parteien tritt, bekommt die Fäuste beider in die Haare. Hüte dich vor dem Gideon; du hast viel bei ihm im Salze. Ganz zufällig vernahm ich vor einigen Wochen, man halte dich hier gefangen. Das war mir recht und zwar deiner eigenen Haut willen; denn hier hast du am sichersten gewohnt; draußen hätten dich indessen schon Bauern oder Städter kalt gemacht. Jetzt bist du frei. Komm zu mir ins Moos; dort bist du geborgen. Gideon hat anderswo vollauf zu schaffen."

Mit diesen Worten hielt Abbrich die Sache für abgethan. Er stand vom Sessel auf und endete die Sitzung der ansehnlichen Versammlung, aus welcher ihm Keiner zu widersprechen wagte. Nachdem er von Einem zum Andern gegangen war, und mit Allen noch besondere Abrede genommen hatte, nahm er Fabian zu sich, und beide verließen das Haus.

29.

Der Heimweg.

Unangefochten schritten sie durch die enge, finstere Straße hinab zum Thor und über die hölzerne Brücke, welche dort die Ufer der Aare verknüpft. Als der Jüngling aber die im Goldlicht spiegelnden Wellen des Stroms, die im Morgenroth leuchtenden schroffen Felswände, mit Gebüschen bekränzt, die aufbrechenden Blüthen der Kirschbäume und malerisch vertheilten Gesträuche erblickte, die grünen Matten, von himmelblauen, goldenen und purpurnen Blumen durchwirkt, und den Lerchentriller hörte hoch im Himmel, und

der Amseln und Finken fröhlichen Schlag in den ergrünenden Zweigen der Gebüsche, — ward er weich. Er seufzte ein lautes „Ach!“, breitete seine Arme durch die Luft, als könnt' er Erd' und Himmel an das schlagende Herz ziehen; riß vom Schlehenstrauch einen der blühenden Zweige und drückte die kühlen Silberblüthen desselben an seinen Mund, indem ein Paar Thränen ihm über die Wangen perlten.

„Du geberdest dich wie ein Mädchen,“ sagte Abdrich, „oder ärger noch, wie ein Kind, Fabian.“

— Es wäre dir besser, Abdrich, du würdest Kind sein können und meine Wollust verstehen, antwortete Fabian: O wie leicht ist der Odem der Freiheit und wie süß der Brautkuß der Natur! Du jammerst mich, Abdrich! Du taugst nichts mehr in diesem herrlichkeitsvollen Gottesreich. Du hörst die Stimmen dieses Lebens nicht mehr, die mich entzücken.

„Hast Recht, Fabian!“ erwiederte Abdrich: „Ich habe das Leben nie und das Leben hat mich nie verstanden. Meine Geburt ist ein blinder Mißgriff des Schicksals.“

— Rede nicht so, Abdrich. Du mußt nicht lästern! Heute nicht!

„Nun, so sag' mir denn, Fabian, welche Weisheit hat die Blindgebornen in eine schöne Landschaft, die Taubstummen, die blödsinnigen Kretinen in die Gesellschaft vernünftiger Geschöpfe gestellt? Und warum muß ich, mit Wohlwollen in der Brust und gesundem Verstand im Gehirn, unter dies Gezücht von Tigern und Eseln in Menschengestalt geworfen sein? Wer kennt mich? Wer will mich? Wer gibt mir Ersatz für den Schmerz, in dieser Welt wohnen zu müssen, an sie wider Willen gebunden zu sein, und das Loos Leonorens zu tragen, nicht leben, nicht sterben zu können? — Fabian, ich hasse das Leben, aber in mir sträubt sich's, es zu verlassen, und ich kann's nicht enden. Der Mensch ist, im wüsten Bagno der Welt, Sklave eines Unbekannten; der Mensch

verflucht seine Kette, kann sie aber doch nicht zermalmen und muß ohne Schutz, ohne Widerstand die zerfleischenden Streiche seines herzlosen Guardians, des Schicksals, aushalten."

— Höre, Abdrich! rief Fabian stillstehend und den Alten hastig mit beiden Armen haltend, indem seine Augen dabei frohleuchteten: Höre, Abdrich! Ich will dich heilen. Folge mir nach Deutschland, denn ich verlasse die Schweiz. Epiphanie und ich wollen deine Kinder sein und dich pflegen, wie einen Vater, wenn du keine Leonore mehr hast. Du wirst in einer freundlichen Einsamkeit dich mit der Welt wieder versöhnen, wenn du nur einmal aus den gegenwärtigen, finstern Verhältnissen herausgerissen bist. Glaub' es, Abdrich, du wirst versöhnt werden. Wir wollen dein Alter weich betten.

„O, ich bin von außen und innen eine einzige Wunde. Wohin und wie ihr mich betten möget, auf Seiden und Eiderdunen und Rosenblättern, muß ich aufschreien im Schmerz. — Fort, fort, Fabian, ins Moos!" rief Abdrich nach einem augenblicklichen Schweigen, indem er den Jüngling zurückdrängte und mit großen Schritten auf der Landstraße weiter ging: „Brechen wir von dem ab. Ich kann dir Besseres sagen. Die Unternehmungen des Volkes gehen wohl von statten. Die Städte müssen zu Boden. Ich scheide nicht von hinnen, ohne ein löblich Werk in der Welt zu lassen, damit ich ihr mehr gebe, als sie mir gab."

— Abdrich, verblende dich nicht! Du rennst dem gewissen Verderben in den Rachen und ziehst Tausende mit dir. Ich wette, die Städte haben den Bauern noch keinen Halm breit nachgegeben.

„Du weißt nichts. Der Handel läuft, wie er soll, stündlich von seiner eigenen Wucht immer stärker gedrängt. Die Städte halten das losgerissene Felsstück nicht mehr auf, das vom Berge herabrollt und bald zerschmetternd in Sätzen und Sprüngen gesehen werden wird. Solothurn und Bern, Basel und Luzern,

Aargau und Freiämter sind in heller Bewegung. Es soll einen neuen Himmel und eine neue Erde geben."

— Abdrich, traue nicht! Die Herren haben den bessern Kopf und das bessere Geld!

„Und wir, Fabian, die bessere Faust und das bessere Recht! Die vornehmste Miene beim Spiel will jetzt Zürich annehmen. Es zog vor einigen Wochen sogar fünf Kompagnien, jede zweihundert Mann stark, in die Stadt, um Blendwerk und Spiegelfechterei vorzugaukeln. Zürich wußte aber wohl, daß am See herum faule Aepfel wachsen, und ließ die Mannschaft wieder aus einander, obgleich die Wädenschwyler und Knonauer durch gesandte Ausschüsse Treue und Gehorsam anboten. Es schickte auch den Bürgermeister Waser und Statthalter Hirzel gen Bern; um dort, nebst den Ehrengesandten von Glarus und Schaffhausen zu vermitteln. Die setzten aber den Flicken neben das Loch, wie der blinde Schneider."

— Wie so? nichts verrichtet?

„Nun ja, es ward um des Leuenbergers Lumpen gehandelt, um Trattengeld und Innungszwang, Salzkauf und Gerichtsbotenlohn und dergleichen. Man schlug die Abgeordneten der Landschaft mit Rathsherrenzungen breit; gab den Bauern den Strohsack heraus und behielt die Betten. Kurz, man brachte es so weit, daß die Ausschüsse der Gemeinden vor großem Rath alles an die Hand gelobten, für ertheilte überschwengliche Gnad' in gebührender Unterthänigkeit dankten und wegen der Unordnungen vor gesessenem Rath einen Kniefall thaten. Darauf entließen die Berner sogleich ihr in die Stadt genommenes Kriegsvolk und meinten schon, es lägen alle neun Kegel zu Boden. Sie hatten sich verrechnet; wir Andern waren noch da. Die Gemeinden verwarfen den Plunder allzumal, wie ihn die albernen Ausschüsse, vom Markt zu Bern, mitgebracht hatten. Am meisten erbitterte deren niederträchtiger Fußfall. Das stieß dem Fasse den Boden aus. Die Huldigung

ist abgeschlagen und das Volk ärger, denn je, im Harnisch. Damit machten wir dem Christen Schybi gutes Spiel, daß er wieder mit den Entlibuchern ins Feuerhorn stoßen konnte."

Fabian schüttelte den Kopf und versetzte: „Wollt ihr, um Recht zu erhalten, allem Recht, Treu und Glauben absagen? Hat die Luzerner Landschaft nicht mit der Stadt ihren Vertrag geschlossen und besiegelt?"

„Nicht die Landschaft, nur ihr abgesandter Ausschuß. Das Volk vom Entlibuch, Willisau, Rothenburg und Rußwyl dagegen erklärt, im Vertrag müsse das Wort „Fehler" ausgekratzt sein. Denn dieweil Räth' und Hundert von Luzern doch selber das Recht des Landes jetzt anerkannt haben, so war's kein Fehler des Landes, das Recht begehrt zu haben. Desgleichen sollen die ehrenrührigen Titel, welche das Badner Manifest gegen die Landschaft ausgespien hat, in offenem Druck widerrufen werden; und alle Landleute sind einmüthig darin: der Wollhauser Bund müsse aufrecht bleiben und freie Landsgemeinde gelten. Darauf haben die Herren nun ihre Tagsatzung gen Baden ausgeschrieben, oder sitzen vielleicht da schon brütend beisammen über den Basilisken-Eiern."

— Abdrich, lass' dir weissagen, jener Tag zu Baden wird nicht geschlossen, bis Köpfe gefallen sind.

„Meinst du? die unserigen oder die ihrigen? Sieh, Bursch, ein Fingerhut voll Mutterwitz reicht weiter, als ein Malter Schulwitz. Wir Andern haben auch schon unsere große Tagsatzung zu Sumiswald an der Grünen gehalten mit den Volksausschüssen zu Bern, Luzern, Aargau, Basel und Solothurn. Ich komme eben daher zurück. Es fand sich auch obrigkeitliche Gesandtschaft ein, die wollte nach ihrer Art versühnen, schwänzeln, vermitteln, heucheln, streicheln, in die Ohren blasen, entzweien. Sie zog aber unverrichteter Sache ab. Klaus Leuenberg hielt sich diesmal wacker. Wir wählten ihn daher einhellig zu der Bundesgenossen Obmann."

— Und was ist beschlossen? Was habt ihr vor?

„Nichts, als zu handhaben, was dem Einen recht und dem Andern billig ist: das Volk soll das Ansehen der Obrigkeit, die Obrigkeit dagegen die Freiheiten des Volks in Ehren halten. Keine Landschaft soll wider Wissen und Willen der übrigen Bundesgenossen gegen die Obrigkeit Waffen lüpfen; aber auch keine Obrigkeit einheimisches oder fremdes Kriegsvolk wider Unterthanen ins Feld führen.“

— Und wenn der Rath von Bern, Luzern oder einem andern Ort, sich euern Sumiswalder Gesetzen nicht unterwirft? Wenn die übrige Eidgenossenschaft euch Truppen ins Land schickt?

„So treiben wir Gewalt mit Gewalt ab. Das ist zu Sumiswald unter offenem Himmel mit aufgehobenen Händen beschworen. und wird am großen Landtag zu Hutwyl in acht Tagen bestätigt werden. Die Unterthanen der ganzen Eidgenossenschaft sind dahin eingeladen. Sie kommen.“

— Abdrich, du gescheiter Mann, kannst du dich so gröblich selbst betrügen und das Scheermesser bei der scharfen Klinge fassen? Ist euer Sumiswalder Bund nicht heller Aufruhr gegen die Landesherrschaft? Glaubst du, die Regierung werde anders, als mit dem Degen in der Faust, antworten? O traue deinen Bauern nicht, du kennst sie ja. Sie sind tapfer, so lange du das Glas füllst; treu, so lange du Geld gibst; einig, so lange du allein sprichst; und gehorsam, so lange der Stier nicht weiß, daß er Hörner hat.

„Und wenn ich sage, Fabian, du habest mehr, als Recht, so sage mir: Wer hat das Volk also gezogen, daß es zur vernunftlosen Bestie geworden? Wer hat im Ebenbild Gottes die Menschenseele erdrosselt, wenn nicht die verruchte Politik dieser Gewaltherren? Sie wollen nicht den Völkern dienen, sondern für sich Heerden mästen, um Schlachtvieh, Wolle und Milch zu gewinnen. Aus Kirchen und Schulen haben sie Werkzeuge gemacht, um den

Unterthanen den Verstand, wie einen Tollwurm, auszuschneiden. Siehe, die Gewalt treibt's, wie die Prasserei, die mit eigenen Zähnen ihr Grab gräbt: sie zimmert ihren Todtenbaum mit Henkersbeilen. — Fabian, schwatze mir nicht mehr dein Alltagsgeschwätz! Die Sache der Menschheit ist die Sache Gottes! Ich will die Sache der Menschheit rächen und mit dem Volksbund von Sumiswald den Stanserbund der Herren zertrümmern."

— Wahre dich, Abdrich! du reißest, wie der augenlose Simson, die Säulen des Hauses nieder, daß du selber darunter mit den Fürsten und dem Volk erschlagen wirst!

„Hei, was hat das elende Leben Werth, wenn es sich nicht einmal durch einen heiligen Tod adeln läßt?"

So sprachen und stritten beide Wanderer, bis sie in die Nähe der Felder von Deniken gelangten. Hier wollte Abdrich einen Fußpfad durch die Aecker einschlagen, um über die Aegerten und Waldhügel in gerader Richtung nach dem Moose zu eilen. Fabian aber verhieß nachzukommen, weil er zuvor den Dechanten von Aarau über dessen und Epiphaniens Verhältnisse zu dem verdächtigen Don Nardo befragen wollte. Abdrich lächelte höhnisch zu Fabians Erzählung von dem Niederländer und sagte: „Dieser vornehme Landstreicher hatte Langeweile auf der Stüßlinger Haide, und sah, daß du einen Milchbart trugest."

Mit diesen Worten eilte Abdrich über die Aecker, ohne das Lebewohl des Jünglings zu erwiedern.

30.

Die Entlibucher.

Fabian sah dem Alten eine Weile in böser Ahnung nach, schüttelte den Kopf und setzte den Weg gen Aarau, längs den Wald-

hügeln, mit leichten Füßen bei der Frische des Lenzmorgens fort. Er verzichtete von nun an darauf, eine Sinnesänderung des finstern, störrischen Alten zu bewirken, und beschloß zufrieden zu sein, wenn er aus dem ungeheuern Schiffbruch, welcher der öffentlichen Ruhe der Schweiz bevorstand, Epiphanien retten könne.

Nach kaum anderthalb Stunden lag das Städtlein Aarau mit allen Thürmen der Kirchen, Ringmauern und Thore vor ihm, sobald er aus dem wilden, schattigen Grund der Wöschnau am Saum eines Tannenwaldes die Höhe erstiegen hatte. Es war da ringsum wieder das alte, friedliche Leben. Weiber und Mägde gruben, hackten und jäteten in Feldern, Gärten und Bünten*) unter fröhlichem Geschwätz, und schienen des Landsturms, der sie vor etlichen Wochen bedroht hatte, wie eines vorübergestrichenen Sommergewitters, vergessen zu haben. Niemand wehrte ihm am offenen Thor den Eintritt, von wo er sogleich durch ein enges Seitengäßlein die Richtung zur Stadtkirche und dem wohlbekannten Pfarrhause nahm.

Wie ihn die Dunkelheit des kalten Hausganges umfing, wandelte ihn ein leiser, doch angenehmer Schauder an, als trät' er zu der stillen Wohnstatt eines Wesens, das, in frommem Umgang mit göttlichen Dingen, das Dichten und Trachten irdisch-fühlender Herzen nicht mehr kennt. Er blieb einen Augenblick schüchtern überlegend stehen, um auf die erste Anrede und Einleitung Bedacht zu nehmen. Aber ein Geräusch langsamer Schritte, seitwärts von einer Stiege herab, störte ihn und er erblickte den greisen Dekan Heinrich Rüsperli selbst, der in vollem Ornat, wie er die Kanzel zu betreten pflegte, niederstieg.

Fabian entblößte das Haupt mit ehrerbietiger Verbeugung,

*) So heißen in der Schweiz kleine eingehägte Stücke des Gemeinlandes, die den Ortsbürgern zur Anpflanzung hingeliehen sind.

entschuldigte seinen Eintritt und bat, da er wahrscheinlich zu ungelegener Stunde komme, einen gelegenern Augenblick zu bestimmen. Der geistliche Herr aber reichte freundlich und herzlich die Hand, sobald er den Jüngling erkannte, und ersuchte ihn, zu bleiben.

„Du kömmst, wie von Gott gesandt, mein Sohn!" sagte der Greis lebhaft: „Ich habe mit dir mancherlei abzuthun und nicht ohne Kummer an dich gedacht. Jetzt aber begleite mich in dies Zimmer. Es wartet meiner da eine Gesandtschaft der rebellischen Bauern aus dem Entlibuch, welcher ich Bescheid geben soll. Du wirst vielleicht auch dort am rechten Platze stehen und Gutes hören und zu Herzen nehmen können."

— Entlibucher? Katholiken? sagte Fabian verwundert, indem ihm das Verhältniß des katholischen Niederländers zum Dekan der reformirten Geistlichkeit schnell ins Gedächtniß trat.

„In diesen unsern Tagen und letzten Zeiten soll uns keinerlei Ding mehr befremden!" sagte der Greis. „Unter Kriegsstürmen und Drangsalen der Völker bereitet sich der Weg des Herrn. Da müssen nun dieselben, welche in ihrer papistischen Blindheit die Kirche Jesu so streng verfolgt haben, in allzugroßer Herzensangst Zuflucht zu einem unwürdigen Diener des heiligen Evangeliums nehmen, Trost und Rath zu suchen. Sie haben sich auch in einem bitterlichen Klagschreiben, schon vor Wochen, an Dekan und übrige Kirchen- und Schulvorgesetzte der Stadt Bern gewendet gehabt. Doch hat das vortreffliche Antwortschreiben des gelahrten Herrn Professor Leuthard ihren Erwartungen übel gefallen. Nun wolle mich Gott stärken! — Folge mir, mein Sohn."

Der Dekan ging voran. Er trat begleitet von Fabian in ein geräumiges Zimmer, wo sechs bis sieben Bauern von ihren Sitzen
r Wand aufstanden, die steifen Rücken tief verbeugten:
gewandte, untersetzte Leute, aus deren groben Gesichts-
ß und Schlauheit zugleich redeten. Sie schienen in ihrer

gleichförmigen Landestracht, mit den runden, kleinköpfigen Hüten, kurzen, braunen Wämmsern von ungefärbter Wolle und kurzen Fältelhosen, Genossen eines und desselben Hauswesens zu sein.

Der geistliche Herr reichte allen schweigend die Hand, und hob dann mit einer Würde an, die ihm im langen Leben auf der Kanzel eigenthümlich geworden war: „Meinen freundlichen Gruß und geneigtwilligsten Dienst sammt Wünschung zeitlicher und ewiger Wohlfahrt, zuvor. Fromme, ehrsame und weise, fürgeliebte Herren Nachbarn aus dem Entlibuch, da ihr das Begehren gestellt habet, mich in euern Angelegenheiten zu befragen, so lasset mich euer Anbringen vernehmen."

Der Aelteste unter den Entlibuchern verneigte sich abermals mit der ganzen Hälfte des Leibes, und, indem die Verfärbung seines ernsten Gesichts einige Verlegenheit verrieth, sagte er: „Wohlehrwürdiger Herr Dechant, unser Herz ist voller Betrübniß wegen des von sämmtlichen Orten löblicher Eidgenossenschaft wider uns gefaßten Zorns. Wir sind aber keineswegs aus Uebermuth, sondern nothgedrungen, aufgestanden, um von unserer Obrigkeit Recht zu begehren. Ihre Amtleute haben die Geldsaugerei zum Hauptwerk gemacht; sie haben die armen Landleute, ja sogar die Todten, nach deren Abschied aus diesem Leben, mit unerschwinglichen Geldbußen verfolgt, und uns in vielen Stücken von unsern Freiheiten getrieben, die wir doch in alten Briefen und Siegeln bewahren, wie wir sie von unsern Vätern geerbt haben. So oft wir aber unsern gnädigen Herren zu Luzern in aller Demuth Klage brachten, glaubten sie allein ihren verleumderischen Landvögten und warfen die Abgesandten der Bedrängten in harte Gefangenschaft. Solche Ungerechtigkeit hat unser Herz empört. Die sechs Orte der Eidgenossenschaft haben bei ihrer Vermittlung selber in sechsundzwanzig Artikeln unser Recht erkannt. Nun aber verschreit man uns im ganzen Schweizerlande als ruchlose Rebellen, dräut uns

mit Krieg zu überziehen, und will uns vielleicht wieder nehmen, was wir von Gottes wegen erhalten haben. Da nun alle weltliche Obrigkeit Hand in Hand schlagen will, uns zu erdrücken, wenden wir uns flehentlich an die geistliche Obrigkeit, daß sie in ihren Predigten unsere Sache beschützen und die gnädigen Herren und Oberen in gemeiner Eidgenossenschaft zu Frieden und Gerechtigkeit ermahnen wolle."

Der Dekan erwiederte: „Gleichwie das Volk Gottes im alten Testament in wichtigen und gefährlichen Stücken den Mund des Herrn durch die heiligen Propheten gefragt hat, also kommet ihr zu uns. Es ist wahr, die Richter und Könige in Israel haben wohl auch oft gefehlt und sind deswegen von Gott durch die Propheten gescholten worden. So spricht Jesaias: der Herr wird ins Gericht gehen mit den Aeltesten seines Volkes und mit desselben Fürsten und wird sprechen: ihr aber habet den Weingarten abgeätzet und den Raub der Armen in euern Häusern. Was ist euch, daß ihr mein Volk zermalmet, spricht der Herr der Heerschaaren! — Gleichwohl finde ich nicht, daß sich das Volk Israels damals, wie ihr thuet, wider seine Obrigkeit empört hat. David sprach, als sein Diener Abisai den König Saul umbringen wollte: Wer will die Hand anlegen an den Gesalbten des Herrn? — Wohl aber find' ich, daß Gott der Herr die tyrannischen Regenten durch Ueberziehung von fremden Völkern und Wegführung in das babylonische Gefängniß bedroht und gestraft hat."

Diese Worte des wohlehrwürdigen Dekans verursachten dem Sprecher aus dem Entlibuch ein leises Kopfschütteln, und indem durch den steifen Ernst seiner Mienen ein schelmisches Lächeln zuckte, versetzte er: „Das mag dem Volk Gottes ganz recht gewesen sein, aber uns Leuten im neuen Testament und im Schweizerlande käme 'eichen ungelegen. Denn wenn fremde Völker ins Land drängingen die Herren in Perrücken frei aus, und wir gemeinen

Leute sollten für sie Haar lassen. Und wenn Schultheiß, Räth' und Hundert ins babylonische Gefängniß wanderten, sollten wir für sie die Atzungskosten zahlen; denn an der Armuth will jedermann den Schuh wischen. Aber, wohlehrwürdiger Herr Dechant, nichts für ungut, der Gulden vom Bauer ist auch sechszig Kreuzer werth."

Der geistliche Herr schien von der unerwarteten Antwort zwar betroffen, doch lenkte er sogleich wieder ein und sagte: „Liebe Nachbarn, um Gotteswillen geht in euch selbst und denket, wie Gott in seinem heiligen geschriebenen Wort von den Obrigkeiten redet, indem er sie Götter nennt, das ist, Gottes Statthalter, wie der Apostel Paulus sie titulirt. Deswegen soll ihnen Respekt und Gehorsam gezeigt werden, ja auch, wie der Apostel Petrus schreibt, nicht allein den gütigen, sondern auch den störrigen."

„Ihr habt vollkommen Recht und die Apostel auch!" entgegnete der Entlibucher: „Aber als Gottes Statthalter machen sie ihre Sache gar zu schlecht. Sie sind nicht nur störrig, sondern auch stößig. Sie werden nicht einmal bluthroth vor Scham, wenn man sie gnädige Herren und Obere heißt, da sie doch wohl wissen, wie unbarmherzig und rechtswidrig sie mit ihren armen Unterthanen einherfahren."

— He, wohlehrwürdiger Herr, rief ein kleiner, lebhafter Mann dazwischen, ich erinnere mich doch auch, als König Salomo gestorben war, daß das ganze Volk zu seinem Sohn Rehabeam gekommen und gesprochen: Mache das schwere Joch leichter, das dein Vater uns auferlegt hat! Und als er ihnen harten Bescheid gegeben und gesagt: Mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt, ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen! sind von diesem Statthalter Gottes zehn Stämme abgefallen!

„Ihr könnet euch dieses Exempels gar nicht behelfen!" antwortete der Dekan: „Denn nachdem ihr eurer christlichen Obrig-

keit mancherlei Beschwerden vorgebracht, hat sie, außer Wenigem, Alles verwilligt, was doch, wie ihr selbst bekennt, Rehabeam niemals hat thun wollen."

— Nun ja, weil „Muß" ein bitteres Kräutlein ist! sagte der erste Redner. Als die Mittelsherren der sechs alten Orte einsahen, daß wir nichts, denn Billigkeit gesucht, haben sie uns in allen Punkten willfahrt. Warum erhebt man nun Geschrei und hat uns vor den Herren Eidgenossen zu Baden so heftig verklagt und uns durch ein gedrucktes Patent unbilligerweise vor der ganzen Welt, als Rebellen, gelästert? Darum begehren wir, daß unsere Obrigkeit durch ein anderes, öffentliches gedrucktes Patent uns dessen entschlage und solches widerrufe. Es geht wahrlich unter einer Bauernkappe so viel Ehre auf zwei Füßen einher, als unter einem Rathsherrenhut.

„Liebe Nachbarn," sagte der Dekan mit sanftem, beschwichtigendem Tone, „lasset Unterschied gelten! Was meint ihr, wie würde es vor einer ganzen, ehrbaren Welt lauten, wenn eure natürliche Obrigkeit solchen Widerruf thun sollte? Zudem hat sie nicht euch Alle, sondern nur Etliche angeklagt. Es wäre daher mein Rath, als der ich euch, Gott weiß, alles Gute gönne, daß ihr mit gebührender Unterthänigkeit bei euern gnädigen Herren, oder bei sämmtlichen Obrigkeiten gemeiner Eidgenossenschaft einkömmt, die Publikation des Patents zu unterdrücken. Das badische Mandat ist ohnedem nur zu einer Zeit gemacht worden, als ihr mit Luzern in Zwist und Spann waret. Da nun aber der Vergleich erfolgt ist, wird sich alles Andere ohne Mühe beilegen lassen."

— Nur daß Ihr und die wohlehrwürdige Geistlichkeit durch die Herren von Bern und deren Fürsprache uns dazu verhelfen wollet, ist unser unterthäniges Gesuch bei Euch. Denn wir richten bei ihnen nichts mehr in Ordnung. Sie verstehen das Befehlen aus Fundament, aber nicht das Ueberzeugen. Haben sie nun den

Flegel stets im Maul, so haben wir ihn stracks bei der Hand. Widerstreiche sind nicht verboten! heißt's im Entlibuch.

„Nicht das, ihr Herren Nachbarn, nicht das ist die Sprache christlicher Unterthanen gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit!“ rief der alte Dekan mit Unwillen: „So haben auch die aufrührerischen Rotten mit Korah, Dathan und Abiram gesprochen, und die Erde riß unter ihnen und that ihren Mund auf und verschlang sie mit ihren Häusern und mit aller ihrer Habe. Sie fuhren hinunter lebendig in die Hölle, mit Allem, was sie hatten, und die Erde deckte sie zu. Christliche, liebe Nachbarn, sehet euch vor, und fahret der Rotte Korahs nicht nach. Der schwarze Abgrund liegt unter euern Fußzehen! Wisset, und wenigstens darin sind wir einig allesammt, ihr Herren Katholischen und wir Evangelisch-Reformirten, es ist ein Gott, und dieser ist die höchste Obrigkeit, König und Herr aller Dinge; und er hat sich Ebenbilder und Statthalter gesetzt, im Todten und Lebendigen, daß Eins dem Andern unterthan sei, der Ordnung willen. Also muß die Sonne und der Mond mit allen Sternen des Firmaments unserm Erdball dienen, der da ist der Mittelpunkt alles Erschaffenen. Und auf Erden haben die Völker ihren Mittelpunkt am Thron und Stuhl ihrer Obrigkeit, die da sitzen an Gottes Statt. Wollet ihr nun gegen diese Aufruhr beginnen und mit ihnen zu Gericht gehen: so wollet ihr Könige sein und die Obrigkeit zum Schemel eurer Füße machen; so verkehrt ihr die Ordnung und das Gesetz des Schöpfers der Geschöpfe; so rebelliret ihr gegen Gottes Weisheit und Macht und rufet die Schrecken des jüngsten Tages heran, da auch die Gestirne des Himmels ihre Stellen verlassen und im allgemeinen Aufruhr zermalmend gegen die Erde fahren. Sehet euch vor, ihr Verirrten! Auch die Engel und Erzengel, Satan an ihrer Spitze, haben rebelliren wollen, und Gott, der Herr, hat sie mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen. Wenn nun

Gott der Engel nicht geschont, da sie wider ihn gesündigt hatten: meinet ihr ihm im frevelvollen Muthwillen Trotz zu bieten? Ihr Unglücklichen, zittert! Ich sehe ein flammendes Schwert, gleich einer glühenden Ruthe, über euern Scheiteln! Es ist das Schwert des grimmigen Zorns des allmächtigen Gottes!"

Hier schwieg der Greis, als wollt' er Antwort hören, aber Alle standen stumm da. Der Donner seiner Stimme schien in ihren Ohren noch fortzuhallen. Er stand vor den Rebellen mit der Majestät eines Boten Gottes; und ein Sonnenstrahl, welcher während der Worte vom Fensterwinkel blendend über die ehrwürdige Gestalt fuhr, schien nur Versinnlichung der himmlischen Erleuchtung seines frommen Innern. Die Faltenfülle eines schwarzen, weiten Kanzelrockes, dessen weitgeschlitzte Aermel ihm, wie dunkle Fittige, zur Seite schwebten, erhöhte das Kräftige seines Gliederbaues. Obgleich im Alter schon weit über die Mitte eines Jahrhunderts hinaus, trug er doch die volle Frische und Fülle eines Mannes aus dem Lebenssommer. Sein dunkelbraunes Haupthaar, voll und natürlich aufwärts gelocket, zum Theil vom schwarzen Sammetkäpplein bedeckt, zeigte sich eben erst etwas weißlich schillernd von jenen Verwandlungen in Silber, die du mir, mein Troxler*), einst Grabesblumen nanntest. Die große, breite Stirn, die starke Nase des männlich-schönen Antlitzes verkündeten jene Hoheit, und hinwieder die zart-freundlichen Falten, von den Winkelspitzen etwas überhängender Augenlieder ausgehend, desgleichen die Sorgfalt, mit welcher der Knebelbart der Oberlippe geschweift und der Kinnbart herzförmig geschoren war, damit er die weiße, vielgefaltete Halskrause nur wenig bedeckte, verkündete jene angeborne Sinnesmilde und Beachtung irdischer Demuth, wodurch

*) Der bekannte Weltweise dieses Namens, des Verfassers Freund.

ein Hirt der Seelen zugleich der Gemüther Furcht und Zutraulichkeit weckt.

„Kehret denn heim; legt die Waffen ab. Haltet Frieden!“ fuhr er nach geraumer Stille mit sanftem Tone fort: „Was mich anbelangt, will ich ohne Unterlaß zu Gott rufen, daß er beiden, den Unterthanen und Obrigkeiten, seinen heiligen Geist verleihe, auf daß ihre Gedanken, Sinnen und Rathschläge zu unsers geliebten, allgemeinen Vaterlandes Fried' und Ruhstand gerichtet werden.“

Der Sprecher der Landleute erwiederte: „Euer Wohlehrwürden wohlgemeinte und fromme Vermahnung ist allerdings Dankes werth. Aber wir wollen nicht der hohen Obrigkeit an, sondern ihren schnöden Amtleuten, welche die Regierung belügen und das arme Volk betrügen. Wir wissen, ohne daß es noch gesagt sein muß, Obrigkeit soll auch sein; aber unser wohlererbtes Recht soll auch sein! Gestohlene Waare darf man wieder zur Hand nehmen, und hätte man sie auch der Obrigkeit in den Sack gesteckt. Der Wurm, den man tritt, darf sich krümmen. Der Herrgott gab der armen Biene den Stachel, daß sie sich rächen könne, und uns armen Leuten Kopf und Faust.“

„Mein ist die Rache, spricht der Herr, nicht dein!“ schrie der Dekan mit voriger Donnerstimme: „Gehet nicht den Weg Kains und fallet nicht in den Irrthum Balaams, um Genusses willen. Selbst Michael der Erzengel, da er mit dem Teufel zankte über den Leichnam Mosis, durfte er das Urtheil der Lästerung nicht fällen, sondern sprach: Der Herr strafe dich! So gehet hin und lasset ihm das Richteramt, ihm, der da richtet die Todten!“

Der kleine, spitzköpfige Entlibucher, der schon einmal geredet hatte, verzog hier schelmisch das Gesicht und sagte: „Das ist für uns wahrlich zu spät. Nach dem Tode gilt das Geld nicht mehr. Aber wir merken leider wohl, es pfeifen, schüttelt der Bauer am Joch, Pfaffen und Junker aus gleichem Loch. Nichts für ungut!“

„Du unverschämtes Lästergesicht!“ rief Fabian: „Rede, so lange du hier stehest, mit geziemender Ehrerbietung, oder du möchtest ungesegnet aus dem Tempel kommen!“

Der Entlibucher maß den Jüngling seitwärts mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle und erwiederte: „Wir sind zum wohlehrwürdigen Herrn Dechant geschickt, aber nicht zu seinem Siegrist. Ich mag's wohl leiden, wenn du auch gern auf dem obrigkeitlichen Schimmel reitest. Aber mir sollst du nicht trutzen; ich kann rutzen*).“

„Still!“ unterbrach ihn der Dechant mit gebietendem Anstand und wandte sich zum Hauptsprecher des abgeordneten Ausschusses: „Ihr aber, liebe Nachbarn, traget Sorge zu euerm zeitlichen und ewigen Wohl! Schreitet nicht selbst zur Rache mit Ueberfahrung der euch von Gott gesetzten Herrschaft. Ermahnet euer Volk zum Frieden und denket: Güte gibt Gut, Gewalt aber Blut. Darum haltet fest an Recht und Eid, wie christlichen Unterthanen geziemet.“

„Deß sind wir gewillt!“ antwortete der alte Entlibucher mit stärkerer Stimme, als vorher: „Jedoch, wohlehrwürdiger Herr, wir sind gekommen, Euch zu bitten, nicht uns allein, sondern auch den christlichen Obrigkeiten zu predigen, was ihnen geziemt. Aber Ihr gebet uns wohl zu verstehen, daß bei Euch hier zu Lande die Herren Prädikanten in denselben Schuhen laufen, wie die Pfaffen bei uns; sie hüten lieber die Schafe, als den Wolf. Nun denn, zürnet nicht, Herr Dechant, so ist unser Geschäftlein bei Euch hiemit schnell abgethan. Wir haben nicht wegen der Kinderlehre den weiten Weg gemacht. Wir wagen's, und lassen Gott walten!

---

*) Das Rutzen ist im Entlibuch eine Art zur Regel gemachter Rauferei der jungen Bursche, wenn sie Nachts beim Chiltgehen den Kopf mit einem Tuche verhüllt, und mit gekrümmtem Körper, zum Stoß auf einander losgehen.

Wer mit dem Kaiser Prozeß führt, merk' ich, muß nicht bei seinem Vetter, dem Papst, klagen. Das ist in der Ordnung und der Welt Lauf. Gelobt sei Jesus Christ!"

Damit wandte sich der Redner ganz trocken vom Dekan hinweg und der Thüre zu. Die Andern folgten ihm, ohne ein Wort zu sagen, zum Haus hinaus.

„So hat man's immer mit Leuten dieser Art!" rief der Dekan, der ganz bestürzt und stumm dastand und den Weggehenden unentschlossen nachsah, bis sie das Haus verlassen hatten: „Es sind Kranke, die den Arzt anrufen, aber sich klüger dünken, als er, sobald die Arznei auf der Zunge bitter schmeckt. Inzwischen ist mir angenehm, daß du Zeuge dieser flüchtigen und nichtigen Unterredung gewesen bist. Gern hätt' ich von meinen Herren Amtsbrüdern dabei gesehen; allein die Leute überstürmten mich zu hastig. Ich aber habe gesprochen nach der Stimme meines Gewissens und kann mich damit trösten."

Obwohl der geistliche Herr das Letztere noch auf verschiedene Weise wiederholte, konnte er doch seine Unzufriedenheit mit der schnellen Abbrechung eines Gesprächs nicht ganz verbergen, von dem er glänzendere Erfolge erwartet zu haben schien. Und wenn auch Fabian das Wort auf andere Dinge zu leiten schien, kam jener immer ärgerlicher auf dies Colloquium diabolice corruptum et interruptum, wie er es nannte, zurück.

Als der Jüngling endlich aber mit aller Bescheidenheit dringender war, die Flüchtigkeit der Zeit, die unverschiebliche Fortsetzung seines Wegs in Abbrichs Moos, die Nothwendigkeit, mit Epiphanien Erklärungen und Abreden zu nehmen, und den Zweck seiner gegenwärtigen Erscheinung zur Sprache brachte: überwand der Greis schnell genug seinen Mißmuth und sagte: „Wohlgethan, mein Sohn, daß du mich daran erinnerst. Epiphanie steht in arger Hand und schwerer Gefahr des Leibes und der Seele. Du zwar

hast Alles verloren durch die Gewalt der Ruchlosen, und weißt nun kaum, wohin dein Haupt legen. Aber ich fürchte für meine Pathe noch schwereres Unglück. Folge mir!“

Der Dekan führte den jungen Mann hinaus, und begab sich mit ihm, um ungestörter zu reden, eine Treppe höher, in das obere Stockwerk des Hauses zu seinem Studierzimmer.

31.

Der Brief.

Es war ein kleines, freundliches Stübchen; die Wände standen ringsum mit vielen Büchern bedeckt in ihren Gestellen zierlich eingereihet, ein paar Tische von aufgeschlagenen Folianten und beschriebenen Papieren überlegt. Vor den hellen Fenstern draußen schwebte die weite Landschaft im Halbkreis der Gebirge, wie ein Bild im Rahmen, mit der Aussicht auf die Schlösser Gösgen und Wartenfels und die beiden Wartburgen.

Fabian, den die letzten Aeußerungen des Dekans nachdenklich gemacht hatten, wollte reden. Dieser aber mahnte ihn durch einen sanften Wink, sich zu gedulden und niederzusetzen. Er selber, nachdem er aus verschlossener Schublade einen Brief und eine kleine Rolle Geldes gezogen, legte beides neben sich auf ein Tischlein, und nahm gemächlich seinen Platz daran im gepolsterten Lehnstuhl. Dann befragte er den Jüngling, von wannen er komme und was er in diesen trauervollen Zeiten zu thun gedenke? Als Fabian von seinen Abenteuern im Landsturm, von seiner langen Gefangenschaft in Olten anhub, unterbrach ihn der Dekan plötzlich mit einer Art Schreckens und sagte: „Wie? Bist du vielleicht also deines eigenen Unglücks nicht kundig? In den Unordnungen des Oberlandes ist

dein Heimwesen am Thunersee ein Raub der Flammen geworden und Alles, was du gehabt, ist Asche."

Fabian erschrak und vernahm, wie ihm Haus und Hof eingeäschert sei, daß keiner von den Nachbarn zu Hilfe geeilt wäre; ja, daß man sogar nächtlicher Weile und boshafter Weise ihm Garten und Baumgarten zerstört, die alten Obstbäume eingesägt, die jungen gebrochen und ausgerissen habe; daß man auch vermuthe, oder sage, dies Unheil sei durch einen Haufen rebellischer Bauern auf Anstiften eines Kerls geschehen, der aus schwedischen Kriegsdiensten zurückgekommen wäre. Der Dekan würzte seinen Trauerbericht mit vielen Troststellen aus der heiligen Schrift, als er bemerkte, wie sein junger Freund traurig und finster vor sich hinstarrte. »Quando duplicantur lateres, venit Moses:« rief er: „Das ist, wie es die Deutschen zu geben pflegen: Je größer Noth, je näher Gott! Darum, mein Sohn, verzage nicht und denke: nach dem dunkeln Charfreitag kömmt ein heller Ostertag, nach Passion und Begräbniß der Sonntag Quasimodogeniti, nach Misericordias das herrliche Jubilate und nach dem Miserere das Halleluja. Sprich daher voller Glauben und Zuversicht, gleichwie die Tochter Raguels sich im Büchlein Tobiä vernehmen läßt: „Nach dem Heulen und Weinen überschüttest du uns mit Freuden."

„Den Schweden kenn' ich!" sagte Fabian mit ruhiger Fassung: „Es ist der Gideon Renold, welcher um Epiphanien wirbt. Also ein Mordbrenner! Ich will aber noch nicht glauben, daß er's sei. — Nun denn, so hab' ich tausend und mehr Gulden weniger, als nichts, und Rock und Hemd auf meinem Leib gehören den Gläubigern. Denn ich ließ auf dem Gütlein verzinsbare Schuld stehen. So bindet mich nichts an mein Vaterland, als die Schuld. Ich schüttele den Staub von meinen Füßen und verlasse die Schweiz, sobald ich wissen werde, woran ich mit Epiphanien bin."

Der Dekan senkte einen Blick des herzlichsten Mitleids auf den

Jüngling und sagte: „Mein Sohn, leider kann ich dir auch das sagen. Epiphanie ist unrettbar und unentreißbar in den Klauen des Satans. Ich hoffte sie durch die mächtige Verwendung des Junker Oberherrn von Rueb und vielleicht durch einen vom Junker Landvogt ausgewirkten Befehl zu befreien. Das ist zu spät. Die Bauern gehorchen dort in den Bergen dem rebellischen Abdrich mehr, als der rechtmäßigen Obrigkeit. Auf seinen Befehl ward selbst ein ehrlicher Bürger dieser Stadt, den der Junker Oberherr, Epiphaniens wegen, ins Kulmerthal schickte, gefangen fortgeschleppt, und er wäre ohne Zweifel umgebracht worden, hätte er nicht seinem betrunkenen Wächter zeitig bei Nacht und Nebel entwischen können."

— Das ist der Meister Wirri! sprach Fabian.

„Richtig. Du wirst von ihm gehört haben, mein Sohn; denn er saß, gleich dir, einige Tage im Kerker zu Olten. Er hat viel Ungemachs erdulden müssen. Während dessen erhielt ich eines Abends von unbekannter Hand dieses Sendschreiben hier und dieses Geld; es sind zweihundert Gulden in lauterm Golde. Das Sendschreiben hier ist zwar im reinsten Latein abgefaßt, wie sich dessen selbst der große Desiderius Erasmus nicht zu schämen gehabt hätte, der von sich sagen konnte: cedo nulli. Allein es sind fallacia, vom Anfang bis zum Ende; vergoldete Fallstricke des Teufels, der gegen meine arme Pathe mit bösen Absichten umgeht und mich selber zu seinem Werkzeug gebrauchen möchte. Leider liegt Epiphanie schon in seinen Schlingen verwickelt und gefangen. Es ist mir gelungen, in Abdrichs Abwesenheit ein Teufenthaler Bauernweib, welches bei mir ein- und ausgeht, zu Epiphanien zu senden. [illegible] das bethörte Mägdlein weigert sich, ihre Zuflucht in mein [illegible]nehmen, und hat erklärt, sie habe heilige Gelübde ge[illegible] keine Freiheit mehr. Ja, als die Teufenthalerin ihr, [illegible] Befehl, von meinem lateinischen Briefe und dem Golde

geredet, und daß der unbekannte Autor des Schreibens ein verdächtiger Papist sein müsse, der dem Heil ihrer armen Seele nachstelle, hat sie geantwortet: Eben nach dem stehe ihr Verlangen."

— Was ist das? rief der Jüngling voll unaussprechlicher Bestürzung und sprang vom Sessel auf: „Nach diesem hochmüthigen, bleichen Schleicher steht ihr Verlangen? Ich kenne ihn; seinetwillen bin ich zu Euch gekommen, wohlehrwürdiger Herr. Er hat auch Meister Wirri und mich zu seiner verruchten Absicht erkaufen wollen. Fast überfällt mich ein Grauen; denn so wahr ich lebe, mit ihm ist's nicht, wie es sein soll. — Nach ihm ihr Verlangen? Er muß verbotene Kunst treiben und Bündniß mit dem bösen Geist haben, daß er das Gemüth der unglücklichen Epiphanie umstricken und ihren Willen verzaubern und binden kann. Sein Geld thut's nicht; er streut sein Gold mit beiden Händen aus. Er konnte damit wohl die Bauern zu Olten, die ihn gefangen hielten, aber keine Epiphanie blenden. Seine Schönheit thut's noch minder; denn er gleicht einem Verblichenen, der aus dem Sarge wieder unter die Lebendigen tritt. In ihm ist kein warmer Tropfen Bluts mehr. Und ihr Verlangen steht nach ihm? Nein, ich glaube es nicht. Glaubet es auch nicht, wohlehrwurdiger Herr! Euer Teufenthaler Weib hat sich mit ihren eigenen Ohren angelogen."

Der Dekan schüttelte bedenklich den Kopf und ließ sich durch Fabian die geringsten Umstände berichten, die dieser von dem Herrn von Grönkerkenbosch wußte; auch Gestalt, Miene, Kleidung, Alter, Sprache beschreiben, und sagte endlich: „Je mehr du von ihm meldest, je weniger begreif' ich von ihm. Nein, ich kenne den Menschen nicht und will sein nicht kennen. Deiner Beschreibung nach mag er ein Rosenkreuzbruder sein, denn es sind unter den Katholiken noch Viele dergleichen; und mag mit der höllischen Magie und Theurgie umgehen, wie man davon ältere und neuere Exempel kennt. Hier, mein Sohn, lies dieses sein Schreiben."

Mit Neugier und heimlichem Grausen schlug Fabian das Papier auseinander und las die Zuschrift laut, in lateinischer Sprache; in deutscher war der Sinn des Inhalts ungefähr folgender: „Die Hand, welche diese Buchstaben zeichnet, o mein geliebtester Heinrich, ist, so hoff' und glaub' ich, dir noch immer theuer. Sie gehorcht einem Herzen, das von jeher für dich schlug und noch stets für dich betet. Darum vertraue diesen Zeilen, wenn schon ihr Urheber sich vor dir verhüllt; er betet für dich und für Erleuchtung deines Gemüths durch das göttliche Licht. Was uns für Leben und Ewigkeit vereinen sollte, das hat uns geschieden, der Glaube und die Kirche. Ich weiß, daß du mich im beklagenswürdigen Irrthum verdammst: aber wisse, daß meine Seele nur im stillen Mitleid über dich weinet, wie der Sohn Mariens, als er zur Schädelstätte das Kreuz trug. O, daß du lieber der blindgebornen Heiden einer wärest, statt einer der Verblendeten durch Menschenlehre, so dürft' ich leichter an deine Wiederkehr zur ewigen Gemeinschaft der Heiligen denken."

Hier fuhr der Dekan mit glühendem Gesicht vom Lehnstuhl auf und rief: „Weiche, Satanas! Das ist der Römischen Art und Weise. Ihm wäre lieber, daß ich ein Heide, als ein evangelischer Christ sei. Welche wahnsinnige Verstocktheit in der babylonischen Abgötterei! Und sagt's mir im schönsten ciceronischen Styl! Fürwahr, nie verbarg Beelzebub den verrätherischen Schwanz unter einem schönern Engelsflügel!"

Der Vorleser ließ sich jedoch durch diese Aufwallung des evangelischen Eifers nicht stören, sondern fuhr fort: „Inzwischen, geliebtester Heinrich, wend' ich mich in großer Angst des Gemüths zu dir, daß du dich einer verlassenen Waise erbarmen, und Epiphanian, die Tochter eines deiner verstorbenen Freunde, ohne Verweilen in deinen Schutz und in dein Haus aufnehmen wollest, damit ihr Leben und ihre Seele gerettet werde. Denn sie lebt in

der Wohnung eines Mannes, genannt Abdrich im Moos, dessen hartes Gemüth durch den kläglichen Untergang des Weibes und Bruders weit berüchtigt, dessen Unglauben und Abfall von Gott selbst deiner Kirche ein Gräuel geworden, und dessen Aufruhr gegen die Majestät der Gesetze das Ziel der öffentlichen Rache geworden ist. Errette sie aus der Hand des unerrettbaren Sünders, bevor sie mit ihm und durch ihn in den Abgrund seiner Verbrechen hinabgerissen wird. Ich füge, als Beihilfe, zu diesen Zeilen mein weniges Gold.

„Ich beschwöre dich bei deinem und meinem Gott, säume nicht! Erinnere dich, daß du im heiligen Sakrament der Taufe Bürge für sie geworden bist gegen den Himmel. Gedenke deines Wortes am Sterbelager ihrer Mutter. Vor dem Richterstuhl dessen, der die Todten richtet, werden dereinst ihre Aeltern die Seele ihres Kindes von dir fordern. Säumest du, werd' ich droben wider dich zeugen. Lebe wohl. Die unruhigen Blicke meines Kummers beobachten und begleiten dich auf allen deinen Wegen. Lebe wohl!"

Fabian legte das Schreiben stumm und den Kopf zweifelsvoll schüttelnd auf den Tisch nieder.

„Schon hätt' ich," sagte der ehrwürdige Dekan, „meiner armen Pathe längst geholfen. Aber wer gehorcht oder gebietet in diesen verwirrten Zeitläufen des Aufruhrs und der Meuterei? Denn ich weiß gar wohl, daß es mitten im pharaonischen Diensthaus nicht pharaonischer zugegangen ist, als in dem Hause des Abdrich. Darum, mein Sohn, kömmst du, wie gesandt von Gott. Eile denn dahin und führe sie meinem Hause zu. Mein Gebet und Gott ist mit dir!"

— Aber nach ihm steht ihr Verlangen! — sprach Fabian in seinen Gedanken eintönig vor sich hin. Dann aber wandte er sich mit Lebhaftigkeit zu dem Greise und fragte: „Wer ist dieser Don Nardo? denn er hat diesen Brief verfaßt und kein Anderer!

Welchen Theil darf er an Epiphanien haben? Ihr, wohlehrwürdiger Herr, Ihr müsset ihn kennen; denn er kennt Euch. Habt Ihr diese Handschrift nie gesehen? Rufen Euch die Züge derselben nicht irgend einen Katholiken ins Gedächtniß, dessen Umgang Ihr irgend einmal genossen?"

Der Dekan verneinte nachdenkend mit Schütteln seines Kopfs, und erwiederte endlich: „Außer dem gegenwärtigen Herrn Abt von St. Urban, mit dem ich in jüngern Jahren vielmals auf der Jagd im Bowald, ... nun ja, wir waren damals leichte Bursche und paßten wohl für einander, ... allein seit jener Zeit, ich war noch auf den Schulen zu Bern, ... doch ist wahr, er sprach das Latein fertiger damals, als ich, obwohl er jünger war ... was könnte ihn jedoch jetzt bewegen ... auch entspricht nicht deine Beschreibung seiner Gestalt ... freilich schmächtiger, zarter Wuchs; ja wohl, und die Jahre! ... Wozu indessen zieht er in seltsamer, weltlicher Tracht ... allerdings, die Prälaten gingen vordem auch geharnischt ins Feld, und thun wohl noch heute gern mitunter etwas weltlich ... nein, mein Sohn, Alles überlegt und erwogen, der Prälat von St. Urban ist's nicht! Und mit Andern seiner Konfession hab' ich nie vertrauten Umgang gepflogen."

Das etwas verworrene Selbstgespräch des alten Geistlichen ward von Fabian mit großer Aufmerksamkeit angehört. Wenn gleich der Schluß zuletzt auf Lossprechung des Prälaten ging, blieb doch in der Brust des jungen Mannes gegen denselben ein Argwohn, weil der Dekan wiederholt betheuerte, er habe in seinem Leben mit keinem Andern unter den Katholiken nähere Gemeinschaft gehabt.

Fabian beschloß, von Addrichs Hause hinweg nach St. Urban zu gehen und die Umgegend des Klosters nicht eher zu verlassen, bis er die Person des Abtes mit der vielleicht nur verkappten des Herrn von Grönkerkenbosch verglichen haben würde. Denn im fort-

gesetzten Gespräch mit dem Dekan traten mancherlei Umstände hervor, die den Verdacht einigermaßen rechtfertigen konnten, wie viel Unwahrscheinlichkeiten mit ihm auch verknüpft waren.

Der Jüngling, sobald er nach längerer Unterredung einsah, daß er über Epiphaniens räthselhaften und in jedem Fall zweideutigen Freund keine weitern Aufklärungen gewinnen könne, und auch über den Verlust seines mäßigen Vermögens am Thunersee nichts mehr, als was durch Briefe von Bern mit Zuverlässigkeit berichtet worden war, zu erforschen blieb, beurlaubte sich vom Dekan. Dieser hielt ihn vergebens mit gastfreundlicher Hand zurück, einen Tag lang bei ihm zu ruhen, und hatte selbst Mühe, den Ungeduldigen zu bewegen, seinen Weg wenigstens nicht ganz nüchtern fortzusetzen. Erst nachdem Fabian halbgezwungen Speise und Trank zu sich genommen, entließ ihn der gutmüthige Greis unter frommem Segenswunsch und wiederholtem Ermahnen, alles, was Klugheit und Muth gebieten oder erlauben, für die Befreiung der „kleinen Gotte"*), wie der Dekan Epiphanien mit zärtlichem Mitleid nannte, daran zu setzen.

32.

Der Gang zur Bampf.

Der junge Mensch verließ die Stadt mit einem jener widerwärtigen Gefühle, für die es noch keinen Namen gibt. Die goldige Kapsel des Sodamsapfels umschließt einen ekelhaften, staubigen Moder. So fühlte Fabian nur äußerlich im Fleisch und

*) Gotte heißt in der Schweiz sowohl die Pathin, als der weibliche Täufling selbst, so wie der männliche Taufzeuge und Täufling Götti genannt wird.

Blut die kräftige Frische der Jugend: aber sein inneres Wesen öde, ausgestorben, kalt. Seine gesammten Hoffnungen hatten den Todesstreich empfangen. Es gab keine Zukunft mehr für ihn, nach der es der Mühe lohnte, auszuschauen. Sein Dasein war verstümmelt. Denn nur das Thier ist mit dem Genuß einer Gegenwart abgefunden, ohne von Vergangenheit und Zukunft zu wissen. Der geistige Mensch wohnt im Unendlichen, lebt daher im Gewesenen und Werdenden und hat keine wahre Gegenwart des Augenblicks. Der Verlust seines mäßigen Eigenthums durch mordbrennerische Fäuste verwandelte ihn, dessen Stolz bisher Unabhängigkeit gewesen war, in einen Knecht, der um Lohn für das gemeinste Lebensbedürfniß zu arbeiten gezwungen wird. Der mehr als wahrscheinliche Verlust seiner schönen Jugendgespielin machte für ihn die Welt zu einer inhaltlosen Schale, die für sich selbst ohne Werth ist. Und auch, wenn ihm Epiphanie geblieben wäre: wie konnt' er ihr ein erträgliches Loos anbieten?

Er ging raschen Schrittes durch die obere Vorstadt, aber mit dumpfen Sinnen und gedankenlos, längs dem stillfließenden Bach gen Suhr; sah, grüßte und dankte Niemandem, bis ihn ein kräftiger Schlag auf die Achsel weckte.

„Heda!“ man geht nicht so stolz an alten Bekannten vorüber, Herr Freund!“ rief der Wecker: „Woher? wohin? Gott sei Dank, daß ich Euch noch zwischen Himmel und Erde wieder finde. Seid willkommen. Wir sind Glückskinder, wir beide! Wie seid Ihr den Oltnern entwischt?“ Fabian erkannte in dem Frager zwar den Meistersänger von Aarau; er ließ ihn aber noch lange fragen, ohne zu antworten, und starrte ihn an.

„Die Oltener Kost, scheint es, hat Euch nicht wohlgethan!“ fuhr Meister Wirri fort: „Wasser und Schwarzbrod! Es läßt sich ur Noth mit den Gänsen zwar trinken, aber nicht essen. Indessen st nubila phœbus, Herr Freund. Man verschläft viel Unge-

mach, und unsereins muß unterm Kreuz still halten. Ihr schneidet noch ein saures Gesicht."

— Daß ich nicht wüßte, Meister! antwortete Fabian, der sich noch nicht ganz ermannen konnte.

„Ein rechtes Muster ist's auf einem Essigkrug. Wo fehlt's denn, Herr Freund? Ist Euch eine Katze über den Weg gelaufen?"

— Kleinigkeiten, Kleinigkeiten! Nichts sonst.

„Kleinigkeiten? Ei, die sollen einen Mann von Kraft und Mark, wie Euch, nicht unwirsch machen. Der Adler jagt keine Mücken. Sagt mir das nicht. Meinethalben, Ihr möget am besten wissen, wo Euch der Schuh drückt. Aber sagt mir, sitzt unser Unglückskamerad, der, wie heißt er nun, der Dom-Narr oder so etwas, denn ein Pfaff ist er einmal — sitzt er noch im Oltner Loch?"

— Er ward schon andern Tags frei. Aber sagt mir, Meister, für wen haltet Ihr diesen Menschen? Er stößt mir auf, wohin ich komme; überall hat er die Hand im Spiele.

„Der schwimmt also auf allen Suppen, wie die Petersilie. Das sieht ihm ähnlich, denn ich halte ihn, trotz seines Läugnens, für einen katholischen Priester, und nichts anders, der aus der Welt ein Puppenspiel macht, das er regieren muß. Glaubt's, Herr Freund, kein Pfäfflein ist so klein, es steckt ein Päpstlein drein. Ich mag von ihm nichts. Er gehört zu den Leuten, von denen man das Beste weiß, wenn man nichts weiß. Nun aber saget mir, wohin geht die Reise?"

— Ins Moos, zum Abdrich, wenn Ihr mit wollet. —

„Puh! Acht gehabt! Laßt Euch nicht tiefer in das Wasser, als Ihr Grund fühlt. Womit man umgeht, damit wird man auch gestraft. Bleibt bei uns in Aarau. Einen Zoll weit über den Stadtbann hinaus ist, heut' zu Tage, kein Leben mehr sicher. Geier und Wölfe sind menschlicher, als die Bauern; die Kerls

möchten die Hühner mit den Eiern todtschlagen. Einem ehrlichen Mann schnitten die Baselbieter vor etlichen Tagen das Ohr rein weg vom Kopf, weil er in Verdacht stand, ausgeschwatzt zu haben. Dann legten sie ihm das Ohr in die Hand und sagten: „Jetzt bist du der rechte Ohrenträger!“ Sie halten aller Orten die Wanderer an; erbrechen alle Briefe, besetzen alle Pässe. Wer ihnen zuwider ist, dem stutzen sie Nase und Bart weg; oder wetzen ihm Haut und Haar ab am umlaufenden Schleifstein; oder rauben ihm Kuh und Kalb aus dem Stall; oder werfen ihm Feuer ins Strohdach. Es ist des täglichen Gräuels kein Ende. Bleibt in Aarau, rath' ich! Oder geht wenigstens nicht unbewaffnet über Feld und in die verwünschten Berge. Ihr tragt ja nicht einmal einen Fliegenwedel in der Hand!“

— Wozu, Meister?

„Das werdet ihr erfahren, sobald die Schmeißfliegen stechen. Wenn die Kuh den Schwanz verloren hat, merkt sie erst, wozu er gut gewesen! Denkt an mich! Den Rebellen fehlt's nicht an Säbeln, Hellebarden, Pistolen und Flinten. Was ihnen fehlt, stehlen sie dazu. Unlängst hielten sie, beim Städtlein Wangen, auf der Aar ein beladenes Schiff an; fanden da ein Faß mit der Aufschrift: „Süßer Wein“, wollten kosten, siehe da, waren es gefüllte Granaten, die auf das Schloß Lenzburg geschickt werden sollten. Das war gute Beute! nun wett' ich, die Gaudiebe schenken uns selbst den süßen Wein bei erster Gelegenheit ein.“

— Ich rath' Euch, nicht davon zu trinken, oder ihn den Dieben wieder zu nehmen. Lebt wohl, Meister!

„Es ist bös, dem Hund ein Bein abzujagen. Aber wartet doch! Warum eilt Ihr? Unglück kömmt einem auf halbem Weg entgegen, es ist nicht noth, danach zu rennen!“

Meister Wirri rief ihm vergebens nach; Fabian hörte nicht, n machte mit der Hand nur noch eine Bewegung, wie zum

Valet, zurück, und schritt hastig am Bach den Weg hin. Die kurze Unterredung mit dem würdigen Meistersänger hatte für ihn die wohlthätige Wirkung gehabt, daß eine Art Besonnenheit in ihn zurückgekehrt war. Wie gleichgültig ihm auch bei der Stimmung seines Gemüths jede Gefahr sein mochte, wollt' er doch die einzige vermeiden, nicht zum dritten Mal Gefangener zu werden. Er ließ sich daher keine Umwege durch Busch und Berg verdrießen, um den Dörfern auszuweichen, und sobald er unter den Mauern der alten Burg Liebegg angelangt war, den Schloßweg hinaufzusteigen, um in gerader Richtung auf dem Rücken der Berge über die Bampf zu Abdrichs Moos zu kommen. Die Bampf ist einer der erhabensten Punkte in der Kette von waldigen Sandfelsen, die sich vom Liebegger Schlosse hinweg südostwärts zum Hallwyler See verlängert und eine zwar ausgedehnte, doch mehr anmuthige, als unermeßliche Aussicht auf die Umgegend gewährt.

Fabian, als er die Höhe des alterthümlichen Burgstalls und die Finsterniß der unmittelbar daran grenzenden Tannen erreicht hatte, stieg unverdrossen in deren feuchten Schatten das Gebirg hinauf, über das heilarme Loos seiner Tage brütend. Er hatte noch nie seine unverschuldete Verlassenheit und Verwaisung im Leben so tief empfunden, wie in diesen Augenblicken; selbst nicht in der Einsamkeit seiner Kerker zu Bern und Olten. Ohne Aeltern, ohne Verwandte, ohne Freunde war er nur mit brüderlichem Herzen an Epiphanien gehangen; hatte er nur in ihrer schwesterlichen Zärtlichkeit Ersatz für alle andern Entbehrungen genossen, und sah nun auch diese sich entfremdet. Zu gebildet, um sich unter den rohen, abergläubigen Bergbewohnern glücklich zu fühlen, zu stolz, um bei der reichsstädtischen Hoffart seiner Herren und Obern zur Frohn zu gehen, war ihm die Schweiz nicht mehr Vaterland, als jeder andere Fleck des Erdbodens.

Jetzt dacht' er an Abdrich, und jetzt erst glaubt' er ihn zu ver-

stehen, den Unglücklichen, den mit sich und seinem ganzen Dasein zerfallenen Mann, als derselbe unter den Fichten des Gönhards aus der Fülle seines Elendes gerufen hatte: „Ich habe die Welt von allen Seiten betrachtet, und am Ende gefunden, sie sei nicht des ersten Blicks werth gewesen.“

Diese Erinnerungen lagerten sich, wie schwarze Schatten, über sein Gemüth. Ihm ahnete heimliches Leiden aller Wesen, allgemeines Unglück aller Geschöpfe, vom Wurm bis zum Weisesten, dem Keiner entrinnen könne. Er selber begann mit seinem Dasein zu grollen und rief: Das Beste im Leben ist endlich die Freiheit des Sterbens!

Da trat er aus der Walddämmerung hervor auf die kahle, von magerm Grase gebildete Bergkuppe der Bampf, die sich mit breitem Rücken aus einem Kranz von Gebüschen erhob. Veilchenfarben schwebten die riesenhaften Formen der Alpen vor ihm, mit dem Goldroth des Abendlichts und dem noch tiefhangenden Silberkleide des Winters bekleidet. Rechts, wo ein verwischter Pfad über die Höhe zum Thaldorfe Dürrenäsch, und näher noch seitwärts in Abbrichs verborgene Einsamkeit, führte, streckte das nahe Gebirg seine schwarzen Felsmauern und Zacken hervor, während links, aus der Tiefe, die Wellen des Sees von Hallwyl blitzten, wie wehender Silberlahn, der über grünen Sammt der Matten ausgespannt ist.

Fabian stand still. Die Majestät des großen Schauspiels warf sich mit überraschender Macht an seine Seele. Der reine Odem des Himmels, welcher ihn in diesen Höhen umwehte, der allgemeine Glanz, das allgemeine Schweigen durchdrangen ihn. Die Natur übte ihr Hoheitsrecht, dem kein reines Gemüth widersteht. Er fühlte wunderbar sich über sich selbst und über die schweren Träume und Zweifel erhaben, welche ihm nur schienen von der dumpfigen Waldtiefe angeblasen zu sein, der er eben entstiegen

war. Und wie er das Antlitz zurückwandte, umspannte ihm den Gesichtskreis der ungeheure Bogen des Jura, der seine blauen Gipfel, Firsten und wellenförmigen Grathe zu den Wolken aufwarf, als würde die Erde in den Himmel hinaufgezogen. Links, in der Entfernung einiger Wegstunden, leuchteten im frischen Frühlingsgrün die Gefilde von Aarau, rechts vor ihm in der Tiefe traten die Zinnen, Thürmlein und alten Gemäuer der großen Lenzburg, weiterhin am Felsen hangend die weißen Schloßmauern von Brunegg hervor.

Er warf mit dem leichten und wandelbaren Sinn seines Alters die Sorge von sich, und bildete neue Entschlüsse. „Bin ich arm," dacht' er, „nun, so gehört mir die weite Welt. Was hab' ich verloren, wenn ich mich selber noch habe? Bin ich verlassen, nun, so steht Gott bei mir. Wer hat's besser, denn ich? Niemand ist reicher, als wer der Welt nicht bedarf; Niemand mächtiger, als wer sich selber bändigt. Ich bin noch nicht arm genug; ich bin noch nicht stark genug. Ich will die Bande brechen, die mich binden. Lebe wohl, Vaterland! Lebe wohl, Epiphanie! Ich werfe der Freude, wie dem Schmerz, den Scheidebrief hin, und will dem Schicksal meinen Trotz zeigen. Der Feige schmiegt sich unter der Hand desselben. Ich bin noch nicht arm genug, ich will nichts mehr besitzen; auch die Hoffnung will ich nicht mehr, die mich noch an diese Gegenden festknüpfte. Hinaus in die Welt, in die Ferne; da will ich mir eine neue Welt aus eigener Kraft bauen!"

So dacht' er, und that rasch einige stolze Schritte. Er glich in seiner Haltung einem Könige des Erdballs, in seinem Selbstgefühl dünkt' er sich, es zu sein; der Staub der Weltherrlichkeit unter seinen Füßen, die Stirn im Himmel.

Dieser rasche Umschwung seiner Empfindungen wird den nicht befremden, der das wandelbare Aprilwetter des jugendlichen Gemüths erfahren hat, oder noch darin wandert. Im Kind geht das

Weinen zum Gelächter über; im Jüngling, wie in der Jungfrau, steigt aus der größten Muthlosigkeit der edle Trotz. Aber die Entschlüsse der Jugend, welche aus der Gluth der Gefühle emportreiben, verrinnen eben so rasch, wie die himmlanstrebende Rauchsäule über ihrer erlöschenden Flamme. Fabian erfuhr es in diesen Augenblicken an sich selbst, da er es am wenigsten befürchten zu können glaubte.

Indem sein Blick noch in der Ferne, über die Gebirgskette des Jura hinschweifte, und seine Seele in der Wollust freiwilliger Verzichtung auf die bisherigen Freuden seines Daseins schwelgte, klangen seitwärts menschliche Stimmen an sein Ohr. Er wandte das Antlitz nach der Gegend, von wannen die Töne kamen. Sie schollen im Gebüsch, welches nahe bei ihm die Eintiefung verbarg, in der man zum Moose gelangte, wo Abdrichs Waldhaus gelegen war. Es war weibliches Geplauder, das bald verstummte. Fabian fühlte ein plötzliches Erglühen seiner Wangen und ein lautes Pochen seines Herzens. Es schien ihm eine Stimme, wie Epiphaniens Stimme, gewesen zu sein. Er eilte ihr nach in das Dickicht, welches sich kaum noch mit jungem, sprossendem Laub bekleidet hatte.

Da stand sie, nur wenige Schritte entfernt, vor ihm, in schöner Bestürzung bei seinem Anblick.

33.

Das Geschwister.

„Fabi! Fabi! Du selbst?“ rief Epiphanie aufglühend, den freudelodernden Blick gegen ihn blitzend. Sie erhob die Arme, wie schon aus der Ferne ihn zu umfangen; aber ließ sie wieder sinken, als er zu ihr trat. Sie reichte stumm die Hand dar und legte

stumm ihr Haupt an seine Brust. Er berührte mit seinen Lippen das dicke Goldgeflecht ihres Scheitels, und ein Paar Thränen entfielen seinen Augen; gleich Thauperlen glänzten sie auf dem Goldhaar.

„Fabi!“ sagte sie stillweinend, „Fabi!“

— Weine nicht, Fania! antwortete er mit zitternder, halblauter Stimme.

„Du hast mich sehr erschreckt!“ lispelte sie leise, sah zu ihm auf und legte ihren Arm um seinen Nacken. Beide schwiegen. Beide betrachteten sich mit zärtlicher Innigkeit, im Schmerz ihrer Freude, lautlos und anhaltend, als wenn sie nicht an das Glück glaubten, sich wieder gewonnen zu haben, oder, als könne das längste Anschauen keinen Ersatz so langen Entbehrens leisten. Die Augen beider schwammen in einer stillgestandenen Thräne; die Lippen beider waren halb geöffnet, wie um leichter das Wehe eines tödtlichen Entzückens auszuhauchen, in welchem die Herzen brechen wollten. — Wer diese jugendlichen, schönen Gestalten beisammen gesehen hätte, würde aus der Bläſſe ihres Antlitzes und der Wehmuth ihrer unveränderlichen Mienen nicht vermuthet haben, daß hier ein Wiederfinden, sondern eher ein Abschied zu ewiger Trennung stattfinde.

„Und konntest du, Fabi, konntest du dich so lange überwinden, und nicht kommen!“ seufzte Epiphanie leise, ohne ihren Blick von seinen Augen abzuwenden.

— War ich denn nicht immer bei dir, Fania? Sie hatten nur meinen Leib gefangen. Meine Seele athmete bei dir.

„Ja, Oheim Addrich sagte mir's. Du hast Recht, guter Fabi. Du bist schuldlos. Er sagte mir's. Er verkündete mir deine nahe Ankunft. Ja, du warst immer bei mir. Du tratest selbst in alle meine Träume des Nachts. Das war deine Seele; das warst du. Sahst du mich denn nie?“

— Immer, immer, Fania. Wo könnt' ich denn sein, daß ich dich nicht sähe? Ja, Fania, auch in den Träumen kamst du zu mir. O wie schön, wie unaussprechlich schön standest du darin an der Flue des Röthliberges, bei den Wasserfällen, welche der Hauch des Windes, wie einen weißen Brautschleier, über dein Haupt und das Thal flattern ließ. Weißt du noch? Fania, o Fania, aber da erschien . . .

Hier unterbrach er sich jählings, und ließ die Stimme fallen, indem er unwillkürlich, durch Erzählung seines Traumes, an Renold erinnert wurde. — Epiphanie bemerkte, bei den letzten Worten, Verwandlung in seinem Gesichte. Er wandte verlegen den Blick von ihr und ließ ihn hierhin und dahin irren, als möcht' er sich von einem Gedanken loswinden, oder ihn nicht sehen lassen. Während dessen neigten sich die Augenbraunen zusammen und verriethen den innersten Verdruß.

„Nun, Fabi, nun? Was erschien?“ sagte sie und beobachtete mit aufmerksamer Aengstlichkeit seine Geberde.

— Dein Verlobter, Hauptmann Renold, dein Bräutigam erschien! erwiederte er halblaut.

Der Name und das Beiwort warfen in das zarte, bewegliche Spiel ihrer Mienen plötzlich den Ausdruck des lebendigsten Abscheu's. Sie zog die Hände von seinen Achseln zurück und sagte, indem sie sich um ein paar kleine Schritte entfernte: „Warum betrübest du mich so, Fabi? Wer denn hat's dir gesagt?“

— Abdrich that es.

„Und du, Fabi, und du? Was dachtest du, als er das sagte?“

Fabian, der noch immer vor sich niedersah, zauderte stockend mit der Antwort und erwiederte endlich: „Gideon ist ein schöner Mann.“

„Ja!“ versetzte sie und trat mit einem ihrer kleinen Füße auf die vor ihr am Boden blühende Daphne: „Ja, wie dieser giftige,

trügliche Zyland *) mit der Pfirsichblüthe und dem Gewürzduft! Das ist die Sinnblume der Sünde, das ist des Gideon Ebenbild!"

Der Jüngling richtete forschend den Blick vom Spiel ihrer Fußspitze gegen ihr Antlitz auf. Da stand sie mit heiligem Zorn in unnennbarer Anmuth, reizender, als der Traum sie gewiesen hatte. „Wirklich, Fania, du seine Braut nicht? Warum sagt es Abdrich? Warum rühmt sich Gideon deiner? Bist du nicht gern an seiner Seite durch diese wilde Einsamkeit gewandelt? Doch, vielleicht hab' ich kein Recht zu solchen Fragen."

„Du? Kein Recht? O Fabi, Fabi, wer denn sonst? Bin ich nicht mehr deine Schwester? Fabi, willst du schon wieder unter uns der erste Zänker sein, da wir kaum zusammengetroffen sind? Nein, thue das nicht! Lass' uns friedlich bleiben. Ich will ja in meinem Leben nicht mehr mit dir zänkeln, denn wenn du von mir bist, hab' ich nichts davon, als die weinende Reue, die mir bleibt. Höre nicht auf Abdrich und auf Gideon nicht. Sie sagen dir nur, was sie wünschen, nicht was ich fühle. Ich möchte lieber tausendmal die Braut des Grabes sein. Glaube an mich, wie ich nur an dich glaube. Ich schalt ja auch den Gideon einen Lästerer, als er mir sagte, die Obrigkeit habe dich eines Verbrechens willen eingekerkert. Warum schaltest du ihn nicht und den Abdrich, als sie Böses von mir redeten?"

Fabian nahm Epiphaniens Hand und sagte: „Ich habe keine Zuversicht unterm Himmel, als zu Gott und dir. Aber Gideon ist ein schöner Mann . . ."

Epiphanie betrachtete ihn mit dem ihr eigenthümlichen, schelmischen Lächeln, während sein Blick voll ruhigen Wohlbahagens an ihr hing. Endlich sagte sie etwas stammelnd, aber lebhaft: „Und bist du denn nicht — viel schöner, als er? Und bist du --

*) Benennung des Daphne Mezereum in der Schweiz.

denn nicht unendlich besser, als er? O du ehrliche Seele, muß ich dir das erst sagen, und du hast das nicht gewußt? Es schickt sich freilich nicht für mich, dich aus der Unwissenheit zu ziehen, die dir gewiß recht wohl steht. Aber Fabi, du bist noch ein wirkliches Kind und bleibst ein Kind, bei aller deiner Gelehrsamkeit. Das muß ich dir sagen."

Fabian ward feuerroth, sah hinweg und wieder zu Epiphanien und versetzte: „Hofmeistere mich nur und mache dich lustig. Ich mag nun keinen Streit mit dir anheben, denn ich werde wohl zu kurze Zeit bei dir sein, und habe auch Vieles mit dir zu besprechen und dich Vieles zu fragen."

„Nur kurze Zeit?" rief Epiphanie schnell ernster werdend: „Wer treibt dich von uns? Nein, Fabi, du mußt bleiben. Du mußt! Wer soll mich gegen die erschreckliche Wildheit des Gideon in Schutz nehmen, wenn er wiederkehrt?"

Jetzt erzählte sie ihm Alles, was sie von Renolds Art und Weise und seinen Ansprüchen zu sagen wußte, und was sie von seinen bösen Künsten zu wissen glaubte, die er gegen sie in Anwendung gebracht haben sollte, um ihr Herz zu betrüben. Ihre Erzählung war so schlicht und aufrichtig, wie eine Schwester sich nur dem Bruder vertrauen mag. Sein Inneres empörte sich gegen Gideons rohe Anmaßungen. Er schwor, zwischen den Zähnen murmelnd, dem hochfahrenden, gewaltthätigen Kriegsknecht blutige Strafe zu und rief endlich: „Fania, nein, du bist gegen List und Wuth des wüsten Bösewichts hier nicht geborgen, hier nicht! Denn Abdrich selbst schirmt dich nicht. Abdrich verkauft dich Jedem, der ihm in den unseligen Händeln wider die Landesobrigkeit hilft. Ach, Faneli, warum kann ich dich nicht einathmen, wie diese reine Luft, daß dich Niemand sähe, dich Niemand hätte; daß man mich tödten müßte, um dich zu rauben! Eben dieser Renold, eben er, und kein Anderer, ist der Mordbrenner, der mein Heimwesen zer=

stören ließ, damit ich ein armer Bettler und ganz ohnmächtig würde, dich 'zu schützen. Alle Mittel hat er mir in dieser Zeit entrissen, wo Gesetz und Recht und Richter unter dem Aufruhr des Landes verstummt sind. Denke nach, Faneli, rathe, wie wir uns beide aus dieser Noth retten? Was hilft's, wenn ich ihn erschlage und die Schweiz verlasse und dich? Warum traf doch mein gutes Schwert den Frechen so übel in der Nacht vor deinem Geburtstag!"

Hier wandte sich die Unterredung durch Epiphaniens neugierige Zwischenfragen auf die Begebenheit jener Nacht. Epiphanie wollte Alles wissen. Nun that es zwar ihrem Herzen wohl, zu hören, daß der kleine niedliche Vogel, der Fabians Namen und einen Denkspruch zu rufen verstand, im Gefängniß zu Bern von der treuen Bruderliebe Unterricht empfangen habe; doch fast that es ihr auch leid, daß das Wundergeschöpf ein ganz natürliches Wesen, kein Berggeist, kein Höhlenfürst oder Schrätteli gewesen sei. Als sie aber, bei Fortsetzung des Gesprächs, in Fabians Augen die Thränen des frommen Zorns, der Liebe und des Schmerzes um Verarmung blitzen sah, löseten sich alle ihre Gefühle in Mitleiden auf. Sie suchte ihn mit ihrer ganzen Beredsamkeit zu beruhigen, zu trösten und zu neuen Hoffnungen aufzurichten.

„Nein, du liebe Seele," sagte sie, indem sie traulich und sanft mit ihrer linken Hand seine Schulter berührte, und, während sie selbst sich kaum der Zähren erwehrte, mit der Rechten ein Tuch an seine nassen Augen drückte, „nein, traure du nicht. Wir stehen beide in Gottes gutem Schutz. Ihn halten wir, er hält uns fest. Ich bin überreich, wenn du bei mir bist, Fabi. Bist du denn nicht auch so reich bei mir, Fabi?"

Sie sagte und fragte dies mit so rührender, harmloser Zuversicht, und die ganze Zärtlichkeit ihrer Seele sprach so hell aus Blick und Stimme, daß Fabian bewegt sie mit beiden Armen an seine

Brust zog und sagte: „Ich würde, wie Addrich, am Himmel verzweifeln, wenn er dich verlassen könnte, Faneli!“ Er drückte seine Lippen zum herzlichen Bruderkuß auf ihren Mund. Die Lippen blieben unbedacht an ihren Lippen. Es durchschauerte ihn etwas Nieempfundenes.

„O mein Leben!“ seufzte er, sie heftiger an sich reißend.

„O Fabi!“ lispelte sie: „Wie ist mir! Willst du mich denn tödten?“

„Könnt' ich doch, Fani, könnt' ich dich eintrinken.“

„Sterben! Wir beide, Fabi! Könnten wir's jetzt, o du mein Licht, meine Seele! Dann zu Gott, du und ich.“

Der Rausch dieser Seligen dauerte lange, ehe sie sich von ihm ermannten. Selten erblickte der Schutzengel der Unschuld auf Erden die Liebe in aller Heiligkeit auf dem Gipfelpunkte der Bezauberung und Lust, wie hier. Endlich ließen beide von einander; nur die Hände blieben beiderseits in einander verflochten. Mit trunkenem Blick starrte er schweigend in ihre schwimmenden Augen.

„Was ist aus dir geworden, Fabi?“ sagte sie mit seelenvollem Lächeln: „So bist du ja sonst nicht gewesen. Sturm ist mir in allen Sinnen; ich weiß selber nicht, wie? Oder hab' ich nie gewußt, wie lieb du mir bist, daß ich nun glauben muß, ich habe dich nie geliebt, als jetzt? Sage mir nur, ob du mich auch mehr liebst, als sonst?“

„Wer kann dich mir nehmen? Wer? Wer?“ antwortete er: „Es gibt ja wohl irgend eine Höhle, wo ich dich vor den Währwölfen verbergen könnte. Ich würde allein umhergehen unter den Menschen, für dich taglöhnen, Holz spalten, betteln. Gewiß, ich ließe dich nicht leiden.“

„Fabi, wahrlich; du bist nicht Fabi mehr!“ erwiederte sie: „Stehst du nicht da, wie eine Feuerflamme, vor meinen Augen! Von deinen Händen fährt ein wundersamer Schmerz durch mich.

Nein doch, Schmerz ist es nicht! Aber gewiß dein Athem war Gluth, und in dieser Gluth möcht' ich gestorben sein."

Diese sonderbare Unterhaltung, welche freilich wenigen Zusammenhang zeigte, und daher von den Lesern, als Unsinn, mit Recht getadelt werden könnte, wollen wir nicht so weit fortsetzen, als es den jungen Leuten gefiel, sie zu spinnen. Nur bemerken wir, daß beide dabei endlich nüchtern wurden, und zuletzt die Sprache vernünftiger Menschenkinder annahmen. Die Nüchternheit ward noch vollständiger, als Fabian die Frage an seine zärtliche Schwester richtete: „Wie hast du wissen mögen, daß ich den Weg ins Moos über die Bampf wählen würde? oder erwartetest du mich später?" — und Epiphanie dann, in sich selbst erschreckend, ihm die Hände entzog und mit ihrem Mienenspiel verrieth, sie erinnere sich an Vergessenes.

Sie ergriff seinen Arm und drängte ihn mit sanfter Gewalt auf dem Fußwege zum Moose fort, indem sie schmeichelnd sagte: „Nun geh' hinab, liebes Kind, geh' zu Abdrichs Hütte. Der Alte erwartet dich. Geh', ich folge dir bald nach!"

— Und du, Fania?

„Ich bleibe noch. Ich muß! Geh' denn, ich erwarte hier eine Person, die mir wichtige Nachrichten bringen will. Aber ich muß sie ganz allein sprechen. O, wenn du wüßtest, Fabi! Geh' nur! Ich habe Verschwiegenheit gelobt, heilig und theuer gelobt. Darum erstieg ich den Berg.

— Hast du Geheimniß vor mir? Nein, Faneli, in dir sollte kein Dunkel sein, und wär' es von der Größe eines Sonnenstäubchens. Ich lasse mich von dir durchblicken, wie vom Auge des Allwissenden.

„Was soll ich dir sagen, du Neugieriger? Ich weiß etwas und nichts, und will erst das Geheimniß selber erfahren. Nun forsche nicht weiter. Ich habe gelobt, einstweilen reinen Mund

zu halten. Das ist Alles. Ich bitte dich, geh' hinab ins Thal."

— Aber, Mädchen, bist du sicher? Man könnte ja Böses im Schilde führen! Warum auf diesem abgelegenen Berge allein bleiben, wo selten Menschen umherwandeln? Du solltest nie allein gehen, nie!

„Eben allein zu erscheinen, Fabi, hab' ich versprochen. Darum schickt' ich die Großmagd zurück, die mich herauf begleitete. Fürchte meinetwillen nichts. Ich habe mit einer mir wohlbekannten, grundehrlichen Person zu thun. Aber," setzte sie hinzu und legte ihre Fingerspitzen an seinen Mund: „daß du dich nicht unterfängst, drunten aller Welt zu sagen, warum ich auf der Bampf zurückblieb! Ich kenne dich, Plaudermäulchen. Hörst du? Keine Silbe, daß du mich hier gesehen hast."

Eben wollte der Streit über Gehen und Bleiben beginnen, als beide zu gleicher Zeit eine Bäuerin über den öden Bergrücken daher wandeln sahen, die aus einem Gehölz gekommen, zuweilen stehen blieb, und zu horchen, und mit den Augen zu suchen schien.

Jetzt drängte sich Epiphanie bittender, schmeichelnder an Fabian, und trieb ihn, den Berg zu verlassen. „Gelt, Fabi, du gehorchst? Fort! ich bin bei dir und Leonoren, eh' ein Viertelstündchen verfliegt. Fort!" sagte sie, und gab ihm mit schalkhaftem Lächeln zum Abschied einen leisen Schlag auf die Wange und eilte aus dem Gebüsch ins Freie hervor, zur Höhe der Bergfläche.

34.

Stummes Schauspiel.

Fabian blickte ihr nach, festgebannt auf der heiligen Stätte, wo er für alle vergangenen Schmerzen seines Lebens den süßesten Ersatz gefunden hatte. Er wollte da die Rückkehr der schönen

Schwester erwarten. Es war ihm Schwelgerei der Augen genug, sie auch nur in der Ferne zu sehen, wie sie neben der Bäuerin plaudernd auf der Höhe stand, wo sich gegen den blauen Hintergrund des Himmels der Umriß ihrer edeln Gestalt und die Anmuth ihrer Bewegungen zeichnete.

Das Gespräch schien lebhaft geführt zu werden. Die Bäuerin besonders drückte mit ihren Geberden große Theilnahme aus. Bald zeigte sie wiederholt auf einen jungen Fohrenhorst, am Abhang des Berges gegen den Hallwyler See, von wannen sie selbst gekommen war; bald legte sie die flachen Hände betheuernd auf ihre Brust; bald streckte sie, wie etwas Vertrauliches flüsternd, den Kopf näher gegen das Ohr der Jungfrau. Diese hinwieder schien unentschlossen, warf zuweilen das Gesicht nach den Gesträuchen, in denen Fabian verborgen stand, und senkte das Köpfchen einigemal auf die Brust nieder, als sänne sie über wichtige Dinge. Dann that die Bäuerin einige Schritte gegen das Fohrenwäldchen; kehrte wieder gegen Epiphanien zurück; ging abermals und kam abermals mit auffordernder Bewegung der Hände. Endlich sah die Jungfrau des Mooses schnell zurück nach den Gebüschen, in denen sie Fabian verlassen hatte, wandte sich und nahm mit schnellen Schritten, begleitet von der Bäuerin, die Richtung gegen die blaugrüne Gruppe der Fohren.

Der Jüngling wankte eine Zeit lang, als er sie hinter dem vorstehenden Hügel verschwunden sah, ob er folgen solle? Das Geschäft des Lauschers schien ihm nicht ehrenvoll; auch fürchtete er, seine junge Freundin durch den Schein vorwitziger Neugier, oder bösen Mißtrauens, zu kränken. Freilich erschien das geheimnißvolle Treiben Epiphaniens etwas unfreundlich gegen ihn selbst und Mangel eines unbedingten, schwesterlichen Zutrauens zu werden, das er ansprechen zu können glaubte. Und doch — welches Geheimniß konnte hier zuletzt walten? Vielleicht wußte die Bäuerin

die Grotte eines Bergmännleins, die nächtlichen Sammelplätze unterirdischer Wesen nachzuweisen; oder ein Goldbrünnlein, ein wunderbares Zeichen am Berge, ein Geisterdenkmal, ein fernes Drachenloch, eine Stätte, wo sich weissagende Bergstimmen hören ließen. Fabian kannte den unüberwindlichen Glauben und Hang der schönen Moos-Jungfrau zu überirdischen Dingen, mit denen sich ihre Einbildungskraft, in der Abgeschiedenheit ihres Lebens, zu beschäftigen liebte. Er hatte sich wohl zuweilen erlaubt, diese Neigung mit seinem Unglauben zu belächeln, nie aber sie zu tadeln, da sie so harmlos war, und der Aberglaube mit seiner Sehnsucht zu übersinnlichen Dingen doch immer ein Bruder der innern, geheimen Religion ist.

Indessen konnte das arglose Mädchen eben so leicht in den Hinterhalt irgend eines Frevlers, der ihr nachstellte, verlockt werden. Was wäre da nicht alles möglich gewesen? Er dachte an den wildfremden Renold, er dachte an den zweideutigen Niederländer Don Nardo. Das Blut aus allen Adern wogte ihm gegen das Herz an, bei diesem Gedanken. Es brausete um seine Ohren, wie Sturm in Tannen. Mit pochender Brust verließ er den Platz, entschlossen, Epiphanien aus der Ferne mit den Augen zu bewachen, ohne von ihr entdeckt zu werden. Er umging in Busch und Wald die nackte Bergfläche, damit er sich der Gegend des Fohrenhorstes nähere, und riß von einer aufgeklafterten Holzbeige einen Scheitstock zur willkommenen Waffe in der Noth.

Seine Bangigkeit stieg mit jedem Schritt, da er einen weiten Umweg zu machen hatte, und bald undurchdringlich-verwachsenem Gestrüpp ausweichen mußte, bald im stachlichen, zähen Netz von Ranken der Brombeeren und Himbeeren über den Waldboden gesponnen, die Füße behangen fühlte; noch mehr aber, als er seitwärts auf dem öden Rücken der Bampf die bekannte Bäuerin einsam stehen sah und Epiphanien nicht mehr bei derselben.

Endlich ward die andere Seite des Berges erreicht, und zugleich blieb sein Fuß fest, wie in die Erde gewurzelt. Sein Blut starrte in den Adern.

Zwischen den gelbröthlichen Säulen hundertjähriger Kienfohren, durch welche die Abendsonne schneidende Schatten und Lichter warf, stand Epiphanie mit vor sich hingefalteten Händen in demuthsvoller Stellung, und vor ihr ein Mann in edler Haltung, welcher die Hand feierlich gen Himmel hob. Obgleich Fabian einige hundert Schritte noch entfernt war, verrieth ihm dennoch das schwarze Baretlein, um welches Goldschnüre am Sonnenstrahl schimmerten, der lange, schwarze Leibrock, und die ganze Gestalt mit ihrer ruhigen Bewegung, daß dieser Mann kein anderer, als der Fremdling sei, der ihm schon in der Berghütte ob Stüßlingen gerechten Argwohn eingeflößt hatte. Umsonst hielt der erschrockene Jüngling den Odem an, die Worte des Herrn von Grönkerkenbosch oder Epiphaniens zu erlauschen. Er stand zu fern; und näher zu schleichen, war, ohne entdeckt zu werden, unmöglich, weil zwischen dem Dickicht, das ihn verbarg, und dem Hain der Fohren, offenes Wiesenland lag.

Er legte sein Gehör in die Augen. Er glaubte zu erhorchen, daß Epiphanie weine. Dann sah er mit unbeschreiblichem Erstaunen, wie sie plötzlich vor dem Menschen auf die Knie fiel; erst wie sie jammernd ihre Hände zu ihm aufstreckte, dann mit ihren Armen seine Knie umfaßte, und ihre Stirn an dieselben lehnte. Er aber breitete erst seine Arme, mit vorgebogenem Leibe, gegen die Kniende nieder; schlug dann mit den Fingern der rechten Hand, nach priesterlicher Weise; ein dreifaches Kreuz über die Kniende in der Luft und beugte sich, sie emporzuheben. Lange währte der Kampf zwischen ihr und ihm, denn sie schien ihre ehrerbietige Stellung nicht verlassen zu wollen.

Endlich sah sie Fabian den anhaltenden Bitten gehorchen. Sie

richtete sich auf, und faltete, indem sie ihm wieder gegenüber stand, wie in unaussprechlich tiefer und heftiger Bewegung des Gemüths, die Hände auf ihrer Brust mit Inbrunst zusammen, und hob sie dann, wie betend, gegen den Himmel. Don Nardo aber trat jetzt mit offenen Armen gegen die Jungfrau, umfaßte sie und drückte sie küssend an seine Brust. Epiphanie ließ es ruhig geschehen. Keine Bewegung verrieth ihren Widerstand. Ein heller Sonnenstrahl fiel auf beide blendend zwischen den Baumstämmen, deren blaßgrüne Zweige sich hoch über dem wunderbaren Paar tempelhaft wölbten.

Doch dem guten Fabian hing bald Alles dämmernd und dunkel vor den Augen. „Sie ist verloren!“ rief's wie Ahnung in ihm: „Der Pfaff hat sich ihrer schwärmerischen Träumereien und Neigungen zu bemeistern gewußt. Epiphanie hat ihren Glauben abgeschworen, sie ist zum Papstthum übergetreten. Sie ist verloren; die verschmitzte Scheinheiligkeit des lüsternen Priesters hat gesiegt. Das verhehlte sie mir.“

Er umklammerte mit der Faust krampfhaft die Keule, und war im Begriff, aus seinem Hinterhalt hervorzustürzen. Er taumelte, wie ein Trunkener, und mußte sich an einer jungen Buche aufrecht halten. Er blieb. Seine Besonnenheit kehrte schnell zurück. Er faßte den Entschluß, sich selbst zu überwinden und das Ende des herzzerreißenden Schauspiels zu erwarten, in welchem ein gutmüthiges, schwärmerisches Kind das Opfer der blindesten Leichtgläubigkeit und der gleisnerischsten Priesterlist ward.

Er blickte hin. Die Umarmung dauerte fort, doch so, daß, während Epiphanie an der Brust des Fremden lag, dieser von Zeit zu Zeit die rechte Hand mäßig und mit vorgestrecktem Zeigefinger, wie ein Lehrender, erhob. Dann und wann nur richtete die Jungfrau das Angesicht wie fragend gegen ihn auf, und dann und wann ward Fabian wieder vom Krampf befallen, wenn er

Augenzeuge sein mußte, wie sich die Lippen des Lehrenden wieder zum Kusse auf des Mädchens Stirn senkten. Eine lange halbe Stunde hatte diese Unterhaltung gedauert. Dem heimlichen Beobachter schien am Himmel die Sonne still zu stehen; denn nach seinem Dafürhalten hätte sie in dieser Frist nicht nur hinter den Alpen unter-, sondern im Osten wieder aufgehen können.

Epiphanie schien zuerst an Trennung zu denken. Sie trat um einen kleinen Schritt von ihrem geistlichen Lehrer zurück, in dessen beide vorgestreckten Hände sie jedoch die ihrigen legte. Jetzt schien, den Bewegungen ihres Köpfchens nach, die Reihe des Redens an sie gekommen zu sein. Einigemal wandte sie das Gesicht hinter sich, als suche sie die Bäuerin, welche auf der Höhe wahrscheinlich Wacht stand. Dann ward das Gespräch wieder fortgesetzt, und in der Lebendigkeit desselben sah Fabian sogar, daß Epiphanie mit allzuzärtlicher Ehrerbietung eine Hand des Niederländers an ihren Mund drückte, während seinerseits dieser die andere auf ihr Haupt legte, wie zur Ertheilung des geistlichen Segens. Fabian murmelte im Uebermaß seiner Ungeduld sehr unchristliche Verwünschungen zwischen den Zähnen, bis er deutlich Epiphaniens Stimme durch den Wald tönen hörte. Sie rief hinter sich der Bäuerin zu, und trennte sich dann alsbald von ihrem bisherigen Gesellschafter bis auf anständige Weite.

Als der Lauscher in der That das zurückgebliebene Weib vom Berg herschreiten sah, machte er sich eilig auf, um Abdrichs Hütte im Moos vor Epiphanien, doch unbemerkt von ihr, zu erreichen. Daher mußte er den gemachten Umweg durch die Gebüsche wiederholen. Aber er hatte fest in sich beschlossen, Epiphanien nicht ahnen zu lassen, daß er Zeuge der heimlichen Zusammenkunft gewesen sei. Beobachten, allmälig ausforschen wollt' er sie, und nicht ruhen, bis er das traurige Geheimniß enthüllt,

oder gesehen hätte, wie weit es ein Mädchen mit Geberden voll Unschuld in der Verstellungskunst treiben könne.

35.

Die Fragen.

Er eilte fliegenden Fußes durch Dorn und Dickicht. Im Sturm des Zorns, der Liebe und des Schmerzes war er seiner selbst vergessen. Das Leben des Jünglings hatte bisher der glatten Oberfläche eines der stillen Bergseen des Vaterlandes geglichen, der zwischen einförmigen Felswänden, deren Gestalten und Pflanzenfamilien zurückspiegelnd, nur selten vom Zug des Windes berührt und nur leicht gekräuselt werden kann, bis der Orkan einmal die einzige Schlucht des Gebirges findet, die Eingang gewährt. Dann aber fahren seine Wogen kochend aus einander, und steigen brüllend an den Felsen auf, daß von ihrem Donner das Gebirg erdröhnt.

Einigemal hielt er im Lauf an, legte die Hand an seine Stirn, und schien unentschlossen nachzudenken, was er in diesen Augenblicken zu wählen habe, um nicht bereuen zu müssen. Er kämpfte wider sich, als wär' er selbst über den nie empfundenen Zustand seines Gemüths erschrocken, und verdrossen, daß er jenen Taumelnden gleich geworden sei, die ihm in der Trunkenheit ihrer Leidenschaft bisher nur Ekel oder Mitleiden erregt hatten. Dann wandelte er langsamer vorwärts, bis der wiederkehrende Schmerz ihn von neuem fortspornte.

In diesem Augenblick, da er bleich und odemlos, die braunen Locken verwildert um das Haupt, aus dem Gebüsch auf den Fußweg trat, der zum kleinen Moosthale Abdrichs führte, flog von der andern Seite Epiphanie mit nicht geringerer Eile daher; die Wangen glühend; die Augen Entzücken strahlend; der Busen stür-

misch steigend und fallend. Beide, überrascht durch das unerwartete Zusammentreffen, blieben verstummt auf ihren Stellen. Ihm entging nicht die Seligkeit, in der Epiphaniens Antlitz strahlte; ihr nicht seine todtenhafte Blässe und Verwilderung. Beide erschraken vor einander.

„Du noch hier, Fabi!“ sagte sie endlich: „Ich glaubte dich längst bei Abdrich. Fabi, wie bist du so schrecklich verstört? Was ist dir geschehen? Rede doch!“

„Ein Unglück, ein großes!“ seufzte Fabian.

„Ein Unglück?“ wiederholte Epiphanie zitternd, und trat mit langsamen Schritten gegen ihn, und legte ihre Hand auf seinen Arm, während ihre Augen seine weggewandten Blicke suchten. Er aber, ohne zu ihr aufzuschauen, drängte sie sanft von sich zurück und sagte: „Ich habe meinen ganzen Himmel verloren, denn du bist nun aus ihm, ohne Wiederkehr, verschwunden!“

„Rede, Fabi, rede!“ sagte sie voll gutherzigen Mitleids und trat wieder zu ihm: „Dein Himmel verloren und ich daraus entschwunden? Sprich, was ist dir geschehen? Dränge mich nicht zurück. Bin ich nicht deine Schwester? Vertraue.“

„O dir vertrauen, o dir!“ rief er voll innigen Schmerzes: „Und du hast alle meine Zuversicht gebrochen; nicht Vertrauen mit Vertrauen vergolten! Wozu noch Erklärungen unter uns? Komm hinab ins Thal zu Abdrich. Gott hat's gefügt. Ich sollte heut' die Hinfälligkeit alles Irdischen, die Eitelkeit aller Hoffnungen erfahren. Ich bin nun unendlich ärmer, als ich war, da ich ins Leben eingetreten bin. Ich habe dich verloren. Morgen verlass' ich die Schweiz und gehe in die weite Welt hinaus, so weit mich der Boden trägt. Komm hinab ins Thal!“

Epiphanie ward blaß und erstarrte.. Stumm ergriff sie seine Hand; er zog diese aber zurück. Sie betrachtete ihn mit forschendem, bangem Blick und stammelte: „Fabi, weißt du, was dein

Mund spricht? Fabi, erkennen mich deine Augen? Fabi, willst du mein Herz brechen?“

— Was weiß ich's? Das meine ist gebrochen. Du solltest mein Todesengel werden; du bist es geworden. Ach, hätte die leidende Seele schon den letzten der Fäden gesprengt, mit denen sie noch ans Leben gebunden hängt! — Komm, komm! mir ist nicht wohl, gar nicht!

„Fabi!“ rief sie mit unbeschreiblicher Angst, denn sie sah ihn bleicher werden und mit den Armen um sich fassen, als wollt' er sich an etwas aufrecht halten; dann sich beugen und auf den Boden niedersetzen, wie Einer, dem die Kräfte entwichen sind. Sie kniete zitternd neben ihn und hielt mit den Händen sein Haupt, das an ihre Brust sank. Sie wagte kaum, Athem zu schöpfen, bis er, nach langem Schweigen, endlich tief aufseufzte, und sagte: „Es ist Alles gut. Geh' hinab; ich komme nach. Ich schäme mich meiner Schwäche. Geh', dir zürn' ich nicht. Aber nur du — nur du, nichts in der Schöpfung sonst, nur du . . . Dein Nahsein ist mir tödtlich.“

„Blicke doch auf, Fabi, blick' auf zu mir!“ sagte sie, neben ihm knieend, indem die Thränen des Kummers über ihre Wangen fielen und sie ihm die vorgefallenen, langen, braunen Haarlocken von der Stirn zurückstrich: „Ich bin Epiphanie. Sieh' deine Schwester an.“

— Wie? Bildest du dir ein, der Wahnsinn habe meine treuen Sinne bestochen und verwirrt? rief er auf und rückte von ihr: Ich erkenne dich wohl; fürchte nichts. Meine Sinne und mein Gedächtniß sind jung geblieben, indessen mich eine einzige Stunde zum Greise gemacht hat, erfahren und lebensmüde, als trüg' ich hundert Jahre.

„Du bist sehr krank, sehr, o theurer Fabi! Du thust und redest nicht das Gewöhnliche mehr.“

— Kein Wunder, der ich das Unglaubliche sah! rief er, indem er sich vom Boden aufraffte: Täusche dich und mich nicht! Die Wassertropfen da auf deiner Wange werden die Stellen nicht rein waschen, die des Pfaffen Kuß entweiht hat, als du dich von ihm geduldig herzen ließest.

„Gott im Himmel!“ schrie Epiphanie und sprang mit Entsetzen auf: „Du sahst uns? Fabi, ich mag es nicht glauben, du wärest uns nachgeschlichen? Mich heimlich belauscht hättest du?“ — Sie ging bei diesen Worten rasch von ihm, dann kehrte sie sich wieder gegen ihn und sagte mit stolzem Unwillen: „Das war deiner unwürdig. Ich hatte dich gebeten, mich und den Berg zu verlassen. Du hast mein Zutrauen betrogen; und sträfliche Neugier zu sättigen, ward dir lieber, als meine Bitte zu erfüllen . . .“

— Du irrest! Keine Neugier zog mich, sondern Besorgniß, deine leichtgläubige Gutmüthigkeit könnte dich in Gefahr locken. Ich wußte freilich nicht, daß du eben diese Gefahr suchen wolltest.

„Gefahr? Nirgends, Fabi. Du hast also, — o Fabi, sage mir ehrlich, wie dein Gewissen es dem Allwissenden sagt: hast du Alles gehört? Kennst du ihn?“

— Und wenn auch schon mein Gehör aus der Ferne nicht zu euch reichte, las ich doch eure Gespräche, Wort um Wort, in euerm Geberdenspiel, Alles, Alles! Ja, ich kenn' ihn, diesen Abenteurer, diesen Schleicher, den tückischen Papisten! Er ist glatt und still und kalt und heimtückisch, wie die Eisrinde des gefrornen Sees, die den Knaben im Winter ankirrt, um dann unter seinen Sohlen zu brechen und ihn zu verschlingen.

„Fabi, bei deinem und meinem Herzen, lästere diesen Heiligen nicht, oder ich entferne mich; denn ich darf und will die Zunge, mit der du mich Schwester heißest, nicht ruchlos an dem freveln hören, was mir theurer als das eigene Leben gilt.“

— Unglückliche! Dir theurer! Er, der uns für die Ewigkeit scheidet!

„Fabi!“ rief sie und wollte fortfahren. Er aber unterbrach sie und fragte mit zitternder Stimme: „Sage mir, in Gegenwart des lebendigen Gottes, sage mir, . . . Epiphanie, in deiner Antwort liegt die ganze Wendung meines Schicksals, . . . Epiphanie, warum tritt dieser zwischen dich und mich hin? Was ist sein Zweck? Er will dich dem heiligen, evangelischen Glauben deiner Väter abtrünnig machen; er will dich zum Uebertritt ins Papstthum bewegen! Epiphanie, will er? Und wenn es der Jesuit will, warum das? Epiphanie, weiche mir nicht aus, antworte: Will er dich zur römischen Kirche hinüberziehen? Will er?“

Epiphanie erblaßte, senkte die Augen, und, ohne diese zu erheben, streckte sie die Hände in flehentlicher Stellung gegen Fabian aus. Da verstummte auch der Jüngling, und sein Antlitz ward bleicher, als das Antlitz eines im Sarge Liegenden. Er that einige Schritte schwankend umher. Dann bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht, lehnte das Haupt an den Stamm eines vom Sturm gebrochenen Ahorns und weinte laut und bitterlich. Sie hörte sein Schluchzen, aber bewegte sich nicht von der Stelle. Die Hände gefaltet und mit Innigkeit an ihre Brust gedrückt, stand sie da, ein rührendes Bild des unendlichen Schmerzes, der sie beklemmte. Obgleich die Thränen ihre Augenlieder rötheten und über die blassen Wangen niederperlten, verzog sich doch keine Miene ihres schönen Gesichts, gab sie doch keinen Klagelaut, als wäre sie in ein weinendes Marmorbild verwandelt. Nur unhörbar zitterten ihre Seufzer über ihre Lippen.

Durch die Wohlthat der Thränen erquickt, ermannte sich der Jüngling endlich. Er trocknete die Augen. Sein Entschluß war genommen. Er wandte sich fest und mit der Ruhe verzweiflungsvollen Verzichtens zu Epiphanien, die in ihrem Innern erstarrt blieb.

„Lebe wohl, Schwesterherz, mein Leben!“ rief er: „Es ist um mich gethan. Helfe mir Gott weiter. Ich will diese Nacht ein anderes Obdach suchen; ich kann dich nicht zum Moose begleiten. Lebe wohl. Weine nicht; ich liebe dich noch. Ich bin allzu betrübt; ich kann dir nichts mehr sagen. Lebe wohl. Gott erbarme sich deiner Seele!“

Sie antwortete nicht und starrte ihn mit unbeschreiblicher Wehmuth durch das helle Naß der Thränen an, ohne eine Bewegung zu machen. Er wandte sich mit tiefem Seufzer von ihr und ging mit schweren, langsamen Schritten auf den Fußweg im Gebüsch vor sich hin gegen die Bergfläche; blieb wieder stehen und machte seinen unbesiegbaren Gram abermals in Thränen frei. Dann schwankte er weiter, kehrte aber wieder um, Epiphanie noch einmal zu sehen und zu befragen. Und als er zurück kam, stand sie noch mit Händen auf der Brust gefaltet, und mit dem erblaßten Gesicht da, wie vorher; den Blick, wie im Gebet, auf den Wangen und im Auge stillstehende Thränen.

„Ich komme zurück, ich will eine Antwort aus deinem Munde hören, warum verweigerst du sie mir?“ sagte er mit Fassung: „Warum willst du schweigen, da ich dich vielleicht von einem Abgrunde zurückführen könnte, an dessen Rand dich, unerfahrnes Kind, arglose Güte, blinder Glaube an das Menschenherz geleitet hat?“

Epiphanie senkte ihren Blick vom Himmel auf ihn nieder, aber während sie den Jüngling mit klagenden Augen betrachtete, blieb ihr Mund versiegelt.

„So hat er dich schon ganz von mir abgerissen?“ rief Fabian: „Warum frag' ich's denn noch! Was meine Augen sahen, darüber kann ja kein Wort und kein Eid von dir mehr die Decke werfen. Ich habe dich in den Armen der Hölle erblickt.“

— Fabi! sagte Epiphanie mit einer Stimme, die sein Inner-

stes durchschnitt, mit einer Stimme, in welcher ihn Schmerz und Zärtlichkeit, Vorwürfe und flehentliches Bitten anschrien.

„Nur ein Wort, Faneli, nur ein einziges!“ rief er: „Du bist ja zu seinen Füßen, du bist ja in seinen Armen gelegen. Du bist . . . o Mädchen, o Fani, soll ich mir denn das Gräuelvollste mit eigenem Munde vorsagen? Sprich doch! Du liebst ihn?“

Sie ließ die Hände aus einander fallen und sagte mit dem Ausdruck der reinsten Gutherzigkeit: „Aber mit einer heiligen Liebe!“

— Hab' ich denn je zweifeln können, daß aus deinem Herzen Anderes, als Heiliges hervorgehe? Im römischen Babel, ja im Höllenreich selbst, wirst du ein Engel bleiben. Aber, Epiphanie, die scheinheilige Schlauheit des . . . des . . . o, er sei, wer er wolle, er hat dich in deinen frommen Einbildungen gefangen und gebunden. Du bist betrogen, ich kenne ihn!

„Du also kennst ihn, Fabi!“ sagte sie langsam, sehr gespannt und forschend. Dann schwieg sie, als wolle sie mehr von ihm hören.

Fabian erzählte nun, wie er mit dem Niederländer und dessen Begleitung im Hohlwege ob Erlisbach zusammengetroffen sei; wie derselbe in der Berghütte mit Geld und Versprechungen erst in den Spielmann, dann in ihn selbst gedrungen sei, Epiphanien zu entführen. Alle Gespräche, die er mit ihm gepflogen, wiederholte er aus treuem Gedächtniß, und dann fügte er die Frage hinzu: „Glaubst du nun, daß ich ihn kenne?“

Während der ziemlich langen Erzählung war auf Epiphaniens Wangen die natürliche Farbe allmälig zurückgekehrt. Sie hörte mit seltsamer Neugier alle Berichte, und that noch viele Zwischenfragen, um auch das Kleinste und Bedeutungsloseste zu vernehmen.

„Glaubst du nun, daß ich ihn kenne?“ fragte er noch einmal.

Sie schüttelte das Köpfchen mit trübem Lächeln und erwiederte: „Nein, lieber Fabi, du kennst ihn also wahrlich nicht."

— Doch ist's derselbe, der droben bei dir war?

„Ja, liebe Seele, der ist's gewesen."

— Und dem Spielmann und mir machte er die Anträge deinetwillen.

„Ich weiß es. Ja, er hat's gethan. Zürne ihm darum nicht."

— So sage mir, Epiphanie, wer er sei?

„Mein Heiliger!"

— O, ich versteh' dich. Aus welchem Kloster kommt er? Ist er ein Prälat? Wer hat ihn gesandt oder dir zugeführt?

„Gott!"

— Armes, entsetzlich verblendetes Kind! Nicht Gott! Nicht Gott! Er scheidet dich von Gott und deiner Seelen-Seligkeit und von mir Unglücklichen. Laß ab von ihm! Flieh', flieh'!

„Das darf, das kann, das will ich nicht!" sagte sie mit einer Festigkeit, die den Jüngling erschütterte.

— Darfst, kannst, willst nicht? wiederholte er mit erlöschender Stimme: Also ... zu spät! Ist dies dein letztes Wort, Epiphanie?

„Wodurch hab' ich dein Vertrauen eingebüßt, Fabi?"

— Durch dein Geheimniß vor dem Bruder, Fania.

„Ich habe Verschwiegenheit gelobt und werde Treue halten. Fabi, vertraue mir. Einst, wenn Leonore genesen oder im Grabe ist, wirst du Alles erfahren. Vertraue bis dahin."

— Nein, Unglückliche, ist's jetzt zu spät, dich zu retten, wie dann? Epiphanie, laß ihn fahren, den gefährlichen Verführer, um deiner Seligkeit willen, laß von ihm.

„Ich kann nicht!"

Fabiau verstummte, that einen schweren Seufzer und, wie an Kraft erschöpft, sagte er endlich: „Es will Abend werden. Gute Nacht, ewige gute Nacht! Grüße Abdrich und Leonoren; ich kann

sie nicht mehr sehen. Gott sei deiner Seele gnädig; gehab dich wohl."

Wie er bei diesen Worten von ihr gehen wollte, stieß sie einen lauten Schrei aus, warf ihre Arme um seinen Hals und rief mit Verzweiflung: „Fabi, verlaß mich nicht!"

— Hast du mich nicht schon verlassen? fragte er traurig: Du mich nicht verstoßen?

„Ich dich verstoßen? Kann ich denn meine einzige Seele aus mir verstoßen? Verlaß mich nicht, Fabi; meine Seele zieht dir nach, und es bleibt nur meine Leiche, wenn du gehst. Verlaß mich nicht; ich will ja Alles thun, was du willst und gebietest; aber bleib' bei mir, daß ich nicht sterbe."

Sie rief diese Worte mit so durchdringender, schmerzlicher Stimme, sie hielt ihn so fest umklammert, daß er keinen Versuch wagen wollte, sich loszuwinden.

— Und wenn ich fordere, daß du . . . sagte er mit neuer Hoffnung. Aber sie unterbrach ihn und rief: „Alles, Alles, Fabi, nur das Eine nicht, bis Leonore genesen oder im Grabe ist. Dann, dann . . . !"

— O meine Schwester, dann zu spät!

„Nicht doch, grausamer Fabi, nicht doch! Vertraue mir mit Zuversicht! Hat dich mein Herz denn je belügen können? Nur das Eine begehre nicht; Alles sonst. Aber verlaß mich nicht!"

Fabian fühlte sich von ihrem Schmerz erschüttert, und doch von ihrer beharrlichen Anhänglichkeit an den Störer seines Friedens zurückgedrängt. „Wer aber ist er? Was will er? Warum hast du dich ihm ergeben mit Leib und Seele?"

„Nur das Eine nicht!" rief sie wieder: „Ehre mein Schweigen. Denn wenn ich ihm mein Gelübde bräche, wie würdest du mir je Glauben geben können?"

Fabian schwieg nachdenkend. Er ward bei Epiphaniens Hart-

näckigkeit und dem unwidersprechlichen Ausdruck ihrer Liebe zu ihm in sich selbst irre. Dann versuchte er einen andern Weg, diesen Widerspruch auf entscheidende Weise zu lösen.

— Faneli, sagte er und legte seinen Arm um sie: Ich will dir zwei Fragen thun. Deine Antworten können mir die ganze Ruhe wieder geben, nach der ich mich sehne.

„Fabi, frage Alles, nur nicht um das, was Ihn angeht.“

— Kannst du mir versprechen, Epiphanie, nie, unter keinen Verhältnissen, welche es auch sein mögen, deinen evangelisch-christlichen Glauben zu verläugnen, nie dich zum Uebertritt in die Gemeinschaft der Papisten bewegen zu lassen?

Epiphanie fragte stockend entgegen: „In die Gemeinschaft? Wie denkst du das?“

— Daß du niemals römisch-katholischer Religion werden willst; daß du es auch jetzt noch nicht bist?

Sie schien über die Frage nachzusinnen. Fabian fühlte einen Schauder in seinen Gliedern, da sie zu antworten einige Augenblicke anstand.

Endlich sagte sie: „Könnt' es dich also ganz und über Alles beruhigen, wenn ich dir antworten würde: ich bin noch nicht katholisch und will evangelisch bleiben, wie du, und so lange, wie du selbst?“

— Ja, es gäbe mir meine Zufriedenheit zurück.

„Nun denn, stille deine Sorge. Ich bin ja nicht katholisch und will keinen andern Glauben annehmen, als deinen Glauben. Könnt' ich denn anders, Fabi? Ist es nun Alles?“

Fabian drückte sie fest an sein Herz und sagte stammelnd: „Ich hätte noch die zweite Frage. Aber . . . ich frage sie nicht. Ich sah ja . . .“ Hier fielen seine Arme, mit denen er sie umschloß, wie gelähmt von ihr ab. Er zog den Kopf von ihr zurück, als wollte er sich von ihrem Umschlingen frei wissen.

„Nun, was sahst du, Fabi?“ fragte sie etwas ängstlich und wollte die Antwort aus seinen Augen lesen.

Er seufzte, und hinwegblickend sagte er: „Ich sah seine Lippen auf deinen Wangen!“

— Schon wieder von ihm? Du brichst dein Wort! Berühr' ihn nicht, Fabi! Vertraue! Bin ich nicht deine Schwester?

„Meine Schwester, ja, aber seine . . ., laß mich, Epiphanie!“

— Thu' deine zweite Frage, Fabi, aber berühre ihn nicht.

„Nun denn, Epiphanie, soll ich die Frage thun?“

— Warum quälst du dich und mich, Fabi? Rede.

„Du hast mich noch lieb, Fani?“

— Ist das die Frage?

„Nein, aber . . . o Fani, rede frei vor Gott und mir: kannst du geloben, keines Andern Geliebte, keines Andern Braut je zu werden, . . . Fani, keines Andern Weib je zu werden, . . . Fani, Gott hört uns! — als das meinige?“

Mit aller Anstrengung brachte Fabian doch die letzten Worte nur sehr leise hervor.

Eine lange Stille erfolgte. Ihr erröthendes Antlitz sank auf die Brust nieder, deren Bewegung innern Kampf oder eine Furcht verrieth, die sie verhehlen wollte. — Er bemerkte diese nicht unerwartete Verlegenheit und trat einige Schritte von ihr zurück. Sie hielt ihn diesmal nicht fest. Je länger sie stumm blieb, je mehr stieg seine Angst. Einigemal bat er, mit lautschlagendem Herzen, um Antwort. Endlich legte er die Hände beide vor sein Gesicht und sagte in der tiefsten Betrübniß der Seele: „Nein, antworte nicht!“

Jetzt wandte sie furchtsam und verschämt das Angesicht zu ihm auf und sagte: „Warum bist du heut' mit mir, wie du nie gewesen? Du hast Renolds Rede, Renolds Ungestüm und, der Himmel verzeih' mir oder dir, Renolds verdammliches Wesen. Bin ich nicht deine Schwester?“

Er nickte schweigend mit dem Haupte.

„Bist du nicht mein Alles? Oder könnt' ich dir mehr werden?"

— Nein, du darfst nicht. Ich kam zu spät! versetzte er, ließ die Hände vom Gesicht und sagte mit erzwungener Ruhe des Tones, indem er ihre Hand nahm: Ade, es muß geschieden sein. Lebe wohl, Schwesterherz. Es war nicht deine Schuld. Ich kam zu spät.

„Fabi!" schrie das beängstigte Mädchen: „Es peinigt und verwirrt dich ein böser Geist. Verlaß mich nicht; um Gotteswillen nicht!"

— Antworte auf meine Frage deutlich: keines Andern Verlobte, Braut, Weib? — rief er und seine Hand zitterte dabei in der ihrigen.

„Deine Braut? Fabi, besinne dich doch! Du sprichst wie ein Trunkener mit der Schwester."

— Antworte! Gib mir das Recht des Bräutigams, Fani! —

Sie blickte wieder zu ihm auf und senkte schamvoll die Augen, als sie den seinigen begegnete. Dann sagte sie mit kaum verständlicher Stimme: „Es ist etwas Sündiges an dir." Nach einigem Bedenken hob sie wieder an: „Gedulde dich, o einige Tage nur, dann — ja, dann bring' ich dir die Antwort."

— Also hast du keine Freiheit mehr? Bist du schon eines Andern Verlobte? eines Andern Braut?

„Nein!" erwiederte sie schnell: „Nun sei ruhig."

— Und willst, wenn nicht meine Braut, mein Weib, nie Weib eines Andern werden?

Nach einigem Sinnen sagte sie mit erneutem Erröthen, aber fester Stimme: „Das darf ich dir und Gott geloben. Nein, ich will nie eines Andern sein, so lange du es selbst mir nicht gebietest."

Ueberrascht und als hätt' er Argwohn gegen sein Gehör, verlangte er die Wiederholung der Worte. Sie gehorchte und sagte

darauf wieder mit aller schwesterlichen Traulichkeit: „Gelt, Fabi, nun bist du ruhig? Nun weichst du nicht von mir?"

Er heftete sie mit seinem Arm fest an seine Brust, und seine Lippen brennend an die ihrigen. So standen sie lange. Die Sonne sank. Die Gletscher traten erblassend in blauen Duft zurück, und die Thäler zerflossen in ungewissen Dämmerungen.

„Hinab ins Moos!" rief Fabian.

— Ach! seufzte Epiphanie: Geduld! ich muß mich sammeln. Fabi, du bist nicht mehr, der du gewesen bist. Gewiß nicht! es wohnt ein anderes Wesen in dir. Oder hab' ich dich noch nie gekannt, als heut'? Oder hab' ich dich nicht immer über Alles geliebt, daß ich dich nun noch unaussprechlicher liebe? Oder ist meine Freundschaft sündig geworden, daß sie mir fremd und neu scheint? Sonst ist's nicht so gewesen. Was wird Er sagen!

„Wer, Fani?"

— Hinab ins Moos! rief sie, ergriff seine Hand und führte ihn durch die Gebüsche hinab zur Hütte ins Thal.

36.

Unerwartete Hoffnung.

Fabian ging an der Hand seiner Schwester gegen die schattige Tiefe, zwischen den Wäldern der Hügelhalden, mit dem seligen Gefühl, als hätt' er, nachdem er die Welt verloren, eine neue Welt erobert. Er ging weich, wie auf Wolken. Epiphanie schwebte leicht neben ihm hin, sinnend und träumend, von fremdartigen Gefühlen verwirrt. Sie dankte der Dämmerung, in ihr verborgen zu sein vor Fabians Augen, vor dem Blick aller Sterblichen, vor den vertrauten Bergen und Bäumen und vor dem Himmel.

Todesstille wohnte in Abdrichs Hause. Das einfache Nachtessen stand bereit: Brod und Milch und Käse, nebst einer irdenen Schüssel gekochten, dürren Obstes. Für Fabian setzte freundlich das geschäftige Aenneli eine Flasche Weins dazu. Knechte und Mägde standen versammelt umher. Aber Abdrich erschien nicht, auch als Epiphanie ihm die Ankunft Fabians gemeldet hatte. Er verweilte im Krankenzimmer seiner Tochter Leonore, und begehrte mit ihr und seinem Grame einsam zu bleiben.

Nach langen Tischgebeten, die abwechselnd von Mägden und Knechten halblaut und eintönig hergemurmelt wurden, nahm man auf den Bänken Platz. Niemand versuchte, das Nachtmahl mit Gespräch und Scherz zu würzen. Wenn einer der Speisenden das Schweigen unterbrach, geschah es mit kurzen Worten und gedämpfter Stimme. So war die Ordnung dieses traurigen Hauses. Epiphanie schien nur der Hauszucht wegen gegenwärtig zu sein. Sie selber genoß nichts, sondern blickte stillsinnend vor sich auf die Holzscheibe nieder, welche Tellers Stelle vertrat, indem ihr Köpfchen dabei seitwärts zur Achsel geneigt hing, und ihre Hand mit dem leichten, aus Bergahorn geschnitzten Löffel tändelte. Nur von Zeit zu Zeit erhoben sich die dunkeln Wimpern des Auges, wie zarte Vorhänge, und ein Lichtblick der verborgenen Freude fiel auf den Liebling, der ihr gegenüber wohlgemuth weder Kost noch Rebensaft verschmähte. Aber wenn er sie ansah, floh ihn unter verschämtem Lächeln der Blick, den ihm die Liebe geweiht hatte.

Als das Mahl geendet, der Tisch von Aenneli's gewandter Hand abgeräumt und das Zimmer von Allen verlassen war, blieben Epiphanie und Fabian auf ihren Plätzen am Tisch zurück, im leisen Geplauder mit einander, beim gelben Schein der Lampenflamme. So fand sie Abdrich, als er hereintrat, und sie beide, die Hände einander über dem Tisch vertraulich haltend, sein Kommen nicht bemerkten, bis er neben ihnen stand und den jungen Freund be-

grüßte. Fabian, ohne die Schwesterhand fahren zu lassen, reichte ihm von seinem Sitze die Linke entgegen, und sagte: „So möcht' ich euch beide mein Lebenlang an mir halten!"

„Wir sind Schatten," erwiederte der Alte, „die du nicht binden kannst. Schatten, was war, und ist, und sein wird! Doch du hast Recht. Laß dich vom Gaukelspiel deiner Wünsche ergötzen! Ich bin auch vor Zeiten Kind gewesen, wie du." Er sagte dies mit einer innern, tiefen Bewegung, mit einer bebenden Stimme, wie er jedesmal zu sein pflegte, wenn er vom Siechenbette des heißgeliebten Töchterleins kam. Seine Augen waren gerötheter, denn sonst. Als hätte der Seelenschmerz alle Kraft seiner riesigen Gestalt verzehrt, hing er matt und schlaff über den Tisch, indem er den vorgebogenen Leib mit aufgestämmten Händen und Armen unterstützte.

Fabian versuchte, und wie immer vergebens, ihn durch Vorstellungen und Gründe zu ermuthigen und zu erheben, die ihm Vernunft, oder Religion, oder Mannesstolz darbieten konnten. Addrich erwiederte nach seiner Gewohnheit entweder mit einem Lächeln, welches seine ganze Verachtung solcher Arzneien aussprach, von der kein wahrhaft krankes Gemüth gesunden könne; oder mit einer Bemerkung über Schicksal und Leben, die schrecklicher noch, als sein Lächeln war. Endlich brach er die Unterredung plötzlich ab und sagte zu Epiphanien: „Hinauf, Kind, zum armen Loreli! Es hat heut' einen seiner mildern Leidenstage, und hängt an nichts mehr auf Erden, als an seinem Vater und an dir. So geh' denn. Entzieh' deiner Schwester keinen Augenblick, da deine Gegenwart, dein freundliches Geplauder ihr noch die Neige ihres Daseins süß machen kann. Geh'! Es ist noch nicht spät. Ich habe mit Fabian zu reden. Ich thue vielleicht noch einen weiten Gang diesen Abend. Geh'."

Sie gehorchte und stand auf; Fabian mit ihr. „Vielleicht seh'

ich dich, Fabi, heut' nicht wieder!" sagte sie: „Gute Nacht, Fabi." Sie reichten sich die Hände und schieden.

Addrich setzte sich jetzt zu Fabian auf die Bank, den Rücken an den Tisch gelehnt, und begann, als wollt' er sich gewaltsam zerstreuen, allerlei Fragen, die anfangs ohne Zusammenhang schienen. Fabian mußte ihm allerlei berichten; auch die Unterredung mit dem Dekan zu Aarau. Als er von der Feuersbrunst am Thunersee, der dabei bewiesenen Thätigkeit des Schweden, und von Fabians gänzlicher Dürftigkeit hörte, rief er, einen schweren Fluch über Gideon Renold murmelnd: „Hätt' ich diese Bestie nicht vonnöthen gegen die Wälle von Bern und Solothurn, wollt' ich sie nächster Tage am Galgen zappeln lassen. Er ist schon verrufen, wie ein Churer Batzen. Aber man muß hier zu Lande manchen zu Gast bitten, der längst vom Henkersmahl hätte satt sein sollen. Habe Geduld, und wahre dich einstweilen, denn er stellt dir nach, bis wir ihm das Bohnenlied singen."

Fabian bewies durch seine Gleichgültigkeit gegen Addrichs Warnung, wie wenig er den Schweden fürchte, und setzte seine Erzählung von dem fort, was er im Pfrundhause zu Aarau durch den Dekan vernommen. Addrich hörte ihm mit wachsender Theilnahme zu, besonders, als die Rede auf den lateinischen Brief, und auf die Vermuthung des ehrwürdigen Geistlichen von Aarau kam, ob nicht der Prälat von St. Urban vielleicht mit dem Briefsteller, der so geheim thue, ein und dieselbe Person sein möge?

„Blitz!" rief Addrich und sprang auf, „es wird hell! Hast du mir nicht bei Olten von einem Mohren erzählt, den er bei sich gehabt? Es ist dies Negergesicht schon vor einigen Wochen in dem alten Zisterzienserstift bemerkt worden; nein, nicht da, aber doch wenige Büchsenschüsse davon, im Wirthshause vor Roggwyl. Die Pfaffen hassen wohl die Ketzer, aber nicht die Ketzerinnen, und

heirathen nicht, so lange die Bauern Weiber haben. Ich will dem Abte nächstens über den Hag schauen!"

Fabianen drängte es jetzt, von dem Schauspiel zu reden, welches er vor wenigen Stunden noch auf der Bampf gehabt. Doch Ehrfurcht und Liebe für Epiphanien geboten ihm Schweigen. Indessen unterließ er nicht, den Alten zu warnen, auf der Hut zu sein; man müsse vor der Mönche List und Gewalt so sehr, als für Epiphaniens gutmüthige Leichtgläubigkeit zittern.

Abdrich beruhigte den Jüngling. „Dies Haus steht wohl bewacht," fügte er hinzu: „meine Knechte sind auserwählte Bursche; alle bewaffnet, wie zu einer Belagerung. Wer hier Gewalt versucht, wird kalt gemacht, und Faneli verläßt mein armes Kind nicht, so lang' es athmet. Aber Fabian, hätt' ich das Alles nicht erfahren, was ich nun weiß, ich müßte dennoch mit dir ein Wort im Ernst reden, und der Bitte meines armen Loreli Genüge thun. Sie will Epiphanien geborgen und glücklich sehen; sie zittert vor dem Loose derselben, wenn der Schwede . . . sie hat mir gesagt, was ich selber wußte, daß meine Nichte nur dir lebe. Fabian, ohne Umstände, lege die Kinderschuhe ab; es ist Zeit! Faneli ist deine Schwester nicht, du bist nicht ihr Bruder. Es ist die letzte Lust, die du meiner armen Tochter ins sterbende Herz legen kannst, wenn du die unschuldige, kindliche, treue Fani nicht verlässest; wenn du sie, ehe Leonorens Augen brechen, zu deinem Weibe machst. Frage nicht, nun du um Hab' und Gut gekommen bist, wovon eine Frau nähren? — Ich theile mit dir, was ich besitze. Epiphanie erbt ja von mir, da ich keine Tochter hinterlassen werde."

Er sagte die letzten Worte mit leiser werdender Stimme, die zuletzt ganz tonlos zum Seufzer ward. Der Jüngling, anfangs durch den Antrag überrascht, flammte plötzlich in allen Strahlen der Freude auf, und rief: „Abdrich, das ist's, was ich selber dir sagen sollte. Heut' oder morgen wollt' ich ihre Hand von dir fordern."

-- Du kennst die kleine Thörin. Sie wird sich sträuben . . . fuhr Addrich ruhig fort.

„Nein, glaub' es nicht!“ rief Fabian: „Sie hat gelobt, keines Andern Weib zu werden, wenn nicht das meinige.“

— Desto besser, sagte der Alte: Freilich diese Tage haben das Ansehen, mehr Wittwen, als Bräute, zu machen. Doch Leonoren muß die letzte Freude werden. Also bleibt's dabei! Aber Fabian, unter uns Beiden muß zuerst noch etwas abgethan sein. Reiche mir die Hand, und versprich zu erfüllen, was ich verlange.

„Rede erst, Addrich. Ich gebe meine Hand nicht, ohne zu sehen, wohin?“

— Wie, Bursch, du möchtest gewinnen, aber nichts auf die Karte setzen? Wie hoch gilt dir meine Nichte?

„Mehr, als das Leben, Addrich.“

— So hoch ist der Preis nicht, den ich für sie anschlage. Hand her! Schlag ein!

„Nein, thu' den Sack vorher auf und laß mich hineinschauen, eh' ich die Waare kaufe.“

— Nun denn: Du versprichst mir, Epiphanien nicht zu zwingen oder zu beschwatzen, mein Haus zu verlassen, so lange Leonore am Leben ist.

„Hier, Addrich, die Hand! Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort!“ Fabian schlug in Addrichs Hand die seinige.

— Gut! sagte Addrich: ich halte sie fest für ein zweites Wort.

„Sie hilft dir nicht, eh' ich das zweite Wort gegeben; laß hören.“ Fabian zog die Hand wieder zurück.

— Du mußt mir treu in gegenwärtigen Zeiten zur Seite bleiben, Fabian; ich bedarf vielleicht deiner. Du hast Wissenschaft und kannst die Feder besser, als mancher Pfarrer und Landschreiber, führen. Auch bist du Arzt und Wundarzt. Es wird nächstens Manchem der Magen verdorben werden, wenn sich Herren und

Bauern mit blauen Bohnen gastiren. Du weichst nicht von mir, bis die Sache des Volks entschieden ist.

„Nein, Abdrich, ich helfe der Obrigkeit nicht das Volk unterdrücken; aber ich helfe deinen wilden Bauern nicht gegen die Obrigkeit anbellen.“

— Bursch, vergiß nicht, du bist ehrlicher Bauern Kind, und hier heißt's: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns. Bursch, vergiß nicht, es steht dir eine Braut und stattliche Aussteuer auf dem Spiel. Der Tanz mit den Städten wird bald abgethan sein, und vor Pfingsten, hoff' ich, machen wir mit ihnen den Kehraus. Jakob diente vierzehn Jahre um Rahel; ich verlange von dir keine vierzehn Wochen!

„Nicht der Lohn macht den Unterschied, aber die Arbeit.“

— Was begehr' ich, Bursch? Es gilt die gerechteste Sache; es gilt, daß der Schweizername keine Lüge, und der Tell mit dem Apfel kein Helgeli *) sei, was die Herren den Bauern ins Psalmbuch legen, um aus langer Weile die Augen daran zu ergötzen. Man soll den armen Leuten in diesen Bergen nur gnädigst erlauben, Menschen zu sein; mehr nicht.

„Die Menschwerdung macht bei euch unmenschlichen Anfang. Nein, Abdrich, nein, dazu biet' ich keine Fingerspitze.“

— Und wenn es Faneli von dir fordert?

„Nein, Abdrich.“

— Bursch, und du wolltest vorhin das Leben für das arme Mädchen daran setzen?

„Ja, mein Leben wohl, aber nicht mein Gewissen . . .“

— Tropf, ich merke, woran ich mit dir bin. Du kömmst vom Pfarrer und Dorfschulmeister, aber hast noch nicht die Hochschule

*) Helgeli heißen in der Schweiz kleine, bunte Heiligenbilder.

des Schicksals besucht. Verstehst meisterlich deinen Heidelberger*) herzusagen, aber von den Fragen des Menschenherzens an die Welt hast du nichts vernommen. Du sprichst Bernerdeutsch, ich Schweizerdeutsch, wir verstehen einander nicht!

Addrich ging mit hastigen Schritten einigemal schweigend das Zimmer auf und ab, und kehrte endlich langsam gegen Fabian mit den Worten zurück: „Du thust mir leid, Fabian. Es hilft dir Alles nicht. Freund oder Feind, hart oder lind mußt du sein. Was nicht zu den Scheerenklingen gehört, wird zwischen beiden zerschnitten. Ich schlage dir ein Anderes vor, deines eigenen Heils willen. Ich gebe dir meine Nichte: du aber begleitest mich morgen nach Hutwyl zur Landsgemeinde aller Bundesgenossen. Da sollst du hören, was das gesammte Volk begehrt, und ob es Recht oder Unrecht will? Nachher entscheide dich. — Von da begleitest du mich, und weichst bis Austrag des Handels nicht von meiner Seite."

Fabian blieb eine Weile nachdenkend und sagte: „Warum das?"

— Wie du willst, deiner oder meiner Sicherheit willen.

„Der deinigen willen, Addrich, möcht' ich's wohl."

— Auch als Arzt kannst du Dienste leisten, ohne dein Katechismusgewissen in Gefahr zu stürzen, denn du kannst mit deinen Pflastern Juden und Samaritern beispringen.

„Auch das kann ich!"

— Mehr verlang' ich nicht, als dein Wund- und Scheermesser. Der Degen und Spieße haben wir genug, ohne dich. Allenfalls deine Feder nimm mit dir. Es gibt zu schreiben.

„Nein, Addrich, für diesen tollen Aufruhr verspritz' ich weder Blut noch Tinte. Schwert und Feder haben ungleiches Gewicht; wisse jedoch: ein Schwertstreich kann wohl Fleisch und Knochen

*) So nennen die reformirten Landleute der Schweiz den pfälzischen Katechismus, den 1562 Ursinus zu Heidelberg geschrieben hatte.

spalten, ein Federstrich aber scheidet Länder und Völker. Ich gehe, wohin du willst, Abdrich, als dein Schutzengel. Allein die Feder bleibt daheim!

— Mag's gelten! Hand her! Du weichst nicht von mir! Das Andere wird sich finden.

„Hier die Hand, Abdrich. Das Andere aber suche nicht, denn du wirst's nie finden."

Fabian gab ihm die Hand, welche der Alte kräftig, doch nicht ohne Lächeln, schüttelte, worin etwas Schalkheit verborgen lag. Abdrich führte ihn darauf mit der Lampe in eine anstoßende Kammer und sagte: „Du wirst ermüdet sein, Fabian. Hier steht dein Bett. Morgen sprechen wir weiter. Epiphanie ist bei meinem Kinde. Störe die Töchter nicht mehr. Gute Nacht!"

Damit entfernte sich der Alte rasch. Fabian trat zum Fenster. Es war noch nicht spät Abends. Die Thalschlucht schwamm im bleichen Mondlicht. Wie ein unferner Strom scholl das Getöse der Tannen im Windzug. Da wankte eine menschliche Gestalt unter Fabians Fenster vorüber. Es war Abdrich, der, in seinen Mantel gewickelt, mit Hut und Degen noch eine geheimnißvolle Nachtreise antrat. Er verschwand bald in die nahen Waldschatten.

37.

Unerwartete Erfüllung.

Fabian, in aller Harmlosigkeit, überließ sich seinem gesunden Schlaf und kam, da es schon eine Stunde Tag war, der Letzte, zur Morgensuppe. Auch Abdrich, reisefertig, leistete Gesellschaft; sprach viel und lebhaft und mit großen Erwartungen von der nahen Volksversammlung zu Hutwyl, der feierlichen Beschwörung des Landesbundes und den daraus nothwendig hervorspringenden

Entscheidungen über das Schicksal der gesammten Eidgenossenschaft. „Die Töchter wissen," fuhr er fort, „daß du mir Wort gegeben, mein Begleiter zu sein; und kennen beide auch den Preis dafür. Geh', nimm deinen Abschied von der armen Leonore und weide dich an der letzten Freude, die aus ihrem sterbenden Auge lächelt." Der Jüngling gehorchte; der Alte folgte nach.

Beide traten leise in das Gemach der Leidenden, über welches die vorgezogenen Umhänge des Fensters nur dämmerndes Licht zu bringen gestatteten. Epiphanie stand am Bett der Freundin und reichte dem schüchtern herantretenden Liebling schweigend die Hand zum Morgengruß. Er wagte kein Wort. Leonore aber, an erhöhten Hauptkissen in halbsitzender Lage, streckte ihm mit himmlischem Lächeln den Arm entgegen, und indem der Wiederglanz innerer Freude die blassen Wangen der verschämten Kranken, wie der letzte Abendstrahl der Mai-Sonne den reinen Schnee der Alpenfirnen, röthete, sagte sie mit matter Stimme: „O Fabi, lieber Fabi, du findest mich noch. Gottlob, daß dich mein Auge noch einmal sehen darf, eh' es bricht. Gib mir deine Hand, Faneli!"

Epiphanie reichte ihre Hand. Leonore legte sie in die des Jünglings, sah mit neuem Erröthen und lächelnd zu beiden empor und sagte: „Meine Seele segnet euch! Vor Gott betet sie für euer Heil. Ich werde oft bei euch sein."

Fabian und Epiphanie standen stumm und mit thränengefüllten Augen da. Eleonore bemerkte es, lächelte zärtlich das Paar an und sagte: „Ich weine nicht mehr. Ihr habt noch Thränen. Die Freude weint auch; die Seligkeit nicht. Das Leben ist schön, doch nur Schatten, — Schatten des Ueberirdischen."

Sie sprach mit leiser, aber fester Stimme. Es war die Stimme eines Engels über seinem Leichnam. Ihr Haupt schien von Heiligenglanz umflossen; ihre Miene hatte den Ausdruck jener innern Wonne, die man in den Zügen der Verstorbenen, wenige Stunden nach

ihrem Ausathmen, wahrzunehmen pflegt. Epiphanie und Fabian, gleichzeitig wie von unsichtbarer Macht genöthigt, knieten vor Eleonorens Bett nieder und küßten die kalte, blasse Hand der schönen Sterbenden. Abdrichs Herz bei diesem Anblick brach. Er floh stilljammernd aus dem Gemach in eine Einsamkeit.

Es waltete langes Schweigen. Die Knienden wagten nicht einmal laut zu seufzen. Endlich sagte Eleonore: „Nimm mir die harten Ringe wieder von den Fingern, Faneli. — Dir den einen; dir, Fabi, den andern! Traget sie zu meinem Gedächtniß.“ — Und nachdem der rührende Befehl erfüllt war, lächelte die Selige und sagte: „Geh! es ist Zeit! es ist Zeit! Ich bete für euch.“

Epiphanie und Fabian standen auf. Beide küßten die blassen Lippen der Jungfrau, die nur mit stilllächelndem Blick antwortete. Dann verließen beide das Zimmer leise, in welches, zur Pflege der Dulderin, eine der Mägde eintrat. Epiphanie führte aber ihren Freund in ihr Gemach und sagte: „Fabi, also mußt du schon wieder von hinnen mit dem Oheim? Er hat mir Alles gesagt und mir erlaubt, dich und ihn bis Kulm hinab zu begleiten. Fabi, du gehst ohne Gewehr, und es ist böse Zeit, unsichere Straße. Wache über dein Leben, denn es ist ja auch mein Leben, und kehre bald wieder.“

Nach diesen Worten sprang sie zu einer beinahe fünf Schuh langen, mit rothem Tuch und schwarzem Leder zierlich beschlagenen Kiste, wie dergleichen damals in reichen Bürgerhäusern zum Nutzen und Schmuck der Gemächer standen. Dicht aneinander in Streifen oder blumenartigen Windungen zusammengereihte Messingknöpfe zahlloser Nägel des Deckels oder der Seiten, bildeten daran den vornehmsten Prachttheil. Epiphanie öffnete mit dem Schlüssel den Kasten, und nahm daraus ein breites Schwert, dessen Handgriff mit Silber ausgelegt, so wie das Gehenk mit Silber gestickt war. „Sieh' Fabi,“ sagte sie, indem sie ihm das Degengehenk

über die Achsel warf, „ich will dich rüsten. Ich gebe dir das Einzige, was mir aus dem Erbtheil meines unglückseligen Vaters geblieben ist, dessen ewiger Grabstein der hohe Rawyl geworden.“ Sie drückte bei diesen Worten den Griff des Schwertes an ihren Mund und fuhr fort: „Diese Stelle ist durch seine Handberührung heilig.“

— Und mir durch deine Lippen! sagte Fabian: Ich werde es für keine ungerechte Sache entblößen.

„Weh' dir, Fabi, wenn du das könntest! Ich weiß vom Oheim, daß mein Vater, er soll heftigen Gemüths gewesen sein, einst im Irrthum fehlte, und einen Mann mit Unrecht erbitterte. Da riß ihm dieser das Schwert aus der Scheide, um ihn damit zu durchbohren. Fabi, ich erzähle dir's nicht vergebens. Seitdem ich die Geschichte gehört hatte, blieb in mir ein Glaube, an diesem Schwerte hänge eine geheime Bestimmung.“

— Und welche?

Es sei seinem eigenen Besitzer gefährlich, wenn er sündiget. Ich selbst bin schon von der Schärfe der Klinge einmal verwundet worden; es schien zwar damals, wie bloßer Zufall; — aber, Fabi, ich wußte wohl, wie ich mich vorher schwer an Gott und Menschen vergangen hatte. Fabi, traue meiner Ahnung. Es gibt keinen Zufall, weil ein Gott ist. Und glaub' es, Fabi, in der Menschenbrust klingt und weissagt, wenn man aufhorcht, zuweilen eine Stimme, die nicht Menschenstimme ist.“

Sie plauderte dies und mehr noch so ernst und festgläubig, und sah dabei mit den Himmelsaugen so flehentlich und zärtlich zum Jüngling auf, daß dieser gegen die Schwerterstimme aus Epiphaniens Brust nicht das Mindeste erwiedern konnte und wollte. Er reichte ihr die Hand und sagte an die Waffe schlagend: „Dem Unrecht Trutz, dem Rechte Schutz!“

In dieser Unterredung wurden sie durch Aenneli's Eintritt ge-

stört, welches ihnen ankündete, daß Abdrich mit Ungeduld vor der Hausthür harre. Aenneli selbst deutete schweigend durch ihr sonn- und festtägliches Kleid an, daß sie der Gesellschaft folgen werde, um Epiphanien wieder ins Moos zurück zu begleiten. Man ging hinab und trat sogleich den Weg niederwärts durchs Thal an. Abdrich schritt stumm mit weiten Schritten voran. Hand in Hand, im ununterbrochenen Gespräch, eilten ihm Fabian und Epiphanie durch Gebüsch und Wiesen nach. Bescheiden blieb Aenneli eine Strecke zurück, und vertändelte die lange Weile mit Sammeln bunter Feldblumen, die sie rechts und links am Wege pflückte und in kleine Sträuße band. Veilchen und Mayglöckchen bestimmte sie Epiphanien; Waldanemonen und duftige Traubenhiacynthen dem schönen Jüngling; einen pfirsichblüthenen Zylandstengel dem Abdrich, sie wußte, den liebte er; sich selbst heftete sie die blaßgoldigen zarten Primeln vor den Busen, die, wie manchmal auch sie, das Köpfchen hingen.

Nur zu schnell für die Plaudernden war man an den Ruinen der Trostburg, und an den Teufenthaler Strohhütten vorüber, am Fuße des Steinbergs von Kulm. Abdrich stand still in der Ferne bei den ersten Häusern, der Nachkommenden wartend. Epiphanie hatte Halmen gepflückt; Fabian mußte sie halten, während sie die Enden derselben zum wahrsagenden Ringe verknüpfen wollte. „Aber, Fabi," rief sie, indem beide still standen und sie die prophetische Arbeit begann: „denke indessen keinen andern Gedanken, als unser baldiges Wiedersehen. Hörst du? Sind alle Halmen zuletzt ein ganzer Ring, so werden wir bald wieder vereinigt sein; hängt aber im größern Ring, wie zwei Kettenglieder, ein kleiner: so sehen wir uns lang, lange nicht. Ach, Fabi, es drückt mich ein banges Gefühl, und das wird wohl so sein! Denn du mußt Abdrich zu wilden Dingen begleiten. Man spricht ja noch immer

von Krieg. Aber wenn gar zwei getrennte Ringe werden, — — dann steht uns Schweres bevor!"

Sie knüpfte mit den kleinen Fingern die Halmenenden; beide schwiegen. Es trippelte um beide Aenneli herum, den Ausgang ängstlich erwartend. Dann ließ Epiphanie das Verknüpfte auseinander. Es entwickelte sich ein großer Halmenring. „Ach!" schrie Aenneli laut. Es war ein kleinerer, einzelner zur Erde gefallen. — „Was?" stammelte Epiphanie erschrocken: „Trennung? Immer? Du nicht wieder heimkehren zu mir? — O Fabi, was deutet es? Dich nicht wiedersehen?"

Wenn gleich das Zur-Erde-Fallen des kleinen Halmenringes dem Jüngling unangenehmen Eindruck verursacht hatte, wollt' er doch Alles kindischen Aberglauben nennen. Er lachte und spottete; sie aber schüttelte mit trüben Augen, ohne ein Wort zu erwiedern, den Kopf und seufzte endlich: „Du wirst's erfahren, Fabi! Es wartet unser beider großes Unglück. Fabi, geh' nicht mit Abdrich! Fabi, geh' nicht! Er zieht dich in ein schweres Verderben hinab."

In diesem Augenblick erklangen vom Dorfthurm die Glocken des freitägigen Gottesdienstes. Abdrich, schon weit voraus, kehrte hastig gegen die Zögernden zurück, und ermahnte zur Eile. Indem sie den Weg fortsetzten, schalt Abdrich, da er vom Halmen-Orakel vernahm, die Thorheit seiner Nichte, und sprach: „Ich will dir, Mägdlein, auf der Stelle das Gegentheil aller deiner Kinderträumerei geben."

„So geh' allein deinen gefährlichen Gang, Oheim," sagte Epiphanie, „und laß den Fabi im Moos!"

„Possen!" rief der Alte unwillig: „Sollen verständige Männer ihren Rath vom blinden Finger eines Mädchens abnehmen? Kommt ins Dorf."

Indem sie gingen, vertheilte Aenneli ihre Sträußer. „Warum

thust du das, und gibst ihm die bleichen Todtenblümchen und die Blumen da mit Modergeruch?“ rief Epiphanie. Sie nahm Fabians Strauß mit geschwinder Hand fort und gab ihm die Veilchen.

Wie sie unter den lauthallenden Glocken der Kirche waren, kehrte sich Abdrich mit eigenthümlichem, boshaftem Lächeln zu ihnen und sagte: „Dieweil wir doch, wie Faneli meint, einen gefährlichen Gang thun, so laßt uns ein Vaterunser lang in die Kirche treten.

„Spotte nicht, Abdrich, spotte nicht!“ sagte die Jungfrau ernst und mit dem Zeigefinger warnend: „Du machst das Wirthshaus zu deinem Gotteshaus; laß Gottes Haus einmal dein Wirthshaus werden! Ja, kommet! kommet hinein! Lasset uns, eh' denn wir scheiden, zusammen beten. Uns ist Gottes Segen vonnöthen!“

„Dir und Fabian nämlich!“ erwiederte Abdrich. „Der Pfarrer ist bereit, eure Trauung zu verrichten; ich hab's gestern noch spät Abends mit ihm abgethan. Zu anderer Zeit hätt' er mir die Thür gewiesen, wie ein Landvogt; jetzt ist er geschmeidig wie ein Ohrwurm. Tretet hinein!“

Epiphanie erblaßte. Sie wollte reden, aber die Worte starben auf ihren Lippen. Fabian betrachtete verlegen bald den Alten, der ein Kränzlein von künstlichen Myrthen aus einem kleinen Truhe hervorzog und es dem bestürzten Aenneli mit dem Befehl reichte, dasselbe auf Epiphaniens Haupt zu heften.

„Nein!“ rief Epiphanie: „Welches Spiel treibst du mit uns?“

Abdrich suchte sie mit Ernst und Güte zu beruhigen: „Willst du Fabian verschmähen, den du lieb hast und den ich dir für immer gebe, weil es der letzte Wille Leonorens ist? Dieser Kranz, du kennst ihn wohl, er ist der Brautkranz ihrer Mutter! Loreli gab ihn mir mit den Worten gestern: Er soll erst auf Epiphaniens Scheitel, dann auf meinem Sarge liegen. Gehorche der

sterbenden Schwester. Sie reichte euch ihre Silberringe nicht eitler Weise."

Epiphanie stand bleich, bebend und wortlos da. Der Kranz war schon auf ihrem Haupt. Sie warf einen klagenden Blick zum Himmel und faltete die Hände stumm zusammen.

„Du hast uns überraschen wollen in deiner Art, Abdrich," sagte der Jüngling, „aber du hast uns betäubt. Nein, Faneli, zittere nicht! Nimm den Kranz aus den Haaren, und geh' frei ins Moos heim. Ich will dich von dir allein, nicht durch Willen eines Lebenden oder Sterbenden, nicht durch List oder Gewalt. Geh' frei zurück; Abdrichs roher Streich gegen unsere Herzen hat mich erschüttert, wie dich. Aber in meinem Schrecken wachte eine Freude auf; in deinem nur Verzweiflung. Ich binde dich los von dem Gelübde, das du mir auf der Bampf gegeben. Sei jedes Andern, wenn du schaudern mußt, ewig allein mir zu gehören."

Sie betrachtete ihn mit traurigem Blick, in welchem ein Vorwurf lag, als wollte sie sagen: Wie kannst du also reden, Fabi?

„Kehr' heim, Faneli," fuhr er fort: „Du bist frei. Ohne deinen Frieden hab' ich keine Seligkeit. Ich will dich nie anklagen. Du wurdest auf grausame Weise durch Abdrichs Einfall überstürmt. Wir kennen den Oheim! Er scherzt mit dem Heiligsten in roher Art; er sieht dort nur Mauer und Thurm, wo wir die Kirche und die Ewigkeit vor uns sehen. Du kannst mir deine Hand nicht geben; dein Erzittern und Erblassen haben dich losgesprochen."

Er sagte dies mit bebendem Tone und bleicher werdendem Antlitz. Epiphanie warf einen stummen Schmerzensblick auf ihn, ergriff aber seine Hand und ging langsam, das Haupt auf die Brust gesenkt, den Blick zur Erde gewandt, vorwärts mit ihm zum Kirchhof, zwischen frischen Gräbern hin; dann in die kleine, schmucklose Kirche.

„Epiphanie!" rief Fabian leise, indem er unter der Kirchen-

pforte stehen blieb und seine Führerin mit einem zweifelhaften Blick voller Bangigkeit und Freude ansah.

„Fabi!“ sagte sie gefaßt: „tritt mit mir vor Gottes Angesicht!“

Sie schritten durch den mittlern Gang, zwischen den zierdelosen, grob aus Holz gezimmerten, vom Alter und Gebrauch glänzend gebräunten Bänken, zum Taufstein. Abdrich und Aenneli folgten; jener trat mit Fabian zur Rechten, diese mit Epiphanien zur Linken. In den Sitzen der Kirche hatte die Andacht nur wenige alte Leute versammelt, die nun Zeuge einer unerwarteten Feierlichkeit wurden. Der Pfarrer erschien; die Glocken verstummten. Die Trauungsgebete ertönten. Die Ringe und das Jawort wurden gewechselt. Man ging zu den Sitzen der Zuhörer zurück, um noch das Gebet des Geistlichen auf der Kanzel anzuhören, mit dem die heilige Handlung geschlossen ward. Epiphanie, auf den Knien, in sich selbst zusammengesunken, verloren in der Inbrunst des Redens zu Gott, vernahm weder das heilige Wort, noch das Schweigen des Mannes auf der Kanzel. Das Geräusch derer, welche die Kirche verließen, störte sie nicht. Lange harrten ihre Begleiter schweigend oder flüsternd neben dem Geistlichen, der sich zu denselben begeben hatte. Endlich erhob sie sich, und trat zu den Wartenden mit einer Miene, welche verrieth, daß sich ihr Geist noch nicht ganz in das Gegenwärtige zurückgefunden habe.

38.

Trennung.

Schweigend, nachdem die Neuvermählten noch die frommen Glückwünsche des Geistlichen empfangen hatten, gingen sie mit einander durchs Dorf zurück und über die Wiesen rechts zum Steinberg, den Fußweg, den sie gekommen waren. Jeder hing eigenen

Gedanken nach. Abbrich, düster voran, minder mit der Gegenwart als Zukunft rechnend, murmelte zuweilen einzelne, unverständliche Worte vor sich. Fabian blickte von Zeit zu Zeit still beobachtend auf Epiphanie. Was seit einer Viertelstunde vor dem Taufstein der Dorfkirche verhandelt worden war, hatte seinen Gemüthszustand unverändert gelassen, wie er gewesen, und schien an den alten Verhältnissen zu der Jugendgespielin nichts geändert zu haben. Der Abend auf der Bampf war für ihn mit weit höherer Feierlichkeit geschmückt gewesen; die kirchliche Trauung hatte ihm nur die Gestalt einer trockenen Förmlichkeit und Uebung oder einer bürgerlichen Anerkennung dessen gehabt, was sich schon von selbst zwischen beiden Herzen gethan.

Ganz anders aber stand das Geschehene in Epiphaniens Seele. Ihr hatte nicht der Pfarrer, sondern der ewige Gott gesprochen für die Ewigkeit; das Jawort war kein öffentliches Geständniß, sondern der furchtbarste Eid gewesen, den sie vor dem Throne des Allerhöchsten abgelegt; das Wechseln der Ringe das Auswechseln der Seelen, das Ende des Sichselbstgehörens. Sie hatte Fabian geliebt. Die Liebe war geblieben, aber vom Irdischen ins Ueberirdische gehoben, nun Gottessache geworden. Sie selber begriff nicht, woher sie Kraft empfangen, Majestät und Gewalt eines Augenblicks zu ertragen, der, ihr ganzes Schicksal drehend, erhabener als ihr gesammtes Leben prangte. Sie mußte Einzelheiten der ganzen Begebenheit in ihrem Gedächtniß wiederholen, um deren Wirklichkeit zu glauben.

Während dessen trippelte Aenneli dem jungen Ehepaar nach, mit sehr weltlichen Gedanken beschäftigt. Diese Vermählung, Knall und Fall, ohne Vorbereitung, ohne Nachgeschmack, ohne Kranz und Tanz, diese Hochzeit ohne Hochzeit, diese Brautleute in Haus- und Reisekleidern, — dies Alles hatte anfangs nur ihre Verwunderung, nachher völlige Mißbilligung, zuletzt die Ueber-

zeugung bewirkt, das sei Winkelheirath, vor Gott und Menschen ohne Gültigkeit. Wenn sie ihren eigenen alten Sonntagsrock, ihr abgetragenes Wamms betrachtete, mußte sie nothwendig über die unerwartete Ehre derselben lächeln, Brautjungfernschmuck geworden zu sein.

Als man zur Waldspitze am Fuß des Steinberges gekommen war, von wo der schmale Pfad sich in den Matten zum Fahrweg gen Dürrenäsch schlängelte, hielt Abdrich still und mahnte an die Trennung. „Ich hoffe," sagte er, „ihr werdet mit mir zufrieden sein. Alles ist abgethan nach Wunsch; kurz und gut!"

Fabian entgegnete: „Ich weiß nicht, ob gut, aber kurz gewiß! Gethan ist's, wie es der Platzregen auf durstigem Felde endet, der, was nicht verdorrt ist, zu Boden schlägt. Dich plagt ein eigenes Geschick. Selbst das Almosen, welches du gibst, überschimmelt zwischen deinen Fingern sogleich mit giftigem Grünspan; und die Freude, die du bringst, kommt mit keinem Lächeln, sondern mit Entsetzen und Schrecken, wie Unglück, daher."

„Mag sein, Bursch!" sagte der Alte düster: „Aber ich wünschte wenigstens, du verständest, mir besser zu danken."

„Zürne nicht!" rief der Jüngling gerührt und reuig, indem er die Hand des Alten ergriff und an seine Brust drückte: „Ich danke dir dennoch. Du hast mich zu deinem Neffen gemacht, ich aber will dich zu meinem Vater machen. Ich werde dir folgen, wohin du winkst. Leb' wohl, Faneli; gedenke seiner und meiner in Liebe und Gebet. Ich gehe mit dem Oheim."

Epiphanie, als hätte sie sich aus den Ereignissen dieser Stunde noch nicht ganz wiedergewonnen, betrachtete den Oheim und den ihr vermählten Jüngling mit träumerischem Nachdenken und sagte: „Was treibet ihr Beide mit mir? Wohin wollet ihr, ohne mich? Was beginnet ihr?"

„Abdrich erwiederte sanft: „Wir wandern gen Hutwyl. Geh'

heim, Kind, bewache das Haus und pflege deiner kranken Schwester, wie du mir's angelobt hast."

„Was denn? Wie redest du, Abdrich?" rief Epiphanie: „Bin ich nicht das Weib dieses Jünglings, dessen Schwester ich noch am Morgen war? Wie willst du scheiden, was Gott verbunden hat? Ich habe einen Schwur gethan vor dem Himmel, der alle Eide löset, und ein Gelübde, neben dem kein anderes mehr gilt. Und hätt' ich Vater und Mutter auf Erden, ich müßte Vater und Mutter verlassen dieses Mannes willen."

Der Alte schüttelte heftig den Kopf und sagte: „Schweig, Thörin, und versäume uns nicht durch deine Grillen. Wir thun einen Gang, den kein Weib gehen darf."

„Das sei Gott geklagt!" schrie Epiphanie mit schmerzvoll zum Himmel gerichtetem Blick und auf die Brust gedrückten Händen: „Ich kenne deinen Gang, es ist der Gang in den Abgrund! Du schleppst den Schuldlosen mit dir hinunter und führst ihn aus der Hölle nicht wieder zurück. Ich bin einem Todten vermählt worden, keinem lebendigen Manne; Braut, Eheweib und Wittwe bin ich in der nämlichen Unglücksstunde geworden. Du hast ihn und mich betrogen, Abdrich; wie wirst du dein frevelhaftes Spiel vor dem Angesicht dessen verantworten, vor dem du mich in dieser Stunde ihm geweiht hast?"

Fabian schloß mitleidig die Hand der Wehklagenden in seine Hände und suchte sie durch einige Trostworte zu beruhigen. Abdrich schien die Geduld zu verlieren, lief einige Schritte davon und wieder zurück und sagte ärgerlich: „Mit weichherzigen Weibern und hartmäuligen Rossen bringt's keiner zum Ziel. Fort, Fabian, und Wolle in die Ohren! Sie wird sich wieder trösten, wenn wir hundert Schritte von ihr sind. Ich kenne die Weiber; sie lachen die nämlichen Thränen, die sie weinen, und drehen, wie den Rücken, ihren Sinn."

Unwillig erwiederte Fabian: „Du bist ein feiner Maler, Abdrich; wenn dir die Engel nicht gerathen, machst du Teufel daraus. — Faneli, fasse dich. Wir kehren bald zurück. Ich beschwöre dich, brich mir das Herz nicht durch deinen Jammerblick. Nur noch ein einziges Lächeln gib mir zum Valet."

„Wie soll ich neben deiner Leiche lächeln, Fabian?" seufzte sie: „Du kehrst nicht wieder, glaube mir, nimmer kehrst du wieder. Denkst du nicht mehr an die verhängnißvollen Kränze, die auseinander fielen, eh' wir zur Trauung traten? O Lorelî's weissagender Gesang!"

„Kindereien!" fiel ihr Abdrich in die Rede: „Schäme dich; eine junge Frau muß nicht alten Weibertrödel feil haben. Es geht im Leben nicht Alles nach Wunsch, auch wenn's zum Besten geht. Du mußt dich ans Unglück gewöhnen, denn es gewöhnt sich an dich. Du weißt wohl, man rutscht nicht auf Sammetkissen ins Himmelreich hinein. Also, gehab dich wohl; grüße meine kranke Heilige. Ich führe dir dein Männlein über ein Kleines wieder zu."

Epiphanie verneinte mit einer Bewegung ihres Hauptes, ohne zu antworten. „Was gilt die Wette," rief der Alte: „ich bring' ihn dir, wenn du uns am wenigsten erwartest, und ich richt' euch eine Hochzeit aus, wie sie noch kein Berner Landvogt prächtiger gehabt!"

„Du bringst ihn nie wieder, Abdrich; du nicht!" seufzte die Neuvermählte: „Es ist sein Loos gefallen, und das meinige mit dem seinen. O rede nicht vom alten Weibertrödel! Hast du den Gesang vergessen, den unsere Seherin zu meinem Geburtstage sang?" — Mit warnender Stimme fuhr sie fort:

Vom rosenfarb'nen Munde
Erlischt die Lebensgluth.
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist der Stein.

Abdrichs Gesicht verdüsterte sich bei diesen Worten auf schreckhafte Weise, indem er den Kopf zur Brust niederhängen ließ. Endlich fuhr er rasch in die Höhe und rief: „Hat's der Satan aufs Quälen angelegt, muß ihm der Engel selbst die Pechpfanne füllen. Fort, fort, ich brauche meinen Verstand noch ein paar Tage oder Wochen, dann will ich wahnsinnig werden! — Ade, Faneli, ade!" Bei diesen Worten küßte er die Stirn der Jungfrau, drückte ihre Hand, ging davon und rief: „Mir nach, Fabian!"

Der Jüngling wollte seiner Freundin das Lebewohl sagen. Er konnte nicht reden. Beider Hände lagen fest in einander. Er lehnte seine Stirn an die ihrige. So standen sie lange schweigend da, zitternd, thränenlos. Aenneli warf sich unter einer alten Eiche nieder, verbarg ihr Gesicht auf dem Erdboden im Grase und weinte überlaut. Sie hörten beide nichts vom mitleidigen Jammer des Mädchens.

„Laß Gott walten und die Welt unter uns vergehen!" sagte Fabian: „Wenn dich auch mein Auge nicht sieht, bin ich doch allezeit mit dir beisammen. Uns kann nichts mehr von einander scheiden, nicht Welt, nicht Grab, nicht Gewalt der Hölle, nicht Ewigkeit. Der Allmächtige ist unser Vater, und seine Liebe hält uns mit gleichem Arm umfangen. Sei standhaft, du Tochter Gottes! Dein Schmerz ist ein Zweifel an seiner Weisheit."

— Nein, o nein, kein Zweifel, Fabi, sondern der Wiederklang seiner unendlichen Liebe in meiner Brust, mit der ich lieben muß. Nur das Irdische in mir will verzagen; aber hat Er uns nicht das Herz gegeben, daß es blute, und das Auge, daß es weine? Laß mich bluten und weinen, denn ich stehe an deinem

Sterbebett; ich bin nicht deine Schwester, deine Braut, dein Weib, sondern deine Wittwe. Fabi, ich bin betrübt bis in den Tod; wie reich muß der göttliche Freudenhimmel sein, wenn er die Bitterkeit dieses Augenblicks vergelten will!

„Leb' wohl, Fani!“ rief er vom Schmerze übermannt: „Foltern wir uns nicht länger. Bleib' Gott und mir getreu. Leb' wohl!“

— O Fabi, sage lieber, stirb! Im Sarge ist mein Wohlleben; nicht über der Erde. Fahre wohl, du theures Licht meiner Seele; nun wird es ewige Nacht. Ich bin noch nicht gestorben, und doch ist Alles schon Grab, und der Himmel nur Schutt über mir. — Wie Gott will, Fabi! Wer kann widerstreben? Seine Liebe ist unaussprechlich; aber wie kann das Vaterherz mir so unaussprechliches Wehe anthun? Ach, ich könnt' es nicht, auch dem größten der Sünder nicht könnt' ich's!

Nach einiger Zeit fuhr sie leise fort mit Ton und Geberde frommer Ergebung und Verzichtung: „Fahre wohl, Engel, hin zu den Engeln des Himmels; du siehst mich bald unter ihnen. Flieg' du mir, der Erste, droben entgegen an den Schwellen des Paradieses!“

Er küßte sie stumm. Sie wandte sich von ihm. Er ging oder taumelte einige Schritte ihr nach. Damit wandte auch er sich wieder zurück, um den entfernten Abdrich zu suchen. Aber ihre Stimme rief wieder und er blieb auf den ersten Laut festgebannt. Sie kam und schlug ihren Arm um seinen Nacken, umklammerte ihn fest und sagte: „Soll ich dich sterben lassen ohne den Abschiedskuß? Gib mir deine Augen, daß ich sie mit meinen Lippen zudrücke, ehe denn sie brechen. Und noch einmal will ich meinen tiefsten Seufzer auf diese deine rothen Wangen hauchen, ehe sie im Tode erbleichen wollen. Und sollt' ich undankbar dieses Mundes vergessen, aus dem Brudergeist athmete? — Armer Fabi! Lieber

Fabi, weine nicht. Und wenn dich dein Himmel vergißt, Epiphanie vergißt dein nicht."

Jede Stelle seines Gesichts ward küssend von ihr berührt. Dann betrachtete sie ihn noch einmal voll Zärtlichkeit und Verzweiflung, und nun erst ergoß sich ihr Jammer in einen Strom von Thränen. Schluchzend lag sie lange an seiner Brust. Dann drängte sie ihn mit sanfter Gewalt von sich, drehte sich, ohne ihn anzusehen, von ihm hinweg, und ging, ohne einen Rückblick, in die Gebüsche zum Thalgrund nieder. Fabian, in gedankenloser Betäubung, wankte nach entgegengesetzter Richtung.

39.

Der Landtag zu Hutwyl.

In der Ferne stand Abdrich wartend. Als der Jüngling zu ihm heran kam, erschrak er fast über dessen blasse und verstörte Miene; aber er empfing ihn ohne Anrede und ging schweigend mit ihm durchs Dorf, das heitere Kulmerthal hinauf. Erst da sie, nach einigen Stunden, jenseits der zerstreuten Hütten von Reinach und Menzikon, die felsige Anhöhe erstiegen hätten, wo sich im Vordergrund eine anmuthige Landschaft von niedrigen Thälern und umbüschten Hügeln ausfaltete und das Riesenbild der Alpenkette im Hintergrund vor ihnen aufsprang, hielt Fabian im Lauf an und sagte: „Ich bin zermalmt in meinen Gebeinen, und die Zunge ist wie ein trockener Scherben."

Abdrich antwortete: „Hinter den Baumwipfeln, drunten vor uns, siehst du die Thürme des Stiftes Beromünster. Da soll dich ein gutes Mittagsmahl erquicken."

„Das ist's nicht, was erquickt!" erwiederte Fabian und setzte sich vor einer einsamen Bergkapelle, neben der sie standen, auf die

Steinbank an die Pforte derselben: „Warum Beromünster, Abdrich? Wollten wir nicht über St. Urban, den Abt zu sehen?"

„Ich behalt' ihn für den Rückweg vor!" versetzte Abdrich: „Jetzt will ich horchen, welches Lied hier zu Lande die Vögel pfeifen im Luzernergebiet. Fehlt's dem Christen Schybi, so ist Alles gefehlt; schlägt der Hagel in die Küche, schlägt er ins ganze Haus. — Bist du ermüdet, ruhe aus und folge mir bald. Ich geh' indessen voran in den Flecken und bestelle das Mittagsbrod." Da Fabian nichts erwiederte, stieg der Alte den Berg hinab.

Fabian blieb auf der Bank und warf den Blick auf die Hochgebirge, welche über der vorliegenden Hügelwelt in der Luft zu schweben schienen; rechts die majestätische Pyramide des Pilatus, finster, wie eine breite Wetterwolke über den schwarzen Wäldern der Tiefe, links den Bergkönig Rigi, von dessen kahlem Rücken die Felslager schräg und streifig herabflossen, wie ein farbiger Talar, den er nachschleppt; inmitten beider die ätherische Silberstraße der Gletscher am fernen Himmel von Uri. Dies, und zu seinen Füßen die in leichten Hügeln und Thalungen wallende Landschaft, deren tiefes Grün der Nähe, je mehr es sich entfernte, in matte Perlenbläue zerrann, mahnte ihn an die ähnliche Fernsicht auf der Bampf, an die Augenblicke des höchsten Leidens und Entzückens, die ihm dort der Engel seines Lebens gegeben hatte. Diese Erinnerungen erweichten sein vom Schmerz erstarrtes Herz. Er rief Epiphaniens Namen und fand Thränen. Er überließ sich ohne Hemmung dem Ausbruch seines ganzen Jammers bis zur Erschöpfung, und fand erst in dieser wieder Ruhe, Stärke und die alte Entschlossenheit. Aber seine Ruhe glich der Stille einer Wüste, durch welche der Wanderer mit Verzichtung auf das Leben fortschreitet.

Der Südwind kühlte und heilte wehend seine brennenden Augenlider. So ging er hinab zum Flecken Münster, dessen bescheidene Häuser sich vor dem alterthümlichen, reichen Stift hinlagerten,

wie Knechte vor ihrem Herrn, den sie mit Frohndiensten begütern. Abdrich stand auf der übrigens menschenleeren Gasse, von einem Haufen horchender Bauern umringt, denen er mit heiserer Stimme die Nähe großer Ereignisse verkündete und Muth zu den äußersten Wagstücken predigte, damit Schweizerfreiheit siegreich in allen Gauen zwischen Alpen und Jura werde. Sobald er aber seines Reisegefährten ansichtig ward, brach er ab, und führte diesen ins Wirthshaus zur Mahlzeit. Das dunkle Zimmer füllte sich bald mit horch- und trinklustigen Gästen, die anfangs nur schweigend oder flüsternd die beiden Fremden beobachteten, bald nach und nach lauter wurden, und, durch einzelne Flüche über das fette Kollegiatstift, Abdrichs Aufmerksamkeit an sich zu locken suchten. Fabian beobachtete die Schreier wenig; er stürzte einen Becher Weins um den andern hinunter, sich zu betäuben. Abdrich beachtete sie um so schärfer, er trank nur Wasser.

Auch bei Fortsetzung der Reise kümmerte sich Fabian wenig um das, was geschah. Abdrich hingegen war von sechs bis acht rüstigen Männern begleitet, mit denen er abwechselnd Unterredung pflog. Ihre seltsamen, verschiedenen Trachten verriethen, daß sie aus sehr verschiedenen Gegenden des Landes gekommen waren. Die einen trugen kurze Wämmse, weite Fältelhosen; die Andern große runde Filzhüte, lange rothe Röcke, rothe Westen, deren Schöße bis zu den Knien reichten, und die Schuhbändel mit breitem, rothgefärbtem Umschlagleder bedeckt; wieder Andere hatten den kleinen Strohhut mit rothen, grünen, gelben Bändern, die Nähte des Jäckchens mit bunten Schnüren verziert. Und, wie die Trachten, bezeichneten auch die Mundarten das Herstammen aus verschiedenen Thälern.

Der Weg ging über den Berg nach Sursee hinab und ohne Rast bis in die Nacht am kleinen, schilfigen Mauensee entlang, von Thal zu Thal über die Berge, bis zum Städtlein Willisau.

Von Zeit zu Zeit zwar hatte Abbrich bald diesen, bald jenen seiner Begleiter mit geheimen Aufträgen nach allerlei Richtungen versandt; aber mehr noch, als er verschickte, stießen unterwegs von verschiedenen Seiten wieder zu ihm. „Gelobt sei Jesus Christ!“ und „Grüß euch Gott, ihr Mannen!“ schollen die Grüße katholisch und reformirt durch einander. Der laute Handschlag erfolgte darauf von Mann zu Mann und die Losung Aller ward Hutwyl und Bundesversammlung. Abbrich und Fabian fanden im engen Städtlein Willisau kaum Nachtherberge; so groß war das Gedränge der Leute, die aus allerlei Gegenden zum ausgeschriebenen Landtag herbeiströmten.

Beim ersten Hahnenschrei des folgenden Morgens war Abbrich schon wach, und rüttelte er Fabian aus dem Schlafe. Den Alten hatte die Gegenwart des verhängnißvollen Tages, die Nähe entscheidender Schicksale, um einige Jahrzehnde verjüngt; den Jüngling hinwieder die Gewalt der Erfahrungen, die in den letzten Tagen sein Gemüth erschüttert, um einige Jahrzehnde ernster gemacht.

So schritten sie, in entgegengesetzten Stimmungen, durch die schlafenden Gassen der Stadt und durch das gethürmte Thor hinaus. Ein Waldkranz von Bergen und Hügeln umfing sie, deren Fuß die Wellen der eilenden Wigger netzten. Links leuchteten goldbraun die Tannen auf der Spitze des finstern Williberges; rechts im ersten Sonnenstrahl, vom schroffen Schloßhügel herab, die Trümmer der alten Zwingherrnburg Castelen, deren hohes, viereckes Gemäuer röthlich aus dem Schooße eines hohen Buchenhains hervorstieg. Der Weg schlängelte sich durch stille Waldthäler zwischen schattigen Hügeln. Das Auge entdeckte nur selten, an den Abhängen der Anhöhen, eine einsame Bauernhütte, mit [illegible]indeln bedeckt, von rohbehauenen Tannenstämmen erbaut, denen [illegible]nd Wetter die graue Farbe der Demuth, als Zeichen innen [illegible]der Dürftigkeit, gegeben hatte. Schon das Aeußere ver-

kündete, daß dem Vieh und dessen Futtervorrath der größere Raum des Gebäudes angehörte, während der menschlichen Familie ein enges Gemach mit Bett und Ofen, als Schlafkammer, Küche und Wohnung zugleich, genügen mußte.

Nach einigen Stunden endlich traten die Wanderer aus den Wäldern hervor in eine weite sonnige Ebene, in die Almend des Städtleins Hutwyl, welches sich im Hintergrund, wie ein grauer, verwitterter Schutthaufen, erhob; links und rechts schwoll die Thalung, welche vielleicht in der Urzeit Bodenfläche eines kleinen Landsees gewesen, zu anmuthigen Hügeln auf. Einzelne Schwärme von Bauern standen zerstreut in den Wiesen umher; andere kamen aus Hutwyl hervor, andere zogen aus verschiedenen Richtungen erst dahin. Wenn man aber aus der Tiefe, wo sich der wilde Langletenbach in die Sandfelsen eingegraben hat, zu den wenigen Gassen und hölzernen Häusern des Städtchens hinanstieg, fehlte es der Menschenmenge fast an Raum, sich zu bewegen. Wohl nie, seit Erbauung des Ortes, war eine so große Zahl Volks aus allen Gegenden der Eidgenossenschaft hier gesehen worden, und Fabian fürchtete nicht ohne Grund den allgemeinen Zusammensturz der Gebäude. Denn diese, von auf einander liegenden Baumstämmen errichtet, ruhten mit ihrem Stockwerke und dem Schindeldache nur auf hölzernen Pfeilern gegen die Straße. Zwischen dem Erdgeschoß mit der Hausthür, und den Pfeilern, bildete der Raum eine Art Halle oder niedriger Laube.

In eines dieser Gebäude, welches sich, als Gemeindehaus, nur durch seine Größe von den übrigen unterschied, wurde Addrich von einem seiner Bekannten geführt, dem er zufällig begegnet. Vor dem Hause hielten sechs Hellebardirer Wache. Erst nach besonderer Meldung, auf welche ein wohlgekleideter Landmann aus dem Hause erschien, ward der Eintritt für Addrich gestattet, aber Fabian zurückgewiesen.

[illegible]

unserer Herren, unmöglich.“

nung, nach einer höflichen, doch leichten Verbeugung, er-

wiederle: „Die großmüthigen Absichten und Gesinnungen des Herrn Ambassadoren, wie Ihr sie uns eröffnet, sind der höchsten Ehren werth. Jedoch sind wir pro tempore nur Sprecher des Volks, nicht dessen Häupter. Wir dürfen und sollen vor demselben keinerlei Geheimniß halten; können ohne dessen Willen auch nichts verrichten, und ohne dessen Vollmacht etwas verfügen."

»Mais pourtant Messieurs!« fiel ihm der Gesandtschaftsschreiber in die Rede: „Ihr seid hier zu Lande wunderliche Leute. Seid ihr die Sprecher, so seid ihr die Häupter; denn in aller Welt ist der Mund immer am Kopf. Kurz, meine Herren, reflektirt über die Sache. Es ist eure Affaire, und nicht die des Ambassadeurs."

Hier nahm Schybi das Wort und sagte: „Es ist auch nicht unsere, sondern des Volkes Sache, darum muß die Gemeinde entscheiden. Im Uebrigen aber scheint der Herr Ambassador doch, wenn ich Euch ganz verstanden habe, einzugestehen, daß das Recht auf unserer Seite sei?"

„Und gesetzt nun, es wäre?" entgegnete der Gesandtschaftsschreiber etwas verdrießlich: „Das ist schon besprochen. Ihr repetirt kontinuirlich das alte Lied, und die Diskussion erreicht kein Ende. Wenn das Recht immerdar siegte, wären keine Armeen, keine Flotten, keine Festungen nöthig auf Erden."

„Ihr wollt sagen," fiel Leuenberger ein, „das Recht muß Speer und Schild führen, und an seiner Seite die Stärke sehen. Wohlan, zweifelt nicht, der Arm unseres Volkes ist gewaltig genug, sein Recht zu behaupten."

»Tout doucement!« rief der Unterhändler: „Wenn Recht und Stärke Alles wären, würde kein Stier mehr zur Schlachtbank geführt werden. Der Stier hat heiliges Recht zum Leben und größere Stärke, als der Mensch. Klugheit aber wirft ihm das Seil um die Hörner. Versteht ihr mich?"

Der Untervogt von Buchsiten erhob nun die Stimme und sagte:

„Ihr Herren, der Fall ist einfach und klar. Wir sollen uns den Rücken sichern, es laufe ab, wie es wolle. An der Gerechtigkeit unserer Beschwerden zweifelt der Herr Ambassador nicht; aber, als königlichem Botschafter an die Eidgenossenschaft, steht ihm nicht zu, dies offiziell zu erklären. Dürfen wir auf seine und seines Königs mächtige Verwendung für uns rechnen: ich frage euch, warum sollen wir sie muthwillig oder stolz zurückstoßen? Warum nicht morgen vor dem versammelten Volk darauf antragen, daß man Ausschüsse nach Solothurn zum Herrn de la Barde schicke, seine Dazwischenkunft zu erbitten? Meinst du nicht, Mooser?"

Bisher hatte Abdrich den französischen Gesandtschaftsschreiber mit unverwandten Blicken beobachtet, der in seiner glänzenden, zierlichen Hofkleidung neben den Schweizerbauern so sehr, als von ihrem ehrbar-steifen Wesen durch seine Beweglichkeit abstach. Bald schnellte er mit den Fingern ein Stäubchen vom knappen, schwarzseidenen Wammes, auf dessen glänzendem Grund man große Blumen, Ranken und andere Gestalten eingewebt sah; bald fuhr er mit der Hand spielend über die dichte Reihe der kleinen, goldenen Knöpfe des Gewandes nieder; bald drehte er an den Brillantringen der Finger, bald am silbernen Degengriff von durchbrochener und getriebener Arbeit; bald schlug er die über die Finger gefallenen köstlichen Spitzen der Handkrausen über den Untertheil des Aermels zurück. Eben so beweglich war sein lauersamer Fuchsblick und das Geberdenspiel seines falben, zusammengeschrumpften Gesichts, über welches in einer Reihe von Jahren so viel Leidenschaften ihren Weg genommen zu haben schienen, daß man in den zurückgelassenen Fußstapfen derselben keine einzige mehr mit Bestimmtheit unterschied.

„Fragst du mich?" sagte Abdrich zu Adam Zeltner gewandt: „Dir ist's schon um den Kopf bange, daß du ihn in Sicherheit bringen und unter den Mantel des Ambassadoren verstecken willst.

Wer im Hausstreit den Fremdling zum Vermittler anruft, macht den Fremden zum Herrn im Hause und verkündet seine Furcht und Schwäche. Die alten Eidgenossen, wenn es Freiheit galt, hatten keine Vermittler bei Morgarten und Sempach, als ihren Gott und ihr Schwert. Thor, meinst du, wenn Völker mit Obrigkeiten rechten, die Könige werden ihres Handwerks vergessen und den eigenen Unterthanen und Sklaven mit den Laternen voranzünden, wo sie Freiheit suchen sollen? Oder glaubst du, der König und sein Botschafter haben nicht schon den Herren zu Bern und Luzern, Solothurn und Basel, eben so höflich, als uns, die Hand zur Vermittlung angeboten? Fürwahr, Keiner verkauft schlechte Waare theurer, als ein Fürst. Der König von Frankreich will zwischen Herren und Bauern vermitteln, um über beide die Hand zu schlagen. Den Herren legt er güldene Ketten und Ordensbänder um den Hals, uns ein hänfenes Seil; dann hat er vermittelt und singt ein Te Deum über das verrathene und betrogene Schweizerland."

Der Geheimschreiber des französischen Botschafters horchte kopfnickend und Beifall lächelnd der Rede des heisern Alten und sagte: »Parbleu; Messieurs, dieser alte, gute Mann hat nicht übel gesprochen und meint es redlich. Nur in einer seiner Prämissen ging er irre. Die wahre Politik der Herren Schweizer . . ."

„Mit Erlaubniß," unterbrach ihn Abdrich höflich: „die Politik der Schweizer besteht allein im schlichten Muth, Recht zu thun und dann Niemanden zu scheuen. Wir haben zu grobe Fäuste für die spinnenfeinen Gewebe der politischen Arglist. Hier ist unser Vaterland, da wollen wir uns frei betten, so gut wir's vermögen, und hat uns Niemand einzureden, er trage eine Kappe oder eine Krone. Wer anders thut und fremde Macht anruft, treibt Hochverrath."

„Richtig! Par Dieu, was sag' ich anders?" antwortete der

Geheimschreiber: „Nur beliebt eines Umstandes nicht zu vergessen. Frankreich ist der erste Bundesgenoß der hochlöblichen Eidsgenossenschaft, und diese hat, im Fall der Noth, das Recht, den Beistand des Königs, meines Herrn, anzurufen. Gesetzt, der Beistand würde gefordert; der König ließe seine Truppen in die Schweiz einrücken; ihr hättet versäumt, euch mit dem Marquis de Marolles ins Einverständniß zu setzen, um von dieser Seite eure Rechte zu sichern; gesetzt . . .“

„Alles gesetzt,“ rief Abdrich, „so ist Hochverrath gesetzt, und dessen sind die Städte noch heut' so fähig, wie vor zweihundert Jahren, da Zürich die Oesterreicher und Franzosen ins Land rief.“

Der Franzose lächelte und nickte ihm wieder Beifall, zog dann aber bedenklich die Augenbraunen weit in die Höhe, und sagte: „Man muß jede Möglichkeit in Rechnung bringen. Wie nun aber, wenn? Zum Exempel, wenn Frankreich sechszigtausend Mann an eure Grenzen schickt, was wird dann das Ende sein?“

Abdrich sagte mit seinem hämischen Grinsen: „Frage der Herr doch in St. Jakob nach; oder vielleicht wird er selbst am besten wissen, wo seine Landsleute dort begraben liegen.“

Der Abgeordnete des Herrn de la Barde machte mit komischem Anstande eine Verbeugung ringsum; hob sich dann plötzlich, warf sich stolz in die Brust und sagte mit warnender Hoheit: „Ihr Herren, ich geb' euch Bedenkzeit bis morgen. Bleibt ihr bei euerm Sinn, so wird das Schreiben des königlichen Ambassadeurs vor dem ganzen Volke verlesen. Ich wasche meine Hände in Unschuld.“

Dann schritt er durch die Versammlung und verließ, nach kurzem, trockenem Umhergrüßen, den Saal. Adam Zeltner und einige Andere sprangen ihm nach, ihm mit Höflichkeit das Geleit zum Wirthshause zu geben.

Der ganze Morgen verstrich unter lärmenden und fruchtlosen rathungen über die Anträge der französischen Gesandtschaft Nach-



mittags wurden Gesandte der Stadt und Republik Bern angemeldet und vor dem Ausschuß des Landvolks angehört; doch hatten sie eben so wenigen Erfolg von ihrer Beredsamkeit, als der Bote des Marquis de Marolles. Diejenigen von den wortführenden Landleuten, welche vielleicht aus Klugheit oder Furcht am aufrichtigsten im Herzen eine Versöhnung mit den Regierungen wollten, schwiegen, um nicht vor dem Volke als feige Männer oder selbstsüchtige Verräther der großen Sache zu erscheinen. Eins hätte ihnen, wie das andere, lebensgefährlich werden können. Die Uebrigen sprachen gegen alle Vorschläge zur Aussöhnung desto lauter, entweder weil sie von der Gerechtigkeit der allgemein in den Landschaften geführten Beschwerden überzeugt waren, und den süßen Verheißungen der Städter mißtrauten; oder weil es ihrem Ehrgeiz behaglich war, als Sprecher des Volks ihren bisherigen Gebietern mit einer Art Gleichheit des Ranges gegenüber zu stehen und, statt ehemaliger Geringschätzung, Achtungsbezeugungen und Höflichkeiten zu erfahren.

Die abgeordneten Patrizier des bernischen Senats hinwieder konnten sich um so weniger überwinden, selbst nur im Aeußerlichen, das Mindeste von der Rolle geborner gnädiger Herren und Obern fahren zu lassen, da man ihnen eben das Recht dazu streitig machen wollte. Auch mocht' es ihrer Klugheit unangemessen dünken, die Würde einer oberherrlichen Stadt durch eine Art furchtsam-traulicher Annäherung gegen Unterthanen, oder gar durch schmeichelnde Worte gegen Rebellen bloßzustellen. Ihr vornehmes Sichherablassen beleidigte nun aber das stolze Selbstgefühl der Landleute weit empfindlicher, als die sonst übliche väterliche Sprache der Herren; und die Drohworte eines Senats, der inner seinen Stadtmauern nur die eigene Vertheidigung rüstete, mußte wenig Eindruck auf Leute machen, die sich vom Arm und Muth vieler Tausende ihres Gleichen geschützt sahen.

So geschah sehr natürlich, daß die Unterhandlung, welche den Bruch zwischen Obrigkeit und Unterthanen ausgleichen sollte, ihn nur erweitern konnte. Kleinliche Privatschwächen, unbedeutende Nebenrücksichten und armselige Vorurtheile derer, die über Völkerschicksale verhandeln, entscheiden gar gewöhnlich weit mehr zum Unheil und Verderben, als die Hauptsache, um die es zu thun ist.

Niklaus Leuenberg führte das Wort mit größerer Gewandtheit und Würde, denn die bernischen Abgeordneten von einem Manne seines Standes erwartet hatten. Sowohl die Gemeinden des Landes, als auch der Senat der Stadt, betrachteten ihn, wie das Haupt der gesammten, großen Bewegung. Auch war er es selbst gewesen, der in einem Schreiben die Regierung ersucht hatte, Gesandte zum Landtag nach Hutwyl zu schicken, um lieblich mit ihnen das Friedenswerk zu berathen. Ja, er hatte dazu sogar die Männer bezeichnet, welche dem Volke besonders angenehm sein würden, und neben denselben auch zwei Geistliche der Stadt. Aber die steif-fromme Beredsamkeit der Gottesgelehrten, welche die Sünde der Empörung mit Bibelstellen zu beweisen und in ihrer schweren Verdammlichkeit zu schildern bemüht waren, verfing bei den Trotzköpfen so wenig, als die gebietende Sprache der weltlichen Herren, die keine andere Vollmacht zu haben schienen, als Gnade und Verzeihung anzubieten.

Mit höflich-scheuem Achselzucken und bedauerndem Tone erklärte ihnen Leuenberg zuletzt, einen Antrag, wie diesen, müßten die Herren des Raths und der wohlehrwürdigen Geistlichkeit den versammelten Ausschüssen des ganzen Volks selbst thun. Der Aufstand sei nicht Sache und Werk einiger Personen, sondern eines großen Theils der Nation. Weder er, als Obmann, noch einer der im Saale Anwesenden, hätten das Recht, im Namen der Tausende Begnadigung zu verlangen oder anzunehmen, noch Macht,

das Volk zur Sinnesänderung zu zwingen. Man müsse das öffentlich im freien Felde verhandeln.

Einer der bernischen Rathsherren konnte sich, bei dieser Erwiederung, des aufwallenden Zorns nicht erwehren, drückte das Baret tiefer über die Stirn und sagte: „Nun denn, in Gottes Namen, so muß die Sache im freien Felde abgethan werden; aber nicht, wie ihr meint, mit dem Worte, sondern mit dem Schwerte. Warum habet ihr uns frecherweise hieher gelockt, wenn ihr keine Vollmacht hattet, Namens eurer rebellischen Spießgesellen mit uns zu handeln? Warum stellet ihr euch vor unser Angesicht, wenn ihr ohne Auftrag dastehet? Was haben wir mit einem aus allen Winkeln zusammengelaufenen Volk zu schaffen, darunter auch die Angehörigen Solothurns, Basels und Luzerns sind, denen wir nichts anzubieten und die nichts von uns zu begehren haben? Stadt und Republik Bern will und kann großmüthig nur ihren eigenen meuterischen Unterthanen, nicht jenen fremden, Gnade für Recht widerfahren lassen. Ja, Gnade für Recht! Euer Aufruhr besudelt den Schweizernamen mit ewiger Schmach. Und wenden wir euch den Rücken, so wendet die Barmherzigkeit selbst ihn auf immer."

Die Landleute blieben nach dieser donnernden Anrede still und etwas betreten; selbst Leuenberg. Nur Abdrich lächelte bitter und sagte: „Wohlgethan! Wendet den Rücken; wir verlangen diese Barmherzigkeit nicht, die uns zur Verzweiflung getrieben hat. Wir begehren, versteht es wohl, berichtet es euern Herren wohl, wir begehren keine Gnade! Ihr aber wollet lieber gnädige Herren sein, als gerechte Herren, weil ihr bei der Gerechtigkeit den Kürzern zöget, aber bei der Gnade willkürlich fahren könnet. Gott sei dem Volke gnädig, das ein paar Hundert gnädige Herren füttern muß!"

„Schamloser Gesell, wer bist denn du?" schnob ihn der Rathsherr mit zornrothem Gesicht an.

Abdrich erwiederte ganz kalt: „Ein Schweizer, wenn auch nicht von der Berner Falschmünzerei, dennoch vom alten Schrot und Korn.“

„Pack dich, eisgrauer Lügner!“ schrie der Rathsherr: „Du Strolch hast nie ein Vaterland gehabt!“

„Wer trägt die Schuld,“ entgegnete Abdrich, „wenn, außer in den Urkantonen und Hauptstädten, die übrigen Schweizer alle ohne Vaterland sind? Ihr, gnädige Herren, ihr habt sie heimtückisch darum betrogen, und ihnen in eurer Gnade nichts, als Obdach, Aecker und Geräth gelassen, für euch frohnen zu können. Soviel mußtet ihr natürlich auch dem Vieh im Stalle lassen, von dem ihr Milch verlanget. Die Schweizer fordern ihr Vaterland wieder, das ihr in euern Stadtbann zusammengeschnürt habt. Ihr ließet uns nur ein Geburtsland, das der Sklav in Algier auch hat, der unter der Geißel des Guardians ohne Recht, ohne Willen, seinem gnädigen Herrn mit Zittern das Feld baut. Wir verlangen Vaterland und Vaterlandsrecht, nicht eure Barmherzigkeit und eure Gnade.“

„Will's Gott,“ rief der Rathsherr, „seh' ich dich nach dieser Gnade noch auf den Knien wimmern.“

Abdrich drehte ihm stolz den Rücken hin und sagte mit lauter Stimme, über die Achsel zurückblickend: „Es wünscht Mancher wohl Herrgott zu werden, eh' er ins Irrenhaus kömmt.“

Nicht minder durch diese blutige Beleidigung, als durch das halbverbissene Lachen der anwesenden Bauern empört, brach die Gesandtschaft schnell auf und entfernte sich, ohne ein Wort zu erwiedern, und ohne Gruß. Leuenberg sprang den Davoneilenden zur Thür nach, um sie zu besänftigen. „Lasset euch,“ sagte er, „durch das lose Maul dieses Alten nicht vom heilsamen Friedenswerk abwendig machen. Er ist ein Igel und sticht, wo man ihn anrührt.“

„Wir haben mit euch nicht länger zu verkehren!“ ward ihm

zur Antwort: „Setzen wir den Fuß in den Steigbügel, wird eure Unterwerfung zu spät."

Kaum hatten die Berner Gesandten Hutwyl verlassen, wurde dem Ausschusse des Landvolks im Räthhause die Ankunft eines Boten der eidgenössischen Tagsatzung verkündet, welche zu Baden im Aargau wegen der obwaltenden Unruhen versammelt saß. Es war der Untervogt von Baden. Er trat mit sichtbarer Aengstlichkeit und kleinstädtischer Höflichkeit in den Saal, wo Leuenberg ihn mit noch etwas stolzerer Haltung, als zuvor die Herren von Bern, empfing. Der Untervogt überreichte unter tiefer Verbeugung das Patent der eidgenössischen Tagherren.

„Morgen mag das Schreiben an versammeltem Landtag verlesen werden," sprach Leuenberg, „und Ihr werdet Antwort empfangen. Unterdessen, Herr Untervogt, soll Euch geziemende Nachtherberge und Verpflegung angewiesen werden. Ich hoffe, Ihr sollet nicht zu klagen haben."

Mit diesem kurzen Bescheid ward der Untervogt entlassen; welcher unter Rebellen kaum eines so milden Empfangs gewärtig gewesen sein mochte.

40.

Des Landtags Ende.

Addrich beschloß sein Tagewerk mit rastloser Thätigkeit erst nach Mitternacht. Vor Sonnenaufgang weckte ihn die Ungeduld wieder und das Getöse der im Städtlein umherwogenden Volksmenge. Schwer erhob sich Fabian neben ihm vom Lager und verwunderte sich über die seltsame Heiterkeit des Alten und das Fröhlich-Leichte in dessen Bewegungen.

„O, du sollst mich noch anders sehen!" erwiederte Addrich:

„Ich bin, wie die Seemöve, welche verbannt zwischen den Klippen des Meerufers hausen muß: ihr Element ist der Sturm. Laß mich ungestört meine Flügel zwischen Wolken und Wogen schlagen, im Aufruhr der Dinge."

„Nur allzugut gesagt!" entgegnete Fabian: „Vergiß nicht, daß die beweglichen Wogen das Volk sind, heut' wüthend, morgen lachend; daß die Obrigkeit, wie die Wolke, Blitze trägt."

„Und wenn nun das!" sagte der Alte, indem er das Fensterlein gegen die Straße öffnete und mit Lust in das Getümmel der Leute hinab sah: „Was steht zu fürchten? Der Mensch kennt das Ziel seiner Tage nicht, aber das Ziel seines Willens. Ich möchte Ketten brechen; ich möchte Unsinn entthronen; ich möchte Rechte und gesunde Vernunft in die thiergewordenen Ebenbilder Gottes heimbringen. Ist das nicht Etwas, des Sterbens oder Lebens werth?"

„Brechen wir ab davon!" sagte der Jüngling: „Wir werden uns nie verstehen. Auch bin ich ohne Willen hier, weil ich Laban um Rahel diene. Für mich bleibt Alles bloßes Schaugericht."

„Und du wirfst mir damit kein Katzenhaar in die Suppe!" entgegnete ihm Addrich: „Die Karte schlage mir zuletzt ein, oder nicht, Bursch, das Spielen selbst macht die wahre Lust aus. Wenn ich mir die Seligkeit des Schöpfers denke, so seh' ich sie bloß in der allwirkenden Gewalt, die eine Welt baut. Ich will eine neue Welt bauen; darum muß Zerstörung des alten Wracks vorangehen. Mich belustigt die thurmhohe Klugheit des Leuenbergers und seiner vielweisen Rathgeber, welche an den Schleusen des breiten Stroms vorsichtig zupfen, um ihre kleinen, dürren Matten ein wenig zu wässern. Durchs Maulwurfsloch aber bricht die Ueberschwemmung herein. Jetzt ist das Dämmen zu spät! — Komm Fabian, erst zum Imbiß, dann zum Acker. Heute soll die Saat eingeeggt werden. Verliere mich nicht aus den Augen,

denn mir stehen Geschäfte vollauf bevor; ich kann mich nicht um dich bekümmern."

Sie gingen, und nach flüchtig genommenem Morgenessen eilten beide hinaus, und verloren sich im Gewühl.

Es war früh um fünf Uhr. Alles strömte fort in die weite Almend, sobald die Sonne hinter den buschigen Höhen hervorblitzte. Unzählige Volksmenge war aus den Thälern der benachbarten Kantone gekommen, Zeugen des Schauspiels zu werden. Sie lagerte im weiten Halbkreis am Hügelrain. Tiefer im Wiesengrunde sammelten sich die Volksausschüsse von den Landschaften, die längs der Aare, von deren Ursprung bis zur Ausmündung in den Rhein, längs den Ufern der Emmen und Reuß gelegen sind, oder die in den Hochgebirgen des bernischen Oberlandes in der Nähe der Eisberge wohnen. Es waren dieser Abgeordneten zur großen Landsgemeinde nicht weniger als dreitausend Männer, abweichend in Mundart, Sprache, Sitte, Landestracht und Kirchenglauben; aber insgesammt von starkem, kräftigem Schlag und trotzigem Ansehen. Der Anblick dieser zahlreichen Haufen erhöhte Muth und Stolz jedes Einzelnen. Sie grüßten unter einander brüderlich, ohne einander zu kennen, mit Ruf und Handschlag; fragten um die Lage ihrer gegenseitigen Heimathen und deren besondere Beschwerden und Lasten. Alle hatte verschiedenartiger Druck ihrer Vögte und Regierungen, und einerlei Begierde nach Freiheit durch gemeinsamen Beistand, zusammengeführt.

Endlich sah man vom Städtlein daher einen neuen Zug langsam gegen die Almend rücken. Es war Niklaus Leuenberg', welchen man, seit dem Tage von Sumiswald, den Bundesobmann, so wie die Ausschüsse der Landschaften Bundesgenossen, hieß. Er erschien in einem rothen Kleide, stattlich und mit höherer Sorgfalt angethan. Vor ihm her schritten sechs Trabanten, mit Hellebarden; ihm nach zog ein Gefolge ausgewählter Sprecher der Kan-

tone. Das Feierliche und Ernste seiner Haltung schien den Landleuten keineswegs mißfällig, wiewohl er nur ihres Gleichen war. „Meinst du nicht," sagte ein Entlibucher zu einem vom Läberberg, als der Obmann vorüberging und die Reihen der Männer ihr Haupt ehrerbietig entblößten: „gelt, man kann wohl aus Bauernteig einen eben so guten Schultheißen von Luzern oder Solothurn kneten, als aus Junkernteig der Städte, und ist dannzumal doch hausbacken und Landesgewächs."

Leuenberg bestieg eine erhabene Erdbühne, die oben abgeplattet, und für ihn und sein Gefolge mit Stühlen und einem schwarz behangenen Tisch versehen war. Er selbst nahm den obersten Platz ein; ihm zur Rechten und Linken saßen vier Schreiber. Die Hellebardenträger umringten seinen Stuhl. Dicht neben diesem ward ein hoher Spieß aufgepflanzt, an welchem, statt des Schmucks, zwei jener bei Wangen erbeuteten Granaten aufgehangen waren, die von Bern ins Schloß Lenzburg hatten geschickt werden sollen. „Schaut her!" rief einer der Trabanten mit gewaltiger Stimme; und im weiten, beweglichen Kreise der Tausende, die den Hügel umringten, ward Todesstille: „Schaut da! Das ist der süße Wein, den man uns hat einschenken wollen!"

Dumpfes Gemurmel, Hohngelächter, dann verworrenes Geschrei scholl aus dem Ring der Landsgemeinde herauf: „Es wären ja nur die leeren Becher; man müsse sie mit siedendem Pech füllen; die Landvögte und Junker sollten sich daran satt saufen, genug bekommen; mehr als genug!"

Dreimal rief der Herold den nämlichen Spruch und eben so oft machte das Jauchzen der Versammlung den Wiederhall. Nachdem es still geworden, erhob sich der Obmann von seinem breiten, alterthümlichen Lehnsessel, begrüßte in feierlicher Anrede die Versammlung der „edeln, mannhaften, treuen, lieben Bundesgenossen", und schilderte die Wichtigkeit dieses Tages, der für des gesamm-

ten Vaterlandes „Freiheit, Ehre und Wohlfahrt" den spätesten Enkeln heilig bleiben würde. Dann sprach er, mit Anführung vieler biblischen Stellen, vom Widerstand und Hochmuth der Städte und von der Arglist ihrer Verheißungen, womit er den Uebergang zu den Geschäften des Tages machte. Diese begann er, indem er durch seinen Schreiber Brömer eine beträchtliche Anzahl aufgefangener Briefe laut und öffentlich ablesen ließ. Man vernahm daraus einerseits von der furchtsamen Verlegenheit der regierenden Städte, anderseits von ihrer unwiderstehlichen Lust, eine schwere Rache an den rebellischen Bauern zu üben. Hier war den Landvögten, besonders in gemeinen Herrschaften und freien Aemtern, befohlen, glimpflich und hold mit den Landleuten zu fahren; dort, sich jedes Verdächtigen auf alle Weise, durch List und Gewalt, Recht und Unrecht zu obrigkeitlichen Handen zu bemächtigen. Hier ward von kriegerischen Rüstungen zur Unterjochung des Volks, dort von Mitteln zur Versöhnung desselben gesprochen. Man erfuhr selbst Näheres von Entwürfen der Tagsatzung zu Baden, den großen Aufstand durch Waffengewalt aller Eidgenossen zu dämpfen; und von allen Richtungen zugleich in die empörten Gegenden einzubringen. General Zweyer von Uri sollte mit Urnern, Unterwaldnern und Kriegsvölkern des Abts von St. Gallen die Stadt Luzern, die Bergpässe zwischen Entlibuch und Unterwalden, ferner mit Schwyzern und Zugern die Stadt Sursee und die Päsſe des obern Frei-Amtes besetzen; General Wertmüller von Zürich das untere Frei-Amt mit Glarnern und Appenzellern decken, an der Spitze der Schlachthaufen von Zürich, Schaffhausen und St. Gallen aber in den untern Aargau eindringen; die Mühlhauser und Basler sollten über den Jura heranziehen, während von Abend her General Erlach von Bern mit den Waadtländern, Wallisern, Freiburgern und Solothurnern gegen den obern Aargau vorrücken sollte.

Doch schon in diesen vorgelesenen Briefen ward, neben dem

alten, reichsstädtischen Stolz, die Unbehilflichkeit der schweizerischen Herren und Obern, das Unzusammenhängende ihrer Maßregeln, die gegenseitige Scheelsucht und Gehässigkeit sichtbar, und wie bei Allen nur der Vorsatz im Hintergrund lag, sich selber mit den eigenen Unterthanen, so gut es gehe, abzufinden, und für andere Orte und Städte so wenig als möglich zu leisten.

Daher thaten die Briefe, als sie das Volk hörte, vollkommen die Wirkung bei demselben, welche Leuenberg vermuthlich beabsichtigt hatte. Man spottete, lachte und sah das große Spiel durch Zwietracht und Schwäche der Gegner schon halb gewonnen. Um die Wirkung zu verstärken, erzählte Leuenberg mit lauter Stimme, wie die Tagherren zu Baden ihre Rechnung ohne Wirth gemacht hätten; wie das freie Volk in den Bergen Graubündens schon erklärt habe, man werde wohl zur Befreiung, nie aber zur Unterjochung des Landmanns Hand bieten; wie die Stadt Basel in ihrem eigenen Gebiet nicht mehr Meisterin sei; wie dem Rath von Solothurn die Lust zü kriegen vergangen wäre, als er rings um die Stadt und in allen Amteien die wider ihn drohenden Volkshaufen erblickt hätte; wie die Herren zu Freiburg zweitausend Mann aufgeboten und wieder entlassen hätten, vielleicht weil ihnen recht wäre, den Stolz der Herren zu Bern ein wenig gedemüthigt zu wissen; wie Schaffhausen und St. Gallen zwar Alles versprächen, aber nicht geneigt wären, etwas mehr, denn eidgenössische Redensarten auf Papier zu liefern.

Nach dieser Vorbereitung ward der Sumiswaldner Landesbund dem versammelten Volk abgelesen. Es herrschte die tiefste Stille. Die Urkunde begann unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit und gab dann zu erkennen: Es solle der alte Bund der ersten Eidgenossen verjüngt werden, zur Abthuung aller Ungerechtigkeit, also daß zwar den Herren und Obrigkeiten, aber auch den Bauern und Unterthanen verbleiben sollte, was jedem gebühre. Der Bundes-

leute Recht sei zu schirmen mit Leib, Hab, Gut und Blut, doch ohne Nachtheil der Religion. Die Angehörigen jedes eidgenössischen Standes hätten für sich selbst mit ihren Obrigkeiten zu handeln; entständ' aber Streit mit diesen, sollen die Unterthanen nicht durch Eigenmacht ihr Recht verschaffen, sondern der Volksbund müsse entscheiden. Würden die Obrigkeiten hingegen fremdes oder einheimisches Kriegsvolk zur Unterdrückung des Bundes herbeiführen, solle man einander tröstlich mit aller Macht gegen die Unterjocher beispringen; desgleichen auch, sobald nur ein einzelner Angehöriger des Bundes, und zwar des Bundes wegen, an Leib, Gut und Leben beschädigt werden würde. Kein Theil der Bundesgenossen könne sich, ohne Einstimmung Aller, mit seiner Regierung aussöhnen und Frieden schließen. Würde aber ein Bundesgenoß vermessen genug sein, wider den Bundesschwur zu reden oder zu handeln, solle man den Frevler als meineidigen, ehrlosen Verräther abstrafen. Alle zehn Jahre werde der Bund mit dem Schwur erneuert.

Nach diesem wurden in einem langen Verzeichniß diejenigen Aemter und Herrschaften der verschiedenen Kantone namhaft gemacht, welche dem festen Bunde schon beigetreten waren.

Während dessen lächelte Adbrich, der hinter des Obmanns Stuhle stand, etwas tückisch vor sich hin. Er hatte, wie schon bei der Berathung im Moos, auch bei der Berathung in Sumiswald gegen die abentheuerliche Ausgestaltung des Bundes gearbeitet, welche vorzüglich aus Leuenbergs Gehirn hervorgetreten war. Er hatte mit scharfem und richtigem Blick die Unhaltbarkeit eines Vertrages durchschaut, der die Unterthanen zu Aufsehern und Richtern ihrer Obrigkeit erheben wollte, beide Theile in ewigen Widerspruch und Krieg stürzte, und nothwendig entweder mit Unterwerfung des Volks und Auflösung des Bundes oder mit Umsturz und Verbannung der Regierungen enden mußte. Doch was er

nicht hatte hindern können, ließ er, voll Spottes über die Kurzsichtigkeit der Volksführer, geschehen, überzeugt, nichts werde bleiben von Allem, was beschlossen sei, sondern früh oder spät das Wahre zwischen Stadt und Land auf dem Schlachtfeld mit dem Schwert bestimmt werden. Erst dann werde der Sieger so weit schreiten, wie seine Gewalt. Darauf gefaßt, war sein ganzes Trachten nur allgemeine Bewaffnung und kriegerische Besetzung der vornehmsten Päſſe gegen Bern und Zürich. Die große Feierlichkeit auf der Almend von Hutwyl blieb in seinen Augen ein, wenn auch kein überflüssiges, doch lächerliches Kinderspiel.

Indessen war er selbst bald, wider seinen Willen, von der Größe des Schauspiels ergriffen, als der Obmann des festen Bundes das versammelte Volk zur Leistung des Schwurs aufforderte; als die Tausende mit entblößten Häuptern zur Erde unter freiem Himmel niederknieten und die Hände zum Eide emporstreckten. Der Geheimschreiber des Bundes las mit lauter Stimme die Formel: „Allen diesen Worten, wie die Schrift ausweiset, will ich nachgehen und dieselben vollbringen und halten in guten Treuen. Wenn ich das halte, daß mir Gott wolle gnädig sein an meinem End. Wenn ich aber das nicht halte, daß mir Gott nicht wolle gnädig sein. So wahr mir Gott helfe! Alle Gefährde vermieden! Gott gebe Gnad' und behüte uns vor Falsch und Untreu!"

Satzweis las der Schreiber die Worte ab; satzweis sauseten sie dumpf vom Munde der Landsgemeinde zurück, wie Murmeln fernen Donners. Die religiöse Handlung erschütterte die Gemüther. Leuenberg sah mit nassen Augen auf den Ring der knienden Menge nieder und sprach: „Im Grütli haben einst drei Männer geschworen; heut' schwören dreitausend! Es gilt Freiheit und Gerechtigkeit! Bundesgenossen, es gilt das Heil unserer Kinder! Blut und Leben soll gering werden für das edle Kleinod, welches wir den Nachkommenden erwerben wollen!"

Er war zu bewegt, um mehr zu sagen, oder beim Zittern seiner Stimme von Vielen verstanden werden zu können. Dennoch jauchzte das Volk laut auf, welches, sobald er sein Haupt bedeckte, sich wieder von der Erde erhob.

Geraume Zeit mußte vergehen, ehe die Wellen dieses aufgeregten Menschenmeeres ruhiger wurden; ehe das Tosen der Stimmen leiser ward, die bald auseinander fließenden, bald sich zusammendrängenden Haufen zum Stillstand gelangten und die Tagesgeschäfte fortgesetzt werden konnten.

Dann wurde die Zuschrift des französischen Botschafters de la Barde abgelesen, welcher zur Eintracht und Versöhnung mit den Regierungen ermahnte; an das Verderben erinnerte, welches durch innerliche Unruhen und Bürgerkriege über das königliche Frankreich gekommen sei; vor Oesterreich, dem Erzfeinde der Eidgenossenschaft, warnte, dieweil Erzherzog Leopold wirklich schon in der Nähe der Schweizergrenzen befindlich wäre, um die allgemeine Verwirrung durch seine Ausgesandten zu vermehren, oder Vorwand zu gewinnen, ein Kriegsheer in das Innere des Landes zu führen. Dieses Schreiben endete mit dem dringenden Wunsch und Rath des allerchristlichsten Königs, man solle den Obrigkeiten zu billigem Vergleich Hand bieten. Den schriftlichen Ermahnungen fügte der Schreiber der französischen Gesandtschaft noch Einiges mündlich bei.

Obgleich er seinen Vortrag, um ihm mehr Wirksamkeit zu verschaffen, im Geschmack damaliger Zeiten mit den besten Blumen geistlicher Beredsamkeit verzierte, verfehlte er nichts desto weniger das Ziel. Herr de la Barde zu Solothurn hatte das Schicksal der Staatsmänner, die Alles geheim halten können, nur ihre Feinheit nicht. Darum mußte er sich gefallen lassen, daß er im Felde von Hutwyl keinen größern Glauben fand, als bei den in Baden versammelten Eidgenossen. Nachdem über den Antrag der französischen Gesandtschaft einzelne Volksredner ihre Stimme er-

hoben und immer auf den eben beschwornen Bund hingewiesen hatten, erklärte die Landesgemeinde durch Handmehr *) ihren Willen. Der Obmann des Bundes sprach denselben ungefähr in folgenden Worten gegen den Boten des königlichen Ministers aus: „Wir sind keine Rebellen; denn wir wollen unsern Herren und Obern unterthänig bleiben und denselben gehorchen, wie unsere Vorfahren gethan haben. Doch widerstreben wir billig ungerechter Eigenmacht und Willkür, und verlangen, daß man uns bei alten Freiheiten und Herkommen lasse, gleichwie wir Freiheiten, Rechte und Herkommen der Städte ehren. Nichts anderes will der von uns vor Gott geschworne Bundeseid, den Ihr vernommen habet. Wir mußten zusammentreten, weil wir keine Bürgschaft für unser Recht gegen die Städte finden, als in unserer Eintracht. Doch zweifeln wir keineswegs, daß zwischen uns und den Obrigkeiten billiger Vergleich gedeihen werde. Also bitten wir den französischen Herrn Ambassador, er wolle durch Schrift und Mund mithelfen, und die Völkerschaften des Schweizerlandes und deren Schritte bei der königlichen Majestät zu Frankreich und bei den Herren seines Hofes rechtfertigen, sintemal uns nicht unbewußt ist, daß man unser Beginnen in aller Welt fälschlich verschreit und mit Unwahrheit verlästert.“

Diese Antwort, welche in solchen Verhältnissen selbst gewandten Staatsmännern zur Ehre gereicht haben würde, empfing der Bote des Gesandten auch schriftlich zur Erwiederung von de la Barde's Sendschreiben.

Dann ward das Patent der eidgenössischen Tagherren zu Baden vorgetragen, welches der Untervogt von Baden überbracht hatte. Die Antwort darauf war eine Abschrift des beschwornen Bundes-

---

*) Handmehr wird in der Schweiz das Abstimmen berathender Versammlungen durch Aufhebung der Hände geheißen.

briefes, mit den lakonischen Worten: „Dabei wollen wir bleiben.“ Auch ließ man noch für das Volk der Kantone Bern, Luzern, Solothurn und Basel den Bundesbrief in vier gleichlautenden Urkunden ausfertigen und mit dem Landessiegel vom Entlibuch bekräftigen.

So endete die Versammlung, nachdem sie von Morgens fünf Uhr bis Abends fünf Uhr gedauert hatte.

41.

Der Gang des Aufruhrs.

„Nun haben wir ihnen den Knoten stark genug geknüpft!“ sagte Abdrich voller Triumph des Nachts zu Fabian, als er mit diesem, den er den ganzen Tag nicht gesehen, in der engen Schlafkammer zusammentrat.

„Ich sah das Gegentheil!“ erwiederte Fabian: „Ihr habt den morschen Knoten zerrissen. Alles fällt auseinander und ihr insgesammt werdet's nicht wieder binden können.“

„Gelt, Fabian,“ sagte Abdrich lächelnd, „du denkst an deine Haut, und weit davon ist gut für den Schuß? Fürchte nichts! Das Spiel ist unverlierbar, weil wir nicht rückwärts können. Jeder weiß, es geht an Kopf und Kragen; also muß es durchgehauen sein. Der Stärkste aber wird Meister; und der Stärkste ist der Verzweiflungsvolle, dem gesagt wird: Vogel friß, oder stirb! Ich gebe für des Leuenbergs Verstand keinen Angster; er weiß zur Stunde nicht, wohin er rennt. Aber man muß ihn vorwärts schieben, wohin er soll. Ihm bleibt keine freie Wahl. Das soll meine Sache werden. Morgen ziehen wir ins Berner Oberland, Bern muß fallen, so oder so!“

„Davon ist aber keine Rede in euern Bundesartikeln!“ ent-

gegnete Fabian: „Ihr wollet die Obrigkeit ehren und ihr gehorchen.“

„Allerdings,“ versetzte Abdrich, „wenn sie den Hutwyler Landsbund anerkennt. Du Narr, sie wird sich aber lieber beschneiden lassen, und türkisch werden, als unsern Glauben annehmen. Folglich — das Uebrige zähle dir an den Fingern ab! Wir eilen morgen beide ins Oberland. Das Volk ist in diesem Augenblick zu Allem aufgelegt. Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Die Städte sind unter sich zwieträchtig. Ehe sie einander verstehen, haben wir sie im Sack. Wenn die Hirten zanken, hat der Wolf leichten Einkauf bei der Heerde.“

Wirklich reisete Abdrich folgenden Morgens ins Oberland, von Fabian begleitet. Er war unermüdet. Wo Berathung gehalten, wo Treue einer Gegend verdächtig wurden, wo von einem Auflauf gehört ward, — überall sah man ihn. Mit unglaublicher Gewandtheit schmiegt' er sich den entgegengesetztesten Denkarten und den einander widersprechendsten Entwürfen an, um sie in sich selber zu zerstören, wenn sie ihm mißfielen, oder sie seinem Hauptplan dienstbar zu machen. Er wollte Einmüthigkeit Aller zur Freiheit Aller; daher gänzliche Vernichtung aller städtischen Vorrechte; Vereitelung jedes Antrags der Regierungen zu freundlichen Ausgleichungen. Er fürchtete die täuschbare Leichtgläubigkeit der Bauern, ihre durch lange Gewohnheit erblich gewordene Ehrfurcht vor den Städten; und daneben auch die tiefgewurzelte Neigung des Schweizervolks, sobald es unabhängig handeln konnte, sich nicht nur von Kanton zu Kanton, sondern von Landschaft zu Landschaft, von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf gegen einander, als besondere unabhängige Republiken, mit eigenen Verfassungen, Gesetzen und Vorstehern zu vereinzeln, ja selbst jedem Dorf nur das Ansehen eines kleinen Bundesstaats von Haushaltungen zu geben.

Wie bewundernswürdig aber auch die Geschäftigkeit des Alten

aus dem Dürrenäscher Moose war, hörte man doch nie, daß er einer der Hauptmänner des Aufstandes sei. Nirgends erschien er selber an der Spitze. Er glich vielmehr bloß einem der vielen ganz untergeordneten Umherläufer, Schreier und Zwischenträger. Was er im Grunde für das gewagte Unternehmen leistete, ward erst dem deutlich, der, wie z. B. Fabian, wissen konnte, wie er an hundert verschiedenen Orten, überall gleichförmig und seinem Zweck entsprechend, wirkte. Auf jedem einzelnen Punkt erschien sein Thun ganz unerheblich.

Man würde sich aber irren, das wohlberechnete Betragen des schlauen Alten etwa seiner Feigheit oder Vorsichtigkeit zuzuschreiben, um, im Falle des Mißlingens, unerkannt entschlüpfen zu können. Nein, in ihm stand schon mehr, denn vielleicht in allen Andern, entschieden, an dies Werk ein Leben zu wagen, das ihm nichts mehr galt. Aber er wollte Viele begeistern und bethätigen, und darum die Sache ganz zu ihrer Sache, zu ihrem Gedanken erheben und die Menschen, mit dem Sporn des Ehrgeizes oder auch nur der Eitelkeit, vorwärts treiben, während er selbst in einer untergeordneten Rolle verschwand.

Ohne Zweifel sind meine Leser wohl zufrieden, wenn ich ihnen Abdrichs Kreuz- und Querzüge durch die empörten Gebirgsgegenden nicht ausführlich beschreibe. Die Wendung, welche der Aufruhr von nun an im Allgemeinen nahm, darf aber nothwendig nicht unberührt bleiben.

Der Tag bei Hutwyl hatte entschieden. Die, welche an demselben zum Bunde geschworen hatten, trugen die Funken oder Flammen ihrer Begeisterung den entferntesten Thälern zu, und verbreiteten Begierde zum Aufstande. Wehe dem, der ohne Theilnahme bleiben wollte. Er wurde, als Vaterlandsverräther und Linder, von der Partei der Harten bis aufs Leben verfolgt. Der zerrissene Zaum des Gehorsams und herkömmlicher Sitte ließ jeder

Leidenschaft offenes Feld. Manche Hütte ging in Rauch auf; mancher Unglückliche fiel verstümmelt durch Wuth des Pöbels. Wie bei solcher Entfesselung von allem Gesetz immer, trieb auch hier bald nur der rohe Eigennutz, der kalte Ehrgeiz, der tückische Parteihaß großes Spiel durch Schreckensherrschaft. Die Hefen schwammen oben; verlumptes Bettelvolk wollte Plünderung der Reichen, bestraftes Gesindel Rache an ehemaligen Vorstehern.

Die Bauern besetzten alle Pässe mit starken Wachen; hielten die gewöhnlichen Boten an; erbrachen die Briefe, besonders die der Obrigkeiten, verschonten selbst die der französischen Gesandtschaft nicht; schleppten Reisende in Verhaft und entließen sie selten ganz ungerupft.

Es war in den ersten Maiwochen. Aller Orten wurden Waffen jeder Art gesammelt, neue geschmiedet, obrigkeitliche Gebäude, die nicht fest waren, erbrochen und ausgeleert. Man schaarte sich tausendweis zusammen und lebte auf Unkosten der Gegenden, die man durchzog. Die Landleute von Basel versammelten sich mit Ober- und Untergewehr bei Liestal und drohten gegen ihre Hauptstadt. — Christen Schybi mit den Entlibuchern und dem Volk der übrigen Aemter rückte gegen die Stadt Luzern, schnitt ihr von der Landseite Zufuhr ab und drohte ihre Einäscherung. Zeitig genug rückten noch die Landesfahnen von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug zum Schutz der Stadt ein; doch Schwyzer, Zuger und Unterwaldner hatten es kein Hehl: sie wollten die Stadt schirmen, aber nicht zur Unterdrückung des Landmanns fechten helfen. Oberst Zweyer trieb zwar durch muthigen Ausfall, den er mit zweihundert Urnern that, die Empörten zurück und entriß ihnen den Paß an der Emme. Er verlor dabei einige Gefangene und Todte; auch den Aufständischen wurden acht Mann erschossen. Aber Zwietracht inner den Mauern der Stadt Luzern selbst lähmte eine Zeit lang ihre Unternehmungen. Die Bürgerschaft haderte

dort mit dem Patriziat um die ihr durch List und Stärke nach und nach entwundenen Vorrechte in Wahl der Obrigkeiten, in Besetzung des großen Rathes, der Aemter und Vogteien. Sie benutzte jetzt den günstigen Augenblick, das Verlorne zurück zu erzwingen. — Kraftloser noch, als Luzern, zitterte die Stadt Solothurn bei verschlossenen Thoren. Ihr gesammtes Volk stand in Waffen, und war, weil es von der Stadt nichts zu fürchten hatte, in ungebundenen Schwärmen theils den Stadtmauern nahe, theils in starken Banden den Bundesgenossen anderer Gegenden zugezogen.

Gleiche Gährungen und Verwirrungen herrschten im Aargau. Hier hatten sich die Empörten des Fahrs von Windisch über die Reuß bemeistert; vierhundert Mann der Ihrigen standen als Vorwacht in Königsfelden gegen Brugg. Die Bauern aus den Freiämtern hielten die Stadt Mellingen besetzt, während die Reußbrücken von Sins, Gisikon und Bremgarten durch die Zuger verwahrt wurden. Muthig behaupteten aber die übrigen Städte des Aargau's in diesem allgemeinen Sturm noch Selbstständigkeit. Aarburg und Lenzburg, am Fuße ihrer hohen Felsenschlösser, standen durch diese gegen die streifenden Banden gesichert; Baden schlug Freunden und Feinden ab, Besatzung einzunehmen; Brugg, inner dessen Ringmauer Berns flüchtige Amtleute Schirm fanden, rüstete guten Widerstand; dasselbe that Zofingen, von deren Bürgerschaft Niklaus Leuenberg vergebens schweres Geschütz begehrt hatte. Am heftigsten ward Aarau bedrängt, viele Tage von unzähligem Volk berannt, um Durchpaß zu erzwingen; der Mühlenbach abgeleitet, welcher der Stadt Gewerbe mannigfach beförderte, und, was draußen lag, ward verödet. Als aber, nach vielen gütlichen Versuchen der Aarauer, selbst die Beredsamkeit des greisen Dekans Nüsperli eitel geblieben war, der an der Spitze einiger Rathsglieder in das Lager der Landstürmer hinausgesandt worden und Gefahr der Mißhandlungen

und selbst des Lebens bestanden hatte: schwor die bewaffnete Bürgerschaft der Stadt, ihre morschen Ringmauern mit ihren Leibern zu decken und Gegenwehr bis auf den letzten Mann zu leisten. Zum Glück ward nach einigen Tagen das Blutvergießen durch die Botschaft verhindert, daß Bern (am 17. Mai) auf dem Murifelde mit dem Obmann des Bundes endlich Vergleich und Friede geschlossen habe.

Wirklich hatte der Rath zu Bern, auch nach dem Landtag zu Hutwyl, die Unterhandlungen mit Leuenberg fortgesetzt, der zuletzt an der Spitze mit 6000 Oberländern und einigem schwerem Geschütz gegen die Hauptstadt vorgerückt war. Er lagerte nur noch einige Stunden von ihr entfernt, bei Ostermundingen, während das wenige Kriegsvolk der Stadt bei der Schloßhalde in guten Verschanzungen stand. Bern wollte Zeit gewinnen, die verheißenen Hilfsvölker aus Welschland, Freiburg und dem Fürstenthum Neuenburg an sich zu ziehen. Um diesen Preis sah es gelassen rings umher die Verwüstung der Stadtgüter, die Plünderung der Landhäuser. Endlich bemerkte der Obmann des Bundes, daß er von den Bernern mit Absicht hingehalten und überlistet worden sei. Boten brachten Nachricht, es rücke ein beträchtlicher Heerhaufen von Murten gegen den Paß von Gümminen und den Saanestrom, der Stadt zu Hilfe; neuenburgische Schlachthaufen zögen gegen Aarberg. Nun beschleunigte Leuenberg dringend, mit Androhung plötzlichen Angriffs, den Ausgang der Unterhandlungen. Er wollte sich mit Allem begnügen, wenn nur die Hauptsätze des zu Hutwyl geschwornen Bundes unangefochten blieben und die Stadt an sein Volk 50,000 Pfund Goldes, als Entschädigung der Kriegskosten, zahlen würde.

Bern, nicht ohne alle Furcht, gegen Uebermacht und Verzweiflung empörter Unterthanen ungleichen Kampf eingehen zu müssen; ohne Kunde von den Hilfsvölkern, die es erwartete, weil

alle Boten durch Wachsamkeit der Bauern aufgefangen wurden, entschloß sich, einen Vertrag zu unterzeichnen, der unter günstiger Wendung der Umstände vielleicht doch ohne Erfüllung bleiben konnte. Einzig noch war es bedacht, in dieser Lage zu retten, was für den Augenblick zu retten war, — hoheitliche Ehre. Es bewilligte also die 50,000 Pfund, nicht aber für Kriegskosten, oder als Ersatz für den herabgesetzten Werth der Münze, sondern „aus väterlicher Huld wegen der Klagen des Volks über Armuth." Die Summe sollte auch erst nach gänzlichem Rückzug der Landleute in ihre Heimathen, nach Auslieferung des Bundesbriefes und nach der neuen Huldigung entrichtet werden, welche die Unterthanen zu leisten hätten.

Leuenberg willigte plötzlich in Alles, ohne es damit ernstlich zu meinen, um nur von dieser Seite frei und sicher zu werden. Denn er hatte Meldung, Seckelmeister Konrad Wertmüller von Zürich rücke mit mehr denn 6000 Mann zu Fuß und Pferd und zahlreichem Geschütz gegen den Heitersberg und die Reuß an; von der andern Seite komme der Urner Feldherr Zweyer mit 5000 Mann, von Luzern her, gegen das Amt Lenzburg. Wertmüller hatte außer den Zürchern auch Schaffhauser, Thurgauer und Appenzeller unter seinen Fahnen. Die Tage der Entscheidung traten ein. Leuenberg, sobald er Bern zufrieden gestellt zu haben glaubte, ließ den Ruf zum allgemeinen kriegerischen Aufbruch durch alle Thäler und Gebirge ergehen, und Alles die Richtung in den Aargau und gegen die Reuß nehmen. Er selber eilte dahin mit schlagendem Herzen, sich Glück wünschend, wenigstens Bern hinter sich einstweilen unschädlich gemacht zu haben.

Dem Obmann waren Stolz und Muth bei allen bösen Kundschaften, welche über die Rüstungen der Eidgenossen ihm unterwegs zugetragen wurden, bedeutend verschwunden. Wenn seine Eitelkeit auch nicht erlaubte, öffentlich Verlegenheit zu zeigen,

konnt' er sich selber doch nicht läugnen, daß er dem ins Ungeheure hinausgewachsenen Unternehmen auf keine Art gewachsen sei. Die Menge der Fragen, welche er Kommenden und Gehenden stündlich zu beantworten, die Menge der Befehle und Weisungen, welche er nach allen Seiten hin zu ertheilen hatte, brachte ihn in volle Verwirrung, daß sein Geist im Chaos von tausend Dingen unterging und die Uebersicht des Ganzen verlor. Eben so deutlich verspürte er in sich den Mangel jeder Feldherrngabe: Geistesgegenwart, treffenden Blick, Würdigung des Augenblicks und Festigkeit des Willens. Und doch trieb ihn die Macht der Verhältnisse, das blinde Vertrauen des Volks, der Ruf, der ihm geworden, die Rolle des Feldobersten unter seinen Bundesgenossen zu übernehmen.

Erst als er, in der Nähe des aargauischen Schlosses Wildegg vorübergekommen, mit seiner zahlreichen Begleitung in die Ebene eintrat, welche Lager und Sammelplatz des aufständischen Heeres war, richtete sich sein schwer erschüttertes Selbstvertrauen wieder auf. Er erblickte hier schon an 10,000 Mann beisammengelagert, deren Zahl sich beständig durch frisch anrückende Haufen verstärkte. Alle erschienen dabei wohlbewaffnet, und nach ihren Waffenarten in Schlachthaufen getheilt; meistens unter dem Befehl von Hauptleuten, welche schon als gemeine Soldaten in ausländischen oder einheimischen Kriegen gedient hatten. Auch waren allesammt gewissermaßen gleichförmig gekleidet, um sich in Gefechten oder schon in der Ferne auf Märschen zu erkennen. Ihr Kriegsgewand bestand in einem rothen Wollenhemd, welches jeder über seine Kleider trug. Der rechte Flügel dieses Heeres lehnte an das Dorf Mägenwyl und an die schroffen Felswände neben demselben; der linke an die waldige Halde des Berges, von welchem Gemäuer und Thurm des alten halbverfallenen Schlosses Brunegg durch die benachbarten Landschaften weit umher schaute. Das Ganze unterschied sich in vier Abtheilungen mit eben so vielen fliegenden

Fahnen nach den Kantonen Bern, Luzern, Basel und Solothurn, von wannen die Streitrotten stammten.

Alles das hatte Christen Schybi geordnet und vorbereitet, der vielleicht unter allen Befehlenden der kriegserfahrenste Mann sein mochte. Er hatte für Vorwacht und Nachhut gesorgt und für reichliche Zufuhr von Lebensmitteln, welche die umliegenden Dorfschaften mit freiwilliger Thätigkeit, doch gewöhnlich auf Unkosten derer herbeischafften, die im Verdacht standen, Linde zu sein. Halbe Dörfer wurden unter diesem Vorwand ihrer Heerden und aufgespeicherten Vorräthe gewaltsam beraubt.

Hingegen an Mannszucht, Regelmäßigkeit der Bewaffnung und Geschicklichkeit im Waffengebrauch, zumal des Schießgewehrs, fehlte es dem Kriegsvolke desto mehr. Doch diese Eigenschaften mangelten nicht nur den zügellosen Banden der empörten Landleute, sondern selbst den eidgenössischen Truppen damaliger Zeit. Dieselbe Nation, welche ihrem kriegerischen Geist und ihrer Waffengewandtheit theilweise Freiheit im Innern und Gesammtunabhängigkeit vom Auslande zu danken gehabt hatte, stand damals allen Nachbarstaaten in der Kunst des Heerwesens weit nach. Daher ward man jetzt auch, gleich beim Einzug der Eidgenossen unter Wertmüllers Befehl, die heilloseste Verwirrung in den Reihen derselben gewahr. Man sah ganze Rotten vom Heer laufen, um in abgelegenen Höfen und Weilern zu plündern, zu brennen und Unzucht zu treiben. Man zählte schon Verwundete und Todte, ehe man noch mit dem Feinde zusammengetroffen war, bloß durch unverständiges Handhaben des Gewehrs oder der Spieße *).

*) Wie z. B. ein Reiter in den vollen Haufen seines Geschwaders hineinschoß. — So kam nachher selbst der Sohn des Züricher Feldherrn Wertmüller, ein Jüngling von zwanzig Jahren, in Zofingen durch unvorsichtigen Schuß ums Leben.

Dieser allgemeine Verfall des Kriegswesens war zum Theil durch unkluge Haushalterei und Sparsucht der eidgenössischen Regierungen, mehr noch durch peinliche Furcht derselben vor ihren Unterthanen bewirkt, deren Zufriedenheit freilich, bei immer geschmälerten Rechten und Freiheiten, nicht im Steigen sein konnte. Die größer werdende Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten in spätern Zeiten, und die schlaffe Sicherheit der Oberherren bei langem Frieden mit dem Auslande, vermehrte die gefährliche Verachtung der Kriegskunst in solchem Maße, daß die Schweiz anderthalb hundert Jahre später beinahe wehrlos unterging, als sie durch Frankreichs völkerrechtsmörderische Staatsklugheit feindlich überrascht ward.

42.

Im Feldlager.

An demselben Tage, da Leuenberg den Oberbefehl seines Bundesheeres übernahm, waren auch Abdrich und Fabian in dem Lager angekommen. Aus dem Haslilande, am Fuße der Schneeberge, hatte sich der Mooser über den Brünig in die wildschönen Thäler ob dem Kernwald begeben, hier die Stimmung der freien Unterwaldner behorcht und von ihnen überall tröstliche Verheißungen mitgenommen, dann sich, durch den Kanton Luzern, gegen die freien Aemter hinab zum Ufer der Reuß gewandt, und überall die waffenfähige Mannschaft zum Aufbruch bereit oder schon auf den Landstraßen schaarenweise im Anzug gefunden. Er sammelte und reihete und begeisterte durch sein Wort die verworrenen, einzelnen Banden und führte sie in einem langen Zuge, ihrer fast 2000 Mann, durch die sumpfigen Gefilde von Othmarsingen dem allgemeinen Lagerplatz zu.

Hier begrüßte die frischen Ankömmlinge der wilde Freudenruf der schon gelagerten Tausende. Leuenberg, Schybi, Zeltner und die übrigen Befehlshaber, welche den heranziehenden Haufen entgegengeritten waren, um sie zu mustern und in das Gesammtheer einzugliedern, erkannten nicht sobald den Addrich an der Spitze dieser Schaaren, als sie ihm entgegen sprengten und ihr fröhliches Willkommen jauchzten.

„Teufel, von welchen Bergen und Thälern hast du das Volk noch zusammengewischt, du alter Kriegsbesen?“ rief Christian Schybi und schüttelte des Moosers Hand: „Das ist eine wackere Nachhut.„

„Nachhut!“ erwiederte Addrich lachend: „ich meine, es sei Vorhut einer neuen Armee, die sich mit uns vereinigen wird, sobald ihr sie ruft. Die Völker von Obwalden und Nidwalden, sag' ich euch, von Zug, Uri und Schwyz und den Bündnerbergen, sind schlagfertig. Sie erwarten alle nur das Zeichen zum Aufbruch.“

„He, wann, wie, wo sollen wir's geben?“ schrie Leuenberg entzückt: „Morgen, heut', den Augenblick!“

„Auf dem Schlachtfelde, auf dem Siegesfelde müßt ihr's geben, wenn sie es hören sollen!“ antwortete Addrich: „Kein Blitz leuchtet schneller und weiter, als, nach gewonnener Schlacht, Kanonenblitz des Siegers im Nacken des flüchtigen Feindes. Ich sag' euch, führen wir den ersten großen Schwertstreich glücklich, ist Alles entschieden; so stürzen die Rathsherrenstühle um; so erhebt sich alles Volk des Schweizerlandes in Berg und Boden für unsere Freiheitssache. Also nicht gezaudert, auch nichts übereilt! Wo steht der Feind?“

„Auf der Schlierer Almend an der Zürcher Grenze, wie wir von den Kundschaftern genau wissen!“ sagte Adam Zeltner: „Dem General Wertmüller ist nicht gar wohl zu Muth; er traut seinen Leuten nicht, die ihre Spieße lieber gegen die Stadt kehren mögen,

zumal die Leute vom See. Er will sich daher noch mit zwei Appenzeller Fähnlein von Außer-Rhoden verstärken, die unterwegs sind."

„Vorwärts," rief Addrich: „ihm entgegen! Warum lagern wir, wie Tagdiebe, hinter der Reuß? Warum nicht gegen die Limmat, und hinüber vor Zürich?"

„Addrich, laß die Hand von meinem Plan!" versetzte Schybi: „Ich habe mehr Pulver gerochen, als du. Hier haben wir feste Stellung, die Reuß vor uns, Mellingen und Bremgarten besetzt. Erst muß uns Wertmüller den Uebergang über die Reuß theuer bezahlen, dann stehen wir vor ihm auf den Höhen, und er steht drunten, mit dem Strom im Rücken. Geht's nach Wunsch, so sprengen wir sie alle ins Wasser und lehren sie schwimmen. Es muß eine Hauptniederlage geben. Wer nicht ins Gras beißt, muß sich zu Tode saufen."

„Ihr Herren, davon zu Nacht mehr im Hauptquartier!" sagte der Bundesobmann: „Die tapfere Mannschaft, welche uns der Mooser herbeigeführt hat, wird der Ruhe bedürfen. Herr Kommandant Schybi, weiset ihr in der Lagerordnung den Platz an! Herr Untervogt, sorget, als Oberproviantmeister, für ihre Verpflegung, daß den braven Vaterlandsmännern nichts abgehe! Nach vollzogenem Geschäft verfüget ihr euch zu mir ins Hauptquartier. Ich gehe mit dem Mooser und seinem Adjutanten" — er deutete dabei auf Fabian — „voraus. Es ist noch Vieles abzuthun."

Alle gehorchten ohne Widerrede dem gebieterisch ausgesprochenen Befehl des Kriegsobersten. Der dichte Haufen der Bauern, welcher sich neugierig um die hier versammelten Anführer zusammengedrängt hatte, trennte sich, um den Weggehenden Platz zu machen. Addrich und Fabian empfingen ihre Herberge für die Nacht in einem einzelnen großen Landhause, wo sich auch das Hauptlager des Obmanns und seiner untern Befehlshaber befand. Links und rechts

war das Haus durch daneben gelagerte Truppen gedeckt, die ihre Gewehre und Spieße in Bündel zusammengestellt hatten und, bei vielen einzelnen Feuern ihr Nachtmahl bereiteten. Vor dem Eingang des Gebäudes wanderten Schildwachen hin und her.

Fabian fand in dem wilden, kriegerischen Treiben die beste Zerstreuung seines Trübsinns. Selbst für ihn hatte das ungewohnte Schauspiel begeisterter, und für Freiheit bewaffneter Volksmengen etwas Erhebendes. Die allgemeine Entschlossenheit zu jedem Opfer, die Ausdauer und Freudigkeit jedes Einzelnen in Mühseligkeiten und Entbehrungen, der blinde Gehorsam, mit welchem Leuenbergs Befehle vollstreckt wurden, konnte allerdings einen glücklichen Ausgang des großen Unternehmens weissagen. Fabian bezweifelte denselben um so weniger, da bis spät in die Nacht Boten um Boten Nachricht von den neu anrückenden Hilfsvölkern des Bundes brachten, indessen Wertmüller auf der Almend von Schlieren kaum 7000 Mann beisammen hatte, die er gegen Leuenberg ins Feld führen wollte. Dennoch blieb Fabian seinen Grundsätzen treu, sich nicht in das Geschäft zu mischen, sondern, als Addrichs Wächter, die Rolle des Zuschauers zu spielen. Auch Addrich hielt Wort und muthete dem Jüngling nichts zu, denn die Ausübung seiner wohlthätigen Kunst, als Wundarzt, wenn es Noth thun würde. In der That hatten die neugeschaffenen Feldherren wohl an Schlachten und Siege, aber nicht an Wunden, noch weniger an ärztliche Hilfe gedacht. Daher behandelten sie den jungen Mann mit größter Auszeichnung, und der Obmann ernannte ihn auf der Stelle zum obersten Feldarzt des gesammten Bundesheeres, der jederzeit in der Nähe des Hauptquartiers sein müsse. Noch spät Nachts sandte Leuenberg Befehle in die benachbarten Städte aus, um Leinwand, Salben, Spezereien, Heilmittel verschiedener Gattung und wundärztliche Werkzeuge herbeizuschaffen, wie sie Fabian aufgezeichnet hatte; desgleichen gebot er allen Aerzten, Wundärzten und Scherern

der ganzen Nachbarschaft, unter Androhung der Todesstrafe, ins Lager zu kommen.

Folgenden Morgens war es wiederum Abdrich, welcher, wie gewöhnlich, zuerst vom Bett sprang und den schlummernden Jüngling aus seinem Traume von Epiphanien weckte.

„Auf, auf!“ rief er: „der Mann des Kriegs soll wachen und gar nicht, oder nur mit halboffenen Augen schlafen. Es ist noch viel an Schiff und Geschirr zu flicken, eh' wir hinaus ans Aernten können. Komm', Bursch, laß uns das Feldlager durchlaufen, und nachschauen, wie es um uns stände, wenn der Feind schon binnen vierundzwanzig Stunden Besuch abstatten würde. Zwar ist der Kommandant Christen Schybi ein ganzer Mann, allezeit auf den Beinen und mit dem Maul voran. Aber er enthält auch mehr Kupfer als Silber; lebt und treibt's, wie der Schuldenbote; kann laufen und nicht müde werden, saufen und nicht voll werden, lügen und nicht roth werden.“

„Hättest du mir lieber noch den Schlaf gelassen!“ sagte Fabian, indem er sich ankleidete, etwas mürrisch: „Es ist unrecht von dir, daß du mir nimmst, was du mir nie geben kannst.“

„Hm, Kamerad!“ brummte Abdrich: „bist du so ernstlich deines jungen Lebens satt? Geduld, dein Weib im Moose soll dich bald entschädigen. Aber es kann dir nicht schaden. Was man erfahren hat, das hat man gelernt. Sieh', das eben ist das Elend des Lebens, daß es eitel Bruchstück bleibt; ein täglich Hin- und Herfallen zwischen Dasein und Nichtsein. Ein Ganzes wäre mir auch lieber; entweder nie gelebt, oder nie gestorben!“

„Wie kömmst du nun wieder darauf?“ entgegnete der Jüngling: „Was willst du mit deiner wunderlichen Rede?“

„Entweder nie gelebt oder nie gestorben,“ wiederholte sich der Alte: „das wäre auf jeden Fall Unsterblichkeit; denn wer nie ge-[illegible]t hat, kann so wenig sterben, als einer, der nie zu leben auf-

hört. Schlaf ist Tod, Erwachen Geburt. Es gibt Tage, Wochen, Monate, da möcht' ich ohne Erwachen schlafen, und ich verwünsche die Grausamkeit der Natur, welche mir nicht einmal das Almosen der Bewußtlosigkeit gönnt; jetzt würde ich ewiges Wachen vorziehen, und muß nun jede Nacht, wider Willen, den Faden alles Thuns abreißen, den ich lieber ohn' Unterbrechen fortspänne . . ."

Fabian betrachtete ihn lächelnd von der Seite mit einiger Verwunderung, indem er sagte: „Zum ersten Mal seh' ich dich lebenslustig, Addrich; aber ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll."

„Freue dich nur," erwiederte der Alte: „denn im stürmischen Meer von Geschichten und Geschäften dieser Art geh' ich wieder zu wahrer Selbstvergessung unter. Mehr begehr' ich nicht. Ich allein fühle mich stark genug, die alte Eisenpforte des Weltkerkers aus den verrosteten Angeln zu lüpfen, und ein ganzes Volk aus der stinkenden Gruft in den Sonnenschein der Freiheit vorwärts zu drängen. Zeltner, Leuenberg, Brömer, Schybi, alle erkennen und fühlen sie das, und gestern in der Nacht schworen sie mir zu, ohne meinen Rath keinen Schritt mehr zu thun. Sie heißen mich den Meister. Darum, Fabian, laß uns aufbrechen und das Kriegsvolk und die Stellungen mustern. Ich will die Karten nicht nur mischen und geben, ich muß auch Allen ins Spiel sehen, damit nicht einer seinen Trumpf verwerfe."

Fabian, der sich das Degengehenk über die Achsel warf, versetzte mit voriger Verwunderung: „Ich bin fertig, Addrich. Du aber bist wahrhaftig deinem Ende nahe, oder auf dem Wege der Genesung von der schweren Krankheit, die dich plagt. Denn es ist in dir große Aenderung vorgegangen. Du fühlst dich wieder im Fleisch und Blut selber, da du bisher durch und durch taub und starr warst. Eigenliebe kann dich kitzeln und dir Lust zum Leben geben, da dich bisher nichts mehr schmerzte, nichts me-

kitzelte. Komm', widersprich mir nicht! Du bist auf guten Wegen: ich hoffe, das Bessere soll folgen."

Abdrich, wie von der Wahrheit des jungen Menschen überrascht, lächelte über sich selber und wollte Einrede thun. Fabian aber mochte nichts hören, lachte und zog ihn fort. Der Anblick des Lagers, als sie ins Freie hinaustraten, gab ihrem Gespräch bald andere Wendung.

43.

Böse Zusammenkunft.

Sie gingen durch die langen Reihen des Lagers bis zum Adlersberg, auf dessen östlichem Flügel die alte Burg von Brunegg hing. Es war ein trüber Morgen. Ein schwermüthiges, einförmiges Grau des Himmels hing über der blühenden Frühlingslandschaft. Dort und hier stiegen Rauchsäulen auf von frisch angezündeten Feuern, bei denen die in Krieger verwandelten Landleute ihr Morgenessen kochten. Man erblickte nur wenige Zelte. Die Nacht war von den meisten auf einem Bündel Heu oder Stroh, ohne Obdach, zugebracht. Hin und wieder sah man wohl, statt der Gezelte, an einander gelehnte Bretter und Thüren, die man den Häusern, Scheuern und Ställen benachbarter Ortschaften entführt hatte; oder Leinlachen, große Tücher von Frachtwagen und zerschnittene Säcke über aufgesteckte Stangen ausgespannt.

Doch herrschte nicht minder allgemeine Fröhlichkeit im Volke. Das Ungewohnte der Lebensart und wie man aus der Noth eine Tugend, aus Mangel neue Erfindungen machen, bald über die glücklichen Einfälle des Einen, bald über die klägliche Unbeholfenheit des Andern lachen mußte, belustigte Alle. Abdrich und sein Begleiter gefielen sich in dem bunten Getümmel. Sie theilten mit

einem der heitern Haufen das kräftige Frühstück und die kräftigen Späße. Dann begaben sie sich beide weiter, um auch die Vorwachten des Lagers zu besuchen, welche längs der Reuß und vor der Stadt Mellingen aufgestellt sein sollten.

Nach einer starken Viertelstunde Weges über die Wiesen gelangten sie zum Gebüsch, welches die Halden der Höhe bekleidete, die längs dem schmalen und ebenen Reußthale hinzieht. Vor ihnen in geringer Entfernung lag das Städtlein Mellingen, am dunkeln Strom der Reuß, nach alter Art und Kunst mit Ringmauer und Graben umgeben. Dahinter erhob sich, allmälig emporschwellend, wild und waldig das Gebirg, und der Heitersberg, über welchen ein rauher Weg gen Zürich führt.

„Laß uns hinab ins Städtlein gehen, die Freiämtler halten es besetzt," sagte Addrich: „denn wir sind auf den Wiesen zu weit links gegangen. Die Vorhut steht in der Nähe von Wohlenschwyl auf der Höhe, an der Straße von Lenzburg. Verfolgen wir diesen Fußpfad; er führt rechts, ohne Zweifel, ins Dorf."

Wie sie eine Strecke fortgewandert waren, hörten sie durchs Gebüsch schon aus geringer Ferne das Rufen, Lachen und Lärmen der ländlichen Krieger tönen. Bald führte sie ihr Pfad zu einer einsam gelegenen Hütte, welche auf freiem Platz, am Abhang der Höhe, ungehemmte Aussicht über Thal, Strom und Gebirg darbot. Eine uralte Eiche, die ihre schwarzen Arme über das Strohdach streckte, schien mitleidig der Unzulänglichkeit desselben gegen die Unbill der Witterung abhelfen zu wollen; und der Hintertheil des Baues schien seine Haltbarkeit weniger der eigenen Stärke, als der Stütze von einem jener ungeheuren Granitblöcke danken zu müssen, welche, durch Fluthen der Urwelt aus den Alpen hieher gewälzt, noch zur Hälfte aus dem Erdboden ragen.

„Ich wette," sagte Addrich, indem er auf ein kleines hölzernes Kreuz wies, das den Obertheil des Giebels schmückte, „hier

ist das Nest eines heiligen Tagediebs. Wir wollen dem Waldbruder Besuch abstatten. Man kann von solchen Leuten etwas erfahren."

Die Thür stand offen. Sie traten in den engen Raum, wo sich auf dem Tischlein zur Seite ein paar große, halbleere Weinflaschen, Brodstücke und geräuchertes Fleisch, als Ueberbleibsel eines Frühstücks, oder des gestrigen Nachtischmauses, zeigten. Rechts erblickten sie auf einem Laubsack am Boden, statt des Waldbruders, einen jungen, schlanken Kriegsmann in tiefem Schlaf.

Abdrich, der vorausgegangen war, fuhr bei diesem Anblick zurück, sah sich finster nach Fabian um und sagte: „Seh' ich recht, so ist's ein Schurke, der sein Loth Blei durch den Schädel mehr, als verdient hat. Ich gebe dem Aase einen Fußtritt, und damit gehen wir."

Fabian erkannte im Schlafenden jetzt den Hauptmann Gideon Renold. Sein Herz zog sich zusammen. Er wandte sich rasch ab, und rief: „Fort von der Pestilenz! Was hab' ich mit diesem Bösewicht?" Die Heftigkeit, mit welcher er die Worte ausstieß, weckte den Schläfer. Derselbe fuhr mit halbem Leibe jählings vom Lager auf und starrte, ungewissen, rathenden Blicks, die vor ihm schwebenden Gestalten an. Je deutlicher diese wurden, je starrer dehnten sich seine Mienen und Augen, wie die eines Menschen, der voller Entsetzen Gespenster wahrnimmt. Sein erblaßtes Antlitz war durch die todtenhafte Veilchenbläue schauerlich, die sich um seine Augen und Lippen legte.

Abdrich, der ihn jetzt in der That für krank hielt, fühlte bei dem Anblick eine Art Anwandlung des Mitleidens, und sprach mit sanfter Stimme und erzwungenem Scherz: „Du hier, Gideon? Was treibst du, Faulpelz? Zum Müßiggang gehören entweder große Zinsen oder hohe Galgen."

„Was? Galgen?" sagte halblaut und unverständlich, wie aus trockener Kehle die Töne drängend, der Hauptmann, ohne seine

Stellung zu ändern. Dann aber schrie er nach einigem Besinnen plötzlich laut und wiederholt: „Mörder! Wacht! Schildwache! Hilfe!“

„Menschenkind, rasest du?“ sprach Abdrich: „Kennst du mich nicht?“

„Und warum überfallet ihr mich im Schlafe?“ entgegnete Gideon, indem er aufsprang, beide mißtrauisch beobachtete und links und rechts mit den Augen umherfuhr: „Weh dem, der Hand an mich legt! Wisset, ich bin der Vorpostenkommandant, und jedes Haar meines Hauptes ist bewacht, wenn ich schon den Augenblick wehrlos bin.“

Er bewegte sich während dieser und ähnlichen Reden, ohne von beiden je mit den Augen zu lassen, rückwärts, und gar allmälig, wie wenn jene es nicht merken sollten, gegen einen Hüttenwinkel im Hintergrund, bückte sich da rasch seitwärts, raffte ein am Boden liegendes Schwert auf, warf dessen Gehenk über die Schulter, bedeckte sich das Haupt mit seinem daneben gelegenen Hut, und drückte denselben tief in die Stirn nieder.

„Jetzt, ihr Herren,“ sprach er mit jener stolzen Haltung und Festigkeit der Stimme, worin sich das Gefühl seiner Sicherheit verkündete: „jetzt will ich euch wohlgemeint invitiren, auf der Stelle das Feld zu räumen und mich nicht länger zu inkommodiren, widrigenfalls Einem wie dem Andern, wegen des schnöden Attentates, üble Rekompens bevorsteht.“

„Hör' an,“ sagte Abdrich: „du arger Gesell, ich vermuthe, du hast dein Quintlein Verstand beim Mordbrand am Thunersee verloren; und, wahrhaftig, das würde dir allein noch zur größten Ehre gereichen. Denn sonst wäre keine ehrenwerthe Faser an dir. Man müßte dich dann nicht henken, sondern nur bedauern. Aber auf jeden Fall hat der das Roß hinter den Wagen gespannt, der dich hierher stellte, als Kommandant der Vorposten. Ein Narr

muß bewacht werden, aber nicht Wacht halten; und ein Bösewicht gehört nicht unter ehrliche Leute."

„Schweig mit deinen Insulten, du meineidiger Betrüger," versetzte Gideon: „oder ich operire dir die Zunge im Halse, daß sie nie wieder falsch schwören soll. Ich darf allezeit mit gutem Gewissen vor honnetten Personnagen stehen, aber du . . ."

„O ja!" unterbrach ihn der Alte mit bitterm Lächeln: „du darfst dich sehen lassen, wenn's finster ist, und darfst mit deinem Gewissen prahlen, denn es ist groß genug, daß man mit einem Fuder Heu durchfahren könnte. Aber die Leute riechen dir den Brand an."

„Den Brand!" schrie der Hauptmann auffahrend: „Daß dich hunderttausend Teufel zerreißen, denen du deine arme Sünderseele längst verpfändet hast! Was Brand? Und wenn man dir einen rothen Hahn über die Barake im Moos schickt, hast du Besseres meritirt? Meinst du, ich lasse mir von des Satans Gaukelsack, wie du einer bist, Nasen drehen und mir pochen? Hast du mir nicht Epiphanien verheißen, und das Weibsbild dem Schnapphahn dort angehenkt? Gottes Marter, Wunden und Blut! Retirire, oder ich jage dir die Klinge durch die Gedärme!"

Abdrich schüttelte den Kopf und erwiederte gelassen: „Vor deinen schwedischen Flüchen ergreift unser einer das Hasenpanier nicht. Aber Antwort will ich dir geben. Meine Nichte ist dieses Ehrenmannes Weib worden, weil es der letzte Wunsch meiner sterbenden Tochter, und der Wille Epiphaniens war. Ich hatte dir nichts wider Epiphaniens Willen verheißen; sie aber haßte dich von ganzem Herzen. Und wär' Alles nicht gewesen, ich hätte meines Bruders Kind eher einem Steckenknecht und Sauhirten an den Hals geworfen, als einem Mordbrenner um Tonnen Goldes gegeben; und der bist du!"

„Gut, gut!" erwiederte Gideon höhnisch: „Triumphiret, han-

fetiret, ihr sollet euern Hochzeitschmaus mit Teufelsdreck geschmalzen finden, Nesseln im Bett und vielfüßige Lanzknechtsthierlein auf der Weide haben. Du sollst wissen, was es heißt, einem tapfern Offiziere nicht Parole halten. Ich habe andere Majestäten gesehen!"

„Ich deren auch!" versetzte Abdrich: „Ich bin weit in der Welt herumgefahren, aber diesseits und jenseits des Meeres sah ich keinen verdorbenern Buschklepper und Taugenichts, auf Ehre, als dich!"

„Mit Gunst, laß die Ehre aus dem Spiel!" schrie Gideon bitter lachend: „Es fährt heutzutage manche Ehre über das Meer und ersäuft nicht, weil sie strangulirt sein will. Und jetzt macht euch aus dem Staube, — oder ich" — hier zog er den Degen — „auf Kavalierparole, ich schicke euch in des Teufels Rachen hinab."

Er hatte die Worte noch nicht vollendet, als Fabian, der bisher schweigend unter der Thür dem Wortwechsel zugehört hatte, mit gezuckter Klinge vorsprang, den Alten hinter sich zurückwarf und rief: „Du Molch! stelle dich denn zur Wehr!"

„O mit nichten!" erwiederte Gideon verächtlich: „dich menagire ich, denn du bist zum Hahnrei geboren und sollst noch sehen, wie ich deine Maitresse meiner ganzen tapfern Mannschaft in die Rappuse gebe."

Abdrich riß den Jüngling zurück und hielt ihm den Arm, indem er rief: „Fabian, beflecke dein Schwert nicht an diesem räudigen Hund!"

Während sie noch unter einander stritten, hörte man draußen Geschrei nach dem Hauptmann. Ein Haufe bewaffneter Bauern eilte herbei und drängte zur Thür und rief: „Kommet, Hauptmann, heraus! Der Feind ist im Anzug! der Feind!"

44.

Das Gefecht bei Mellingen.

Diese unerwartete Dazwischenkunft veränderte plötzlich die Gestalt der Dinge zwischen den drei Männern in der Waldbruderhütte. Zwar wetterte der Hauptmann noch gegen Abdrich und Fabian, man solle ihnen die Degen entreißen, und beide als Gefangene fortführen; zwar wüthete er noch lange mit allen Flüchen, die er in deutschen Kriegen gesammelt, über schlechte Disziplin seiner Soldateska, über strafbare Entweichung seiner Schildwacht, die man vierundzwanzig Stunden lang, bei Wasser und Brod, krumm schließen müsse; allein es hörte Niemand auf ihn. Einer überschrie den Andern, der Feind ziehe gegen Mellingen, die Stadt sei überrumpelt; man müsse ihr zu Hülfe laufen. — Menge und Gedränge vor der Hütte mehrten sich. Es kamen neue Bauernhaufen mit neuem Geschrei: „Hauptmann heraus! Mellingen ist über! Wir sind verrathen! Hört nur, hört, in der Stadt wird geschossen! Alles ist an die Zürcher verrathen und verkauft!“

Botschaften der Art waren allerdings ganz geeignet, den Zorn des Hauptmanns schnell zu zerstreuen und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, zumal einige Stimmen aus dem Getümmel Drohungen gegen den saumseligen Kommandanten ausstießen: „Will er nicht heraus, so machen wir einen andern Hauptmann. Nun es heißt: Vogel friß oder stirb! verschlüpft er sich in den Hag. Hat er vielleicht auch schon Hand- und Haftgeld von den Zürchern genommen? Er soll heraus! Heraus!“

Gideon stieß den Schwall der in die Hütte Gedrungenen hastig zurück, und auch Abdrich und Fabian gelangten mit dem Strom, der zur Thür hinausging, ins Freie. Gideon stellte sich dem Haufen entgegen und befahl wiederholt, zu schweigen. „Was ist das für eine Mannszucht?“ schrie er: „Wisset ihr nicht einmal, wie ihr

die Charge des Befehlshabers zu respektiren habt, daß ihr ohne Geheiß des Offiziers alle vom Lager und Posten laufet? Bei solcher Libertinage und unziemlicher Lizenz hat der Feind im ersten Rencontre und Scharmützel die Oberhand. Euch Gesellen muß man noch besser zu Gehorsam, Courage und Kriegsmanier gewöhnen."

„Aber, Kommandant!" rief Einer aus dem Haufen: „Das Maul zu und sperr' die Augen auf, dann siehst du selbst von hier den Feind schon hinter der Mellinger Reußbrücke!"

„Schweig, Lotterbub', mit deiner Insolenz!" schrie Gideon, über den neuen Mangel der Achtung ergrimmt: „Wer noch einmal muckset, den sollen zehntausend Millionen Schock Donnerwetter . . ."

„Gott sei bei uns!" unterbrach ihn ein Kerl, der voran stand: „Wir haben einen frommen Kriegshelden zum Hauptmann verlangt, aber keinen gotteslästerlichen Flucher und Schwörer deines Gleichen. Ich rathe dir wohlmeinend, bring' uns deine Höllenkomplimente nicht wieder. Wir wollen gottesfürchtige Christen sein und bleiben. Der Himmel soll uns deinetwillen nicht strafen. Man muß vor dir bald ein Kreuz in die Diele machen."

Diese Worte schienen aber die Stimmung des gesammten kriegerischen Haufens ziemlich treu auszusprechen. Denn ihrer viele murmelten halblaut und mißvergnügt unter sich; andere schüttelten die Köpfe; andere traten verdrossen aus einander. Gideon spürte Ungutes. Er änderte deswillen sogleich den Ton, und sagte: „He, was hier, was da? Soldaten sind generaliter schlechte Pfaffen; das wißt ihr wohl. Ihr bauet auch gern die Kirche mitten ins Dorf, aber hört lieber mit Bechern zusammenläuten, als mit Glocken. Vorwärts, ihr tapfern Landsleute, laßt uns dem Feind zeigen, was wir prästiren. Wir spielen Karnöffelspiel *); der

*) Ein noch im siebenzehnten Jahrhundert gemeines Kartenspiel, in wel-

Wenzel sticht Kaiser und Papst, Landvogt and Schultheiß. Vorwärts, marsch!"

Der Haufe setzte sich sogleich in Bewegung nach der Richtung, von wannen er gekommen war. Als Gideon ihm nacheilte, schoß er zuvor noch einen mörderischen Blick auf Fabian und Abdrich zurück, indem er rief: „Eure Kastigation und Züchtigung reservir' ich mir für nächste Occasion." Damit entfernte er sich nebst den Uebrigen im Buschwerk, welches den Weg zum nahen Dorf bedeckte.

Fabian steckte den Degen ein, indem er dem Hauptmann bloß mit verächtlichem Achselzucken antwortete. „Fürwahr," sagte er, „ich weiß dir Dank, Abdrich, daß ich diese heilige Klinge nicht mit dem Blut des schändlichen Gauchs befleckte. Man sieht's, der Mensch ist ganz wider seinen Willen ein Mensch, und ärgert sich über das letzte, was ihm noch Gutes in einem Winkel seines Herzens behangen blieb, über die Scham vor seiner eigenen Verworfenheit. Er möchte an seinem Gewissen Verräther werden und es an den Nagel hängen. Aber es verräth ihn und bringt ihn über kurz oder lang an den Nagel. Unser Anblick nahm ihm durch das erste Entsetzen den Verstand; er fürchtete unsere vergelterische Rache, der Mordbrenner! Sahst du nicht den feigen Hund, wie er anfangs zitterte, und unserer Faust entschleichen wollte, bis er den Degen gefunden und den Rücken sicher hatte? Dann blöckte er wieder mit den Zähnen?"

Abdrich, der auf einem bemooseten Stein am Abhang des Berges Platz genommen hatte, und da, mit Hand und Kinn auf dem Knopf des vor ihm hingestützten Degens ruhend, unverwandt nach Mellingen hinübersah, erwiederte kurz: „Laß ihn fahren!

---

chem die niedrigsten Karten die höchsten stachen. Der Wenzel, oder Unter, war der Karnöffel.

Gedanken sind wohlfeile Waare; aber für den da ist mir der kleinste zu köstlich. Laß ihn!"

„Es wunderte mich längst, Abdrich, daß du ihn in deinem Umgange unter deinem Dache duldetest."

„Man duldet wohl vieles, was die Natur duldet, und man braucht's, wie sie. Sie hat Adler und Aasmaden. Hätt' ich Manches früher gewußt! Mocht' ihn doch auch Epiphanie lange Zeit wohl leiden."

„Den Gleisner! Ihr Innerstes verabscheute ihn."

„Leonore, die arme Leonore, eben so! Sie hatte Neigung für ihn, bis sie den höllischen Gast erkannte. Da brach es ihr Herz. Sie gestand es Epiphanien erst unlängst. Nun erklär' ich mir Manches."

„Das fromme, stille, heilige Loreli? Das ist widernatürlich!"

„Hm, eben darum in der Ordnung. Die Einfälle der Natur sind nicht immer die natürlichsten. Sie verkuppelt am liebsten, was sich am tödtlichsten widerstreitet. Das Licht schleppt Schatten nach sich, der Sommer den Fluch der Hagelwetter; der Waizenacker das Unkraut. — Pest! das sind die Zürcher! Die Freiämtlerische Besatzung hat sich ohne Flintenschuß ergeben. Was schlagen unsere Tölpel links und rechts ihre Kalbfelle, statt vorzueilen und die Hand voll Zürcher zu klopfen?"

Man sah, während auf beiden Seiten in den Ortschaften Bübliкon und Wohlenschwyl die Trommeln der Aufständischen gerührt wurden, aus dem offenen Thor des Städtleins Mellingen einige Kompagnien der Eidgenossen in die Ebene hervorgehen, denen auch schweres Geschütz und Reiterei folgte. Bald entwickelten sich auf der Fläche einige Schlachthaufen in ziemlicher Ordnung. Als Abdrich, der die feindlichen Bewegungen in der Tiefe mit keinem Auge verließ, von ungefähr aufwärts sah, erblickte er links auf der Straße von Baden hinter der Stadt den langen Zug des eidgenössischen Kriegsheers, und selbst rechts von den Höhen des

Heitersberges hernieder auf einzelnen lichten Stellen zwischen dortigen Wäldern, Waffen blitzen, Fahnen flattern.

Beide Zuschauer vor der Waldbruderhütte betrachteten in großer Stille das ernste Schauspiel. Aus dem Mellinger Thore quollen immer neue Schaaren in die Ebene hervor, die sich dann unweit einer alten Kapelle in langen Reihen aus einander rollten.

„Was denkst du jetzt zu dem Handel?" fragte Fabian endlich.

„Er geht, wie er soll!" erwiederte Abdrich, ohne wegzusehen: „Was liegt an Mellingen? Die Herrenknechte müssen herüber, damit wir sie fassen, drücken und hinter sich ins Wasser stürzen können. Wertmüller vermeint, daß wir schwach sind. Er wird bald stutzen."

„Sieh hinauf, Abdrich!" rief Fabian: „sieh, die Züricher bringen den Geier mit; so sicher scheinen sie zu sein, ihm einen guten Schmaus zu rüsten."

Wirklich schwebte diesen Augenblick ein großer Raubvogel hoch in der Luft über dem Städtlein und dem Heere.

„Dergleichen Thiere sollen feine Witterung haben," erwiederte Abdrich, „die Zürcher in Angst dünsten ohne Zweifel schon Leichengeruch aus." Als er dies mit tückischem Lächeln sprach, richtete er die Augen in die Höhe und erblickte den Raubvogel, hoch über den eidgenössischen Bannern. Da fielen plötzlich die heitern Falten seines Gesichts düster und starr zusammen, denn es kam ihm unwillkürlich einer von den Versen in den Sinn, den die kranke Eleonore einst um Mitternacht im Wahnsinn ihrer Träume gesungen hatte:

Am Himmel schweben Fahnen,
Am Himmel, blau und weiß,
Sie schweben lange Bahnen
Herab zur grünen Reuß.
Aar schüttelt breite Schwingen
Vom Felsenhorst, der Aar.
Er kreist in großen Ringen.
Aar sucht die Leichenschaar.

„Deine Geberde, Addrich, bekennt keine so freudige Zuversicht als deine Zunge!" sagte Fabian, der die plötzliche Verfinsterung des Alten wahrnahm.

„Hm!" brummte jener ärgerlich, und wischte mit der Hand über die Augen hin: „wüste Gespensterei, wenn der Menschenverstand auf dem Gipfel seiner Höhe gerade den Aberglauben wieder zum ersten Nachbar hat, oder wenn der alberne Zufall ein Gesicht macht, wie die Vorsehung auf dem Stuhl des Schicksals. Still! — Etwas anderes! — Schau rechts unsere Mannschaft auf dem Mellinger Feld längs dem Waldhügel. Erkennst du den Gideon, wie er immer zwanzig Schritte vor dem Haufen einhergeht? Herz hat der Teufel! Er ist Soldat mit Haut und Haar. Laß seh'n, Kerl, was du anrichtest!"

Addrichs und Fabians Aufmerksamkeit wurde aufs höchste gespannt, als sie einige kleine Rotten, in allem kaum über hundert Mann, keck gegen die Züricher vor der Kapelle anrücken sahen. Gideon Renold in seinem eigenthümlichen, stolzen Gang und seiner schwedischen Tracht, war unverkennbar. Er ließ Halt machen und stellte seine Leute. Diese schrien den Zürchern Hohnreden zu, oder winkten ihnen mit geschwungenen Hüten, oder drückten ihren Trotz durch andere, minder ehrbare Geberden aus, wie sie der Pöbel am liebsten anwendet und am leichtesten versteht. Unterdessen lösete sich aus den Schlachtreihen der Eidgenossen eine mäßige Schaar ab, die den Aufständischen unter Trommelschlag entgegenzog. Ehe man sich noch gegenseitig mit Kugeln erreichen konnte, wurden schon Schüsse gewechselt. Renolds Schützen standen in den vordern Reihen; hinter denselben die Speerträger mit niedergehaltenen Spießen. Sie schienen den Feind festen Fußes erwarten zu wollen.

Als die Züricher auf halber Schußweite Stillstand machten, wirbelten die Trommeln der Aufständischen; man hörte Gideons

[illegible] Mit lautem Geschrei stürzten die Bauern, ihr Feuer verachtend, wider den Gegner an; die langen Spieße der Hinterreihe streckten sich, gleich den Zähnen eines Kammes, zwischen die Glieder der Vorderreihe weit hinaus gegen die feindliche Linie. Die schwankte, zersprang, sich und zerflatterte aufgelöst.

„Viktoria!“ schrie Abdrich aufspringend vom Sitz. Sein Gesicht schimmerte glühend in der Freude. Seine Gestalt schien größer geworden, so sehr streckten sich alle Glieder seines Leibes auf. Aber bald sanken sie wieder zusammen und sein Viktoria wandelte sich zu einem grimmigen Fluch, als die nachjagenden Sieger rücklings umwandten und in zügelloser Verwirrung zurück nach den Waldhöhen eilten. Denn die Züricher hatten mehrere ihrer Feldstücke vorfahren lassen, und mit dem mörderischen Donner derselben die wilden Banden ihrer Feinde begrüßt. Als diese zurückwallten und flohen, zog ihnen, wie ein finsterer Wolkenschatten über die Wiesen, die Reiterei in getheilten Haufen verfolgend nach. Viele der Flüchtlinge wurden gefangen, viele verwundet, andere getödtet. Schlachthaufen um Schlachthaufen der Eidgenossen lösten sich von der Heerlinie vor Mellingen, und bewegten sich auf der Straße von Lenzburg vorwärts. Von Zeit zu Zeit drang ein weißgrauer Nebelstreif abgeschossener Flinten wolkig aus ihren Reihen und verkündete der Blitz der Feuerschlünde den nacheilenden Donner.

Abdrich schüttelte den Kopf und sprach: „Fabian, es ist Zeit für uns, den Rückweg ins Lager unter die Sohlen zu nehmen. Hier heißt's: wohlgeflohen, wohlgefochten! Den Gideon sollte man in eine Karthaune laden und verschießen. Wenn er nicht starken Rückhalt hatte, mußte er mit seiner Hand voll Menschen die ganze feindliche Kriegsmacht necken wollen, der Großprahler. Wir wollen dem Leuenberg treuen Bericht geben.“

„Höre mich, Abdrich,“ erwiederte Fabian: „Laß uns den Rück-

weg ins Moos nehmen, und, was uns daheim lieb ist, retten. Der schlimme Anfang deutet auf schlimmen Ausgang."

„Oho, das heißt zu früh verzagt!" rief Abdrich: „Das Ende liegt nicht im Anfang; sonst gäb's elende Musik, wenn's beim Geigenstimmen bliebe. Wir werden in wenigen Tagen Anderes erleben; der Letzte hat noch nicht geschossen. Du mußt den Schybi nicht mit dem Gideon, diesem dummdreisten Beller, in Reih' und Glied stellen, oder diesen Vorposten mit unserer Armee vergleichen. Die Kugel wirft nicht nur einmal, es wird wohl noch Kegel geben!"

In Fortsetzung dieses Gesprächs begaben sich beide eilfertiger, als sie gekommen waren, zum Lager.

45.

Das Treffen bei Wohlenschwyl.

Hier waren bei ihrer Ankunft schon die bösen Botschaften vom Uebergang Mellingens an Wertmüllers Kriegsvolk und von der Vertreibung der Vorwachten aus Büblikon und Wohlenschwyl ruchbar. Die Bauern standen berathend in großen Haufen beisammen auf den Feldern. In allen Gesichtern las man Bestürzung und Sorge.

Selbst im Hauptquartier herrschte Verlegenheit; Leuenberg sprach kleinlaut, obwohl fort und fort Nachrichten vom Anwachsen seines Heeres durch frische Zuzüge einliefen. Nur Christen Schybi, lebhaft von Abdrich unterstützt, hielt im Kriegsrath den erschütterten Muth der Uebrigen aufrecht, und man beschloß, vertrauensvoll auf Verzweiflung und Uebermacht des Volks, den Kampf zu bestehen.

Man fürchtete, den Feind schon in der Nacht vor dem Lager erscheinen zu sehen. Alles blieb wach und unter den Waffen. Als die Nacht aber ruhig verstrich und auch der folgende Tag — es war ein Sonntag — vorüber ging, ohne daß ein Schuß fiel, geno-

Alles vom ersten Schrecken, der zusammengesunkene Muth schwoll von neuem auf. Einer wollte es dem Andern an Entschlossenheit zuvorthun. Die bewaffneten, zahlreichen Haufen sandten Ausschüsse an Leuenberg, er solle sie gegen den Feind führen. Christen Schybi bestimmte den Dienstag zum allgemeinen Angriff, und machte dem Kriegsrath seine Entwürfe bekannt. Er selbst hatte vom Lager der Eidgenossen den Augenschein genommen, und es zum Theil hinter aufgeworfenen Gräben, zum Theil mit Verhauen von gefällten Bäumen und zwölf Stücken groben Geschützes, zehn Feldstücken, zwei Feldschlangen und zwei halben Karthaunen bedeckt gefunden. Nun ließ er die Höhen von Häglingen mit zahlreichem Volk besetzen, welches bestimmt war, am Dienstag über die Rigelweid und Tegerig das Feindeslager zu umgehen, während andere Haufen Bremgarten beobachten und berennen, die Hauptangriffe aber gegen Wohlenschwyl gerichtet werden sollten.

Noch war man am Montag zur Ausführung des Plans in voller Thätigkeit, als von den Vorwachten Meldungen einliefen, der Feind sei im Anzuge. Jählings stand Alles in Waffen. Die verworrenen Mengen schaarten sich zusammen. Leuenberg zählte eine Heeresmacht von sechszehn- bis zwanzigtausend Mann. Mit Trommelschlag und fliegenden Bannern zogen die Schlachthaufen vorwärts.

Beim Anblick dieser Uebermacht hielten die feindlichen Haufen still. Es waren ihrer kaum dreitausend Mann, welche unter Anführung des Obersten Wertmüller, eines Verwandten vom Oberfeldherrn der Züricher, vorgesandt waren, Stellung und Stärke der Empörten zu erkennen. Ein einzelner Trompeter, als Herold des Züricher Befehlshabers, sprengte, indem er die Trompete blies, auf der Landstraße allein gegen die vorrückenden Banden an und begehrte Unterredung mit dem Kommandanten. Leuenberg, umringt von seinen vornehmsten Hauptleuten, gebot den Truppen auf der ganzen Schlachtlinie Halt und vernahm das Anbringen des Herolds.

Dieser lud im Namen seines Obersten, um Blutvergießen zu hindern, zu Unterhandlungen ein, ehe die Feindseligkeiten begännen.

„Nichts; kein längeres Federlesen!“ rief Addrich im Kriegsrath, den Leuenberg alsbald in einiger Entfernung hinter den Truppen hielt: „Vorwärts, umzingelt diese wenigen Tausend Mann, erdrückt sie, reibt sie auf. Das schwächt den Feind fast um die Hälfte seiner Streitkräfte, wirft Bestürzung und Schrecken in die andern, die im Lager vor Mellingen zurückblieben, und gibt unsern Leuten Siegesmuth.“

„Nein!“ rief Schybi, dem das unerwartete Erscheinen eines Feindes alle Pläne zu vereiteln drohte: „Nein, nur Geduld! nur vierundzwanzig Stunden gebt mir Frist, und ich liefere Wertmüller morgen mit seinem ganzen Lager in eure Gewalt. Ich hab' ihn schon so gut als im Garn. Seid ihr zu voreilig, entschlüpft der Vogel und sieht sich besser um. Macht ihn sicher, unterhandelt, versprecht goldene Berge, Friede, Unterwerfung, alles, was ihr wollt; nur schaffet, daß ich Frist habe bis Morgens acht Uhr.“

Addrich verschwendete seine Beredsamkeit vergebens für ungesäumten Angriff. Schybi, welcher als Kriegskundiger allgemeines Vertrauen genoß, drang durch, und Addrich selbst, nebst einem Andern aus dem Kriegsrath, empfing Auftrag, mit dem feindlichen Anführer Waffenstillstand bis zum folgenden Tag zu unterhandeln. Die Abgeordneten hatten leichtes Spiel, diesen Waffenstillstand zu bewirken. Oberst Wertmüller von Zürich und der Schaffhauser Oberst Rühums, die ihnen schon von weitem entgegengeritten waren, bewilligten, was sie forderten, mit großer Freundlichkeit; ermahnten eifrig zum Frieden und zur Ablegung der Waffen, und verhießen dagegen unbedingte Verzeihung für alles schon angerichtete Unglück. Sie zogen darauf wirklich ihre Truppen zurück; auch das Bundesheer des Landvolks kehrte wieder zum verlassenen Lager heim.

Hier aber herrschte nun die größte Thätigkeit, Schybi's Ent-

würfe auszuführen: Wertmüllers linken Flügel zu umgehen, dessen Heermitte in der Stirnseite über Büblikon und Wohlenschwyl zu ergreifen und das Ganze gegen die reißenden Fluthen der Reuß zu werfen. Gleichzeitig sollten weiter aufwärts die bei Villmergen versammelten Schaaren des Aufstandes das Städtlein Bremgarten anfallen, und dort die Reußbrücke, wie die Stadt selbst, erstürmen.

Lange vor Tagesanbruch ward zum Auszug gerüstet; aber die Sonne strahlte schon hell und warm durch die aufgestiegenen Nebel der Thäler, ehe die verworrenen Banden dieses ungelenken Kriegsvolks aus einander gewickelt und einzeln über ihre Richtungslinien, Angriffspunkte und gegenseitigen Unterstützungsweisen belehrt worden waren. Bei solcher Langsamkeit der Bewegungen hatten die eidgenössischen Feldherren im Lager vor Mellingen bequeme Zeit, sich gegen Ueberraschung zu bewahren, selbst wenn nicht schon am Abend zuvor Botschaft eingetroffen wäre, daß der Paß von Bremgarten durch anrückende Massen des Aufstandes bedroht sei. Indessen hatten auch sie nicht geringe Arbeit, ihre in Waffen und Wendungen ungeübten Streiter gehörig zu ordnen, um die gesammte Reiterei, die fünfhundert Mann stark sein mochte, dreitausend Fußgänger und acht Feldstücke aus dem Lager zu schieben, dem bedrängten Bremgarten zum Beistand.

Gerade diese Schwerfälligkeit kam dem Oberbefehlshaber hier wohl zu statten. Denn sein Verwandter, Oberst Wertmüller, war kaum mit der Entsendung ausgerückt und seit einer Viertelstunde am linken Ufer des Reußstroms hinauf in Bewegung, stieß er auf die rothen Schaaren des Aufstandes, welche in derselben Zeit nach Schybi's Anleitung daher zogen, das Lager von Mellingen in die Seite zu nehmen. Beide Heere, als sie sich ganz unerwartet erblickten, schienen gleich sehr vor einander zu erstaunen und machten ... ohne daß es erst geboten werden mußte. Christen Schybi, ...en Begleitung auch Abbrich mit Fabian war, weil auf dieser

Seite besonders das Schicksal des Tages entschieden werden sollte, faßte sich schneller, als sein bestürzter Gegner. Er ließ die beiden Flügel seiner Schlachtreihen ihre Spitzen vorstrecken, während die Mitte still blieb, um so den feindlichen Haufen wie zwischen einer Zange zu fassen, oder ganz zu umklammern und zu erdrücken.

Das Wirbeln der Trommeln, das Rauschen des Gewehrfeuers, der Donner der Feuerschlünde begann, ehe man sich erreichen und schaden konnte. Es schien, als legte man es darauf an, einander durch das Getöse in Furcht zu setzen, welches ringsum den Wiederhall der Berge und Wälder hervorrief. Bald hörte man auch seitwärts hinter den Hügeln, vom Dorfe Wohlenschwyl her, das Knattern der Flintenschüsse. Der Zeiger an der Uhr bewegte sich schneller, als das Vorschieben von den Hörnern der Schlachtordnung geschah, die der befehligende Entlibucher an beiden Seiten seines Heeres krümmen ließ. Von der andern Seite machte die Reiterei der Züricher und Schaffhauser seltsame Sprünge, als sie einigemale abgeschickt ward, in die langsam nahenden Flügel des Feindes einzuhauen. Vom Flattern der Fahnen, Gebrüll der Schlachthaufen, Tosen der Schüsse auf allen Seiten wurden die Rosse scheu, welche, dem friedfertigen Gewerbe der Müller, Wirthe, Ackersleute und Fuhrmänner entzogen, des Lärmens ungewohnter, als die Reiter, waren. Die letzten hatten mit der Widerspenstigkeit ihrer Thiere weit schwerer, als mit der Tapferkeit ihres Feindes zu schaffen. Daher sah man die Geschwader gewöhnlich schon auf halbem Wege aus einander prallen und, einer erschrockenen Heerde gleich, zurückrennen.

Indessen schien sich in beiden Heeren, mit der Länge des Treffens, der Muth zu vergrößern; besonders, da jeder Theil auf seiner Seite weder Todte noch Verwundete erblickte, aber deren desto mehr in den gegenüber stehenden Schlachtreihen vermuthete. Schybi's Banden, die durch ihre Kriegstracht in rothen Wollhemden auf dem

Grün der Wiesen einen weiten, blutfarbenen Halbzirkel zeichneten, rückten jetzt beherzter an.

„Sieh' Schybi's glühende Zange!" rief Addrich, der mit Fabian seitwärts auf einer Höhe stand, von der er die Bewegung beider Heere überschaute: „Jetzt legt er sie an, und wird die Stadtjunker garstig zusammenklemmen!"

Das Gefecht ward wilder; die Schüsse fielen schneller. Eine weite Dampfwolke, beständig vom Blitz der Feuerrohre und Feldstücke durchzuckt, breitete sich über beide Heere aus und füllte den Raum zwischen ihnen. Während dessen stieg auch seitwärts, in nicht großer Entfernung, ein ungeheurer, braungrauer Rauchschwall zum Himmel. Das Dorf Wohlenschwyl stand in Flammen. Wälder und Berge hallten die Donnerschläge des Geschützes wieder.

Addrich stand in schwerer Erwartung, ohne Bewegung, den Blick starr auf die weißlichen Nebel des Pulverdampfs und die Rotten der Kämpfenden gerichtet, welche von Zeit zu Zeit dazwischen augenblicklich sichtbar wurden und wieder verschwanden. Er empfand in dem gellenden Getöse ein Ohrenklingen, dessen Ton ihn an Eleonorens Stimme mahnte, wenn sie im kranken Traum sang, und unwillkürlich erinnerte er sich mit heimlichem Grausen der Worte:

Sie zieh'n den rothen Bogen,
Ihn bricht das böse Glück.
Vor geh'n nun Feuerwogen,
Ein Blutstrom geht zurück.

In der That, der Bogen oder die glühende Zange des Entlibuchers war gebrochen, und zwar durch Wertmüllers Karthaunen und Feuerschlünde. Schybi's Heerbanden waren durch ihre eigenen Bewegungen in einander verwickelt worden, unterdessen Wertmüllers Schlachtlinie stillstehend unveränderte Ordnung behalten hatte. Die Stückschüsse der Züricher und Schaffhauser schlugen daher verhee-

rend in die dicken, zusammengestoßenen Haufen der Bauern ein, und diese beim Anblick der Verwüstung und des Todes flohen mit panischem Schrecken aus einander. Als links und rechts die übrigen Schlachthaufen des Aufstandes hinter sich Aecker und Wiesen mit unzähligen Flüchtlingen überstreut sahen, wandten auch sie den Rücken, doch mit geringerer Gefahr, als die Zerstreuten; denn diese wurden von den feindlichen Reitergeschwadern verfolgt, niedergehauen, gefangen. An beisammen gebliebene Heerbanden wagten sich die einzelnen umherjagenden Reiter nicht, und von der unbehilflichen Masse des Fußvolks ihrer Ueberwinder hatten die Eilfertigen wenig zu fürchten. Auch verfolgte Wertmüller seinen Sieg nicht weit, indem er entweder vor der Schwerfälligkeit seiner Schaaren oder vor einem Hinterhalt des Feindes Scheu trug.

Das Treffen hatte beinahe drei Stunden gedauert. Wohlenschwyl, einzelne Höfe und Wohnungen, wo man sich geschlagen hatte, standen in Flammen. Sieger und Besiegte kehrten in ihre vorigen Lagerstätten zurück.

Indessen Fabian, mit wenigen Gehilfen, seinen menschenfreundlichen Beruf an Verwundeten übte, durchstrich Abdrich finster die ganze Strecke des Feldlagers und fand überall Verzagtheit und Schrecken der Bauern. Sie berathschlagten in großen Haufen, was zu thun sei? Viele verzweifelten am Gedeihen des Unternehmens, an der Möglichkeit des Widerstandes. Andere meinten, man müsse die Hände noch nicht in den Schoos legen; der Riß wäre klein und ginge noch nicht bis zum Rothknopf. Doch keiner der Hauptleute wagte mehr zu befehlen; nirgends ward Gehorsam verlangt oder gegeben. Abdrich schalt die Feigherzigen; aber seine heisere Stimme ward kaum verstanden. Jeder dachte, wie er sich selber helfen müsse.

Spät Abends kam Abdrich zu Lenenberg ins Hauptlager, wo

die Häupter des Aufstandes um den Obmann versammelt standen. Alle begrüßten ihn kleinlaut und fragten ihn um seine Meinung.

„Fast ist guter Rath theuer!“ sagte Leuenberg: „Rede, Mooser, du triffst immer den Nagel auf den Kopf.“

„Und gerade jetzt,“ erwiederte Addrich ärgerlich, „kann der Hammer nicht fehl treffen. Entweder vorwärts zum Sieg oder rückwärts zum Galgen! das bleibt eure Wahl. Wir haben das Spiel nicht eher verloren, bis wir's aufgeben. Die Memmen bekommen nur darum Schläge, weil sie den Rücken selbst darbieten.“

„Beim Sanniklaus, Mooser!“ rief Schybi: „du bist der einzige Mann von Herz. Ich sage, wir wollen das Junkernlager vor Mellingen noch diese Nacht mit dem Degen in der Faust erstürmen, und niedermetzeln, was drin lebt.“

Addrich stimmte bei und bewies die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs. Man haderte darüber, ohne einig zu werden, bis tief in die Nacht. Man beschloß, den folgenden Morgen zu erwarten, da werde auch das Kriegsvolk geruht und frischere Zuversicht gewonnen haben.

Allein am folgenden Tag folgte eine böse Nachricht der andern. Man erfuhr, daß während der Nacht viele Bauern einzeln das Lager verlassen und den Weg in ihre Heimathen unter die Füße genommen hätten. Dann, daß, nach langen Berathungen, ein Ausschuß von vierzig Männern im Namen der Berner, Luzerner, Solothurner und Basler Landleute früh schon den Pfarrer Hemmann aus dem Dorfe Ammerswyl herbeigeholt, und, von ihm begleitet, sich ins Lager der Eidgenossen begeben hätten, wohin von Zürich auch der Bürgermeister Waser angekommen sei. Der Ausschuß sollte reuige Unterwerfung versprechen, wenn man billige Bedingungen gestatten und künftig auch mit dem geplagten Landvolk so umgehen würde, daß es zu ertragen wäre.

„Da haben wir den Unglückshafen voll!“ rief Addrich erbost,

als er zum Obmann und den übrigen Anführern in den Saal trat: „Es ist Alles aufgelöset, und daran ist dein Hasenherz Schuld, Leuenberg. Warum ließest du den Schybi nicht in der Nacht das feindliche Lager überfallen? Jetzt säßen wir zu Mellingen oder im Paradiese am Morgenessen? Nun aber kriechen die feigen Hunde, mit gesenktem Schwanz, zum Kreuz."

Leuenberg antwortete nicht, sondern ging nachdenkend und ernst im Zimmer auf und nieder.

„So fahrt insgesammt zur Hölle!" rief Christen Schybi: „Glückliche Reise! Ich gehe zu meinen Entlibuchern und Luzernergebietern; die bring' ich mit drei Worten herum. Wir kapituliren nicht und ziehen heim." Damit entfernte er sich. Leuenberg erblaßte; Addrichs Augen funkelten von innerm Grimm und sein Gesicht glühte im Zornfeuer dunkelroth. Er drückte sich mit geballter Faust den Hut über die Stirn nieder und rief: „He, Obmann des festen Bundes, hast du noch einen Entschluß im Sack, wie er dem Manne geziemt, oder nur breite Worte nach deiner Art im Maul?

„Wenn einer verderben soll, so muß Alles dazu helfen!" sagte Leuenberg mit schwacher Stimme.

„So verdirb und stirb!" schrie Addrich mit Verachtung und Unwillen: „Ich gehe zu meinen Oberländern; sie werden keine Lust haben, sich vor den Thoren von Mellingen aufknüpfen zu lassen. Die Männer aus Saanenland haben Mark in den Knochen!" Damit ging er und schmetterte die Thür hinter sich, daß das Haus bebte.

Mittags kamen die Abgeordneten aus Wertmüllers Lager zurück. Sie sagten: man müsse die Waffen niederlegen, aus einander gehen und die Bundesbriefe ausliefern. Alle Beschwerde soll gütlich abgethan oder an das Recht gesetzt werden. Wer Gehorsam leiste, komme ohne Strafe davon.

Die bewaffneten Haufen, je nach den verschiedenen Gegenden

und Kantonen, traten berathend zusammen. Nach langem Geschrei erklärte sich eine Rotte nach der andern zur Unterwerfung geneigt. Nur die aus dem Kanton Luzern verschmähten die angebotene Gnade, stellten sich mit ihrem Gepäck in Reih' und Glied auf, wie zum kriegerischen Abzuge. Eben so sah man die Oberländer auf einer andern Seite, weit entfernt von Unterwerfung, sich zum bewaffneten Zuge nach ihren heimathlichen Gebirgen rüsten.

Noch pflog Leuenberg mit den übrigen Häuptern Rathes, als die Bauern schon vor seinem Quartier die weiße Fahne aufsteckten und durch einige Kanonenschüsse den Eidgenossen verkündeten, daß die Bedingungen angenommen wären.

46.

Die Nacht auf der Bampf.

„Brich auf! auf!“ rief Addrich seinem jungen Freunde zu, als er diesen, nach langem Suchen, in einer großen Scheune hilfthätig zwischen den Reihen auf Stroh gelagerter Verwundeten fand: „Quäle diese armen Sünder nicht länger mit deiner Kunst. Selig sind die Todten!“

Fabian erwiederte, ohne aufzusehen: „Dein Feierabend, Addrich, ist vorhanden; nun beginnt meine Arbeit. Ich verlasse diese Unglücklichen nicht, bevor ich den letzten Verband angelegt habe.“

„Gib dir nicht die Mühe, Bursch,“ sagte Addrich, „Gottes Ebenbilder ausflicken zu wollen. Du hast im Himmel und auf Erden keinen Dank dafür. Komm, lass' ihren armen Seelen die Thore offen, durch die sie zur ewigen Freiheit entrinnen können. Komm, all' unsere Helden laufen davon, und denken: weit vom Geschütz gibt alte Kriegsleute! In wenigen Stunden wirst du mit Raben

und Geiern noch allein bei Todten und Sterbenden sein. Morgen feiert der Henker seinen Ehrentag. Geh' ihm aus dem Weg!"

Der Alte fuhr noch lange fort, den jungen Arzt in diesem Ton zu mahnen, in welchem sich die Verzweiflung über sich selbst belustigen zu wollen schien. Fabian antwortete zuletzt nicht mehr, sondern, von mehrern Gehilfen umringt, setzte er sein menschenfreundliches Geschäft fort, bis der letzte Mann versorgt und die Dämmerung schon eingebrochen war. Dann wandte er sich zum Alten und sagte: „Nun folg' ich dir. Sprich, wohin? Das Schweizerland aber hat keinen Freistaat für dich, flüchte über den Rhein."

„Tropf!" rief Addrich, ergriff ihn beim Arm und riß ihn mit sich fort, zum Dorf hinaus auf die Straße gen Lenzburg: „Ein freier Mann hat überall seine Freistätte. Ich und der Tod fürchten weder Kerker noch Henker; wir sind aller Orten Meister. Ich gehe nicht über den Rhein. Komm mit mir hinaus ins Moos, daß ich meine sterbende Tochter noch einmal sehe. Du bleibst mit deinem Weibe an Loreli's Lager, und pflegest der Leidenden, bis sie ausgerungen hat. Dann geb' ich dir und Epiphanien Recht, bei mir über Haus und Hof nach Gefallen zu schalten. Ich werde nie dahin zurückkehren. Ich scheide von euch; frage Keines mehr nach mir."

„Das ist böser Ausgang!" seufzte Fabian und verdoppelte seinen Schritt, denn der Alte ging scharf: „Ich hatt' ihn geweissagt. Warum mußtest du meine Warnung in den Wind schlagen? Es ist Alles verloren! Die Städte werden Rache nehmen und auf ihren Richtplätzen so viel Hemden mit Blut tünchen, als sie auf dem Schlachtfelde bei Mellingen Scharlachhemden sahen."

„Es ist manchmal eine Sau im Kartenspiel," versetzte Addrich, „und diesmals war's der Leuenberg, an dem selbst der Name unehrlich ist, weil er lügt. Der Hase kann Männlein machen, und bleibt doch ein Hase. Er hat uns Alles verdorben. Freß' er nun,

was er sich einbrockte! Gib Acht, der wird ganz gottesfürchtig zwischen Pfaffen und Scharfrichtern sterben. Ganz recht! Auf dem Wahlfeld eine Kugel durch den Kopf hätte nur eine neue Lüge in die Welt gebracht, und das alte Weib in Hosen zum Freiheitsmärtyrer gestempelt."

„Wenn du ihn kanntest, Adbrich, warum hieltest du mit ihm?"

„Weil man auch mit Koth mauern kann, wo der Kalk theuer ist. Aber vorwärts, wir beide haben Eile. Ich muß mein Wort lösen und dich deinem jungen Weibe wieder einhändigen. Magst von Glück reden, daß du nicht schon an einem Mägenwyler Apfelbaum hängst; Bolzen und Scheibe waren nicht mehr weit von einander. Es verlautet unter den Bauern allgemein, ein Doktor habe dem Wertmüller Schybi's Plan verrathen, und den Anschlag auf Mellingen vereitelt. Schybi nannte geradezu dich, bis ich ihm bewies, daß du mich nie verlassen habest. Ich denke Gideon, der niederträchtige Prahlhans, hat das ausgestreut."

In diesen Gesprächen eilten beide unter dem Felsen vorüber, auf welchem die Gemäuer des Schlosses Lenzburg ruhen, über Aecker und Matten gen Seon. Die Sonne war längst unter, aber noch glimmte der Saum einiger Wolken vom Abendroth hinter den Solothurner Juragipfeln. Der Himmel war schwarz behangen. Im Westen sah man Wetterleuchten, worin plötzlich die Umrisse der schwarzen Zacken und Zinken des Gebirges heller hervortraten und verschwanden. Einzelne Windstöße verkündeten den Anzug des Gewitters und durchströmten die Wälder umher, daß sie wie fallende Bergströme brauseten.

Das Gespräch der nächtlichen Wanderer verstummte endlich, als sie hinter Seon den steilen Weg zur Bampf hinaufstiegen. Adbrich murmelte zuweilen im düstern Selbstgespräch unverständliche Worte. Fatim war im Geist bei Epiphanien. Es schienen ihm sechs Jahre, nicht sechs Wochen, seit er sie nicht gesehen.

So oft er der Trauung in der Kirche von Kulm gedachte, durchdrang ihn ein wunderbarer Schauer. Er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Epiphanie sein anvermähltes Weib geworden. Aber je näher er der Höhe des Berges kam und der Gegend, wo er die schönsten und schrecklichsten Augenblicke seines Lebens gefunden hatte, je ungestümer und bänger ward die Sehnsucht des Jünglings. Er vergaß die trauerreichen Geschichten des Tages; er fühlte die Wildheit des Wetters nicht; seine Seele war bei Epiphanien.

Es herrschte schon so große Finsterniß, daß Abdrich selbst den wohlbekannten Weg einige Male verlor, und seinem Begleiter von Zeit zu Zeit zurufen mußte, damit sie beide nicht von einander getrennt wurden. Blendende Blitzstrahlen, in deren falbem Schein unter ihren Füßen das weite Thalland mit Dörfern, Hügeln, Seen, Wäldern jählings aus der Tiefe der Nacht, wie ein Traumgedanke auftauchte, vermehrte das Dunkel. Sturm und Schlagregen fuhren ihnen immer heftiger ins Gesicht, je höher sie zur Bampf gelangten.

„Ist's doch, als wollten alle Elemente den Weg ins Moos verrammeln, oder uns zurückjagen!“ sagte Abdrich.

Fabian erwiederte: „Mir wird bänger ums Herz, je näher wir der Heimath kommen. Ich bin nicht abergläubig, aber was kann in so vielen Wochen geschehen sein, da wir in der Ferne umhergezogen sind? Abdrich, ich fühle mich schwer beklommen. Himmel und Erde stehen wider uns, als wollten sie wehren oder warnen.“

„Vielleicht ist sie schon zur ewigen Ruh'!“ seufzte Abdrich.

„Wie?“ schrie Fabian erschrocken und blieb stehen; „warum sagst du mir das? Weil der Halmenkranz vor der Kulmerkirche aus einander fiel? Weil Epiphanie daraus Böses deutete? Epiphanie gestorben? Warum redest du so abscheuliche Dinge, wenn sie dir nicht ernst sind?“

„Komm!“ rief Addrichs Stimme in einiger Entfernung.

„Ich habe dich verloren! wo gehst du?“ fragte Fabian.

„Ueberall den Weg zum Tode!“ war die Antwort.

Indem fuhr knatternd, sprühend, betäubend ein Blitzstrahl vom Himmel in die Tiefe. Alles war Feuer; dann plötzlich alles schwarze Nacht. Die Erde bebte im Donner, als wäre die ewige Feste des Himmels zusammengebrochen.

„Hollah!“ rief Fabian: „Das traf schier zu nahe!“ Er wollte seinen Weg verfolgen, als er mit Entsetzen seitwärts ein ängstliches Stöhnen vernahm. Im ersten Augenblick glaubt' er, Addrich sei erschlagen. Er fühlte, die Haare seines Hauptes regten sich im Entsetzen aufwärts. Dies Entsetzen wuchs, als er in dem Stöhnen und Wimmern eine weibliche Stimme zu erkennen glaubte, und sie klang ihm, wie Epiphaniens Stimme. Er ging tappend durch die Gebüsche der Bampf dem Tone nach. Neues Wetterlicht. Unter einem alten Ahorn saß mit gefalteten Händen betend und weinend ein Weib, welches vor der Erscheinung des gewaffneten Jünglings erschrockener noch, als vor dem Blitz selbst, zurückprallte und einen Schrei ausstieß.

„Ist dir Unglück widerfahren?“ sagte Fabian bekümmert.

„Unglück?“ seufzte das Weib: „O meine Kinder, o die armen Würmer! Des Herrgotts Gerichte sind erschrecklich. Nun hab' ich den Tag seines Zorns erlebt. Ich will ja Buße thun mein Leben lang, wenn dies Stündlein nicht das letzte der Welt und seine Gnadenpforte nicht ewiglich verschlossen ist.“

„Fürchte nichts, Weib, das Wetter zieht vorüber!“ tröstete Fabian.

„Ja, es zieht vorüber, verheerend, zerstörend, wie der Würgengel, der die Erstgeburt Aegyptens schlug. O meine Kinder, die armen Würmer! Unsere Männer sind bei Mellingen erschlagen; wir haben von den Bergen Rauch und Flammen der Dörfer

gesehen. Morgen kommen die Feinde. Die Zürcher schonen des Kindes nicht im Mutterleib. Herr, mein Gott, Schlag auf Schlag, vertilg' uns nicht in deinem Zorn! — Die armen Würmer sind unschuldig. Die Alten haben sich gegen die gnädige Obrigkeit empört, und wußten doch, daß alle Obrigkeit ist an Gottes Statt. Die armen Würmer sind unschuldig." So sprach das Weib und weinte laut.

Fabian fühlte Mitleiden. Er fürchtete nicht ohne Grund, daß die Furcht den Verstand des Weibes zerrüttet habe und sagte: „Weib, komm mit mir unter ein Obdach."

Sie aber fuhr fort: „Wir brauchen eine Obrigkeit, wie das liebe Brod. Wir begehrten ja nur, daß man mit uns armen Leuten umgehe, daß es zu ertragen sei. Aber der Herr Pfarrer drohte mit den Strafgerichten Gottes, und die Männer hätten es besser verstehen sollen, als wir einfältigen Weiber. Nun ist das Unglück da; wer kann der Rache Gottes entfliehen? Er geißelt die sündliche Welt mit den Flammen des Himmels. Er sendet seine Heerschaaren mit Schwert und Feuer über uns; Hunger und Pestilenz über unsere Dörfer! Jesus, die Welt geht unter!"

Es fuhr in diesem Augenblick ein gewaltiger Blitzstrahl über die Höhen der Wampf; der Himmel schien, als ungeheure, einzige Flamme, zur Erde zu sinken. Vom Donner dröhnte der Berg. Wie ein Wolkenbruch flutheten, mit wiederkehrender Finsterniß, die Regengüsse nieder. Das Weib heulte laut durch den Sturm. Fabian stand betäubt.

„Fabian, was verweilest du?" sagte Abdrich, der zurückkam, indem das Geheul des Weibes ihm den Weg zeigte: „Mit wem redest du hier?"

„Es ist eine Verlassene," antwortete der Jüngling, „die wahrscheinlich den Weg verloren hat."

„Richte dich auf, Weib," rief Abdrich: „wir geleiten dich in eine nahegelegene Hütte."

„Wohin, um Gottes Barmherzigkeit willen?“ fragte die Frau.

„Zur Hütte Abdrichs im Moos,“ erwiederte der Alte.

„Bewahre mich Gott!“ schrie das Weib: „Das Haus des Gottlosen, von der Erde vertilgt, muß eine Stätte des Fluchs und Jammers werden. Meine Augen haben den Gräuel gesehen. Da wird kein Kind mehr geboren. Kein Wassertropfen ward zur Flamme getragen, nicht einmal ein Thränlein fiel auf eine der glühenden Kohlen.“

„Sie redet wahnwitzig!“ sagte der Alte: „Wir können die Unglückliche nicht in dieser Nacht der Schrecken allein auf dem Berge lassen. Hilf mir, Fabian, wir führen sie mit uns hinab. Sprich, Weib, wer bist du? Wo ist dein Heimwesen?“

„Ach, Gott sei's geklagt!“ heulte das Weib: „Wer bin ich, wer kann's wissen, wer er ist? Ich bin vielleicht schon elende Wittfrau mit drei armen Waisen. Kommt ihr aus der Mellinger Schlacht? Ich bin die Käthi Gloor von Seon. Habet ihr nicht den Karli Marti Gloor, Anken-Joggli's, gesehen? Der war mein Mann. Wie ich von Aarau heimkehrte, spät Abends, sah ich viele Flüchtende. Da hab' ich gefragt Mann um Mann, und fragte bis in die Nacht. Gott erbarm' sich meiner, keiner wußte von ihm. Er war ein guter Mann, und wir lebten wohl, wenn auch in Noth und Armuth. Aber ein gutes Gewissen ist das beste Wohlleben.“

Ein Wiederschein des Blitzes machte plötzlich Tageshelle um den Ahorn. Das Weib fuhr mit Entsetzen vom Erdboden auf und schrie entfliehend: „Jesus, mein Heiland, das ist der Abdrich selber! Hebe dich weg, du Mensch des Fluchs, du Kind des Verderbens, du bist gezeichnet, wie Kain. Kehr' um, flücht' in die Berge und Wüsten; dich wird tödten, wer dich findet. Ich sah dein Haus um Mittag, am Abend die Kohlen. Gott sei deiner armen Seele gnädig!“

Sie entfernte sich mit diesen Worten immer weiter in der Finster-

niß. Aber durch Wind und Regen hörte man noch lange ihre Stimme unverständlich schallen, bis sie in größerer Ferne erlosch.

Abdrich stand schweigend und bewegungslos unter dem Dach der Ahornzweige, erschüttert von den verworrenen Reden des Weibes, die er mit Bangigkeit erwog. Fabian lehnte nachdenkend Arm und Kopf an den Stamm und fragte endlich halblaut: „Hast du dies Weib verstanden?"

Abdrich blieb stumm. Die Wetterwolken blitzten seitwärts. Die schwarze Himmelshülle zerriß und ließ Mondglanz durchschimmern, um Licht genug zu geben, die Einöde des Berges noch grauenhafter zu machen.

„Hast du dies Weib verstanden?" fragte Fabian ängstlicher und noch leiser. Der Alte stand in sich gekehrt, stumm.

Fabian richtete die Augen auf ihn, der wie ein schwarzer Menschenschatten in der Luft vor ihm her ging, und keine Bewegung zeigte, als das Flattern des Gewandes im Sturmwind. „Ich fühle die unaussprechlichste Seelenangst, Abdrich!" sagte der Jüngling mit gepreßter Stimme; fuhr dann hastig gegen den Alten, ergriff ihn und schrie: „Komm', komm' hinab! Es hat sich ein Unglück begeben!"

„Laß die Wahnsinnige, wir würden sie vergebens suchen!" sagte Abdrich mit tonloser Stimme. „Gehen wir ins Moos zu den Unsrigen. Fabian, es muß um Mitternacht sein."

Beide wandelten schweigend über den Berg, der entgegengesetzten Seite zu. Sie gelangten zu Gestrüpp und Gebüsch, und irrten lange umher, bevor sie in der Dunkelheit den Fußweg hinein entdeckten. Dann schritten sie, jenseits des Dickichts, die Wiesen hinab zum Moos, unsichtbare Pfade.



47.

Die letzte Nacht im Moos.

„Alter, wohin rennst du?" rief Fabian und blieb stehen: „Erblickst du nicht rechts ganz nahe in der Tiefe den Steinhaufen, den man des Selbstmörders Grab heißt? und links am Himmel den Berg= und Waldeinschnitt? Wir müssen dem Hause schon vorüber sein."

„Die Nacht ist finster!" erwiederte Abdrich, und kehrte um. „Finster ist die Nacht und mein Auge dunkel. Ich bin müde und in Verwirrung, und schaue nach Fensterlicht. Aber sie schlafen alle; selbst Leonorens Lämplein ist erloschen." Abdrich blieb stehen, als mangelte ihm Odem, und setzte hiezu: „Fabian, ihr Lämplein erloschen!" Diese Worte sprach er langsam und hauchte sie nur leise vor sich aus. Der Jüngling ergriff ihn mit Heftigkeit und riß ihn ungestüm fort. „Laß uns höher steigen, höher, Abdrich; in der Höhe am Waldsaum verfehlen wir das Gebäude nicht!"

„Geduld, Fabian, die Nacht ist dunkel; das Wetterleuchten blendet. Die Hütte will uns nicht entrinnen; aber Hast und Eil' verfehlt auch beim hellen Sonnenschein den Kirchthurm."

„Abdrich! es jagt mich eine Höllenangst, Abdrich! Witterst du nichts? Es weht mich an, wie Meilergeruch. Spürst du nichts?"

„Das weht herüber von dem qualmenden Motthaufen, Fabian, vom frischen Landaufbruch, wo Baschi Dornen und Graswurzeln brennt."

„Alter, ich denke immer an des Weibes Reden. Hast du sie verstanden?"

„Was willst du, Fabian?" Sei still! Sieh hinunter! Ich erblicke Licht."

„Wir wandern zu hoch, Abdrich. Das ist kein Fensterschein! Wie Irrlichter seh' ich's hüpfen."

„Fabian, du hast helle Stimme. Ruf' an! Es mag meiner Knechte einer sein mit der Hornleuchte, wie er durch den Wald sucht."

„Halt! halt! Abdrich!" schrie Fabian mit Entsetzen und hielt den Alten: „Schlag' deine Augen auf. Hier ist Waldweg, hier Garten, hier Brunnen. Hier war deine Hütte."

„Ich gewahre nichts!" erwiederte Abdrich eintönig: „Bin ich erblindet? Sind das nicht Funken am Boden? Dampft da nicht Rauch?" —

Fabian senkte schaudernd das Haupt zwischen beide Hände nieder und stammelte: „Unglückseliger Mann!"

Es entstand langes Schweigen. Beide starrten in einer Art Bewußtlosigkeit auf den finstern Raum hin, von welchem zuweilen dunkelrothe Funken im Windzug aufsprühten, oder kleine Stellen licht wurden und wieder unter den fallenden Regentropfen zischend verschwanden. Durch den Bruch der Wolken zog bisweilen Dämmerschein des verhüllten Mondes über die Brandstätte, und zeigte einige über einander gestürzte halbverkohlte Balken. Dann und wann sprang der Gräuel der Verwüstung im Wiederschein fernen Wetterleuchtens aus dem Abgrund der Nacht in die volle Klarheit des Tages auf, um wieder zu verschwinden. So zeigen die tückischen Wellen des Stroms suchenden Freunden von Zeit zu Zeit einen geliebten Leichnam, den sie verschlangen.

Abdrich sah zum Himmel auf, zur glimmenden Stätte nieder und streifte mit den Augen längs den dunkeln Rändern der Berghöhen am Himmel, als wollt' er an ihren bekannten Umrissen erkennen, ob er nicht in ein fremdes Thal gerathen sei? Dann ließ er sein widerliches innerliches Lachen hören. „Glaubst du es nun, Bursch?" sagte er: „Oder denkst du noch immerdar, es sei schwermüthige Einbildung, das das Schuldloseste und Edelste dem unentrinnbaren Verderben geweiht sei, wenn ich es berühre? Hier stand meine arme Hütte. Das Schicksal hat sein Malefizgericht

gehalten, und mir den Stab gebrochen und die Stücke zu meinen Füßen geworfen. Was mir angehört, soll von der Erde vertilgt werden. Ich bin auf dieser Brandstätte wieder so arm, als da ich aus Indien kam und mich der Algierer in Ketten geschlagen hatte. Meinst du, Bursch, es schmerze mich? Du irrest; ich lache und verachte den Koth des Reichthums, der mich nie ergötzt hat, als er noch prangen konnte. Fahr' hin!" — Er spie, indem er es sprach, in die Asche, und Funken knisterten auf.

„Aber warum mir das?" fuhr er wieder, nach einiger Stille, mit schrecklicher Stimme und aufgehobenen Armen, fort: „Auf dem Schutt meiner Habe und meines elenden Lebens bleibt mir das Recht zur Frage: Warum verfolgst du mich, finstere Faust des Verhängnisses, mich, von der Wiege rastlos zur Gruft? Was hab' ich verbrochen? Ist's Verbrechen, daß ich bin? Es ist das deine. Warum schlägst du mich? Ich trag' ein Zeugniß in meiner Brust, in allen meinen Tagen hab' ich nachgejagt dem Heiligen und Wahren, dem Gerechten und Guten. Mein Bewußtsein spricht mich von Verdammung los, warum schlägst du mich? Ich habe, was göttlich heißt, höher gestellt, als das Leben, und bin dem Teufel gleichgestellt. Ich habe Segen gestreut, und mir wuchs Fluch; ich habe Freuden gesäet, und mir wuchs Schmerz daraus; ich habe, was recht ist, geschirmt, und verruchte Willkür zog daraus Triumph; ich half zur Freiheit des niedergetretenen Volkes, und Sklaverei ist fester und blutiger geworden? Wie? bin ich wahnsinnig, so haben die reißenden Bestien Vernunft. Und dieser Wahnsinn ist nicht mein, sondern dein Verbrechen! Warum verfolgst du mich? Du hast mir den Sinn der Wahrheit und Gerechtigkeit, wie das Licht des Auges, gegeben, warum wüthest du wider mich? Du mir das Herz voll Liebe, warum zerreißest du es? O mein armes Kind! o du Engel inmitten dieser Hölle! Loreli! Loreli!"

Hier verflossen die Worte des Greises in ein schmerzliches Wimmern.

In schwerer Betäubung unbeweglich stand unweit der Jüngling. Es rauschte, wie Strombrausen, durch seine Ohren, und zwischen dem Brausen schollen Klagen und Hader des Alten mit dem Schicksal. Das erschütternde, nächtliche Schauspiel des großen Verderbens hatte einen wahren Stillstand alles eigenen Denkens und Empfindens in ihm bewirkt. Aber Abdrichs wiederholtes, leises Rufen von Eleonorens Namen schreckte ihn jählings auf. „Und Epiphanie!“ rief er: „Wohin ist sie gerathen? Entflohen? erschlagen? verbrannt?“

Er schwieg, über eine schauerliche Reihe von Möglichkeiten Musterung haltend; stieß einen heftigen Schrei aus, und rannte dann mitten durch die Brandstätte, daß Gluth und Funken unter seinen Fersen hoch aufstoben, gegen die Berghalde aufwärts. Er schrie durch Wald und Nacht Epiphaniens Namen. Er würde am Tage einem Rasenden geglichen haben. Er irrte durch die Wildniß umher bis der Morgenhimmel dämmerte, bis er odemlos und entkräftet eine Hütte an den Dürrenäscher Bergen ersah, wohin er, um Menschen zu finden, die Richtung nahm.

Noch lag in der Hütte, wenn etwas darin lebte, Alles vom Schlaf gebunden. Er wollte die Glücklichen nicht stören, und unter dem vorhangenden Strohdach auf einer Bank den Tag erwarten, indessen er besonnener mit sich zu Rath gehen konnte, was er beginnen müsse? Und er sank bald in Ermüdung und Bewußtlosigkeit zusammen. Der Schlummer, mit weicher Macht, raubte ihm Erinnerung und Schmerz.

Die Sonne durchdrang schon seine feuchten Kleider mit wohlthätiger Wärme, als er erwachte, und vor seinen Augen das stille Thal von Aesch mit dem Wiesengrunde zwischen waldigen Halden, wie ein blendendes grünes Luftbild schwamm. Und in dem Bilde

bewegte sich um einen Holzpfeiler der Hütte, mit halbem Leibe, ein Mädchen, neugierig, zwischen wilden Rosen, nach dem Schläfer schauend. Er erkannte augenblicks das regsame Vreneli aus dem Moose, und sprang auf, den Schmerz der halberstarrten Glieder vergessend. Vreneli trippelte ihm langsam entgegen und weinte laut, indem sie ihm zum traulichen Gruße die Hand reichte.

„Und Epiphanie?“ fragte Fabian sogleich und auf eine Art, als hätt' er die Antwort schon vor der Frage erwartet.

„Sieben Tage nach dem Begräbniß der Ulrichs Tochter war sie ja, wißt Ihr's denn nicht? verschwunden!“ schluchzte die Kleine: „Aber noch gestern erschien das Volk von der verlornen Schlacht und plünderte und zerstörte im Moos Alles, was war; schlug Ulrichs Knechte blutrünstig und zündete Haus und Stall und Scheuer an. Ich rettete mein Leben in dem Walde. Zwei Stunden, und Alles lag zusammen zur Erde gebrannt. Keine helfende Hand der Nachbarn streckte sich aus, kein Eimer Wassers. Die Flammen flackerten wohl himmelhoch; aber keine Glocke stürmte! Das hat ein Ende mit Schrecken genommen. Bewahr' uns Gott vor bösen Nachbarn! Nichts hab' ich geflüchtet, ich armes Kind, als das Leben und die Lumpen, die ich am Leibe trage. Keine Hütte in Aesch nahm mich barmherzig auf. Hätte nicht die alte Mutter Walti ein Christenherz gehabt, ich wär' unter freiem Himmel im Unwetter gestorben.“

„Und Epiphanie?“ rief der leichenblasse Jüngling, der am ganzen Leibe zitterte, und das Mädchen mit starren Augen durchforschte.

„Alle Tage war sie hinab gen Kuhn zu Loreli's Grab gegangen; am siebenten kam sie nicht wieder!“ antwortete Vreneli: „Wißt
r, wie der Halmenkranz vor der Trauung zerfiel, und Hanseli's
t beim Abschiede? O mein Lebtage vergeß' ich der thränen-
n Hochzeit nicht. Begräbnißtage sind fröhlicher. Wär' ich

nicht so traurig, ich müßte wohl über den Bettelschmuck der Brautjungfer noch heut' lachen. Aber auch der ist verbrannt, oder geplündert vom Volk. Mag es ihnen Gott verzeihen!"

„Und Epiphanie!" rief der junge Mensch heftiger: „Wo ist sie? Rede doch!"

„Das fraget den allwissenden Himmel!" erwiederte das Mädchen: „Wir haben sie gesucht, ihren Namen von Höhen und Wäldern gerufen den ganzen Tag, die ganze Nacht, dann wochenlang, und — kein Stäubchen von ihr gefunden. Wir haben alle Thäler, alle Höfe durchfragt, die Dörfer bis Aarau, die Stadt selbst. Sie war von Niemandem gesehen worden. Niemand hat sie am siebenten Tage, wie sonst, auf dem Wege von Kulm, Niemand im Dorf, oder wie sonst auf dem Kirchhofe, bemerkt. Die Leute sprechen wüste Dinge. Faneli war aber ein heiliger Engel, o gewiß, ein ganz heiliger Engel. Es sind nicht allesammt Heilige, die in der Kirche beten und singen; und unter Abdrichs Dach sind wir nicht allesammt Kinder der Finsterniß gewesen. Als ich gestern zu den Aeschern floh, aus der Feuersbrunst, vor dem Kriegsvolk, stießen sie mich vor ihren Thüren hinweg und riefen: Poch an das Höllenpförtlein, da wird dir aufgethan, da wartet man dein. Es ist der Wirthschaft des Teufels im Moose der Garaus gemacht. Erst holte er die Besessene ab; dann sieben Tage darauf die Kräutersucherin; nach sieben Tagen nimmt er dich beim Genick. Und wie sie mich aus ihrem Dorfe trieben, schrien Buben und Kinder: Satansbuhle! Beliasmagd! Heren-Aenni!"

Der ungeduldige Jüngling wiederholte seine Fragen um Epiphanien vergebens. Er erfuhr nicht mehr, als er schon wußte, wie geläufig ihm auch das junge Mädchen alle übrigen Begebenheiten mit den unwichtigsten Nebenumständen erzählte, sich das Herz zu leeren.

Während dieser traurigen Unterhaltung vor der Hütte war auch

Mutter Walti, die Eigenthümerin derselben, hervorgetreten. Die alte Frau heulte laut um das Loos ihrer zwei Söhne, welche in die Mellinger Schlacht gezogen und noch nicht zurückgekehrt waren. Indessen vergaß sie über ihr Leid die Sorge der Gastfreundlichkeit nicht, und lud den Jüngling, sowie Abdrichs gewesene Magd zur Theilnahme am bereiteten Morgenessen ins Stübchen ein. Hier vernahm er, bei der warmen Milchsuppe und dem rauhen Brode, durch Aenneli's Geplauder, wenn auch nicht das, was ihm das Wichtigste blieb, doch Vieles, was ihm von nicht geringerer Bedeutsamkeit war. Er hörte, daß Abdrichs Tochter schon seit Jahr und Tag heimlich den Hauptmann Renold geliebt habe; auch dann noch, als sie sein verdorbenes Gemüth erkannt und ihn nie mehr vor sich gelassen hätte. Er hörte, daß sie ihrem Vater, der für das geliebte Kind alles gern that, bei seinem Abschiede zur Pflicht gemacht habe, Fabian nicht mit sich zu nehmen, ohne ihn zuvor mit Epiphanien in der Kirche zu Kulm trauen zu lassen. Sie hatte die Neuvermählte, bei deren Heimkehr von Kulm, mit wahrer Seligkeit empfangen und ihr bekannt, daß die Ueberraschung und Trauung ihr Werk, ihr letzter Wunsch gewesen sei vor dem Sterben. „Ohne die Ueberraschung,“ hatte sie gesagt, „würdet ihr beide, ich kenne euch, noch lange nicht, vielleicht nimmer, vor Gott verbunden worden sein, und Gideons Ruchlosigkeit hätte Macht über euch beide behalten, vielleicht euch ewig zu trennen.“

Eben so berichtete Aenneli, wie Epiphanie seitdem nie wieder frohen Sinnes geworden, oft heimlich geweint, nie das Haus, bis zum Tode Leonorens, verlassen hätte. Dieser wäre am zwölften Tage nach der Abreise Abdrichs erfolgt, ein ruhiges Entschlummern gewesen. Niemand wäre aber, außer den Bewohnern des Mooses, dem Sarge der Verstorbenen zur ewigen Ruhestätte nachgegangen. Selbst als der Leichenzug durchs Dorf gekommen, hätte sich, außer Pfarrer und Sigrist, Niemand angeschlossen. Jedem

Morgen wäre nachdem Epiphanie, in tiefer Trauer, mit frischen Blumen zum Grabe der Schwester hingewallfahrtet, bis sie nicht mehr zurückgekehrt sei.

Fabian, um sich das Verschwinden seiner jungen Gattin zu enträthseln, hatte auch Raub und Entführung geargwohnt; abwechselnd bald seinen Verdacht auf den Mann gerichtet, dem Epiphanie einst auf der Bampf so viel Liebe, Vertrauen und Geheimniß gewähren wollte, bald gegen den Hauptmann Renold, dessen Leidenschaft für Epiphanien, dessen Gewaltthätigkeit er kannte, dessen ausgestoßene Drohungen ihm in frischer Erinnerung lebten, und die, vom Entsetzen des bösen Gewissens, welches Gideon in der Waldbruderhütte nicht verhehlt hatte, schreckliche Glaubwürdigkeit empfingen. Da erinnerte er sich der damaligen Worte des Schweden: „Du sollst noch sehen, wie ich deine Maitresse meiner ganzen tapfern Mannschaft in die Rappuse gebe!“

„Das hat er nicht aus der Luft gegriffen!“ dachte Fabian schaudernd in sich: „Das konnte der Schurke nicht drohen, wenn er sie nicht schon in seinen Klauen hatte.“

Er forschte nun mit hundert Fragen an Aenneli, ob sich der Hauptmann nach Addrichs Abreise nie im Hause gezeigt, ob man nicht dort, oder im Moose, oder ringsum in der Gegend, unbekannte, verdächtige Leute gesehen habe.

„Nein,“ erwiederte das Mädchen: „nie, als am gestrigen Unglückstage, da das Volk aus der Schlacht kam, ins Haus drang und alles raubte. Mich aber machte der Schrecken flink, da ich die brüllenden Haufen hörte, und war zum Wald entsprungen, ehe die wilden Bauern einbrachen. Wie alles brannte und Baschi mit blutigem Gesicht in den Wald floh, und mir begegnete, — ich kannte ihn kaum an den Kleidern, — sagte er: allesammt wären es Fremde, aber er glaubte sogar den Schweden bei ihnen gesehen zu haben. Doch thut er dem freundlichen, hübschen Haupt-

mann offenbar Unrecht, der uns so lieb war, den wir ja auf den Händen getragen haben. O, wär' er nur erschienen in der gräßlichen Stunde, wär' er nur! Ach, alles würde noch ungeschehen sein. Nun . . . o, wie wird der Abdrich sein graues Haar über Loreli's Grab, über dem Schutt seines Hauses zerreißen, wenn er lebt, wenn er das Erschreckliche mit seinen wunden Augen schauen muß!"

Lange noch klagte und jammerte Aenneli erzählend fort. Fabian achtete nicht mehr auf ihre Worte. Er hatte genug gehört. Denn daß Baschi den Schweden im Gewühl der mordbrennerischen Bande erkannt zu haben glaubte, ward ihm unverwerfliches Zeugniß, Gideon Renold sei Anstifter des Gräuels gewesen. Er sprang auf und wollte den verlassenen, greisen Abdrich suchen; er wollte weitum nach Spuren Epiphaniens spähen; er wollte dem Hauptmann Renold nachspringen, bis er ihn gefunden. Hundert Vorsätze drängten sich ihm durch einander, und jeder schien zur Ausführung dringender, denn die andern, aufzufordern.

„Aber ich," schrie das junge Mädchen kläglich, und warf sich, ihn mit Angst umklammernd, an seine Brust, als er, dankend und Lebewohl rufend, davon wollte: „aber ich, um der himmlischen Barmherzigkeit willen, muß ich arme Waise im Elend verderben und sterben? Ich stehe allein unterm Himmel und kennt mich und will mich ja Niemand mehr."

Fabian, voller Mitleiden, nahm einige Silberstücke Geldes, gab sie ihr und sprach: „Wähle den Weg gen Aarau; bringe dem frommen Dekan Rüsperli meinen Gruß, die Botschaft unsers ungeheuern Unglücks und die Bitte, sich deiner anzunehmen. Er wird dein Helfer sein! Geh', Kind, geh' mit Gott!"

Er riß sich los, eilte zur Hütte hinaus und die Höhe hinauf, von der er vergangene Nacht in Verzweiflung und Verwirrung seines Gemüthes herabgekommen war.

48.

Das Gefecht bei Herzogenbuchsee.

Sein Gang war ins Moos. Ihn rief das Mitleiden für Addrich dahin. Er schämte sich der eigenen Unmännlichkeit, den beklagenswerthen Alten in jenen Augenblicken verlassen zu haben, da sich Himmel und Erde verschworen hatten, den festen Muth des grauen Dulders zu brechen; er schämte sich des Wahnsinnes, der ihn beim Gedanken an Epiphaniens Loos hatte in der Irre umherjagen können. Mit starker Brust dem feindlichen Verhängniß entgegentretend, schien ihm das Edelste, sein Schicksal an Addrichs Schicksal zu knüpfen, der seiner Güter, seiner Kinder, selbst der Sicherheit seines Lebens beraubt, unstät und flüchtig, ein Bettler und geächtet, durch die Welt gehen mußte. Der höchste Stolz des Mannes bleibt, dem widerwärtigen Glücke nicht zu weichen, und die Macht der Umstände nirgends zu fürchten.

Schon hauchte ihn der wüste, bittere Dunst der Brandstätte an, von den dürren Zweigen halbverkohlter Obstbäume umringt, welche vormals die verschwundene Wohnung beschatteten. So gehen getreue Diener willig mit einer geliebten Herrschaft in den Untergang, den sie nicht verschuldet haben. Aber Addrich war nirgends zu erblicken.

Als Fabian emsig die Umgebungen durchstreifte, und den schmalen Pfad, vom Moos nach Teufenthal, im Tannenhain verfolgte, fand er am Wege Addrichs runden, hochgespitzten Hut liegend, daneben das dünne Gras des Rasens eingedrückt, wie von einem Menschen, der dort gelegen gewesen. Mit heimlichem Schauder hob der Jüngling den noch vom Regen schweren Hut auf, der ihm zu deuten schien, daß diese Stätte wohl eine der Stationen des Greises am Calvarienberge seines Leidens gewesen sein möge. Er ließ sich durch ein dunkles Ahnen auf dem Fußwege bis zum Dorfe führen.

Und wirklich vernahm er schon bei der ersten Teufenthaler Hütte, wie Abdrich, bei Tagesanbruch, die schlafenden Bewohner derselben mit Pochen und Rufen erschreckt und um das Unglück seines Hauses befragt habe. Schweigend, ja ohne daß er einen Seufzer ausgestoßen hätte, sei von ihm angehört worden, was man vom Tode seines Kindes, vom Unsichtbarwerden seiner Nichte, vom Untergang seines ganzen Hauses zu erzählen wußte. Dann hab' er sich schweigend entfernt und, so viel sich in der Dämmerung des Morgens erkennen ließ, die Richtung gen Kulm genommen.

Auch dahin eilte ihm mit großen Schritten der Jüngling nach. Einige Kinder und Weiber, welche am Eingange des Kirchhofes still lauschend standen, und das Antlitz gegen die Gräber gerichtet hatten, verhießen, schon durch ihre furchtsame Neugier in den Gesichtern, die Nähe des Gesuchten. Fabian erblickte ihn wirklich, sobald er auf den Kirchhof trat. Der Unglückselige lag unbeweglich über dem jüngsten der Todtenhügel hingestreckt, mit zur Erde gekehrtem Gesicht. Fabian erkannte an den welken Ueberbleibseln vieler darüber gestreuten Blumen, diesen Zeugen von Epiphaniens Liebestrauer, der Vater habe die Gruft des Kindes nicht verfehlt. Der Jüngling aber, zitternd für das gebrechliche Leben des Greises, umfaßte ihn leise, und richtete ihn mit halbem Leibe auf. Abdrich öffnete die Augen, einem Schlaftrunkenen gleich, nahm, an das Grab gelehnt, sitzende Stellung, sah halb träumend auf den jungen Mann, auf die ganze Umgebung, auf den Erdhügel, der ihn stützte; aber beantwortete keine von Fabians mit kummervoller Zärtlichkeit wiederholten Fragen.

„Es schläft sich bei den Todten süß!“ sagte er endlich, wie für sich.

Fabian redete ihn von neuem an. Abdrich ließ ihn aber, wie vorhin, vergebens Antwort erwarten, während dessen der Jüngling einige der verblichenen Blumen sammelte und bewahrte, die

Epiphaniens Hand berührt und zu Todtenopfern geweiht gehabt hatte. Endlich führte Fabian den halberstarrten und entkräfteten Alten mit einiger Gewalt zum Wirthshause, wo er ihn mit kräftiger Weinsuppe erquickte, dann entkleiden half und in ein Bett brachte. Addrich hielt einen todtenhaften Schlaf von beinahe vierundzwanzig Stunden und erwachte erst am folgenden Morgen, gestärkt und mit voller Besonnenheit. Fabian, der ihn voll kindlichen Mitleidens bewachte, hatte indessen die traurige Muße mit Säuberung des verwüsteten Reisegewandes und Nachforschungen über die Ereignisse im Moose, so gut er konnte, verkürzt. Alle Nachrichten bestätigten den schrecklichen Verdacht, daß Hauptmann Gideon Renold Epiphaniens Entführung und den Mordbrand veranstaltet habe.

„Ich bin reisefertig!“ sagte Addrich: „Alles liegt für mich in der Welt abgethan. Höre zu, es klingt wunderlich:

Aus ist dein Licht geblasen,
Mit aller Hoffnung aus.
Dein Kind deckt dir der Rasen,
Die Asche dir das Haus.

Ich lebe noch und lebe doch nicht mehr. Es widert mich an, Bewußtsein im Grabe zu behalten. Doch fürchte nichts von mir, Fabian, fürchte nichts. Du bist treu geblieben; darum erfüll' ich meine Verheißung, und scheide nicht, bis ich dir dein Weib gegeben habe. Komm! Gideon ist mit einem Haufen der Oberländer gezogen. Ich setz' ihm die Degenspitze aufs Herz; er soll mir Epiphaniens Aufenthalt nennen. Komm, früher ruhen wir nicht. Dann soll's Feierabend schlagen. Komm!“

Sie gingen. Weil die Sage lief, daß sich der Schlachthaufen der Oberländer, etwa zweitausend Mann stark, nach der Gegend von Langenthal zurückziehe, an ihrer Spitze Leuenberg mit andern Häuptern des Aufstandes, schlugen Addrich und Fabian ebenfalls

den Weg dahin ein. Doch machten sie nur eine kleine Tagreise, denn Abdrichs Kraft, in dem riesigen, nun unter eigener Last zusammensinkenden Körper, schien gebrochen; selbst sein Geist verwandelt. Nichts mehr reizte seine Theilnahme. Selbst die Botschaft, daß am Tage vorher Schybi mit den Entlibuchern, bei Root am Reußpaß Gisikon, sieghaft gegen die Luzerner gefochten, deren Hauptmann Krebsinger gefangen, deren Pulvermagazin, das in einer Scheune war, in die Luft gesprengt habe; daß sich dort Schwyzer, Unterwaldner und Zuger geweigert hätten, gegen die tapfern Landleute die Waffen zu wenden; daß Leuenberg und die Oberländer entschlossen wären, neuerdings in den Kampf gegen die Städte zu treten, — nichts weckte Abdrichs Neugier und alte Hoffnung auf. Er glich einer am Tage wandelnden Leiche. Lust und Schrecken hatten ihre Gewalt an ihm verloren. Er sprach nichts. Fabians freundliche Worte empfingen keine Erwiederung.

Den schreckhaftesten Beweis seiner Abgestorbenheit aber gab er folgendes Tages. Beide waren durch das einförmige Flachland von Langenthal, wo man nur im Hintergrunde niedrige Hügel erblickte, zwischen den Lebhägen der Matten, schweigend neben dem Dorf Herzogenbuchsee vorübergegangen, um gen Wangen zu wandern. Denn dahin sollte sich Leuenberg gewandt haben. Als sie aber vor Herzogenbuchsee auf das Feld kamen, erblickten sie dort schon einzelne Schildwachten der Oberländer mit Hellebarden bewaffnet, und in geringer Entfernung vor sich die Schaaren des bernischen Heeres mit wehenden Fahnen aufgestellt. Fabian erschrak; Abdrich warf einen gleichgültigen Blick auf das Schauspiel und setzte gelassen seinen Weg gegen die feindlichen Schlachthaufen fort. Da riß ihn der Jüngling zurück gegen das Dorf, wohin eben auch mit seinem Gefolge der bernische Feldherr Erlach vorsprengte, weil ihm die Schildwachen gesagt hatten, es sei leer von Rebellen. Aber schon bei den ersten Häusern empfing ein so mörderisches Feuer

den General und seine Begleiter, daß sie in stürmischer Eile zu den Ihrigen zurückjagten. Während Fabian seitwärts sprang, schritt Addrich gelassen mitten durch den Kugelregen in das Dorf hinein. Fabian suchte ihn sogleich wieder zu finden. Allein das Dorf, in welchem noch kurz vorher die tiefste Stille geherrscht hatte, war plötzlich mit einigen Tausenden der bewaffneten Oberländer angefüllt, als wären sie durch ein Wunder hieher gezaubert. In geschlossenen Haufen drangen sie hervor, dem Feinde entgegen.

Mit Ungestüm warfen sie sich auf die Vorhut der Berner und trieben sie zurück, während Erlach langsam seine Streitmassen entfaltete. Nach einer Stunde sahen die Oberländer nicht nur vor sich, sondern auch links und rechts über die Wiesen lange blaßgraue Streifen von Pulverdampf, in denen sich Erlachs Schlachtreihen näherten. Da bemächtigten sich die Ueberflügelten eines nahen Gehölzes und setzten das Gefecht mit Wuth fort. Endlich auch hier fast von allen Seiten umzingelt und zusammengedrängt, eilten sie wieder hervor, den Rückzug ins Dorf nehmend. Schritt um Schritt machten sie dem Sieger streitig. Von Hag zu Hag war Gefecht, bis das Dorf erreicht wurde. Vertheilt in den Häusern, zerstreut hinter den Hütten, in den Gärten, unterhielten sie verzweiflungsvoll den Kampf, bis Haus um Haus in Rauch und Flammen aufging. Nun getrennt, behauptete sich noch ein Theil von ihnen lange auf dem erhaben gelegenen Kirchhofe, hinter der hohen Mauer, die zur Brustwehr diente. Andere wandten sich langsam, in voller Ordnung, stets schlagend, gegen den Wald. Andere liefen, zerstreut, fechtend, abwärts durch die Baumgärten gegen die Gebüsche und Wiesen von Denz.

Dahin hatte der Ausgang des Treffens und die Gewalt der Umstände auch den Liebling Epiphaniens getrieben, der anfangs lange Zeit den verlornen Alten vergebens gesucht, hernach aber, den Tag über, seinen menschenfreundlichen Beruf, als Wundarzt

ohne Unterschied an Freunden und Feinden geübt hatte, die verwundet aus dem Streit schieden.

Er wandelte, unschlüssig, ob er in der Nähe des Dorfes bleiben oder sich entfernen solle, durch eine üppige Matte. Man sah und hörte hier nichts mehr, weder von Verfolgern, noch Verfolgten. Aber seitwärts, hinter niederm Weidengebüsch, ließ sich Stöhnen einer menschlichen Stimme vernehmen. Er drang durch das Dickicht, dem Klageton nach, und erblickte jenseits desselben, am schilfigen Ufer eines klaren Weihers, längs welchem ein Fußpfad hinlief, einen Kriegsmann am Boden liegend, der sich vergebens aufzurichten strebte. Das reich mit Blut benetzte Gewand desselben ließ an der Traurigkeit seiner Lage nicht zweifeln. Fabian, noch indem er sich näherte, griff zu seinem Besteck, welches er stets bei sich führte, und rief, indem er neben dem Verwundeten niederkniete: „Muth, Kamerad! Wo fehlts?“

„Zum mindesten nicht an Courage!“ erwiederte der Kriegsmann und wandte den Kopf, um den Frager zu sehen. Fabian erschrak, als er in das bleiche Gesicht blickte und den Hauptmann Renold erkannte. „Du hier?“ rief er voller Bestürzung und Zorn, setzte aber, indem er auf die blutige Brust des schönen Mannes die Augen warf, mitleidig hinzu: „Es scheint, um dich steht's schlimm!“

Gideon aber verzog den Mund mit höhnischem Stolz und sagte: „Gelt, gefundenes Fressen für Deinesgleichen! Kannst Revange nehmen, ohne Resistenz zu fürchten. Jetzt sind wir quitt. Mach's ohne Präparatoria mit mir ab.“

„Zeig' mir deine Wunden!“ versetzte Fabian, ohne auf ihn zu hören, netzte einen Schwamm im Wasser des Weihers, kniete wieder zu ihm nieder und rollte das wundärztliche Besteck aus einander.

„Kömmst post festum, Herr Medikus!“ rief Gideon: „Hab'

die Pillen schon aus Büchsenschmieds Apotheke empfangen, und sie purgiren mir die Seele richtig zum Leib hinaus. So will ich, als tapferer Soldat, auf dem Feld der Ehren dieser Welt Valet sagen; krepiret ihr unterdessen am Schnellgalgen."

„Ich hoffe, Renold, du bist noch zu retten!" sagte Fabian: „Laß dich untersuchen."

„Mit Gunst, bleib' mir vom Hals!" erwiederte der Verwundete: „Ich begehre keine Visitation; zwei Kugeln fuhren mir in den Leib, zweifelsohne hinten wieder aus, denn ich hielt den welschen Teufeln nahe genug vor der Mündung. Unsere Sache hat manquirt; sie hätte glorreichern Ausgang meritirt. Aber der Feind hatte uns mit Trafiquen und Pratiquen schon bei Mellingen ruinirt. Heut' schlug sich unsere Mannschaft während der Bataille heroisch. Der Feind, welcher eine wohl montirte Reiterei, Fußvolk und Artillerie gegen uns ins Feld stellte, hätte noch lange nicht Viktoria schießen können. Doch uns fehlte es im Fundament aller Kriegsoperationen: an verständigen Kriegsräthen und wohlobservirter Disziplin."

Fabian, der unterdessen Gideons Wamms geöffnet und mit dem Schwamm das Blut von dessen Brust gewaschen hatte, sagte: „Spare deine Worte für nöthigere Dinge, denn du hast nicht viel Odemzüge mehr zu verschwenden."

„Danke der Glücksgöttin dafür, du schelmischer Aventurirer!" sagte Gideon mit matterer Stimme, während ihm Fabian zwei Schußwunden an der Brust mit Leinwand und Pflaster bedeckte, um das vorquellende Blut aufzuhalten. Der Soldat schien nichts davon zu empfinden; denn ohne auf Fabians Beschäftigung zu achten, fuhr er fort: „Beim ersten Rencontre hätt' ich dich niedergesäbelt und in Präsenz deiner Maitresse massakrirt."

„Schweig mit deinen Prahlhansereien, Renold!" rief Fabian:

„Dein letztes Stündlein hat geschlagen. Der Tod steht vor dir. Fürchte die Ewigkeit!"

„Was fürchten? was?" entgegnete Gideon: „Ich habe andere Majestäten gesehen. Ich sterbe honorabel, wie ich es jederzeit desiderirt habe. Unterfange dich nicht, Calumnien zu spargiren, daß ich nicht bis an mein Ende ein herzhafter Kriegsmann geblieben sei."

„Renold, bald stehst du vor dem Richterstuhl des Allwissenden; bekenne die Wahrheit, erfülle meine letzte Bitte, sage mir noch . . ."

Gideon unterbrach ihn und sagte: „Molestire mich nicht. Sic transit gloria . . . Alles vorbei."

„Bekenne, du hast Epiphanien aus dem Moose entführt; bekenne, wohin du die Unglückliche geschleppt hast . . ."

— Wär' das Vögelein nicht ausgeflogen gewesen, ich hätt's, dir zum Possen und Chagrin, in den Sack gesteckt. Aber das Nest war leer.

„Epiphanie ist verschwunden!" rief Fabian mit wachsender Angst, denn er bemerkte Renolds zunehmende Schwäche und fürchtete dessen ewiges Verstummen, ehe das Geheimniß von Epiphaniens Loose enthüllt wäre: „Ich beschwöre dich, rede! Läugne nicht! Versöhne dich mit Gott und Menschen durch das Geständniß der Wahrheit. Wo ist der Aufenthalt des unglücklichen Geschöpfs?"

Renold schloß die Augen und versetzte mit leiser Stimme: „Das Weibsbild ist . . . nescio . . ."

„Nenne, Gideon Renold, nenne mir den Ort, um Gotteswillen, nenne ihn!"

„Nescio," antwortete jener leise stöhnend, indem sich die Züge seines bleichen Gesichts plötzlich entstellten und nach einigen Zuckungen in die kalte Ruhe des Todes zusammensanken.

Fabian wiederholte verzweifelnd sein Rufen. Gideon antwortete nicht mehr. Da trat der Frager schaudernd von der schweigenden Leiche zurück. Er betrachtete sie lange mit den Empfindungen des

Entsetzens, Unwillens und Mitleidens. Wie er in düsterer Ueberlegung dastand mit gefalteten, vor sich hingestreckten Händen, auf die Brust gesenktem Haupte, die Blicke, unter finstern zusammengezogenen Augenbraunen, auf das noch im Tode schöne Antlitz des Soldaten geheftet, rauschten Schritte hinter ihm, auf dem Fußweg am Weiher, durchs Buschwerk. Fabian wandte das Gesicht zurück und erblickte mit froher Verwunderung den lang vermißten Abdrich. Er ging ihm entgegen.

„Ich hörte deine Stimme schon in der Ferne, Fabian!" sagte der Alte: „Mit wem sprachst du?"

„Gottlob," rief der Jüngling, „daß uns der Himmel wieder zusammenführt. Ich suchte dich lange mit vergeblicher Mühe und hielt dich für verloren, gefangen oder getödtet."

„Leere Sorge," versetzte Abdrich, „der Tod verlangt mich nicht, und das Leben will mich nicht. So muß ich über die Erde wandern, wie der ewige Jude. Mir sind die Kugeln ausgewichen; ich wich nur den Klauen der Berner und ihrer Henkersknechte aus. Gut, daß du lebst; mit wem sprachst du?"

Fabian zeigte stillschweigend auf Renolds Leichnam und beobachtete Abdrichs Miene, um zu erkennen, welche Empfindungen dieser traurige Anblick in dem Alten erzeugen würde, der fast gefühllos geworden zu sein schien.

Abdrich trat langsam hinzu und blieb in stummer Beschauung stehen. Kein Zug seines Gesichts änderte. Zuweilen brummte er ein „Hm, Hm!" in sich herein, wie wenn ihm etwas Unerwartetes leichte Verwunderung verursache. Nach einiger Zeit murmelte er mit halbsingender halblauter Stimme:

„Vom rosenfarbnen Munde
Erlischt die Lebensgluth;
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist der Stein.

Fabian erschrak und fürchtete für den Verstand des Alten, der in Versen sprach.

„Auf, auf, laß uns von hinnen eilen, Addrich!“ rief er: „denn für uns ist keine Sicherheit in der Nähe des Schlachtfeldes!“

49.

Rettung.

Er ergriff ihn am Arm und führte ihn eilends mit sich hinweg, durch Wald und Feld, ohne Rast, Weg und Steg weder meidend noch suchend, aber in gerader Richtung nordwärts, den Aarstrom zu erreichen. Unterwegs erzählte er, mit vielen beigemischten Bemerkungen, von dem letzten und kurzen Gespräch, das er mit Gideon Renold gehalten; dann entwarf er Pläne, wie sie durchs Münsterthal oder die österreichischen Waldstätte am Rhein gen Frankreich oder Deutschland entkommen könnten, und wie er, sobald für Addrich geborgene Zukunft gefunden sein würde, in das Schweizerland heimkehren und Epiphaniens Spur suchen wolle. Addrich schien das Alles kaum zu hören und ließ zuweilen nur ein trockenes „Ja“ oder „Nein“ oder „Wohl möglich“ vernehmen, mehr aus Gefälligkeit, oder den Frager zufrieden zu stellen, als aus Lust an Unterhaltung.

Wie sie beide nach einer Stunde durch ein stilles Wiesenthal hervortraten, erblickten sie das Ufer der Aar, und, wo sich der Bach, dessen Lauf sie verfolgt hatten, in den Strom ausmündet, einzelne Fischerhütten. Vor einer derselben flickte ein junger Mann

ausgespannte Netze, den Fabian, wegen der Ueberfahrt zum jenseitigen Ufer, ansprach, indem er gutes Trinkgeld verhieß. Jener betrachtete beide abwechselnd lange mit besonderer Aufmerksamkeit und sagte: „Gelt, ihr kommt von Herzogenbuchsee, und der Boden hier brennt euch unter den Füßen? Jesus, Maria und Joseph! das ist übel ausgegangen. Folget mir nach!“

Er warf eilfertig das Garn zur Erde, sprang zur Aare, rüstete ein Schifflein und ließ die Wanderer einsteigen. Als er vom Lande gestoßen hatte, sagte er rudernd: „Ihr Herren, ist euch zu rathen, so fahrt stromab, je weiter, je besser, bis die Nacht auf dem Lande liegt. Das Licht ist euer Freund nicht.“

„Du bist ein Ehrenmann!“ sagte Fabian: „Fahr' uns so weit du magst; um den Fährlohn wollen wir nicht hadern. Du wirst mit uns zufrieden sein.“

„Danket der Mutter Gottes hunderttausendmal, daß ihr mich am Staad gefunden!“ erwiederte der Schiffer: „Ich setze meinen Kopf daran, du heißest Fabian ab der Almen, und der Alte dort, Addrich der Mooser. Jesus Maria! Nun geht's Manchem um den Hals!“

Fabian erblaßte vor Schrecken, sich von einem Unbekannten und in unbekannter Gegend genannt zu hören. „Was weißt du von uns?“ fragte er den Schiffer.

„Daß man nach euch beiden aller Orten das Netz ausgeworfen hat!“ antwortete dieser: „Daß man kaum des Leuenberg so sehr, als euer habhaft zu werden trachtet; daß ich armer Gesell mit geringer Mühe ein paar Dublonen gewinnen könnte, wenn ich zu Olten im Leuen Nachricht von euch brächte. Das wär' aber Blutgeld. Behüt' uns Gott! Ich erkannte euch beide augenblicks an Geberde, Kleid und Art, als ihr vorhin am Staad zu mir tratet; denn der Steckbriefträger hat euch aufs Haar genau konterfeit.“

Obwohl sich Fabian unschuldig fühlte, pochte ihm doch das

Herz bei diesen unerwarteten Botschaften gewaltig, nicht minder aus Besorgniß für Abdrich, als sich selber, da man ihn überall, als dessen unzertrennlichen Gefährten, im Aufruhr gesehen hatte.

Der Fischer bemerkte Fabians Unruhe und sagte: „Sei du ohne Furcht, hast nicht allein im verbotenen Wasser gefischt; ich war auch dabei, als wir Landleute den Zug nach Solothurn machten und die Stadt-Hechte fangen wollten. Seitdem hielt ich mich aber im Staad mäuschenstill, und ging nicht einmal, wie die andern, auf die Höhe, die Schlacht von Herzogenbuchsee zu schauen. Ich habe meine guten Gründe. Als diesen Morgen der Kerl von Bipp mit dem verdächtigen Gesicht kam und euch beschrieb, und was für euch geboten wäre, wußt' ich, was die Glocke geschlagen. Mich soll keiner dumm machen."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen des Schiffers mit dem beängstigten Fabian, brach die Dämmerung des Abends herein. Das Schifflein glitt rasch mit dem Strom dahin.

„Es soll dich nicht gereuen!" sagte Fabian: „Ich zahle dir eine Dublone in blankem Gold, wenn du mit uns durch die Nacht fährst; bis morgen sind wir, wo die Aare in den Rhein fällt."

„Nimmermehr!" entgegnete der Schiffer: „Ich kenne das Wasser nicht weiter, denn bis Brugg; und nächtlicher Weile ist mit dem Strom übel spaßen. Soll's aber gelten, so geleit ich euch um das halbe Angebot über den Berg zu meiner Base ins Iffenthal. Da seid ihr geborgen, besser, als in Abrahams Schooße. Und eh' der Tag kömmt, bin ich wieder am Staad."

Fabian willigte in Alles, um sich und seinem Unglücksgefährten einen Schlupfwinkel zu finden. Der Schiffer steuerte endlich dem linken Ufer und einem Erlengebüsch zu, wo er die Wanderer ans Land gehen ließ, während er den Kahn befestigte; dann schritt er, als Wegweiser, voran über die Felder, durch Wiesen und Aecker, bis in die Nähe eines Dorfes an der Landstraße gen Osten.

Hier ward eine Stunde unter freiem Himmel gerastet, um sich mit Speise und Trank zu stärken, dann der Weg ins Gebirg genommen. Es ging durch Thäler und Hügel, Tannenwälder und Schluchten, bergauf in allerlei Krümmungen bei dunkler Nacht. „Bist du des Weges kundig?“ rief Fabian dem Führer zu, der immer die kürzesten, aber nicht bequemsten Richtungen nahm. — „Hut!“ antwortete jener lachend: „Den fänd' ich blindlings. Zwei Jahre lang bin ich ihn gelaufen, wenn ich bei meinem Seppli zu Kilt ging; jetzt noch allwöchentlich, seit es mein Weiblein geworden. Freilich hätt' ich's lieber am Staad bei mir, aber so lange wir kinderlos sind, muß es im Haus der alten Mutter bleiben und schaffen.“*)

Nach zwei langen Stunden erreichten die Wanderer um Mitternacht eine einsame Hütte. „Hier sind wir zur Stelle!“ rief der Schiffer: „Aber drinnen liegt Alles im Schlaf. Wartet, ich will das Seppli wecken.“ Er schwang sich am Hause auf eine Holzbeige und verschwand in einer fensterartigen Oeffnung des Estrichs. Nach geraumer Zeit ward es im Innern der Hütte laut; es schimmerte Licht, die Thür ward geöffnet, und mit brennendem Kienspan in der Hand zündete der Schiffer seinen Freunden in eine Stube hinein. Ein junges, halbbekleidetes Weib, darauf bald auch ein altes Mütterchen, traten herein, hießen die Fremdlinge willkommen und bedauerten, ihnen für die Nacht kein besseres Lager, als auf Ofen und Bank anweisen zu können. Dankbar entrichtete Fabian dem braven Schiffmann seinen verheißenen Lohn. „Nun

*) Die nächtliche Heimsuchung der Geliebten von den Jünglingen, der Kiltgang, ist, wie in andern deutschen Gebirgsländern, noch jetzt in der Schweiz Sitte; eben so auch ist noch häufig, daß ein vermähltes junges Paar, zumal wenn es unbemittelt oder kinderlos ist, getrennt bei den gegenseitigen Aeltern wohnt.

denn," rief dieser, nachdem noch Vieles über geheimen Aufenthalt und über mancherlei nöthige Vorsicht verhandelt worden war, „dem Hungrigen ist bald gekocht, dem Müden leicht gebettet. Ihr seid ins Trockene gebracht. Wartet geduldig, bis der Sturm ausgetobt hat. Gelobt sei Jesus Christ!"

Fabian, froh, sich und den Oheim Epiphaniens in Sicherheit zu wissen, bequemte sich ohne Mühe in die ärmlichen Verhältnisse der Berghütte und fand, wie in dieser Nacht das Lager auf der Holzbank, so in den folgenden die Ruhestätte auf dem Heu, desgleichen die Bewirthung mit den einfachen Erzeugnissen des Herdes unendlich köstlicher, als den Aufenthalt in einer Felshöhle, an den er schon in der ersten Angst gedacht hatte. Die Flüchtlinge hätten kaum ein angenehmeres Asyl wählen können, als die hohe, grüne Einöde, in welcher Monate lang kein fremdes Gesicht gesehen ward, und wo die beiden gutmüthigen Weiber mit einem alten Knechte in Gastfreundschaft gegen die Unglücklichen wetteiferten. Das Bergthal, zwischen den beiden Jurapässen des Hauensteins gelegen, trug seine eigenthümliche wilde Anmuth. Zu beiden Seiten schwollen die alpenartigen Wiesen gegen die nahen Felsenkämme des Gebirgs auf. Im Hintergrunde hing malerisch ein armseliges Kirchlein am Berge, hoch über einem furchtbaren Abgrund. In der Nähe desselben bildeten wenige beisammen liegende, elende Hütten und einzeln im Gebirg umher zerstreute kleine Berghöfe die Gemeinde.

Während Abdrich in dieser Einsamkeit die einsamsten Stätten suchte, Tage lang auf einem verwitterten Felsblock des öden Bergrückens unbeweglich dasaß, selten sprach, und dann nur still grollend mit der Weltordnung, oder schreckhafte Dinge ahnen lassend, schweifte Fabian ungeduldig durch das Gebirg. Gequält durch den schmerzvollen Gedanken an Epiphaniens Schicksal, ward ihm der Müßiggang und die einfache Lebensweise bald unerträglich.

Er würde schon nach den ersten Wochen das Issenthal verlassen haben, um seine verlorne Gattin aufzusuchen, selbst mit Lebensgefahr, hätt' ihn nicht eine geheime Bangigkeit um Addrich oder die Menge der Schreckensbotschaften zurückgehalten, welche jedesmal der treue Schiffmann brachte, so oft derselbe im Thal erschien.

Wöchentlich gab dieser neue Berichte von der Strenge und Grausamkeit, mit welcher die Obrigkeiten gegen die besiegten Rebellen verfuhren; wie tägliche Verhaftungen erfolgten und jeder Verdächtige angehalten würde. Fast sämmtliche Häupter und Rädelsführer der Empörung lagen schon in Kerkern und Ketten. Leuenberg war zu Trachselwald von einem seiner eigenen Helfershelfer und Nachbarn, Hans Bierri, verrathen, nächtlicher Weile aufgehoben und nach Bern geschleppt worden. In Zofingen ward ein Blutrath von fünfzehn Personen niedergesetzt, die Eingefangenen zu verurtheilen, die Schuldigen abzustrafen. Christen Schybi, im Entlibuch entdeckt, wurde nach Zofingen gebracht, verurtheilt und in Sursee, mit drei andern Spießgesellen, enthauptet. Adam Zeltner, der kluge Untervogt von Buchsiten, empfing in Zofingen den Todesstreich vom Schwert des Nachrichters, ungeachtet sich der französische Botschafter, Herr de la Barde, aufs dringendste für das Leben desselben verwendet hatte. Ulli Schad ward vor dem Steinenthor bei Basel mit dem Strang vom Leben zum Tode gebracht, während sechs andere seiner Aufruhrgenossen, sämmtlich sonst achtbare Greise, alle mit grauen Köpfen und weißen Bärten, daselbst durchs Schwert hingerichtet wurden. Gleich trauriges Schicksal erlebte Leuenberg, dem nur unter der Folter Geständnisse erpreßt werden konnten; eben so sein ehemaliger Geheimschreiber Brömmer, und mancher Andere zu Bern. Ein Schmied von Hochstätten, weil er zur Volksbewaffnung Piken geschmiedet hatte, mußte dort nach geschehener Enthauptung noch geviertheilt, und mit den vier Stücken seines Leibes an den Galgen genagelt

worden. Als am Sonntag darauf (3. Juli) ein erschreckliches Ungewitter, von Sturmwinden und Wolkenbrüchen begleitet, über Bern zog, die Stadt schwer beschädigte, das Hochgericht mit den angehefteten Köpfen der Rebellen niederwarf und zertrümmerte, erkannte der Aberglaube eines Volkes, welches unter dem obrigkeitlichen Zorne zitterte, wenigstens darin zu seinem Trost des Himmels Mißbilligung so blutdürstigen Wüthens der gnädigen Herren und Obern.

Die Zahl der Hingerichteten war groß; noch größer die Zahl derer, denen vom Henker ein Ohr abgeschnitten, oder die Zunge geschlitzt wurde; die man mit Ruthen strich, aus dem Vaterlande verbannte, auf die venezianischen Galeeren verschickte, um ihren Tod in Seeschlachten gegen die Ungläubigen zu suchen, oder die man ehr- und wehrlos machte, und mit schweren Geldbußen ungroßmüthig an den Bettelstab warf.

50.

Die letzten Erscheinungen.

„Ich will lieber unter Menschenfressern, Türken, Heiden und reißenden Thieren wohnen, die ihr Gebiß nur da einschlagen, wo Hunger oder Nothwehr Blut begehren!“ schrie Fabian, „als unter diesen christlichen Obrigkeiten, die nun ihre Feigheit und überstandene Angst mit Grausamkeit verdecken; ihre Rache gleisnerisch hinter den Schild gesetzlicher Gerechtigkeit verbergen; das arme Volk erst mit Blutsaugerei und Frechheit am Boden zertreten, dann die Verzweiflung desselben an Schuldigen und Unschuldigen in blinder Wuth strafen; sich dabei gottesfürchtige, gnädige Obrigkeiten und die armen, rechtlosen Unterthanen freie, glückselige Unterthanen nennen! Verruchte Unnatur!“

„Warum tobest du, Bursch, wider die Natur?“ entgegnete Abdrich gelassen oder vielmehr kalt: „Sie geht ihren bleiernen Schritt. Wir Ebenbilder Gottes haben kaum nur das Menschengesicht aus dem alten Fell der Bestialität hervorgestreckt. Wenn sich eine Nation mit der Kinderruthe züchtigen, mit der Peitsche geißeln läßt, verdient sie nichts Besseres, denn Ruthe und Peitsche.“

„O Abdrich! fesselte mich nichts mehr an diesen blutbedüngten Felsenboden,“ rief Fabian bewegt, mit der Thräne heiligen Grimmes im Auge, „ich möcht' in eine Wüste ziehen und mich mit den Tigern verbrüdern. Hast du von unserm Schiffer die Geschichte des alten Weibes von Olten gehört, welches nach Zofingen lief und vor den unbarmherzigen Richtern für das Leben des Ehemannes und Sohnes, endlich nur für das Leben eines einzigen von beiden, den Fußfall wiederholte? Und als man ihr nun die schauerliche Wahl öffnete, als nach langem entsetzlichem Kampf des Mutterherzens und der Gattenliebe die eheliche Zärtlichkeit überwog — da hohnlächelte gefühlloser Witz über die Betrogene. Das scheint mir die höllische Krone auf das Haupt alles Frevels zu legen! . . .“

„Still, Bursch!“ erwiederte Abdrich: „Trag' Sorge für deine junge Haut. Wo Tyrannen wohnen, haben die Steine Ohren.“

Er hatte nicht Unrecht. Denn der Pfarrer des Iffenthales hatte den Aufenthalt der Flüchtlinge entdeckt, das Weib des Schiffers berufen und ausgeforscht, und demselben darauf geboten, reinen Mund zu halten, über Alles, was er gefragt und gesagt. Die junge Frau aber gehorchte mehr der Stimme ihres Mitleides, als des Beichtigers und warnte die Fremdlinge angstvoll. Da blieb diesen die abgelegene Einöde kein Asyl mehr.

„Fort denn,“ sagte Fabian, „das Leben zu retten, muß das Leben gewagt sein. Versuchen wir's durch das unwegsame Ge-

birg, an den bewohnten Höfen und Bergdörfern vorüber, das kaiserliche Gebiet am Rhein zu erreichen."

„Mir gleich!" entgegnete Abdrich gleichgültig: „Mein Leben kannst du nicht retten. Hätte ich kein Wort gegeben, es wäre längst weggeworfen. Ich folge dir. Die grüne Schale des deinigen hält noch einen Kern; der meinige ist vermodert."

Mit Dank und gerührtem Herzen schied Fabian, Abdrich aber stumm, von der gastfreundlichen Berghütte, in der folgenden Morgenfrühe, ehe der Tag graute. Dicker Nebel lag auf dem Thal und verbarg ihre Flucht, aber zugleich auch Weg und Gegend so sehr, daß sie erst mit Sonnenaufgang aus der Bergschlucht hervortraten, durch welche ihnen ein wildes Waldwasser zwischen Felsenschnitt den Ausgang zur Heerstraße über den untern Hauenstein gezeigt hatte.

Wie sie den gähen Felsenweg des Hauensteins emporgestiegen, dessen letzte Höhe durch eine blaugraue Wolke, längs den Klippen gähnend, bedeckte, wurden sie bald eines Wanderers gewahr, der vor ihnen, in städtischer Tracht, gemach bergauf schritt. Fabian drückte das braune Sammetbaret tiefer in die Augen, und, das Gesicht abgewandt, eilte er an dem Manne vorbei, indem er trocken einen Morgengruß sprach.

„Heda! Halt!" rief der Wanderer: „Sonntag und Montag kommen alle Wochen zusammen, aber nicht Menschen. Es freut mich, Herr Freund, Euch hier zu treffen und mit Euch gleichen Weg zu machen, wenn Ihr nicht wie ein Bürstenbinder laufet."

„Schon früh auf den Beinen!" antwortete Fabian, der den wohlgemuthen Meistersänger von Aarau erkannte, und sich von Herzen nun des alten Bekannten erfreute: „Was gibt's Neues? Jetzt ist wieder Ruh' und Sicherheit im Land und das Regiment frisch und wohl bestellt."

„Ja, ja, Herr Freund! es wird aufgeräumt, wie sich's ge-

bährt. Nur sag' ich, frische Besen wischen wohl, doch gehen sie nicht in die Winkel. Den Erzrädelsführer Abdrich haben sie noch nicht gefunden; wer weiß, wo er steckt? Hat aber der Teufel den Sattel, so holt er auch den Zaum. Ich wette, der trägt sein Kupfergeld nicht lange mehr auf der Nase herum. Heut' oder morgen hängt er in Scharfrichters Dohnenstieg, oder läuft wenigstens mit nacktem Rücken durch den Besenmarkt. Er hat's um mich allein schon verdient. Und säß' er in einem Dachsloch, ich kröche hinein, und holte ihn heraus."

„Kannst ihn wohlfeiler haben!" sagte Abdrich, der jetzt von hinten herankam: „Hier bin ich. Wie viel hat man für mich geboten?"

Meister Wirri stand still, und starrte den Alten verblüfft an; faßte sich aber bald und sagte halb ängstlich, halb freundlich zu ihm: „Nun, nun, ich hoffe, Ihr werdet Spaß verstehen, Herr Freund. Ich hatte Euch wohl gesehen und nur dergleichen gethan, Euch Furcht zu machen. Ich soll Euch auch höfliche Grüße bringen von meinem Aenneli, das ehemals in Euerm Dienste stand und Euch noch immer belobt."

„Ist's dein Aenneli geworden?" entgegnete Abdrich mit gleichgültiger Miene.

„Gelt, das nimmt dich Wunder!" rief Wirri, der sein Vergnügen nicht verbergen konnte, den furchtbaren Alten schnell auf ein anderes Gespräch zu leiten: „Nun, was nicht ist, kann noch werden. Es lebt beim hochwürdigen Herrn Dechanten Herrentage, und das Jünglein geht ihm noch immer, wie der Bachstelze der Schwanz."

„Wie viel also hat man für mich geboten?" fragte Abdrich wieder.

Den Spielmann machte die Frage wieder ganz ernst, doch zwang er ein Lächeln durch die ersteiften Gesichtsmuskeln und versetzte:

„Ei was? macht doch aus der Pille keine Bombe. Jedermann begriff, es ging auf den alten Socken nicht länger, und die Bauern hatten ihr Recht. Niemand verdenkt's Euch. Hättet Ihr nur Euer Eisen geschmiedet, als Ihr vor der Esse waret. Aber da wollte jeder von den Bauern sein eigen Kraut schmalzen. Und wenn zwei Hunde an einem Bein nagen, kommen sie selten überein. Das war das Unglück. Ein Mann wie Ihr, Herr Freund, hätte das Ruder führen müssen, aber kein hochmüthiger Tölpel, wie der Leuenberg, der sich meinte, als höre er die Flöhe husten und das Gras wachsen, und der den Kopf im Gehen streckte, als ob er einen Degen verschluckt hätte."

„Schweig, Mops!" entgegnete der Alte: „Laß die Todten ungelästert. Er starb wenigstens für etwas Besseres, als wofür du lebst."

„Nun ja," stimmte Wirri verlegen ein, „es gibt Mancher mehr um Karrensalbe, als er mit dem Karren verdient."

„Ich rede von der Landfreiheit!" sagte Addrich.

— Richtig! ach die liebe Freiheit! Man kauft sie allezeit theuer ein, aber verkauft sie um einen Pfifferling wieder. Glaubt mir's. Der Welsche versingt sie, der Deutsche vertrinkt sie, der Franzos vertanzt sie, der Holländer verschachert, der Spaniol verbetet, der Schweizer verschläft sie. Kann der Bauer nicht Landvogt werden, muß er seinen Käse selbst von der Alp tragen.

„Ich merke," sagte Addrich, „du bist einer, der mit allen Winden segeln will."

Fabian, der die Unterhaltung auf andere Dinge zu lenken wünschte, fiel hier mit der Frage ein: „Wohin geht die Reise so früh, Meister?"

„Ich komme von Olten und ziehe nach Basel. Man muß viel für den lieben Gott und fürs liebe Brod thun. Der wohlehrwürdige Herr Dechant hat einmal sein Vertrauen zu mir, drum muß ich und kein Anderer seinen Brief nach Basel tragen, an

den..., an den Dan...Din...Don...Dar... Ihr kennet ihn ja. Ich bringe leichter zehn Kletten in den Hals, als den verwünschten Namen heraus!" Er griff ins Wamms und zog einen Brief hervor, um die Aufschrift zu lesen.

Fabian, der auch den Herrn von Grönkerkenbosch wegen Epiphanien in Verdacht genommen, stutzte, als er vom Briefwechsel des Dekans mit jenem Manne hörte, und der Gedanke ging ihm auf, er könne hier Licht für seine Finsterniß finden.

„An Don Nardo?" rief der Jüngling auffahrend und riß den Brief aus der Hand des Spielmanns ungestüm an sich.

„Richtig!" antwortete der Meister Wirri und setzte hinzu, indem er mit schälkisch drohender Miene auf Abdrich deutete: „gebt das Schreiben nicht weiter. Da steht ein Männlein, das mir schon einmal den Botenlohn verdarb und einen Brief öffnete, der nicht für ihn geschrieben war."

„Das kann ich selbst, und werde es beim Dekan Rüsperli verantworten!" sagte Fabian, riß das Siegel auf und durchflog mit brennenden Augen hastig die Zeilen.

Meister Wirri stand verduzt mit offenem Munde da, und als er die Sprache wieder gewonnen, stammelte er halb scheu, halb zornig: „Plagt Euch denn ... Gott sei mir gnädig ... da muß einem der Hafen, ohne Feuer, überlaufen; anderer Orten nennt man das Straßenraub. Aber spornstreichs kehr' ich um und klag' es dem Herrn Dechanten. Er wird Euch Späne unter den Speck hacken. Geduld!"

„Schweig!" rief Abdrich und hob eine geballte Faust drohend.

Meister Wirri duckte sich und nahm hastig den Rückzug nach Olten, indem er rief: „Zwischen Fuchs und Wolf ist bös spazieren gehen. Behüt' Euch Gott! Es gibt noch Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat. Den Streich schreib' ich Euch nicht mit Kohlen in den Kamin."

Während er sich brummend entfernte, zwar immer zurückkehrte, aber eben so oft den Rückzug antrat, so oft er Abbrichs Bewegung gegen sich erneuern sah, las Fabian den Brief. Er war in lateinischer Sprache geschrieben, dem Jüngling der Inhalt dunkel. Folgendes ungefähr sagten die Worte des Dekans an Don Nardo:

„Ach, daß wir Wasser genug hätten in unserm Haupt, und unsere Augen Thränenquellen wären, daß wir Tag und Nacht weinen möchten. (Jer. 9). Dir wäre besser gewesen, du wärest von der Höhe des Felsens gestürzt, oder mit einem Mühlstein am Hals in die Tiefe des Meeres gefallen, daß du nur das zeitliche und nicht das ewige Leben verloren hättest.

„Abbrich hat, wie Dathan und Abiram, schwer gesündigt, als er von der durch Gott eingesetzten Obrigkeit abfiel. Aber seine Schuld ist federleicht, neben deinem Hochverrath an Jesu Christo. Denn du hast in deiner Apostasie eine Sünde gegen den heiligen Geist gethan, die nie vergeben wird. Ich darf nicht mehr der Freund dessen sein, der Gottes Feind geworden ist; mein Haus hat für dich nur verschlossene Pforten. Darum, bist du in Basel: so bleibe; trifft dich dies Blatt schon auf der Straße gen Aarau: so kehre um und sei gewarnt! Denn den Jüngling, den du suchst, findest du nicht. Wir wissen nichts von ihm.

„Wehe, daß dich der böse Geist blendete und du in die Fallstricke der spanischen Katholiken fielst! Hätten die Wilden der philippinischen Inseln dir den Todesstreich versetzt, als nur dein Antlitz mit einer Narbe entstellt: du würdest minder zu beklagen sein, denn deine arme Seele wäre gerettet worden. Aber alle Tonnen Goldes, die du von deinem reichen Weibe dort ererbt hast, weil du dessen Leben von den Barbaren befreitest, sind kein Lösegeld aus der Verdammniß. Und hättest du ganz Ostindien, ja die ganze Welt gewonnen, was hülfe es dir, nun du Schaden an deiner Seele genommen?

„Ich unwürdiger Diener des göttlichen Wortes beschwöre dich bei den blutigen Wunden meines lieben Herrn und Heilandes, kehre zurück zur wahren, evangelischen Kirche, in der du geboren und erzogen worden bist, und verführe nicht das Mägdlein zur verfluchten Abtrünnigkeit. Ich werde dieses Kindes Seele vor dem Thron Gottes einst wieder von dir fordern. Noch einmal, kehre zum wahren Glauben an Jesum zurück; dann darf ich dich wieder sehen, sonst nie! Ich werde zu Gott Tag und Nacht schreien, daß er dein Herz bewege und dich auf den Weg des Heils zurückführen wolle."

Versunken im Erforschen und Denken des Sinnes dieser Zeilen, und in unruhigen Ahnungen über das vom Dekan bezeichnete Kind oder Mägdlein, war Fabian mit scharfen Schritten, lesend und wiederlesend, gegen die wüste Höhe des Weges hinangekommen, unbekümmert um Abdrich und Wirri, die hadernd zurückgeblieben waren. Als er die Augen aufschlug, sah er sich schon von jener Wolke umfangen, die er vorher über sich auf dem Rücken des Gebirgs erblickt hatte. Ein frostiger Luftzug strich ihm zwischen den schroffen, kahlen Felsen entgegen, aus deren Klüften die Gebüsche durch den falben Nebel, wie seltsame, lebendige Gestalten nickten und gaukelten. Aber eine andere Gestalt lösete sich vor ihm aus dem Innern der Wolke zu immer bestimmtern Umrissen. Er erkannte einen Reisigen, der sein Roß am Zügel führte. Es stand plötzlich Don Nardo neben dem Rosse, im Begriff, zum Dechanten nach Aarau zu reisen.

„Halt!" schrie Fabian, und zog den Degen: „dich sendet Gott selbst in meine Gewalt. Steh' mir Rede! Steh'!"

Don Nardo, des Ueberfalls nicht gewärtig, stand anfangs betroffen da; wie er aber den Jüngling erkannte, sagte er gelassen: „Ich ließ mir's keine Geldsumme kosten, wochenlang Leute auf allen Wegen nach dir auszusenden und dich zu suchen. Aber das

du in diesen Wildnissen Räubergewerk führest, ließ ich mir nicht träumen. Kennst du mich nicht, Unglücklicher?"

„Steh' mir Rede!" rief Fabian und setzte ihm die Degenspitze auf die Brust: „Du, du hast Epiphanien entführt, die Nichte Abdrichs, mein Weib!"

Während er sprach, tönten viele Pferdehufe, und neue Gestalten schwebten im Nebel, wie dunkle Schatten, heran. Ein lauter Schrei erscholl: „Morde meinen Vater nicht!" und mit dem Schrei schlug ein weiblicher Arm den Degen Fabians auf die Seite. Der Ton klang betäubend in des Jünglings Ohr und erschütterte sein Wesen, daß ihm aus der gelähmten Faust das Schwert zu Boden fiel. Aber die Retterin bebte, als sie des Jünglings recht ansichtig ward, erst mit Erschrecken zurück; dann erhob sie laut weinend die Arme und rief: „Fabi! ach, Fabi! du selbst!" und sank an seine Brust. Er starrte unbeweglich auf sie nieder, und stammelte todtenblaß und mit zitternden Lippen: „Faneli! meine Seele! o mein Leben!"

Indessen beide im Sturm der ersten Seligkeit, sich wiedergefunden zu haben und umfaßt zu halten, Alles vergaßen, was um sie her war, kam Abdrich odemlos den jähen Bergweg daher geeilt. Er hatte das Geschrei auf der Höhe vernommen, und seine Schritte alsbald verdoppelt, weil er befürchtete, Fabian sei von ausgestellten Wachten im Nebel überfallen und gefangen worden. Entschlossen, ihn zu befreien, und beim Anblick der Rosse und Menschen in der wolkigen Umdämmerung die Wahrheit seines Argwohns nicht mehr bezweifelnd, zuckte er das Schwert und schwang es gegen den Ersten, der ihm aus dem Haufen entgegentrat. Doch wie vom Schlag getroffen, sank der gehobene Arm schlaff zurück. Sein Gesicht war vom Entsetzen schrecklich entstellt. Die finstern Augen starrten, als wollten sie ihre Höhlen verlassen, aus der rothen Umfassung der Augenlider grausig vor, wie eine veraschte

Kohle aus der Gluth. Er lallte mit bebender Zunge, unbewußt, halblaut: „Das ist mein todter Bruder Diethelm.“

Auch der Herr von Grönkerkenbosch, den sonst nichts aus seinem stillen Gleichmuth warf, verlor hier die Fassung, fuhr bestürzt zurück und rief: „Addrich!“ aber der vielerfahrene Mann sammelte sich schnell zur Besonnenheit und sagte: „Unglücklicher, du bist der Gräuel des Landes geworden, weil du keinen Gott hattest, als dein schreckliches Ich. Dich allein wollt' ich vermeiden. Aber du hast mich zu deinem Schuldner gemacht durch das, was du meinem Kinde gethan. Mir steht nicht zu, mit dir zu rechten. Flieh' dies Land, das dich verflucht; mein Schloß am Rhein hat Raum und Freude für uns Alle. Hier nimm die Hand. Wir sind versöhnt.“

Addrich wich schaudernd vor der ausgestreckten Hand und sagte mit leiser, heiserer Stimme: „Bist du nicht unter dem Eis des Rawylgletschers vergraben?“

Don Nardo schüttelte mit traurigem Lächeln das Haupt und sagte: „Still davon, mein Bruder. Oder, wenn du es denn willst, so höre Alles in vier Worten. Gottes Barmherzigkeit und Vorsehung haben gewaltet. Deine wohl etwas unbrüderliche Härte wies mir aber nur den Weg über den Rawyl nach Ostindien zu meinem Glück hinüber. Eine fromme, reiche Pflanzerin der Philippinen ward meine Gemahlin; ich nach ihrem Tode der Erbe ihres Reichthums. Wir kehren auf der Stelle gen Basel um. Mein Ziel ist unerwartet getroffen. — Die Hand her!“

„Mensch, was habe ich mit dir zu schaffen?“ sagte Addrich, und blieb in seiner Stellung unbeweglich: „Bist du nicht der auserkorne Quälgeist meines Daseins? Hast du dem verstoßenen Knaben nicht schon das Herz des Vaters geraubt? nicht dem Jüngling die Liebe der erwählten Braut? — Du, und kein Anderer, hast mir Epiphanien entwendet, mir und dem Gatten.“

„Laß den alten Haber fahren!“ rief der Stiefbruder mit besänftigendem Ton: „Das Herz der Andern ist in keines Andern, denn in Gottes Gewalt; ihre Liebe war ja nicht meine Schuld, nicht mein Verdienst. Und dort steht Epiphanie! Ich mußte sie entwenden, weil ich sie nicht fordern durfte. Du bist wegen deines Unglaubens, ich wegen des alleinseligmachenden Glaubens geächtet. Ich darf nicht mehr in der Heimath meiner Väter ohne Gefahr wandeln, weil ich zur römisch-katholischen Kirche heimgekehrt bin. Ich stehe rechtlos vor euern Richtern, und meine Tochter würde mir vom Glaubenshaß eurer Obrigkeiten verweigert worden sein. Selbst jener Landvogt, für den ich, du weißt es, Vermögen, Würde, Alles verlor; er, dem ich mich zuerst und einzig offenbarte, hatte nur so viel Dankbarkeit erübrigt, mich zu warnen, nicht Berner Grund und Boden zu betreten, als wär' ich ein Aussätziger.“

Abdrich schien der Worte seines Bruders nicht zu achten, sondern in andern Gedanken vertieft, stand er mit zur Erde gewandtem Blick da.

„Nun, Alter!“ fuhr Diethelm fort nach einigem Schweigen, in welchem er den finstern Greis mitleidsvoll beobachtete: „Hand her! In den Wolken des Himmels, hoch über der Erde, führt uns die Hand Gottes zusammen auf der vaterländischen Höhe. Hand her! Das Vergangene sei vergangen! Ich will alle deine Sorgen von dir nehmen.“

Hier richtete Abdrich das Haupt empor und sprach: „Ich habe deine Tochter, die du verlassen hattest, jenem Jüngling Fabian ab der Almen zum Weibe gegeben, daß sie nicht schirmlos bleibe.“

Mit sanftem, billigendem Kopfneigen erwiederte Don Nardo: „Er will mein Sohn sein.“

Abdrich warf den Blick suchend durch den Nebel, schritt an seinem Bruder vorüber zu Fabian und Epiphanien hin, die noch einander fest umschlungen hielten und bei seinem Erscheinen mit

Seligkeit in Stimm' und Blick riefen: „Addrich! o Addrich! aller Schmerz und alles Weh hat nun sein Ende!"

„Alles!" murmelte Addrich. Da sein Bruder herankam, wich er langsam zurück, seitwärts, sinnend, in den Nebel, wo er, wie ein düsterer Schatten, zwischen Felsen irrte.

„O mein Fabi!" rief Epiphanie, indem sie den zärtlichen Blick, noch schwer von Freudenthränen, zu dem Geliebten erhob: „Nimm deinen Vater an deine Brust!"

Fabian hielt mit einer Hand die schöne Gattin fest, als fürchte er, sie könne ihm noch einmal entrissen werden; mit der andern Hand entblößte er vor Don Nardo das Haupt und sagte: „Epiphanie, Eure Tochter, ist mein mir anvermähltes Weib. Ich fleh' um Euern Vatersegen."

„Du sollst mein Sohn sein!" antwortete mit gütigem Blick Don Nardo, indem er seine Hand auf Fabians Scheitel, wie zu einem Segen legte: „Des Himmels Wille waltet unverkennbar. Dich, den ich nebst Addrich seit sieben Wochen von so viel ausgesandten Leuten vergebens suchen ließ; dich, von dem nie eine Spur entdeckt ward, dich leitet Gottes Hand mir selbst wunderbar entgegen. Wir waren im Begriff, nach Aarau, deinetwillen, im Begriff zum Dekan Nüsperli . . ."

„O wie viel Angst hab' ich für dich getragen, Fabi!" seufzte Epiphanie und küßte ihres Lieblings Hand.

„Verzeiht mir," sagte Fabian zum Herrn von Grönkerkenbosch, „wenn ich Euch verkannt und im Irrthum beleidigt habe. Warum verhehltet Ihr mir doch, daß Ihr der Vater meines Faneli wäret? Warum verbarget Ihr Euch, den ich wohl als Herrn Diethelm kannte, hinter falschem Namen?"

„Mein Nam' ist ächt aus der Taufe!" erwiederte jener: „Ich heiße Leonhard Diethelm. Unter fremdem Himmel streift' ich Alles ab, was mich an Unglückstage mahnen mochte, selbst den Namen.

Ich ward glücklicher, als Leonardo, denn Diethelm je gewesen war; dir aber, junger Freund, wie konnt' ich dir vertrauen, den ich nicht kannte? Ich wußte nur durch Sagen von einem leichtfertigen Gesellen, der um meine Tochter bei Addrich würbe, einem lockern Kriegsknecht. Lange hielt ich dich für ihn."

Fabian umarmte den Vater Epiphaniens und sagte mit Herzlichkeit in Geberd' und Ton: „Seid mein Vater! Ich will Euer gehorsamer Sohn sein. Geht nicht gen Aarau! Euer harret kein freundlicher Empfang."

Don Nardo küßte des Jünglings Stirn mit sichtbarer Rührung und legte Epiphanien an des Jünglings Herz: „Hier ist dein Weib!"

In diesem Augenblick zerriß der graue Nebel um sie her, wie ein Vorhang des Himmels, und schlang sich goldgesäumt um die Scheitel der Berge. Die Sonne mit blendender Pracht überstrahlte die schroffen Felsen und grünen Gebüsche der hohen Einöde; und von jedem Halm blitzte, in wechselnden Schimmern, ein flüssiger Diamant am reinen Morgenlicht. Wie liebende Seelen, die sich nach dem Tode des Leibes im Elysium begegnen, standen Fabian und Epiphanie, einander umfangend, stillbewundernd, mit stummer Zärtlichkeit um Liebe fragend. Des Vaters Blick ruhte lange Zeit mit Wohlgefallen auf dem schönen Paar, das Ueberirdischen glich. Endlich wandte er sich zu seinen Dienern, welche bei den Rossen in einiger Entfernung harrten, und rief: „Wendet um! wir kehren nach Basel zurück. Wo aber ist mein Bruder?"

Addrich war im Nebel verschwunden; keiner von den Dienern hatte ihn wahrgenommen. Nun ward er von allen Seiten gerufen. Es tönte keine Antwort. Er ward von Allen gesucht; nach zwei Stunden hatte ihn Keiner gefunden.

„Lasset ab!" sagte Fabian: „Den Unglücklichen drückt die Seligkeit der Glücklichen. Er ist allein hinüber, wohin wir beide heut' wollten, durchs Gebirg in des Kaisers Gebiet."

Also stieg der ganze Zug hinab auf der andern Seite des Hauensteins, wo sich der Weg minder steil zum einsamen Bergdorf von Läufelfingen niederzog. Auch hier bot Don Nardo Geld aus und versandte Leute, den Verlornen im Gebirg zu suchen, oder ihm durch die Bergwildnisse gegen das Frickthal zu folgen, wohin er sich wahrscheinlich gewandt hatte. Man verhieß, ihn in der Stadt Basel zu erwarten. Dahin wandte sich der Zug.

Nach drei Tagen kam zu Don Nardo Botschaft. Man hatte den Leichnam eines Greises in einem Abgrund gefunden, in welchen derselbe von einer schroffen Felswand, vielleicht in den Nebeln verirrt, herabgestürzt war. Don Nardo verschwieg, was er wußte, um den Himmel seiner Kinder nicht zu trüben. Er offenbarte ihnen erst lange nachher auf seinem Schloß am Rhein Addrichs Ausgang.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.